
Princeton University Library
32101 064479999


Dei
Sub Numine
Viget





Jahrbücher der Literatur.

Fünf und funfzigster Band.

1831.



July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des fünf und funfzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LV.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1831.

Art. I. Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Dr. Friedrich Wilken, königl. Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Berlin, Historiographen des Preußischen Staates, R. d. R. A. O., Mitgliede der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, so wie der asiatischen Gesellschaften zu Paris und London, Correspondenten der königl. französ. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Ehrenmitgliede der märkischen ökonomischen Gesellschaft und des Vereins für nassauische Alterthumskunde u. s. w. Sechster Theil: Geschichte der Kreuzfahrten nach dem gelobten Lande, während der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1830, Octav, 652 Seiten Text und 20 Seiten Anhang.

Wir freuen uns, daß dieses verdienstvolle Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit durch den vorliegenden Band seinem Ende zuschreitet, welchen es mit dem nächsten siebenten erreicht haben wird. Das siebente Buch des ganzen Werkes, welches diesen Band füllt, umfaßt die Begebenheiten der Kreuzzüge, in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1247, in welche Epoche der fünfte und sechste große Kreuzzug, nämlich der der Eroberung Damiats (i. J. 1219) und der Friedrichs II. neun Jahre später 1228 fallen, welche beyde mit zwey Friedensschlüssen endeten, wodurch die Hoffnungen der Kreuzfahrer nicht erfüllet wurden; der erste war durch den mit Sultan Melik el-Kamil auf acht Jahre (am 30. August 1221) abgeschlossene Waffenstillstand, der zweyte durch den von Friedrich II. mit eben demselben Sultane von Damaskus (18. Febr. 1229) für zehn Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand beendigt. Die Geschichte der Kreuzfahrten des dreyzehnten Jahrhunderts beginnt mit dem großen Erdbeben (den 20. May 1202), in welchem so viele syrische Städte in Schutt zerfielen. An der Wiedererbauung der Mauern von Tripolis legte auch der weise Saadi Hand an, der in der Nähe von Jerusalem gefangen und aus der christlichen Sklaverey hernach von einem Freunde aus Haleb mit zehn Goldstücken losgekauft ward. Die Gegenwart dieses größten ethischer, persischer Dichter zu Tripolis unter den Franken hat größeres welthistorisches Interesse, als die gleichzeitige eines ungenannten ungarischen Grafen, der sich damals zu Ptolemais einfand. Im J. 1208 nahm Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich zu Klosterneuburg und in Ungern König Andreas das Kreuz; im Geleite

Herzog Leopold's befanden sich Hatmar von Chunring aus Oesterreich, Ulrich von Stubenberg aus Steyermark, und Engelbert von Auersperg aus Krain, nebst vielen anderen Edelen dieser Länder, außer ihnen zog auch ein großes Heer sächsischer Kreuzfahrer den ungrischen voran; damals ergriff in Frankreich und Deutschland die Jugend ein heiliger Schwindelgeist zur Befreyung des heiligen Grabes und die Wirkung desselben war der so genannte Kreuzzug der Kinder.

»Die Schwärmerey, welche die französischen Knaben ergriffen hatte, verbreitete sich auch zu der Jugend in Burgund und Deutschland, und vornämlich in den Rheinländern bezeichneten sich mit dem Kreuze viele Knaben, und nicht nur die Söhne geringer Leute, sondern auch aus edlen Geschlechtern, indem sie versicherten, daß ihnen von Gott selbst befohlen worden sey, nach Jerusalem zu ziehen, und das heilige Land zu retten. Sehr bald aber mischten sich unter die schwärmerischen Knaben ruchlose und boshafte Menschen, welche, die Unerfahrenheit der jugendlichen Kreuzfahrer benutzend, ihnen das raubten oder entwandten, was die Mildthätigkeit mitleidiger und frommer Christen denselben gespendet hatte, und dann mit ihrem Raube davon gingen; einer solcher Bösewichter aber wurde zu Köln ergriffen, und büßte sein Verbrechen am Galgen.« (S. 76.)

Dieser Schwindelgeist erinnert unwillkürlich an den, wovon heute französische und deutsche Studenten ergriffen, einen Kreuzzug drohen, dessen Ergebniß zuletzt wohl kein fruchtbarerer seyn würde, als das des Kreuzzuges der Kinder, wiewohl Papst Innocenz, als er die Kunde erhielt von der schwärmerischen Begeisterung für das heilige Grab, welches sich der Jugend in Frankreich, Burgund und Deutschland bemächtigt hatte, seufzend gesagt haben soll: diese Kinder beschämen uns, denn sie ziehen frisch und munter aus, um das heilige Land zu befreyen, während wir schlafen. Innocenz erließ (im J. 1213) ein eindringliches Ermahnungsschreiben an die Geistlichen und Laien der ganzen Christenheit, in welchem er mit Wiederholung aller in vorigen Kreuzzügen aufgestellten Gründe, neue von dem Baue des saracenischen Schlosses auf dem durch die Verklärung christlich geheiligten Berge Tabor, von dem Bedrängnisse der Stadt Ptolemais und von der tröstlichen Hoffnung hernahm, daß die Herrschaft des Lügenpropheten Mohammed ihrem Ende sich nahe, indem von den 666 Jahren, welche nach der Offenbarung Joannes, Gott diesem Thiere zugestanden hätte, schon beynahe 600 Jahre abgelaufen wären. Dieses auch im heiligen Lande bekannt gemachte Ermahnungsschreiben, und das, welches Papst Innocenz im selben Jahre an den Sultan Melik el-Adil erließ, riefen wahrscheinlich das Sendschreiben des Chalifen Naßir li dinillah hervor, welches anderthalb oder zwey

Jahre später in Irak unter dem Titel Ruhol-aarifin, d. i. Geist der Erkennenden, kund gemacht ward. Dieses interessante Sendschreiben, dessen der Geschichtschreiber Ibn Forat i. J. 612 (1215) und dann noch einmal bey der Lebensbeschreibung des Chalifen unter dessen Todesjahre (622) erwähnt [1]), hätte als ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Sendschreiben des Papstes, in den zum Behufe der Geschichte der Kreuzzüge Hrn. Michaud's, von Hrn. Reinaud aus Ibn Forat gemachten Auszügen, welche Hr. Professor Wilken mehr als einmal anführt, Erwähnung verdient. Dieses Sendschreiben schon i. J. 612 erlassen und in Irak verbreitet (erzählt Ibn Forat), mit allen Argumenten des Korans und der Ueberlieferung ausgestattet, kam erst sechs Jahre später (1218) nach Syrien, und veranlaßte ein Paar Quatrains, welche Ibn Forat mittheilt. Aus Ibn Forat führt der Verfasser auch die Erzählung des von den antiochischen Franken wider die Ismailiten, welche den Sohn des Fürsten von Antiochien ermordet hatten, unternommenen Feldzugs an (S. 139), wobey nur zu bemerken, daß das von Hrn. W. als Fadsaediten gelesene Wort nicht anders als Fedawijet [2]) zu lesen ist, welches, wie bekannt, der Name der dem Tode geweihten Assassinen. Wiewohl durch den Feldzug der antiochischen Franken wider die Ismailiten die Ruhe der zusammengränzenden christlichen und mosulmanischen Ländern nicht wesentlich unterbrochen worden, und der Verfasser deßhalb einer der beyden Stellen Ibn Forat's nur in der Note erwähnt, so übersetzt Recensent doch beyde hier aus der Handschrift der kais. Hofbibliothek, als einen bisher unbekannten Beytrag zur Geschichte der Assassinen.

»Im Jahre 610 (1213) [3]) überfielen einige Bateniten (Assassinen) den Sohn des fränkischen Prinzen, Herrn von Antiochien, und erschlugen denselben; er war ein Jüngling von 18 Jahren, sein Vater bedauerte ungemein seinen Verlust, welcher dem ganzen fränkischen Volke sehr zu Herzen ging.«

»Im J. 611 (1214). Unternehmen der Franken gegen das Land der Assassinen und Rückkehr derselben. Die Franken unternehmen einen Zug gegen das Land der Bateniten (Bekenner der inneren Lehre),

---

[1]) In der Handschrift der k. k. Hofbibliothek. V. Band. S. 133 und S. 318.

[2]) الفزاوية irrig gelesen, statt الفداوية das ز für د; das ذ Sal ist die alte Schreibart, statt د Dal und lautet dann immer als D.

[3]) Handschrift der k. k. Hofbibliothek. Nr. 447. Blatt 111.

welche insgemein Ismailiten oder auch Fedawijet, d. i. Todtgeweihte, genennet werden; die Franken bedrängten das Land ungemein, denn sie grollten den Assassinen wegen des oberwähnten Mordes des antiochischen Prinzen. Als dieses Melik et-Tahir, der Herr von Haleb vernahm, zog er mit seinem Heere aus Haleb, um die Franken von dem Lande der Ismailiten abzuwehren. Als die Franken dieses vernahmen, zogen sie fort von Alhawati, und Melik et-Tahir ließ sich zu Ssaida nieder; er sandte einen Theil seiner Truppen nach Alhawati, und ließ den Franken zu wissen thun, daß sie die Ismailiten nicht stören sollten; sie begaben sich daher zur Ruhe und kehrten nach Antiochien, und Melik et-Tahir nach Haleb zurück [1].«

Von den Ungern ist in Ibn Forat keine Rede, wohl aber in Abu Schamet's Chronik, wo der König von Ungern als Melik el-Hunker [2]) vorkömmt. Diese Schreibweise des arabischen Geschichtschreibers spricht zu Gunsten derjenigen, welche lieber Ungern als Ungarn schreiben, weil sonst der Araber Hunkar oder Hunghar geschrieben haben müßte. Trotz dieses arabischen Beweisgrundes schreibt Recensent Ungern ungern, und auch Hr. Prof. Wilken zieht die Schreibart Ungarn vor.

Im J. 1218 zogen der König von Jerusalem und Herzog Leopold von Oesterreich zur Belagerung von Damiette (Damiat) aus. Die Beschreibung der Lage, Befestigung, der Belagerung und der Eroberung dieser Stadt füllt das ganze neunte Kapitel. Als Probe hebt Rec. den Abschnitt des berühmten Kampfes vom 31. März 1219 aus, in welchem Herzog Leopold von Oesterreich seinen Namen des Glorreichen bewährte.

»Am Palmsonntage, um die Zeit des Aufgangs der Sonne, wurden die Pilger von allen Seiten angegriffen, und wir konnten, sagt ein Theilnehmer dieser Gefahr, an diesem Tage keine Palmzweige tragen, sondern nur Armbrüste, Bogen und Pfeile, Schilder, Lanzen und Schwerter. Die Saracenen bestürmten nicht nur zu Lande die Verschanzungen des christlichen Lagers, indem sie den Wall und Graben desselben zu zerstören versuchten, sondern sie richteten auch, unterstützt durch eine große Zahl von Schiffen verschiedener Art, einen heftigen Angriff gegen die Eine der von den Kreuzfahrern erbauten Schiffsbrücken. Obgleich der Herzog Leopold von Oesterreich mit den deutschen Pilgern und die Templer mit großer Tapferkeit diese Brücke vertheidigten, so gelang es gleichwohl den Saracenen, einen Theil derselben zu verbrennen, und der Herzog gebot daher seiner Ritterschaft, den Feinden, welche von

---

[1]) Handschrift der k. k. Hofbibliothek. B. 125.

[2]) Da der Verfasser in der Note das arabische Wort für König richtig als Malik oder Melik schreibt, hätte er auch im Texte Melik Aadil und nicht Malek Adel, Melik Kamil und nicht Malek Kamel schreiben sollen; in der großen description de l'Egypte sind diese Namen richtig, Kamil und Aadil geschrieben.

ihren Pferden herabgestiegen waren und zu Fuß kämpften, die Brücke zu räumen, und den übrigen Waffengefährten, welche das Lager vertheidigten, in geordneter Schaar zu Hülfe zu eilen. Die Saracenen wagten es aber nicht, die Brücke zu besteigen. An den Verschanzungen des Lagers war der Kampf ebenfalls sehr hitzig; und in diesem Kampfe bewiesen die christlichen Weiber große Unerschrockenheit, indem sie den kämpfenden Pilgern die Steine für die Wurfgeschütze reichten, und ihnen, keine Gefahr scheuend, Brot brachten oder Wein oder Wasser darboten; und die Priester riefen nicht nur mit andächtigem Gebete Gott um Hilfe an, sondern verbanden und segneten auch die Verwundeten. Nachdem der Kampf bis zur zehnten Stunde des Tages fortgedauert hatte, so wichen endlich die Saracenen nach großem Verluste zurück, und ein christlicher arabischer Schriftsteller bemerkt, daß an diesem Tage von den Schwertern der Kreuzfahrer alle diejenigen zügellosen ägyptischen Soldaten getroffen wurden, welche auf ihrem Zuge nach dem Lager des Sultans christliche Kirchen zerstört hatten, und diejenigen aus diesen Schaaren, welche dem Tode entronnen waren, in einem kläglichen Zustande auf kleinen Fahrzeugen nach Kahirah zurück kamen. — Das Heer der Pilger erlitt aber, so wie zur Zeit der vorhergegangenen herbstlichen Meerfahrt, also auch zur Zeit der nunmehr eintretenden Frühlingsfahrt, eine beträchtliche Verminderung; indem am 1. May des Jahres 1219, außer vielen anderen Pilgern, welche ihrem Gelübde genügt zu haben glaubten, auch der Herzog von Oesterreich in sein Land zurückkehrte, nachdem er anderthalb Jahre mit großem Eifer für die Sache des heiligen Landes gekämpft, und durch seine Redlichkeit und Frömmigkeit, so wie durch seine Freygebigkeit und Mildthätigkeit zu Ptolemais und im Heere allgemeine Achtung und Liebe sich erworben hatte.« (S. 245—247.)

Erst sieben Monate hernach wurde die Stadt erobert, am 5. November; von 80,000 Einwohnern, welche die Stadt zu Anfang der Belagerung zählte, waren nur 3000 übrig, und unter diesen nur 100 Gesunde. Erst am Lichtmeßtage 1220 hielt der Kardinal Pelagius seinen feyerlichen Einzug in die bisherige Hauptmoschee, ein prachtvolles Gebäude, welches ein vollkommenes Viereck bildend, mit 141 Säulen geziert, von 7 Hallen umgeben, in der Mitte einen geräumigen mit einer Pyramide geschmückten Hof umschloß. Die Mauern und Thürme der Stadt waren alle wohl erhalten, und bedurften keiner Ausbesserung außer dem Thurme, welche die Wurfmaschinen Leopold des Glorreichen zerschossen hatten. Drey Wochen nach der Eroberung Damiats waren die Kreuzfahrer Herren der Burg von Tanis, die am See von Mansale gelegen; durch sieben gewölbte Thürme und einen doppelt gemauerten Graben vertheidigt ward Durch die Unthätigkeit, in welcher die Pilger anderthalb Jahre zu Damiat zubrachten, ward dasselbe zum Kapua der Kreuzfahrer. Nach dem zwischen den Christen und Saracenen (am 10. August 1221) unterzeichneten Vertrage zogen die Kreuzfahrer an dem Vorabende vor dem Feste Mariä Geburt, den 7. September, aus der Stadt Damiette ab.

»Der folgende Tag, an welchem der Sultan Kamel mit seinen Brüdern in Damiette einzog, das Fest der Geburt der heiligen Jungfrau, dieses Mal ein Tag großer Trauer für die Christen, war ein fröhliches Fest für die Muselmänner; und als hernach der Sultan in seine Residenz Kahirah zurückkehrte, so wurde er mit lautem Jubel des zahlreich versammelten Volks empfangen; die Straßen der Stadt waren mit prächtigen Teppichen geschmückt, und beyde Städte, sowohl Kahirah als Alt-Kahirah, wurden am Abende dieses festlichen Tages erleuchtet. Die saracenischen Fürsten feyerten zu Kahirah den Sieg, welchen sie über das Kreuz gewonnen hatten, durch festliche Gelage, welche von arabischen Dichtern und Dichterinnen durch Lobgesänge zu Ehren ihrer tapfern Fürsten verherrlicht wurden, und die syrischen Fürsten, welche dem Sultan von Aegypten redlichen Beystand wider die Christen geleistet hatten, kehrten mit ihren Schaaren zurück in ihre Länder.« (S. 355.)

Der Ausdruck: sowohl K a h i r a h, als Alt-K a h i r a h, läßt sich nicht ganz vertheidigen; denn wiewohl F o s t a t von einigen Reisebeschreibern gewöhnlich A l t - K a i r o genannt wird, so kennen doch die arabischen Schriftsteller F o s t a t keineswegs unter diesem Namen. Der Erzählung des Kreuzzuges Friedrichs II. geht die seiner Streitigkeiten mit dem Papste und König Johann von Jerusalem voraus.

»Gregor der Neunte besaß weder die überströmende Fülle von Gelehrsamkeit und den erfinderischen Scharfsinn seines Oheims Innocenz, noch die gediegene Einfachheit und oft beredte Kürze, durch welche die Briefe seines Vorfahren, des edlen Honorius, sich auszeichnen; vielmehr überließ sich Gregor in seinen Schreiben oftmals, durch die Schwäche seines hohen Alters verleitet, einer selbstgefälligen Redseligkeit, durch welche die Wirkung seines Vortrags geschwächt wurde.« (S. 436.)

Ueber Friedrichs Aufenthalt zu Jerusalem (im J. 1228) und über seine Toleranz gegen die Moslimen, weßhalb er von seinen Feinden verketzert ward, enthält das von Reinaud fälschlich für J a f i i gehaltene arabische Geschichtswerk das unverdächtigste Zeugniß, und Recensent wiederholt den schon bey der Anzeige der Auszüge Reinaud's [1]) ausgesprochenen Wunsch, daß jenes bisher bloß nach dem Titel und nicht nach dem Namen des Verfassers bekannte Werk aufgefunden werden möge, um aus demselben die Stellen, welche in der Pariser Handschrift undeutlich oder verwischt sind, berichtigen zu können [2]).

»Die beyden Emire Fachreddin und Schemseddin, welche im Namen des Sultans unterhandelten, das christliche Lager oftmals besuchten,

---

[1]) LII. Band der Jahrbücher. S. 27.

[2]) Der Titel jenes von Reinaud fälschlich für J a f i i gehaltenen Werkes ist: D s c h a m i e t - t e w a r i c h e l - m i ß r i j e f i s i k r i l - m u l u k w e l - C h u l e f a w e s - S e l a t i n e l - i s l a m i j e t, d. i. der Sammler ägyptischer Geschichte in der Erwähnung islamitischer Könige, Chalifen und Sultane.

und mit dem Kaiser über wissenschaftliche Gegenstände sich unterredeten, bewunderten die Kenntnisse des christlichen Fürsten in der Philosophie, und freuten sich über die Uebereinstimmung seiner Ansichten und Meinungen mit den ihrigen; und der Kaiser behandelte besonders den gelehrten Emir Fachreddin mit Auszeichnung und Vertraulichkeit. Auch den Sultan von Aegypten selbst setzten die scharfsinnigen mathematischen und philosophischen Fragen, welche nach einer morgenländischen Sitte der Kaiser ihm durch seine Botschafter vorlegen ließ, in Erstaunen, und Kamel, obgleich ebenfalls ein gelehrter Fürst, wagte es nicht, selbst die wissenschaftlichen Aufgaben, womit er die Fragen des Kaisers erwiederte, zu entwerfen, sondern übertrug deren Abfassung einem seiner Scheiche, welcher auch die schwierigen Fragen des Kaisers beantwortete. Friedrich machte überhaupt durch seine genaue Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit der Araber, und durch sein mildes und schonendes Urtheil über den Islam den Muselmännern sich angenehm; und die bitteren oder spöttischen Aeußerungen über manche Lehren, das Priesterthum und andere Einrichtungen der christlichen Kirche, zu welchen sein damaliges Mißverhältniß mit dem Papste und der Geistlichkeit ihn verleitete, erregten bey den Muselmännern die Meinung, daß der Kaiser im Herzen dem Islam zugethan wäre. Sie bemerkten es mit großem Wohlgefallen, daß die sicilischen Araber, welche in dem Gefolge des Kaisers waren, mitten in dem Lager der Kreuzfahrer in der Ausübung ihrer Religion nicht gestört wurden, und daß unter den muselmännischen Begleitern des Kaisers auf der Kreuzfahrt auch sein ehemaliger Lehrer in der Dialektik, ein in Sicilien geborener Araber, sich befand. Je höher aber der Kaiser Friedrich in der Achtung der Muselmänner stieg, um so mehr entfremdeten ihm die immer mehr sich verbreitenden Zweifel an seiner christlichen Rechtgläubigkeit einen großen Theil seiner Glaubensgenossen.« (S. 475—477.)

Ueber die Bedingungen des Friedens, welchen Friedrich am 18. Februar 1229 mit dem Sultan von Damaskus schloß, sind die Nachrichten nicht gleichlautend: Foedus, schrieb der Papst an den König von England (bey Matth. Par. p. 361), quod iniit (Imperator) cum Soldano, nemo scivit, qua conditione tractatum fuit inter eos, nisi ipse solus. — Item in scripto, quod est inter ipsum et Soldanum, quod appellatur lingua Arabica *Mosepha*. Diese Erklärung ist nicht ganz richtig, denn Maßhaf, welches insgemein den Koran bedeutet, heißen sonst nur die von Gott gesandten heiligen Schriften; so schwört Suleiman, der Eroberer von Rhodos, in der an den Großmeister Villiers de l'Isle Adam gesandten Aufforderung (bey Vertot. lib. VIII.): nous jurons par le Dieu, qui a fait le ciel et la terre, par les vingt-six mille prophètes; et les quatre *Musaphi* qui sont tombés du Ciel. Diese vier vom Himmel gefallenen Maßhaf sind: der Pentateuch, der Psalter, das Evangelium und der Koran. Kraft des mit Kamil, dem Sultan von Damaskus, abgeschlossenen Friedens, verblieb den Saracenen zu Jerusalem nur die Moschee des Chalifen Omar nebst dem Dome Ssachra, welche sie nur unbe-

waffnet besuchen, niemals in der Stadt übernachten, sondern nur so lange, als ihre Andachtsübungen dauerten, verweilen, und nicht anders, als außerhalb der Mauern ihre Herberge nehmen durften. (S. 479.) Die Angabe also, in der neuesten Reisebeschreibung des gelobten Landes, daß Kaiser Friedrich II. mit dem Sultan Jerusalem getheilt [1]), ist nicht ganz richtig. In der jüngsten Zeit ist das Innere der Moschee Akßa zwar nicht von dem jüngsten Beschreiber des heiligen Landes (Prokesch Ritter von Osten), aber wohl vor ihm von Seetzen, Burckhardt, Badia und Doktor Richardson (vom letzten sogar mit Erlaubniß des Pascha) besehen und genau beschrieben worden [2]). Die Bedingungen des Friedens erregten den Zorn des Patriarchen Gerold, welcher verbot, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes, die heiligen Oerter zu Jerusalem weder zum christlichen Gottesdienste wieder geweihet, noch von den Pilgern besucht werden dürften. Zu Jerusalem war großes Wehklagen der Moslimen wegen der Uebergabe der großen Moschee, und zu Damaskus bewegte der Geschichtschreiber Ibn Dschusi von der Kanzel herab, durch die Schilderung der über die Musulmanen gekommenen Schmach auf die Aufforderung des Sultans Daud alle Anwesenden zu Thränen (S. 493). Recensent kann nicht billigen, daß der Hr. Verfasser Muselmänner und David schreibt; jenes entstellt den persischen und dieses den arabischen Namen, deren erster ursprünglich arabisch, so wie dieser hebräisch; es ist eben so unstatthaft, einen arabischen Emir, Namens Suleiman, Salomon, als den Sultan Daud, David zu nennen [3]). Den königlichen Pallast und Thurm David's schenkte Friedrich dem deutschen Ritterorden, welcher ihm während seiner Kreuzfahrten treuen Beystand geleistet und ihn nicht, wie die Johanniter und Templer, angefeindet und verrathen hatte. Zu Ptolemais griff Friedrich in einer öffentlichen Rede den Großmeister der Templer mit heftigen Vorwürfen an, und ging endlich so weit, daß er am Palmsonntage einige Predigermönche und Minoriten, welche den Muth hatten, in ihren Predigten die Sache des Patriarchen und der Templer zu verfechten, von den Kanzeln reißen, zu

---

[1]) Prokesch, Reise ins heilige Land. S. 48.

[2]) L. Band dieser Jahrbücher. S. 74.

[3]) Eben so gefehlt ist es, den Namen Daud in Dahud zu verändern, wie Prokesch in dem obangeführten Werke schreibt, da das Wort gar keinen Hauchlaut hat; dieß ist nicht richtiger, als daß Jerusalem aus Jebusalem entstanden, und Kanaan vom Phönizischen Xνα herzuleiten sey.

Boden werfen, durch die Straßen von Ptolemais schleppen und mit Schlägen mißhandeln ließ. (S. 502.)

»Die freundschaftlichen Verhältnisse, welche Friedrich mit den Sultanen Kamel und Aschraf angeknüpft hatte, dauerten fort auch nach seiner Rückkehr in sein Erbreich, und wurden von Zeit zu Zeit von beyden Seiten durch Gesandtschaften und Geschenke von seltenen Thieren und anderen Merkwürdigkeiten erneuert, und so, wie Friedrich die Thiergärten der saracenischen Sultane mit Eisbären, weißen Pfauen und anderen nordischen Thieren bereicherte, eben so verdankte er der Freundschaft des Sultans von Aegypten außer anderen Seltenheiten das Geschenk einer Giraffe, eines Thieres, welches seit den Zeiten der alten Römer im Abendlande nicht war gesehen worden. Diese freundschaftlichen Verhältnisse mit den saracenischen Fürsten benutzte Friedrich, welcher nicht mit eitler Ehre sich begnügte, sondern überall das Nützliche im Auge hatte, um seinen Unterthanen wichtige Vorrechte und Begünstigungen auf den Märkten von Alexandrien, Kahirah und anderen Städten des Morgenlandes zu erwirken, und der Kaiser soll sogar selbst in Verbindung mit den saracenischen Sultanen einen einträglichen unmittelbaren Handel mit Indien und anderen asiatischen Ländern betrieben, und dadurch seinen Schatz bereichert haben.« (S. 509—511.)

In den fünf letzten Kapiteln werden die Verhältnisse der Kreuzfahrer in Syrien nach des Kaisers Rückkehr, die Händel des Marschalls Richard mit den syrischen Baronen, die Vernichtung des kaiserlichen Ansehens in Syrien, die Niederlage der Templer bey Darbesak, die Judenverfolgung in Spanien, Deutschland und Frankreich und die Sittenlosigkeit im heiligen Lande, der Zustand des Morgenlandes, der Zug der Pilger an die ägyptische Grenze, der Friede mit dem ägyptischen Sultan, der Kreuzzug des Grafen Richard von Kornwallis, die Eroberung Jerusalems durch die Chuaresmier, die Schlacht von Gasa, an dem seit dem durch so viele entscheidende Schlachten in der Kriegsgeschichte berühmten achtzehnten Oktober (1244) erzählt.

Die Beylagen enthalten Verordnungen König Philipp August's, zu Gunsten der Kreuzfahrer i. J. 1214 und die denselben auf der lateranischen Kirchenversammlung ertheilten Privilegien; dann acht arabische Stellen aus der Chronik Abu Schama's.

Zum Schlusse dieser Anzeige kann Recensent nicht umhin, einige der darin enthaltenen wichtigsten Daten zu mustern, weil durch die Uebereinstimmung der von arabischen und christlichen Geschichtschreibern mit dem Wochentage gegebenen Daten, die Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an neuerdings bestätiget wird. S. 346 gibt Abu Schama den Tag des Traktates von Damiat 19. Redscheb 618 einen Mittwoch an, der 19. Redscheb (nach der Berechnung v. 16. Julius an) entspricht dem 8. September 1221, welcher (Sonntagsbuchstabe C) richtig ein

Mittwoch; S. 289 gibt derselbe die Eroberung Damiat's in der Morgendämmerung Dinstags den 25. Schaaban 616 an, der 25. Schaaban dieses Jahres entspricht (nach der Berechnung v. 16. Julius) dem 5. November, welcher i. J. 1219 (Sonntagsbuchstabe F) richtig ein Dinstag. Hr. W. hat also Unrecht hinzuzusetzen: »richtiger 24. Schaaban, da dieser kein Dinstag, sondern ein Montag war. Mit Abu Schama stimmt Ibn Forat überein, und es erhellt aus der Uebereinstimmung dieser beyden mit den christlichen Geschichtschreibern, daß ihre Daten richtig, die Makrisi's aber meistens unrichtig. S. 149 gibt Abu Schama den 2. Ramadhan als Sonntag an, welcher dem 3. Dezember 1217 entspricht, der (Sonntagsbuchstabe A) richtig ein Sonntag war. In dem S. 7 angeführten moslimischen Datum des großen Erdbebens v. J. 1202 ist hingegen ein doppelter Fehler untergelaufen, erstens ein Druckfehler 597 statt 598, zweytens ein weder vom Verfasser noch von Hrn. S. de Sacy in der Herausabgabe Abdollatifs S. 514 bemerkter Rechnungsfehler, daß der 26. Schaaban ein Montag, da das Jahr 598 d. H. mit einem Montage, 1. Oktober 1201, begann, war der 26. Schaaban kein Montag, sondern ein Dinstag, und es muß also heißen, Montags den 25. Schaaban.

Jos. v. Hammer.

Art. II. Manuel de Numismatique ancienne, contenant les élémens de cette science et les Nomenclatures, avec l'indication des divers degrés de rareté des monnaies et médailles antiques et des tableaux de leurs valeurs actuelles, par *M. Hennin*. Paris 1830. 8. Tome premier. Elémens. 389 Seiten. Tome second. Nomenclature. 547 Seiten.

Das Studium der alten Numismatik hat seit geraumer Zeit, insbesondere seitdem der unsterbliche Eckhel durch seine Doctrina numorum veterum diese Wissenschaft zu einem systematischen Ganzen bildete, der Forscher und Sammler so viele angezogen, daß aller Orten ein Wetteifer entstand, neue Sammlungen zu machen, neue Entdeckungen zu gewinnen, neue Untersuchungen mitzutheilen. Ein nur oberflächlicher Blick auf das Verzeichniß der numismatischen Städte Großgriechenlands, wie solches in den neuesten numismatischen Schriften aufgestellt wird, verglichen mit den Städten, die Eckhel im ersten Bande seiner Doctrina liefert, zeigt zur Genüge, wie sehr (um nur ein Beyspiel anzuführen) die numismatische Geographie seit einigen Decennien bereichert wurde. Es ist daher allemal für diejenigen, welche sich mit diesem Studium beschäftigen, eine angenehme

Erscheinung, wenn irgendwo ein neues numismatisches Werk die Presse verläßt; denn füglich hofft man darin einige Mittheilungen neuer Entdeckungen und Forschungen zu finden. In dieser Hoffnung griff auch Rec. nach vorliegendem, zwey Bände starken Werke, und begann mit um so größerer Neugierde darin zu lesen, da der Verf. sich in der Vorrede über den doppelten Zweck seines Werkes folgender Maßen ausspricht: Je l'ai écrit avec le désir de donner les notions indispensables et fondamentales *à ceux qui veulent s'instruire dans la Numismatique;* mon bût a été de leur ouvrir la route vers des connaissances plus étendues, und weiter unten: J'ai pensé aussi qu'il étoit convenable de rendre cet ouvrage utile à *tous les Numismates* etc. Das Werk sollte also nicht nur den Anfängern, sondern allen Numismatikern nützlich seyn.

Es zerfällt, wie schon aus dem oben angeführten Titel sichtbar, in zwey Theile; der erste handelt von den Elementen der *alten* Numismatik, der zweyte enthält die Nomenklatur.

Da man mit Billigkeit an eine neue Schrift die Anforderung machen kann, daß darin etwas Neues gesagt werde, oder das Alte auf klarere, verständlichere oder umfassendere Weise, als bisher geschah, d. h. daß darin etwas Neues dem Inhalte oder der Form nach enthalten sey, so glaubt Rec. keinen ungeeigneten Weg einzuschlagen, wenn er in der Beurtheilung des vorliegenden Werkes diesem Grundsatze folgt. Dem zufolge soll Anfangs dasjenige herausgehoben werden, was der Verf. Neues lieferte, dem Inhalte nach.

Im IX. Kap., nachdem der Verf. eine Theorie über Werth und Gewicht der Münzen überhaupt, und ihr gegenseitiges Verhältniß im Alterthum, vorausgeschickt, stellt er S. 196 eine sehr scharfsinnige Vermuthung auf, folgenden Inhalts: Aucune monnaie *d'or* des Peuples, Villes et Rois ne porte d'indication de sa valeur légale. Ne semble-t-il pas que les anciens avoient découvert dès le commencement du monnayage et ont toujours reconnu depuis, que les deux métaux précieux (or et argent) ne pouvaient pas être monnaies tous les deux à la fois; que de ces deux métaux, ils admettaient seulement *l'argent* comme *monnaie*, en considérant *l'or monnayé* comme *marchandise* à laquelle le monnayage donnait seulement un poids et un titre constatés, etc. Wenn auch diese Bemerkung nur eine Vermuthung ist, welche nicht einmal auf das Alterthum überhaupt ausgedehnt werden darf, da die Römer z. B., die lange Zeit nur Kupfermünzen gebrauchten, unmöglich das Silber als eigentliche Münze betrachten konnten, eben

weil sie keine Silbermünzen hatten, so ist sie doch gewiß eine scharfsinnige.

Mit Vergnügen liest man ferner im XIX. Kap., zu welchen Preisen die Sammlungen von Hunter, Ennery und Hauteroche verkauft wurden, obgleich zu wünschen wäre, daß der Verf. zugleich angezeigt hätte, wie viele Stücke jede dieser Sammlungen enthielt.

Merkwürdig ist, was der Verf. im XV. Kap. von den Falschmünzern der neuesten Zeit mittheilt, nämlich: Sie suchen Stempel antiker Münzen durch Härtung der, über antike Münzen gegossenen, Formen zu bekommen; eine Bemerkung, die zu wichtig ist, für die Sammler sowohl als für die Wissenschaft selbst, als daß wir nicht die ganze Stelle mit des Verf. eigenen Worten anführen sollten; es heißt S. 254: Sans être initié dans les secrets de ceux qui se livrent à ces travaux, il est aisé de reconnaitre, que leur but est de parvenir à *frapper* des pièces des trois métaux monétaires, avec des *coins moulés sur l'antique*, auxquels la difficulté à résoudre est de donner la *dureté* nécessaire. — — Il semblerait que les tentatives faites jusqu'à ce jour n'ont pas été sans quelques succès. Si ce genre de reproduction arrivait à une réussite complète, par la solution de la difficulté du procédé et par une exécution pratique bien entendue, on n'aurait plus de moyens certains de distinguer une pièce antique d'une pièce ainsi reproduite.

S. 114 bemerkt der Verf., wenn man alle in der That verschiedenen Stempel antiker Münzen zusammenrechnet (also nur diejenigen ausgenommen, die durch die damalige Prägeart eine nur scheinbare Verschiedenheit haben), so könne sich die Total-Summe aller alten griechischen und römischen Münzen auf ungefähr hunderttausend Stück belaufen; denn in Paris sind 65,000, und 35,000 könne man ungefähr als fehlend annehmen. Hiebey ist bloß zu erinnern, daß der Verf. selbst diese Berechnung nur eine beyläufige nennt.

Da aber der Verf. die Anmerkung beyfügt: Mehrere numismatische Schriftsteller versuchten es, eine solche Schätzung anzugeben, aber ihre Resultate sind nicht auf Wahrheit gestützt, und unter andern Eckhel anführt, der eine Sammlung von 30,000 Stücken für hinreichend hielt, um das Wichtigste der alten Numismatik enthalten zu können; die Zahlen 30 und 100,000 aber zu weit von einander entfernt sind, als daß man nicht in Versuchung kommen sollte, zu glauben, einer von beyden Schriftstellern, Hennin oder Eckhel, müsse sich weit geirrt haben, oder die Entdeckungen, die seit Eckhel gemacht wurden, müßten ans

Unglaubliche gränzen; so möchte nicht überflüssig seyn, besonders hervorzuheben, daß Eckhel, nachdem er bemerkt, daß es eine unglaubliche Menge alter Münzen gebe — (quae de signata olim *incredibili numero* monetae copia hactenus disserui) folgendermaßen fortfährt: Omissis his superfluis opibus malim mihi contingere museum, quod XXX millia non magnopere excedat, qui *numerus tam justus est, ut facile continere possit emolumenta omnia, quorum causa thesauri numorum veterum instruuntur.*

Wichtiger ist, was der Verf. über die systematische Behandlung der römischen Münzen sagt; S. 95 nämlich macht er einen Vorschlag, die römischen Kaisermünzen geographisch zu ordnen, und dieß wird S. 292 ff. weiter ausgeführt, wie folgt. »Eckhel ordnete die griechischen Münzen geographisch, die römischen aber theilt er in Pondera-, Familien- und Kaiser-Münzen. Offenbar, fährt er fort, hat dieses System nicht die nöthige Einheit, und man könnte seine erste Grundlage — die Trennung in griechische und römische Münzen — einer Reform unterwerfen. Wozu denn diese Theilung? Das römische Volk, wenn auch das größte der Völker im Alterthum, ist doch nichts anders, als ein Volk. Ferner wurden ja nicht alle Münzen vom römischen Stempel in Rom geprägt, sondern ein großer Theil in verschiedenen Provinzen des römischen Reichs; würden sie demzufolge nicht besser bey den verschiedenen Provinzen abgehandelt? — So bekäme das geographische System mehr Einheit und Wahrheit. Also alle Münzen des Alterthums sollten nach dem geographischen Systeme geordnet werden; die Münzen von römischem Stempel sollten bey der Stadt Rom stehen, mit Ausnahme der in den Provinzen geprägten, welche dort, wo sie geprägt wurden, abzuhandeln wären. Um jedoch die Reihe der römischen Kaiser nicht zu unterbrechen, könnte man ihre Aufeinanderfolge vollständig bey Rom anführen, und bey denjenigen Kaisern, deren Münzen außer Rom geprägt wurden, bloß den Ort anzeigen, wo ihre Münzen zu finden sind.«

Gewiß hat dieser Vorschlag des Verf.'s einigen Schein von Einheit und Wahrheit, allein ob diese Aenderung das Eckhelische System verbessere, und ob sie auch wirklich ausführbar sey, möchte zu bezweifeln seyn. Ref. findet in der abgesonderten Behandlung der griechischen und römischen Münzkunde keine Scheidung, die störend auf das Studium der alten Numismatik und ihre systematische Behandlung einwirken soll Wie überhaupt die geistige Bewegung, wenn man so sagen darf, bey den Griechen und Römern eine ganz verschiedene Richtung nahm, so ist auch der Gang des Münzwesens bey ihnen gewissermaßen ein

entgegengesetzter. Die Griechen münzten zuerst in Silber und Gold, und erst in späteren Zeiten gebrauchten sie kupferne Münzen; die Römer hingegen hatten sich über zweyhundert Jahre mit Kupfermünzen begnügt, und begannen erst einige Jahre vor dem ersten punischen Kriege in Silber, und noch viel später in Gold zu prägen. Also selbst der Gang, den das Münzwesen bey den Griechen und Römern genommen, ist der Art, daß es schon mit ihrem Entstehen eine Trennung in sich trug, und schon in diesem ursprünglichen Gegensatz liegt gleichsam eine Hindeutung darauf, daß die römischen Münzen eine andere Behandlung erfordern, als die griechischen.

Ferner wenn man nach des Verf.'s Vorschlag so strenge bey der geographischen Ordnung bliebe, also, nachdem die Städte von Etrurien, Umbrien, Picenum u. s. w. aufgezählt wären, die Reihe an die Stadt Rom käme, und hier alle römischen Münzen abgehandelt würden, entstünde eine so lange und so große Unterbrechung, daß man sicherlich ganz vergäße, daß auch in Apulien, Kalabrien, Lukanien u. s. w. Städte sind, welche Münzen ausprägten; denn der römischen Münzen allein sind so viele, daß sie ihrer Anzahl nach beynahe allen Münzen der Völker, Städte und Könige zusammengenommen gleichkommen. Also auch die Anzahl der römischen Münzen verlangt, daß man sie eigens behandle. Die Ueberfüllung, die durch die Aufzählung aller römischen Münzen mitten unter den anderen Städten nothwendig entstehen müßte, würde gewiß den Zusammenhang eher stören, als die Lücke, welche in der geographischen Reihenfolge der numismatischen Städte dadurch entsteht, daß einstweilen Rom übergangen wird, um seine Münzen — ihrer großen Anzahl wegen — in einem eigenen Abschnitte zu behandeln. Jedermann aber wird bey der Abhandlung der römischen Münzen leicht den Gedanken festhalten können, daß diese besonders abgehandelten Münzen in Latium geprägt wurden, wenn sie auch nicht unter den übrigen Städten dieser Provinz beschrieben werden

Sollte ferner mehr Einheit in die Numismatik kommen, wenn ich einen Theil der Münzen römischen Stempels von einem und demselben Kaiser in Antiochien, den andern in Rom, und den dritten vielleicht wieder in einer andern Stadt zu suchen habe? So müßte z. B. die Münze von Julianus mit dem Stiere und der Umschrift SECVRITAS. REIPVB. nach Aquileia, Antiochien, Konstantinopel, Cyzicus, Heraclea, Lugdunum, Roma, Sirmium, Siscia oder Thessalonica gelegt werden; denn diese eine Münze trägt — je nach einem andern Exemplar — die Namen aller dieser zehn Münzstädte.

Endlich wie viele Städte kann man mit Bestimmtheit nennen, von denen man sagen kann, hier hat dieser oder jener Kaiser Münzen von römischem Stempel prägen lassen? Die übrigen Münzen müssen also doch wieder bey Rom untergebracht werden. Der Verf. selbst bemerkt diese Schwierigkeit, II. S. 365: Il eût fallu, que chaque contrée et chaque ville, où l'on peut penser (?) qu'il a été fabriqué des monnaies de coin Romain, eût son annotation relative. Mais il *n'y a pas* dans ces notions *assez de certitude* pour pouvoir les présenter aux peuples et villes avec méthode et d'une façon complète. Die Schwierigkeit der Ausführung also ist es, warum er selbst in seiner Nomenclatur dem, von ihm vorgeschlagenen, Systeme nicht folgte. Der Verf. gibt zwar S. 93 einige Regeln zur geographischen Klassifizirung der Kaisermünzen von römischem Stempel, aber diese Regeln sind wenig brauchbar zur Anwendung. Z. B. 1) »die ersten Kaiser und ihre Nachfolger münzten zu Rom, *mit wenigen* Ausnahmen,« aber welche sind die Ausnahmen?

2) »Später wurden *wahrscheinlich* einige Kaisermünzen von römischem Stempel außer Rom geprägt.« Gut, aber welche sind die *Kaiser*, die außer Rom münzten? welche sind die *Münzen*, die von diesem oder jenem Kaiser außer Rom geprägt wurden? u. s. w. 3) »Diejenigen, die in den Provinzen zu Kaisern ausgerufen wurden und dann nach Rom kamen, prägten *wahrscheinlich* ihre ersten Münzen in den Provinzen, wo sie den Purpur nahmen.« Also wiederum *wahrscheinlich*, und woran erkennt man denn diese Münzen? u. s. w.

Und gesetzt auch, man könnte die fraglichen Münzstädte ausfindig machen, so wird der Unterschied so groß nicht seyn, ob nun die außer Rom mit römischem Stempel geprägten Münzen bey ihrer jedesmaligen Münzstadt beschrieben, und bei der, in der Stadt Rom anzuführenden, Kaiser-Reihe auf die Stadt hingewiesen wird, wo die Münzen dieses oder jenes Kaisers zu finden sind; — oder ob die römischen Münzen alle nach einander beschrieben werden, und in dieser Beschreibung diejenigen Städte bezeichnet werden, von denen man weiß, daß sie diese oder jene Münzen von römischem Stempel geprägt haben.

Außer dem bisher Angeführten konnte Ref. im ersten Bande des vorliegenden Werkes *nichts* finden, was nicht schon die Prolegomena generalia zu Eckhel's Doctrina numorum veterum enthielten. Nur S. 98 wird noch bey den ältesten Münzen von Großgriechenland, welche auf einer Seite erhaben und auf der andern vertieft geprägt sind (eine Prägeart, von der Eckhel, I. S. 150 gesteht, er wisse darüber keinen Grund anzugeben), die Behauptung aufgestellt, daß die vertiefte Seite, oder viel-

mehr der erhaben geschnittene Stempel, welcher die vertiefte Seite hervorbrachte, dazu diente, die Münze beym Prägen festzuhalten. Diese Erklärung findet sich schon bey Avellino Giornale Numismatico, Napoli 1811, S. 31. Ref. jedoch möchte sie wenigst nicht unbedingt annehmen.

Wenn man auch annehmen wollte, daß der erhaben geschnittene Stempel wirklich dazu dienen konnte, die Münze beym Prägen festzuhalten, so beruht offenbar die ganze Erklärung nur auf der Voraussetzung der Ungeschicklichkeit der Münzpräger, welche die Münzen nicht anders festzuhalten verstanden. Aber dann muß man auch gestehen, daß sie ein sehr kunstreiches Mittel gebrauchten, um ihrer Unkunst zu Hilfe zu kommen, und ein sehr geschicktes, um ihre Ungeschicklichkeit zu verbergen. Man darf nur die Vorstellungen auf einigen dieser Münzen, z. B. den Neptun auf einigen Münzen von Posidonia, den Stier mit dem Menschenhaupt auf den Münzen von Laus u. s. w. betrachten, so wird man finden, daß sie, wenn auch die Umrisse scharf und eckig sind, und die Zeichnung, namentlich das Profil der Figuren, ganz auf den alten sogenannten etrurischen Styl hindeutet, doch mit so vieler Richtigkeit als Kühnheit gezeichnet, mit so vieler Sorgfalt und Zartheit als Kunst und Geschicklichkeit, bis ins Kleinste, ausgeführt sind; und es ist um so schwerer, sich mit dem Gedanken zu befreunden, diese Kunst und Kunstfertigkeit sollte mit so großem Mangel an mechanischen Kenntnissen behaftet gewesen seyn, daß man nicht einmal die Münzen beym Prägen hätte festhalten können, als es gerade die mechanischen Kunstfertigkeiten oder Kunstgriffe waren, die vor der eigentlichen Kunst in Griechenland einheimisch wurden.

Offenbar haben diese Münzen Großgriechenlands rücksichtlich der vertieften geprägten Rückseite einige Aehnlichkeit mit den Brakteaten des Mittelalters. Auch bey diesen kamen viele auf den Gedanken, den Mangel an mechanischen Kenntnissen als Ursache des einseitigen Gepräges anzugeben. Allein erwägt man, daß in den nämlichen Orten, wo die Brakteaten in Gang kamen, vorher, in einer Zeit, wo die Fabrik der Münzen auf die völlige Armuth und den gänzlichen Verfall der Kunst hinweist, indem der Stempel nur mehr aus ungestalteten Buchstaben und rohen Strichen bestand, — daß in dem nämlichen Orte kurz vorher Münzen mit zwey erhobenen Stempeln geprägt wurden, und daß diese Prägeart auch gleichzeitig mit den Brakteaten in den benachbarten Ländern fortbestand, so wird man zugeben müssen, daß dieser Mangel an mechanischen Kenntnissen an dem einseitigen Gepräge gewiß nicht Schuld seyn könne, um so weniger, als gerade die Brakteaten durch ihre Prägungsart, durch

die schönen und reichhaltigen Kompositionen ihrer Vorstellungen *), und die zarte Behandlung in der Ausführung der einzelnen Figuren, den sprechendsten Beweis in sich tragen, daß sie die Produkte einer neu auftauchenden Kunstthätigkeit sind. — Ich möchte also bey den ältesten Münzen von Großgriechenland so wenig, als bey den Brakteaten des Mittelalters den Grund des vertieften Gepräges im Mangel an mechanischen Kenntnissen suchen. Der Grund liegt vielleicht in nichts Anderm, als im damaligen Kunstgeschmacke; man wollte nicht anders prägen als einseitig, es mag nun dieser Geschmack in dem Entstehen der Münzen überhaupt, welche wahrscheinlich anfangs nur auf einer Seite, mit irgend einem obrigkeitlichen Zeichen versehene Metallstücke waren, oder auch in der, in den ältesten Zeiten und besonders in Großgriechenland, einheimischen Kunst, in Kupfer zu treiben (also eine Seite erhaben, die andere vertieft) seinen Ursprung haben. Mit den ältesten getriebenen Arbeiten haben unsere Münzen auffallende Aehnlichkeit. Wenn man endlich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, daß einige der mit erhabenem Stempel geprägten Münzen, z. B. die Münze von Croton mit dem Dreyfuß auf der Vorder- und dem vertieft geprägten fliegenden Adler auf der Rückseite, nicht älter sind, als manche zweyfach erhoben geprägte Münzen der Nachbarstädte, daß also genannter Mangel an Kenntniß, die Münzen beym Prägen festzuhalten, an dem vertieften Gepräge nicht mehr Schuld seyn konnte; so möchte die Vermuthung, daß

---

*) Um nur ein Beyspiel anzuführen, nennen wir hier einen Brakteaten des Bischofs Gerhard von Merseburg. Auf diesem Brakteaten ist eine doppelte Vorstellung. Die untere Hälfte zeigt den heiligen Lorenz, ganze Figur, horizontal auf einem Roste liegend (im drey Viertel Profil), hinter ihm zu jeder Seite ein Scherge, mit einer Stange das Feuer schürend. Diese untere Gruppe ist durch einen halbrunden Bogen, auf welchem die Aufschrift SCCS. LAVRENCIVS angebracht ist — abgeschlossen von der obern, welche auf einer Seite den heiligen Lorenz (schon verklärt) mit dem Buch in der Rechten und dem Palmzweig in der Linken, und auf der andern Seite einen Bischof, das Buch in der Linken, den Krummstab in der Rechten (halbe Figur) vorstellt. — Beyde Gruppen sind mit einem Kreis eingefaßt, worauf zu lesen ist GERHARDVS .... ARSBVRGEN .... Die beyden Ecke aber, welche in dem Raum des oberen Bildes dadurch entstehen, daß der über die untere Gruppe gespannte Bogen aus dem — das ganze Bild umgebenden Zirkel heraus — und, wieder in diesen Zirkel zurück — lauft, sind mit Thürmchen ausgefüllt. Wie jede der einzelnen Gruppen in sich, so stehen beyde mit einander in schöner Symmetrie. Gewiß für eine Münze eine reichhaltige und schöne Komposition.

diese Prägeart nur der einigen Städten Großgriechenlands eigenthümliche Styl war, noch an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Auch die Vermuthung, die Andere aufstellen, die Ursache sey in der Dünne des Metalls, die man eines doppelten erhobenen Gepräges nicht für fähig hielt, zu suchen, scheint unsere Meinung zu bestätigen; denn offenbar muß die Frage entstehen: warum hat man so dünne Münzen geprägt, oder richtiger, warum hat man die Vorstellungen so erhaben geprägt, daß die Münze eine so unförmliche Dicke hätte bekommen müssen, wenn auch noch die Rückseite erhoben geprägt worden wäre? und auf diese Frage läßt sich wohl keine bessere Antwort geben, als: es war eben der damalige Styl, man wollte nicht anders prägen.

Um jedoch wieder auf unsern Autor zu kommen, wurde bemerkt, daß außer dem Wenigen anfangs angeführten, im ersten Bande nichts Neues enthalten sey. Alles Uebrige ist mehr oder minder eine freye Uebersetzung der Prolegomena generalia zu Eckhel's doctrina numorum veterum.

Da es offenbar zu weit führen würde, zur Rechtfertigung dieser Behauptung mit dem Leser das ganze Werk durchzugehen, so mögen ein Paar Beyspiele genügen, um zu zeigen, daß und wie Hennin Eckhel's Prolegomena ausgeschrieben habe. Zu diesem Behufe nehmen wir gleich aus dem ersten Kapitel die Untersuchung: wer der Erfinder der Münzen sey, und führen Hennins Worte genau an, daneben aber stellen wir Eckhel's Untersuchung.

Eckhel de inventoribus monetae. pag. VI.	Hennin. Origine des monnaies. p. 16 sq.
Amavit antiquitas, si quid humano generi in commune proficuum repertum esset, ejus gratiam beneficii diis immortalibus acceptam ferre. Neque adeo mirum, egregium istud donum multis fuisse creditum a *superorum benevolentia* profectum.	Le merveilleux, qui se mêlait chez les anciens à tout ce qui n'était pas bien constaté, fut invoqué aussi pour expliquer l'invention du monnayage. On en fit *hommage aux dieux ;*
Saturnum Jani hospitis susceptum docuisse Italos signare numos aeneos, copiosa sunt veterum testimonia. — —	on l'attribua à *Saturne* et à *Janus*, et les habitans de l'Italie leur auraient dû ce bienfait. — —
Fuerunt, qui Cainum aut Tubalcainum saltem ejus auctorem edixere. Lege haec deliria apud Sperlingium et Rinckium.	Cette découverte fut aussi attribuée à divers personnages des temps anciens, bien antérieurs à l'époque réelle des premières monnaies.
Lydos omnium, quod constet, primos numum aureum et argen-	Des opinions plus probables furent ensuite répandues. *Hé-*

teum signasse, perhibet *Herodotus*, cum quo conspirat Xenophanes apud Pollucem, *qui* et aliorum sententias ibidem commemorat, Demodocen *Cymaeam*, vel Erichthonem *Atheniensem*, vel *Naxios* pecuniae signatae auctores statuentium. *Aeginetis* favet Aelianus; Lucanus poeta *Jono vel Itono*, vetustissimo Thessaliae regi. *Numam*, saltem apud Romanos, fuisse principem monetae aeneae fabrum, docuit Suidas etc.

rodote assure que la découverte du monnayage fut faite en *Lydie*, d'autres auteurs à *Cyme*, à *Athènes*, à *Naxos*, à *Égine*.

On en fait honneur à un ancien roi de Thessalie, que l'on nomme *Jonus ou Itonus*, à *Numa Pompilius*, second roi de Rome.

At plurima inter Graecos suffragia abstulit *Phidon Argivus*, de quo illustre marmor Parium, etsi in nonnullis mancum, haec tamen certa loquitur: ex quo Phidon Argivus — — — apparavit, et numum argenteum in Aegina signavit etc.

Plusieurs écrivains grecs enfin désignent comme le véritable auteur de cette découverte *Phidon d'Argos*, et un des marbres de Paros indique positivement que ce Phidon, Argien, frappa le premier une monnaie d'argent à Égine.

ΤΟ' ΦΙΔΟ in numo Boeotorum notare Phidonem Aeginae regem pervetustum, numum adeo esse ex vetustissimis unum, confidenter docuit Begerus ejusque nepos Carolus Schottus, etsi fabrica et literarum forma contrarium doceant.

Il n'est pas inutile de dire ici, que l'opinion qui attribue l'invention du monnayage à Phidon d'Argos a été, en apparence, appuyée par une monnaie des Béotiens, portant ΦΙΔΟ, mais cette pièce est d'une époque postérieure, etc.

Habes, lector, varia variorum de rei monetariae inventoribus judicia, sed etiam tantum commemorasse, satis esto, quin etc.

Ces indications, indécises et probablement toutes inexactes, présentent peu d'intérêt.

— Accedit, quod principia multarum rerum quas sive necessitas, sive sperata commoda repererunt, ceu *navis*, *aratri*, *vehiculi* etc. — —

— Qui pourrait établir le moment précis de l'invention non pas du levier, la première découverte de l'homme, mais celle de la *roue*, de la *charrue*, du *bateau*? — —

Perantiquus esse debuit Lacedaemone pecuniae usus, quia *Lycurgus* antiquata moneta aurea et argentea *ferream* invexit, ut perhibent *Plutarchus* multique alii, quos citabimus in numis Lacedaemoniis. Ergo moneta usi jam sunt Lacones ante Lycurgum, qui floruit sub primam Olympiadem, aut secundum alios centum et amplius annis ante Olympiadum

Un passage de *Plutarque* porte que *Lycurgue* substitua à Lacédémone la monnaie de *cuivre* (?) à celle d'or et d'argent. Il résulterait de ce passage, s'il était exact, que les Lacédémoniens auraient eu des monnaies d'or et d'argent dans le dixième siècle avant J. C., Lycurgue étant né 926 ans avant l'ère chrétienne, suivant les calculs de Fréret.

initium. Tamen dubitari potest, fuerintne hi numi vere tales, quales a nobis requiri supra diximus, et non potius pondera. Sane *Plato*, aut quisquis auctor est dialogi, qui *Eryxias* inscribitur, diserte ait: Lacedaemone autem ferreo pondere pro pecunia utuntur. Ergo si ferri pondus potuit pecuniae usum praestare, potuit etiam auri argentique pondus.

Mais aucun autre témoignage n'appuie cette assertion: au contraire, un passage de *l'Eryxias*, dialogue attribué à *Platon*, porte qu'à cette époque, les Lacédémoniens se servaient de poids en fer pour monnaie; il est donc hors de doute que Plutarque a voulu parler de morceaux de métal donnés au poids, de monnaies non frappées, et non pas de monnaies véritables. —

Depuis l'époque où vivoit Lycurgue, on ne trouve rien, qui indique positivement la découverte de l'art monétaire.

Jam vero *Solonis* aetate urbes graecas passim pecunia usas, constat ejus ipsius legislatoris testimonio, legem publice recitantis ab omnibus paene civitatibus receptam, qua mortis poena irrogatur ei, qui monetam adulteraverit. Docuit me istud Demosthenes. (Orat. adv. Timocrat. p. 805.) Floruit *Solon* secundum Petavium *Olympiade* XLV, fuitque coaevus *Tarquinio Prisco* quinto Romanorum Regi, et *Cyro Persarum* regi, quam aetatem cinattingere numos vetustissimos, quos habemus superstites, facile persuadetur iis, qui numis veteribus tractandis sunt adsueti, tum patebit ex iis, quae de numis Rhegii, Zancles, Messanae docebimus, u. s. w.

Ce n'est qu'au temps de *Solon* que les témoignages de l'existence des monnaies commencent à se multiplier. Les lois de ce législateur d'Athènes en font plusieurs fois mention, on y trouve même la peine de mort prononcée contre les contrefacteurs des monnaies. (Demosthènes, Orat. adv. Timocrat.) *Solon* avait acquis toute son influence vers la *quarant-cinquième olympiade*, 600 ans avant J. C. Il fut contemporain de *Tarquin l'ancien*, cinquieme roi de Rome, et de *Cyrus*, roi de Perse. Des témoignages divers attestent qu'en Italie et en Perse l'art monétaire était pratiqué vers cette même époque, u. s. w.

Doch vielleicht ist es nur ein Zufall, daß Hennin und Eckhel in dem Abschnitte über die Erfinder der Münzen so genau übereinstimmen? Wir wollen also zum Ueberflusse eine Vergleichung an einem andern Orte anstellen, z. B. aus der Mitte des Buchs: Monnaies et médailles fautives im XIII. Kapitel. Eckhel handelt davon im XX. Kapitel: De numis monetariorum veterum culpa vitiosis.

Eckhel.

Mendosa literarum metathesis, ut in numo Neronis: IANVM CLVSTI pro IANVM CLVSIT, in numo Valeriani: LERIGIO pro RELIGIO.

Hennin.

Lettres transposées, p. e. Sur une monnaie de Néron: IANVM CLVSTI pour IANVM CLVSIT, sur une monnaie de Valérien LERIGIO pour RELIGIO.

Adjectio literae superfluae, ut OPITIMVS, SAECVLLVM pro OPTIMVS, SAECVLVM.

Sunt exempla, a scalptoribus saepe non tam negligentia quam ignorantia orthographiae et linguae fuisse peccatum. Obvium est in denariis Antonini III. viri LEG. XVIII. LYBICAE et, quod mirere, constans, cum tamen Graeci Romanique constanter scripserint ΛΙΒΥΑ et LIBYCVS. Inconcinnum est etiam, quod frequenter in numis Caesareensibus Cappadociae, aliisque legitur: ΥΠΑΤΟΥ ΤΡΙΤΟΥ vel ΤΕΤΑΡΤΟΥ id est, si ad verbum reddas, consulis *tertii* vel *quarti*, pro ΥΠΑΤΟΥ ΤΡΙΤΟΝ vel ΤΕΤΡΑΚΙΣ, consulis *tertium* vel *quartum*. — Etiam aetatis consuetudo, quae a veteri instituto discessit et ad novam scribendi legem deflexit, non raro absolvet scalptorem. —

Saepe prolapsis Graecorum Romanorumque rebus tanta est in inscriptionibus perturbatio, ut in his nullum componere verbum sanum, aut quodcunq libuit, possis. Haec cum luce ipsa sint evidentiora, et obviis possint exemplis comprobari, fuere tamen ingenia diligentia, et supra communem sensum perspicacia, qui ex his paludibus rigare philologiam sunt aggressi. Atque horum conatibus accepta referimus inaudita hactenus in historia Romana imperatorum nomina, v. g. D. N. EOANVS. P. F. AVG. — D. N. C. BRITIVS. — D. N. CALPITIANVS — D. N. VECVNIVS — AVLEANVS etc.; quibus addenda ORIVNA-AVGVSTA credita Carausii uxor.

Perversae notae chronologicae, ut cum legitur: COS. XIII. DES. VIIII. pro quo manifeste legendum: COS. VIII. DES. VIIII.

Lettres inutiles ajoutées, p. e. OPITIMVS pour OPTIMVS, SAECVLLVM pour SAECVLVM.

Mots mal orthographiés. Ces sortes d'erreurs se voient quelquefois; exemples: Sur un Dénier de Marc-Antoine, LEG. XVIII-LYBICAE pour LIBYCAE; sur les monnaies de Césarée de Cappadoce ΥΠΑΤΟΥ ΤΡΙΤΟΥ ou ΤΕΤΑΡΤΟΥ pour ΥΠΑΤΟΥ ΤΡΙΤΟΝ ou ΤΕΤΡΑΚΙΣ; mais il ne faut pas perdre de vue que dans les bas-temps l'orthographe se dénatura, et que beaucoup de mots furent alors écrits d'une manière différente de celle qui était suivie antérieurement, lorsque la langue était plus purement orthographiée.

Noms altérés. Les noms propres sont quelque-fois extrêmement altérés sur certaines Impériales-Romaines. On a souvent peine à reconnaître les noms inscrits sur ces pièces. Il en a résulté que divers auteurs ont cru découvrir des personnages inconnus jusqu'à eux, et dont les écrivains ne font pas mention, et qu'ils se sont efforcés d'établir la réalité de l'existance de ces personnages, en se fondant sur un petit nombres de monnaies portant des légendes qui n'étaient que des altérations de noms bien connus. De là les Empereurs BRITIVS, RECVNIVS, AVLENANVS et autres, ORIVNA, prétendue femme de Carausius, personnages créés par l'imagination fertile de quelques antiquaires.

Chiffres erronés. On lit sur une pièce: COS. XIII. DES. VIIII.; tandis qu'il est évident qu'il faut: COS. VIII. DES. VIIII.

Gewiß sonderbar, daß Hennin und Eckhel im Verlaufe ihrer Untersuchungen so übereinstimmen, daß beyde gerade die nämlichen Beyspiele wählen, die nämlichen Stellen aus alten Klassikern citiren, sogar nicht selten die nämlichen Ausdrücke gebrauchen? Diese zwey Beyspiele mögen demnach genügen, die Behauptung, daß H. nur ein Plagiator sey — in soweit es der Raum dieser Blätter gestattete — zu rechtfertigen.

An einem Paar Stellen zwar verspricht der Verfasser etwas Neues zu liefern, z. B. S. 43, wo die verschiedenen Epochen der alten Numismatik abgehandelt werden, sagt er: Nous suivrons Eckhel dans cette route. Des observations plus *nouvelles* seront jointes aux siennes, et le sujet se trouvera suffisamment développé. Ref. konnte aber keine einzige Bemerkung finden, die nicht schon bey Eckhel enthalten wäre. Im Gegentheile, der Verf. übersetzt unter andern wörtlich S. 49 »die ersten Kupfermünzen der Macedonischen Könige sind von Amyntas II.« Dieß konnte wohl Eckhel sagen, da zu der Zeit, als er dieses schrieb, keine älteren, wenigstens ächten Kupfermünzen der Macedonischen Könige bekannt waren; — wenn aber der Verf. im zweyten Theile selbst Kupfermünzen von den drey Vorgängern Amyntas II., nämlich von Pausanias, Aeropus III. und seinem Vater Archelaus I., anführt, so kann man nur anmerken, er hätte in dieser Stelle Eckhel nicht so wörtlich übersetzen sollen.

Es ist nun zu untersuchen, ob Hennin das aus Eckhel Ausgeschriebene vielleicht klarer oder vollständiger vortrug, d. h. ob er vielleicht etwas Neues der Form nach lieferte, und in dieser Rücksicht ist zuerst der Plan und dann die Ausführung in Betrachtung zu ziehen.

Was den Plan betrifft, schicken beyde (H. und E.) die Fragen: Wie kam man auf den Gedanken, Münzen zu prägen? und wer kam auf diesen Gedanken? voraus. Hierauf untersucht Eckhel, welche Metalle wurden gebraucht, nahm man sie rein oder gemischt? in welchen Ländern und zu welcher Zeit gebrauchte man diese reinen oder gemischten Metalle? dann erst — nachdem die Metalle festgestellt sind, frägt er: Wie wurden die Münzen aus diesen Metallen geprägt? wer hatte das Recht zu münzen? wer war darüber gestellt? — Hennin nimmt hier einen entgegengesetzten Gang. Wer hatte das Recht zu münzen? wer war dem Münzwesen vorgesetzt? wie hat man die Münzen geprägt? aus welchen Metallen hat man sie geprägt? —

In der Hauptsache liegt nun freylich nichts daran, ob man diesen oder jenen Weg einschlage; aber Ref. glaubt, daß durch

die von H. gewählte Ordnung wenigstens nichts gewonnen wurde.

Mit dem Abschnitte: wann fing man an, Münzen zu prägen, verbindet Eckhel die Untersuchung, wann hörte man in den verschiedenen Orten wieder auf zu münzen? Am Ende aber der ganzen Einleitung, nachdem der Leser schon unterrichtet ist, wie die alten Münzen und aus welchen Metallen sie geprägt wurden, welche Aufschriften und Typen sie haben, handelt er von den verschiedenen Kunst-Epochen der alten Numismatik und ihren Kriterien. — Hennin aber verbindet die beyden Untersuchungen, welche sind die chronologischen und geographischen Grenzen der alten Numismatik, und welche sind die Kriterien der verschiedenen Epochen, mit einander, und setzt sie gleich nach der Abhandlung, wer ist der Erfinder der Münzen, und wer hatte das Recht zu münzen? Da aber der Leser noch nicht weiß, welche Metalle gebraucht, wie und mit welchen Aufschriften und Typen die Münzen geprägt wurden, so kommen die Kriterien der verschiedenen Epochen, welche nothwendig aus dem Metalle, der Fabrik, den Aufschriften und Typen genommen werden müssen, allzufrüh. Hier hat also der Verf. den regelmäßigen Weg verlassen, und wenn er statt dessen bey der Eckhelischen Ordnung geblieben wäre, hätte er sich die nothwendige Entschuldigung in der Vorrede: on me rapprochera sans doute de *nombreuses* répétitions füglich ersparen können, denn wenn man gleich anfangs alle die Resultate in Anwendung bringt, welche erst nachher gewonnen werden müssen, kann man natürlich beständige Wiederholungen nicht vermeiden.

Was die Ausführung der einzelnen Abschnitte anbelangt, hat der Verf. einiges, namentlich die Einleitungen zu jedem Abschnitte, mit ziemlicher Weitläufigkeit behandelt; aber in wichtigeren Dingen ist er häufig zu kurz, und hie und da zu wenig deutlich. So z. B. im Abschnitte: von den Aufschriften auf alten Münzen, liest man in allgemeinen Ausdrücken, daß sie in den früheren Zeiten einfacher, in späteren länger waren. Sehr gut wäre es, wenn diese Bemerkung mit einigen Beyspielen erläutert worden wäre, wie bey Eckhel, z. B. daß die Könige von Syrien, so lange sie mächtig waren, auf ihre Münzen die einfache, bescheidene Aufschrift setzten: *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΣΕΛΕΥΚΟΥ* oder *ΑΝΤΙΟΧΟΥ*, daß sie aber bey gesunkener Macht ihre Armseligkeit mit prahlenden Titeln zu bedecken suchten, so liest man z. B. auf den Münzen von Antiochus XII. die Aufschrift: *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΝΤΙΟΧΟΥ ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΕΠΙΦΑΝΟΥΣ ΦΙΛΟΠΑΤΟΡΟΣ ΚΑΛΛΙΝΙΚΟΥ*; so setzte Ephesus, so lange es in Kraft und Blüthe stark war, auf seine Mün-

zen die einfache Aufschrift: *ΕΦΕΣΙΩΝ*, als es aber gesunken war, tröstete es sich mit Titeln, z. B. *ΕΦΕϹΙΩΝ. Δ. ΝΕΩ-ΚΟΡ. Η. ΠΡΩΤΗ ΠΑϹΩΝ ΚΑΙ ΜΕΓΙϹΤΗ*, u. s. w.

Bey dem §. disposition des inscriptions ist hinzuzusetzen, daß manchmal die Aufschrift der Vorderseite mit der der Rückseite verbunden ist, z. B. *ΤΡΑΛΛΙΑΝΩΝ*)(*ΚΑΙϹΑΡΕΩΝ*. oder COL)(BER., manchmal auch der Name der Stadt auf beyden Seiten vorkomme, z. B. *ΤΑΡΑΣ*)(*ΤΑΡΑΣ* oder ΚΡΟ)(ΚΡΟ.

Bey dem §. de Scriptura retrograda ist hinzuzusetzen, daß diese Schreibart nicht immer ein Beweis von hohem Alterthum sey, wie aus den Samnitischen und Oscischen Münzen hervorgeht. —

Von den Dialekten, denen Eckhel einen eigenen Abschnitt widmet, ist in vorliegendem Werke beynahe gar nichts gesagt. Sie sind doch so wichtig zur richtigen Bestimmung der Münzen, besonders der gleichnamigen Städte!

Eben so ist die verschiedene Gestalt der griechischen Buchstaben in den verschiedenen Epochen gar keiner Erwähnung gewürdigt.

Die Untersuchung, wie die Völker und Städte ihre Namen auf die Münzen setzten, ist nur ganz kurz berührt bey der *disposition* des inscriptions, wo sie eigentlich nicht hingehört. Hier sagt der Verf. S. 210. Les noms des Peuples et des Villes sont indiqués en général par le nominatif ou par le génitif. Le nom des habitans d'une ville est souvent inscrit pour celui de la ville même. Da dieser Satz nimmer weiter ausgeführt wird, kann er, wenn er nicht selbst ganz falsch ist, wenigstens zu verschiedenen Irrthümern führen. Der Name eines Volks ist (wenigstens nach des Ref. Wissen) niemals im Nominativ, es ist also falsch, wenn der Verf. sagt: Les noms des *Peuples* — sont indiqués en général par le *nominatif*. Ferner glaubt man — obigem Satze zu Folge — der Name der Stadt im Nominativ oder Genitiv auf die Münzen gesetzt, sey das Gewöhnliche, les noms des Villes sont indiqués en *général* par le nominatif ou par le génitif, das weniger Gewöhnliche aber sey der Gebrauch des Gentile; es ist aber gerade umgekehrt, das Gentile, und zwar im Genitiv Plural, ist das Gewöhnliche, der Name der Stadt aber im Nominativ oder Genitiv ist das Ungewöhnliche. — Die ganze Stelle ist aus Eckhel S. XCV. aber oberflächlich genommen, dort heißt es: Nomen *urbis* saepe in casu recto exaratur praecipue in *numis antiquissimis*, sic *ΤΑΡΑΣ*, *ΣΕΛΙΝΟΕΣ*. *Frequentissimus* modus est urbis ἐθνικὸν seu gentile in genitivo plurali sic *ΕΦΕΣΙΩΝ*. *ΘΑΣΙΩΝ*. *rarius idem* (sc. gentile) reperitur in

casu recto multitudinis absolute posito, ut *ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΙ*. daß manchmal der Accusativ singul. vorkomme, z. B. CORINTHVM, manchmal das Possessivum statt des Gentile gebraucht werde, z. B. *ΘΕΣΠΙΚΟΝ* statt *ΘΕΣΠΙΕΩΝ*, *ΑΡΚΑΔΙΚΟΝ* statt *ΑΡΚΑΔΩΝ*, und ähnliche Bemerkungen werden bey H. gar nicht angeführt. — Eben so unvollständig ist, was H. S. 65 sagt: Les noms des triumvirs monétaires furent également placés (avec l'indication de leurs charges) sur les monnaies de la République et *même depuis*. Viel besser sagt Eckhel S. LXXIX. imperante Augusto circiter 740 U. C. III viri monetales inscribi numis desivere, denn das même depuis läßt zu vielen Vermuthungen Raum.

Wie der Abschnitt über die Aufschriften der alten Münzen, so ist auch der über die Typen zu kurz. So z. B. wird nur im Allgemeinen bemerkt, viele Städte haben Typen, die sich beynahe auf allen ihren Münzen wiederholen. Dieser allgemeine Satz dürfte weiter ausgeführt seyn, nämlich: daß einige Städte diese bestimmten Typen hernahmen von ihren Schutzgottheiten, so z. B. hat Athen immer die Minerva mit ihrem Attribute der Eule; andere von alten Merkwürdigkeiten, z. B. Knossus auf Kreta hat fast immer das Labyrinth; andere von seltenen Naturerscheinungen ihrer Gegend, so Cäsarea in Kappadozien mit dem Berge Argäus; andere von Anspielungen auf ihren Namen, z. B. Rhodus die Rose, Cardia ein Herz, Side den Granatapfel u. s. w. — Hier bemerkt auch der Verf., wenn auch einige Münzen nur auf einer Seite Schrift haben, so haben doch alle (mit Ausnahme von Populonia) Typen auf zwey Seiten. Ref. bezweifelt, ob man die unregelmäßigen Vertiefungen auf den ältesten Münzen, die nur auf einer Seite geprägt sind, Typen nennen könne. Viel richtiger ist Eckhels Bemerkung: wenn man auch Münzen findet, die gar keine Aufschrift haben, so findet man doch keine, die gar keinen Typus hat.

Da der erste Band die Elemente der alten Numismatik enthält, und bestimmt ist (wie der Verf. in der Vorrede sagt), den Anfängern den Weg zu bahnen zu tieferer Kenntniß (ouvrir la route vers des connaissances plus étendues); — da es aber gerade die Aufschriften und Vorstellungen auf alten Münzen sind, welche (um wieder des Verf. eigene Worte zu gebrauchen) die meisten und besten Aufschlüsse über Mythologie, Chronologie, Geschichte, Kultur, Geographie und Ikonographie geben (S. 206 und 225), da also gerade die Aufschriften und Vorstellungen es sind, welche den Geschmack für ein so lehrreiches als angenehmes Studium vermehren (augmenter leur goût pour une étude aussi instructive qu'agréable, S. 6) und den Weg zur tieferen

Kenntniß anbahnen sollen: — so ist es leicht erklärbar, warum Ref. es auffallend findet, daß gerade diese wichtigsten zwey Abschnitte so ungemein kurz behandelt sind. Aber auch diese Kürze würde man, in Berücksichtigung der so häufigen Entschuldigungen des Verf.s, daß der Plan des Werkes ihn hindere, ausführlicher zu seyn, nicht tadelnd bemerken, wenn der Verf. nicht in andern Untersuchungen, die weniger für das Studium der alten Numismatik nützen, um so ausführlicher und weitläufiger gewesen wäre. S. z. B. lesen wir S. 130 ff. eine lange Untersuchung, warum die Alten Zinn unter das Kupfer mischten, S. 153, ff. eine weitläufige Aufzählung der neuern Benennungen der Münzen, daß man sie, je nachdem sie gut oder schlecht erhalten sind, bien conservés, mal conservés, je nachdem sie zu Athen oder Syrakus u. s. w. geprägt wurden, les Athènes, les Syracuse etc. nenne. — Dem Abschnitte über Werth und Gewicht der alten Münzen geht eine mehr als vierzehn Seiten lange Untersuchung voraus, ob Gold und Kupfer eigentliche Münze seyn könne, u. s. w.

Anzumerken ist noch das XVI. Kapitel mit der Aufschrift: Histoire de la Numismatique. Es besteht jedoch eigentlich nur in einer chronologischen Aufzählung der vorzüglichsten numismatischen Schriften, welche man im XX. Kapitel wieder findet. Wer eine gründliche Geschichte der Numismatik lesen will, findet sie in Schlichtegrolls numismatischen Annalen. Leipzig 1804.

So viel über den ersten Theil des vorliegenden Werkes. Das bisher Gesagte kurz zusammengefaßt geht hervor, daß H. — das Wenige, gleich anfangs Angeführte abgerechnet — eigentlich im ersten Bande auf 389 Oktavseiten nichts Anderes sagte, als Eckhel in seinen Prolegomenis zur Doctrina numorum veterum auf 183 Quartseiten schon vor 38 Jahren gesagt hat, und daß er dieß aus Eckhel Genommene nicht besser sagte, weder dem Plan noch der Ausführung nach. Ref. glaubt demnach, der Verf. hätte, statt in der Vorrede zu sagen: Il *n'existe pas, en effet, d'ouvrage élémentaire* de Numismatique qui remplisse les conditions que l'on doit trouver dans les livres destinés aux commençans. Les Traités anciens, écrits dans ce but, sont d'une érudition diffuse, sans méthode et incomplets. — Les livres élémentaires plus récens ne sont guère moins incomplets ni moins arriérés. *Aucun* n'offre cet ensemble de renseignemens, cette unité de doctrine, si nécessaires pour l'instruction des personnes qui cherchent les bases de la connaissance des monnaies anciennes, der Verf. hätte statt dessen besser gethan, wenn auch nicht zu gestehen, daß er fast Alles rein aus

Eckhel abgeschrieben, doch wenigstens auf irgend eine Weise zu bemerken, daß ihm das Eckhelische Werk gute Dienste geleistet habe. Zu welcher Klasse der Verf. das Eckhelische Werk rechne, zu den alten Schriften, die ohne Methode, oder zu den neuen, die eben so unvollständig sind, wollen wir nicht untersuchen; aber die Bemerkung möchte nicht überflüssig seyn, daß Kolb in seinem Traité élémentaire de Numismatiqne ancienne [1]) in dem Abschnitte, wo die vorzüglichsten numismatischen Schriften angeführt werden, bey Eckhels Doctrina numorum veterum anmerkt: Ouvrage trés-estimé et *peu connu en France*. Vielleicht hat der Verf., im Vertrauen auf diese Anmerkung, nicht der Mühe werth gefunden, seine Quelle zu citiren, und Eckhel nur in seiner Schrift selbst ein Paar Mal angeführt, um ihn — wie er glaubte — zu verbessern. In wie ferne diese Verbesserung gelang, wurde schon gezeigt [2]).

Manuel de Numismatique ancienne par M. Hennin.
Tome second. Nomenclature.

Der zweyte Band — die Nomenklatur — besteht aus zwey Abtheilungen; die erste enthält die griechische, die zweyte die römische Nomenklatur.

Die griechische Nomenklatur ist nach dem Eckhelischen Systeme geordnet, nur glaubte der Verf. einige Abänderung machen zu müssen? S. 16 heißt es: J'ai cru devoir faire quelques modifications à la forme employée jusqu'à présent dans la disposition des titres, afin de donner à l'ensemble

[1]) Traité élémentaire de Numismatique ancienne grecque et romaine composé d'aprés celui d'Eckhel (Anfangs-Gründe der alten Numismatik) par Gérard Jacob K. (Kolb). Paris 1825. 8. II. B. mit 7 von Cousinéry dem Sohn des bekannten Numismatikers äußerst zierlich und richtig gestochenen Kupfertafeln.

[2]) So eben lese ich im Bulletin universel., 830, nro 8, p. 500. Cet ouvrage est ainsi que l'indique son titre, un traité élémentaire *devenu indispensable dans l'état actuel* (?) de la science, et qui remplit une importante *lacune* (?). Ce livre répond ainsi, par son objet, à l'une des *nécessités scientifiques de notre temps;* de même que, par sa forme, il satisfait à toutes les conditions du Sujet. *L'Académie a decerné le prix à cet ouvrage.* L'auteur est M. Hennin. — Ist dieß vielleicht so zu verstehen: der gegenwärtige Stand der Wissenschaft (l'état actuel de la science) ist der Art, daß man ein in lateinischer Sprache geschriebenes Werk nicht mehr versteht, daß also eine französische Uebersetzung nothwendig wurde (une des nécessités de notre temps)?! denn was den Inhalt des Henninischen Werkes anbelangt, kann man unmöglich sagen, es fülle eine bedeutende Lücke aus, da das gelehrte Publikum diesen Inhalt schon seit mehr als 30 Jahren kennt.

de ce Système *plus d'ordre*, *plus d'uniformité*, et cette espèce de *Symmetrie*, qui sert à graver plus aisément dans la mémoire l'ensemble d'une classification. Eckhel a placé tous les titres des diverses contrées à la suite les uns des autres, sans les différencier suivant l'importance respective des localités, et *même* sans faire sentir la dépendance des Surdivisions avec les parties principales. *C'est sur ce point que j'ai cru devoir introduire des modifications.* J'ai donc divisé d'abord chacune des trois parties du monde connu des anciens en grandes régions; celles-ci sont ensuite subdivisées en leurs diverses contrées, la disposition des titres fait concevoir, au premier coup-d'oeil, cet arrangement régulier, uniforme et utile pour mieux fixer dans la mémoire cet ensemble géographique. Dieser langen Rede kurzer Sinn ist, der Verf. ließ das Wort Europa größer drucken, als Hispania, weil dieses nur ein Theil von Europa ist, und Hispania größer als Lusitania, weil dieß nur ein Theil von Spanien ist, und dieß gibt erst dem Eckhelischen Systeme mehr Einheit, Ordnung und Symmetrie?

Eine andere Veränderung ist, daß der Verf. Liburnien, Dalmatien und Illyrien nach dem thracischen Chersones und vor Päonien anführt, während sie sonst zwischen Thessalien und Epirus abgehandelt werden.

In der griechischen Nomenklatur werden nur die Namen aller Völker, Städte und Könige, von denen bisher Münzen bekannt wurden, nach dem Eckhelischen Systeme aufgezählt. Bey den Städten ist in der Regel der jetzige Name beygefügt. Auf den Namen folgt die Angabe des Metalls, in welchem gemünzt wurde, nebst dem Grade der Seltenheit der Münzen in den verschiedenen Metallen (8 Grade der Seltenheit sind angenommen); ferner ist angezeigt, ob die Münzen Autonom-, oder Kolonial-, oder Kaiser-Münzen sind, bey letzterer Gattung, mit welchem Kaiser sie in jeder Stadt anfangen und aufhören, überdieß ist angemerkt in welcher Sprache die Aufschriften auf den Münzen geschrieben sind, endlich sind am Ende Tafeln über den beyläufigen gegenwärtigen Werth der alten Münzen — d. h. wie man sie gegenwärtig bezahlt, angehängt.

Diese ganze Nomenklatur ist übrigens ein Auszug aus Mionnets Description de médailles antiques avec leur degré de rareté et leur estimation mit Benützung der drey ersten Supplemente und der classes generales seu Moneta vetus Urbium, Populorum et Regum, von Sestini, Editio secunda, 1821.

Auch die neuern Namen der Städte finden sich in den Mionnetischen Supplementen; vom Pontus angefangen aber, wo die

Supplemente aufhören, sind sie wörtlich aus Sestini genommen. Wo Sestini keine Namen hat, hat auch Hennin keine. Nur bey einigen spanischen Städten findet man bey H. neuere Namen, die weder Mionnet noch Sestini haben.

Ferner findet man in der Nomenklatur, aus Cadalvene's Recueil de Médailles grecques inédites, 1828, neu aufgenommen, zwey neue thracische Könige, nämlich Sarias und Cavarus, und vier Städte, nämlich: Oropus Atticae, Aegiale Amorgi, Carthaea Ceae und Pholegandrus Ceae. Eben so ist Sestussa (Cadalvene zufolge) bey Macedonien angeführt. Mit Recht wurde auch Medeon Phocidis unter die Münzstädte gesetzt. Endlich führt der Verf. zwey neue britannische Münzstädte an, nämlich Cunetio und Solido*). Ob die Münzen der Stadt Cunetio verschieden sind von denjenigen, welche man gewöhnlich dem britannischen Könige Cunobelinus beylegt, kann nicht untersucht werden, da der Verf. keine Beschreibung gibt. Aus eben demselben Grunde muß auch dahingestellt bleiben, wie weit die Angabe, daß es von Morgantia in Sicilien Münzen mit punischer Aufschrift gebe, gegründet sey.

Ref. fällt es auf, warum der Verf., da er doch Cadalvenes Schrift benützte, dieß nur zum Theile that, und nicht auch, z. B. Philea in Thracien, Eleon in Phocis, Hariarthus oder Haliarthus in Böotien, Silbermünzen von Mantinea in Arkadien u. s. w., in das Verzeichniß aufnahm.

Ueberhaupt würde die Nomenklatur manche Veränderung und Verbesserung erhalten haben, wenn der Verf. außer der 1821 erschienenen Schrift von Sestini und den Mionnetischen Werken, noch mehrere neuere Schriften, als Cadalvene allein, zu Rathe gezogen hätte. Orthe in Thessalien, Ticuaea in Bithynien, Laranda in Thessalien, Hamaxitus in Troas, Gergis in Troas, Rhadamsades, König des Bosporus, 2c. würden sich im Verzeichnisse finden. Eben so fehlen die Autonom-Münzen von Adada in Pisidien, Tityassus in Pisidien, dagegen wären die von Cilbiani in genere und Ocoanda in Pisidien weggelassen. Gepepiris würde nimmer die Gemalin von Sauromates genannt, sondern von Mithridates. Ferner von Adana in Cilicien sind nicht nur Münzen von M. Aurel, sondern auch von Valerian dem Aeltern und von Aquilia Severa, desgleichen von Jonopolis in Paphlagonien nicht nur von L. Verus und Lucilla, sondern auch von Antoninus pius bekannt; die Kaisermünzen von Aegae in Aeolien beginnen nicht erst mit Claudius, sondern mit August; die von Germe in Mysien nicht mit Trajan, sondern

*) Der Name Solido kommt auf einer dem Könige Cunobelinus zugetheilten Münze vor. V. Museum Britan. Tab.. I. n. 19.

schon mit Domitian; von Baris in Pisidien ist außer den Münzen von S. Alexander auch eine von S. Severus bekannt; in Cerasus Ponti gibt es außer den drey vom Verf. angeführten Kaisern auch Münzen von Hadrian und S. Alexander. Auf der cilicischen Insel Elaeusa wurden nicht nur Autonom-Münzen mit diesem Namen geprägt, sondern man kennt auch eine Münze von Commodus mit dem Namen Elaeusa. Von Sibidunda ist außer der Münze von Caracalla auch eine von M. Aurel auf die Nachwelt gekommen, u. s. w.

Wenn aber der Verf. die neueren Schriften nicht benützen konnte, so hätten doch andere Irrungen oder Druckfehler? vermieden werden können. Z. B. bey Laus in Kalabrien sind nur Silbermünzen angeführt, es gibt aber auch kupferne; bey Cypsela in Thracien nur kupferne, es gibt auch silberne; bey Cassera in Macedonien kupferne, soll heißen silberne; bey Patraens, König in Päonien, Silber, soll heißen Silber und Kupfer; bey Uranopolis in Macedonien Silber, soll heißen Kupfer; von Pandosia in Epirus gilt dasselbe; bey Plataea in Böotien Silber, soll heißen Silber und Kupfer; bey Cleone in Argolis Kupfer, soll heißen Silber und Kupfer; bey Cumae in Campanien Gold und Kupfer, es gibt auch silberne; bey Ariarathes V. Kupfer, soll heißen Silber; bey Traellium in Macedonien Kupfer, soll heißen Silber und Kupfer.

Bey Aluntium und Himera Thermae in Sicilien ist hinzuzusetzen, daß sie auch gemeinschaftlich, dieses mit Abacaenum, jenes mit Amestratus münzten.

Zu Cratia-Flaviopolis in Bithynien wurden nicht die Kaisermünzen unter dem Namen Flaviopolis, sondern Cratia-Flaviopolis ausgeprägt; auf einer Münze von Caracalla kommt auch der Name Cratia allein vor.

Bey den Kaisermünzen der Kolonie Nisibi in Mesopotamien ist die Schrift nicht lateinisch, sondern griechisch.

Bey Diococlia in Phrygien bemerkt der Verf. irrig quelques pièces portent Mococlia au lieu de Diococlia. Dieser Irrthum scheint durch eine mißverstandene Stelle bey Sestini entstanden zu seyn, welcher bey dieser Stadt bemerkt: imperatorius unicus: Gordianus pius. Epigraphe *ΔΙΟΚΟΚΛΙΕΩΝ aliis ΜΟΚΟΚΛΙΕΩΝ* pro Mococlia ejusdem tractus, sed corrupte apud Stephanum Byz. *ΜΟΚΚΛΗ.* Also Einige lesen Mococlia statt Diococlia, aber nicht auf einigen Münzen steht Mococlia, da vermuthlich nur eine einzige Münze bekannt ist.

Da es jedoch hier nicht um die Verbesserung der vom Verf. gegebenen Nomenklatur zu thun ist, mögen die bisher angeführ-

ten Bemerkungen, die leicht vermehrt werden könnten, genügen, um zu zeigen, daß man zwar das vom Verf. neu Aufgenommene mit Würdigung anerkenne, daß aber auch hie und da manche Verbesserung und mancher Zusatz wünschenswerth gewesen wäre. — Es ist nun freylich vieler Mühseligkeit unterworfen, eine so genaue als vollständige Nomenklatur zu geben, da aber der Verf. sonst nichts gibt, als bloße Namen, so kann man erwarten, daß sie sehr genau gegeben werden, und die Anforderung, es sollten auch die neuern Schriften benützt worden seyn, ist gewiß so bescheiden als billig.

Wer indessen ein bloßes Verzeichniß der numismatischen Völker, Städte und Könige Griechenlands, sammt der Angabe des Metalls der von ihnen geprägten Münzen und ihrer beyläufigen Seltenheit in einem Bande beysammen wünscht: findet in Hennins Nomenklatur eine genügende Erfüllung seines Wunsches; wer aber außer dem Namenverzeichniß und der Angabe des Metalls und der Seltenheit noch etwas Anderes wünscht, findet in der öfters angeführten Schrift von Sestini, Classes generales, in einem sehr mäßigen Quartbande, auch die verschiedenen Aufschriften, die vorzüglichsten Magistrats-Personen, die bedeutendsten Rechnungsarten (auf den Münzen), die wichtigsten Hinweisungen auf Mythologie, auf Feste und Spiele, auf die Gründer einer Stadt, auf die Dialekte, auf die verschiedenen Formen der Buchstaben, kurz auf Alles dasjenige, was das Studium der Numismatik angenehm und nützlich macht. Zugleich sind auch, wie schon bemerkt wurde, die neuern Namen der Städte angegeben. Zu bemerken ist nur, daß in dieser Schrift von Sestini mehrere Städte noch nicht aufgenommen sind, weil sie erst nach dem Erscheinen derselben, nämlich nach dem Jahre 1821, entdeckt wurden.

Die römische Nomenklatur ist ein genauer Auszug aus Mionnet de la rareté et du prix des médailles romaines etc. Seconde édition. Paris 1827. Die Aufeinanderfolge der Kaiser und ihrer Familien, der gothischen, vandalischen und unbekannten Könige, der fränkischen Kaiser zu Konstantinopel u. s. w. (es mögen von ihnen Münzen bekannt seyn oder nicht, oder die Bestimmung der Münzen mag zweifelhaft seyn), die gewisse oder ungewisse Angabe ihrer Herkunft, ihres Regierungs-Antrittes, ihrer Regierungs-Dauer und ihres Sterbejahres. — Alles ist wörtlich aus Mionnet genommen. Ueber diesen Theil der Nomenklatur ist also weiter nichts anzumerken; denn eine Würdigung des Mionnetischen Werkes gehört nicht hieher.

München. Streber.

Art. III. 1) Notes on the Bedouins and Wahábys collected during his travels in the east; by the late John Lewis Burckhardt, published by authority of the association for promoting the discovery of the interior of Africa. London 1830. Großquart, 439 Seiten.

2) Arabic proverbs or the manners and customs of the modern Egyptians, illustrated from their proverbial sayings current at Cairo, translated and explained by the late John Lewis Burckhardt, published by authority of the association for promoting the discovery of the interior of Africa. London 1830. Großquart, 232 Seiten.

Die beyden vorliegenden Werke vollenden den Fünfer Burckhardt's, des großen arabischen Reisenden, welcher damit eben so sicher zur Unsterblichkeit eingehen wird, als der große persische Dichter Nisami, und sicherer als andere persische und türkische Dichter, welche einen Fünfer geschrieben. Die drey Bände seiner Reisen in Nubien, Syrien und Arabien sind in diesen Jahrbüchern *) bereits umständlich anzeigt worden; die beyden vorliegenden vollenden das Sitten- und Charaktergemälde des Arabers und zunächst des Beduinen, und verhalten sich zu seiner arabischen Reisebeschreibung beyläufig wie Niebuhr's Beschreibung von Arabien zu dessen Reisewerk. Auch enthält der erste dieser beyden Bände die umständlichste und verläßlichste Geschichte der Wahabi, über welche bisher nur Bruchstücke bekannt geworden. Burckhardt's Bericht entschädigt über die fragmentarischen Berichte früherer Reisebeschreiber und das Stillschweigen der gleichzeitigen osmanischen Geschichtschreiber; er schildert mit kräftigen Zügen den Beduinen und den Reformator des Islams Abdulwehhab, d. i. den Diener des Allverleihenden. Folgendes ist der pantographisch-verkleinerte Umriß seines Gemäldes des Beduinen und der Lehre Abdul Wehhab's: die Freiheit wohnt in den Wüsten, und der Sohn der arabischen, der Beduine, trägt noch denselben Stämpel der Sitte und des Charakters; seine Laster, seine Tugenden dieselben, wie vor Jahrtausenden. Habsüchtig und gierig, lügnerisch und betrügerisch im Handel und Wandel, aber tapfer und freygebig, mild und dankbar, und vor allem gastfrey und treu in Erfüllung des, selbst dem Feinde gegebenen Wortes, hiedurch vortheilhaft vom Osmanen unterschieden, in dessen Regierungskunst Verrath und Treulosigkeit, so oft dieselbe nützlich und möglich, auch erlaubt und geübt; mäßig und enthaltsam, ein munterer Gesellschafter und heiterer Gefährte, witzig, launig, wohl beredt und dichterisch, ein warmer Vertheidiger seiner Ehre, und besonders

*) XLV. Band.

der des **Harems**; den Schimpf in Blut waschend, und nach demselben **dürstend**, wenn es sich handelt das vom Feinde vergossene des **Blutsverwandten** zu rächen. **Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand'! die Rach! die Rach! nur nicht die Schmach!** [1]) ist noch heute das Kriegsgeschrey des für seine **oder** seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen; doch ist er noch **gastfreyer** als blutdürstig, und edler als unversöhnlich. Was die Sage von der Gastfreyheit **Hatim Tai's**, von der Tapferkeit **Maadi Kerb's**, des **Schwingers der Speere**, von der Dichtergabe aus dem Stegreife **Antar's, des Vaters der Reiter**, erzählt, findet sich noch heute in einzelnen Beispielen **bestätiget**. Ihre Unterhaltungen sind Mährchen und nächtlicher Gesang in hellem Mondscheine [2]). Jünglinge und Mädchen in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom **Vorsänger** vorgesungenen Vers [3]), den Gesang mit Händeklatschen und allerley Bewegungen des Leibes begleitend. Zwey oder drey **verschleyerte** Mädchen tanzen dem Chor der Jünglinge entgegen, dessen beduinische Sittsamkeit verbeut, sie beim Namen zu nennen, und sie nur als junges Kamehl anzureden erlaubt. Dieselbe Melodie des Nachtgesanges [4]) ist auch die des **Schlachtgesanges** [5]); bey freudigem Anlasse ertönt das **Lili** der **Weiber** (das Halleluja der Lilith) stundenweit in die Wüste [6]) und bey **Sterbefällen** der Klagefrauen [7]) Todesgeheul.

Seine **Wohnung**, das Zelt, von dessen einzelnen Theilen auch die Kunstwörter seiner Prosodie und Poesie hergenommen sind. Sein **Geräthe**: Kamehlsattel, Wasserschlauch und Dreyfuß; seine **Kleidung** ein wollenes Hemde und ein Mantel (Abba), dessen **weiße** und braune Streifen der Haut der Zebra nachgeahmt sind; seine **Waffen**: Speer und Schwert, Helm und Panzer, und **Schießgewehre** nur bey einigen Stämmen. Seine **Speise**: süße und saure Milch des Kamehles, ungesäuertes

---

1) En-nar en-nar we la el nar, et-thar et-thar we la el aar.

2) Musameret.

3) Burckhardt, p. 140.

4) Esamir Die Reiter kommen, o Dieba, die Reiter kommen, wie Diebe, die Reiter von Dieba, o Liebe!

5) Hadu, p. 49. Hemm uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt; und S. 424

Ihr Vögel mit dem kahlen Kopfe,
Du Geyer und du Weihe,
Daß Menschenfleisch den Hals euch stopfe
Mischt euch in Schlachtenreihe.

6) Burckhardt nennt es **Tagrais**, insgemein **Tehlil**.

7) Welwele, p. 58.

Brot, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste. Sein Reichthum: das Kamehl und das Pferd, dessen edle Rassen fünf. Fünf, die heilige pythagoräische Zahl des Heils, wirft sich in seinen vorzüglichsten Einrichtungen mehr als einmal heraus. Die Blutrache geht bis auf das fünfte Geschlecht über [1]). Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes oder der Unterwürfigkeit, als die fünf Finger der Hand arabischen Schutzrechtes. Der Scheich, d. i. der Alte oder Graue, der Vorstand des Stammes, das Haupt innerer Verwaltung; der Akid, d. i. der Anführer des Stammes im Kriege, dessen Ansehen und Einfluß dem des Scheichs weises Gleichgewicht hält; der Kadhi, d. i. Richter, zur Entscheidung wichtiger Fälle, nach dem Sinne des Gesetzes; der Waßi, d. i. Vormund oder Patron, nicht nur den Unmündigen gesetzt, sondern von Schwachen zum Schutze wider Mächtige erwählt; und der Dachil, d. i. jeder, der sich in den Schutz des anderen zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet. Damit dem Diebe und Räuber [2]) unmöglich sey, durch Mitgenuß von Salz und Brot, oder durch Berührung der Kleider dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freyheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in eine Grube unter der Erde verborgen gehalten; gelingt es ihm aber, einem Freien ins Gesicht zu speyen, hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freyheit verschafft. Der Dieb heißt Harami, so auch die dem Beduinen zu berühren verbotenen drey Dinge [3]): Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet, die Fasten des Ramasan und das Opferfest, waren sonst des Beduinen einzige Religionsausübung bis zur neuen Reform Abdulwehhab's.

Abdulwehhab, d. i. der Diener des Allverleihenden, aus dem Stamme Wehhabi, welcher ein Zweig des großen Stammes Temim, ist der Calvin des Islams, der Zurückführer desselben auf seine ursprüngliche Reinheit, der Wiederhersteller erschlaffter Andacht der Moslimen. Durch lange Studien des Gesetzes und Reisen vorbereitet, verfaßte er der neuen Lehre Satzung, welche so wenig den Grundsätzen des Islams entgegen, daß die Gesetzgelehrten Aegypten's und Syrien's die Lehre Abdulwehhab's keineswegs als eine ketzerische zu verdammen sich getrauten. Unterstand und Beystand fand Abdulwehhab in Mohammed Ibn Suud, aus dem Stamme Mesalih, der ein Zweig der Wuldi Ali, ursprünglich dem der

[1]) Burckhardt. p. 85.

[2]) Harami.

[3]) Burckhardt. p. 57.

Aneſe angehört [1]). Mohammed Ibn Suud zu Diraje, der erſte zur Reform bekehrt, vermählte ſich mit der Tochter Abdulwehhab's, und ward der Stifter der politiſchen Regierung der Wehhabi, welche in der Folge mit der religiöſen Satzung zuſammenfiel, im Urſprunge aber zwey verſchiedenen Urhebern angehörte, indem Abdulwehhab der Stifter der Lehre, welche Mohammed Ben Suud, deſſen Sohn Aſiſ und deſſen Enkel Suud in Arabien durch das Schwert und durch Vertilgungskrieg der Ungläubigen verbreiteten, wie früher Mohammed's Lehre. Abdulwehhab bekämpfte die übertriebene Verehrung des Propheten, und beſonders die der Heiligen [2]), deren Grabdome das Hauptaugenmerk ihrer Zerſtörung, ſo daß ſie in der Folge ſelbſt die Grabdome Mohammed's und ſeiner Enkel nicht verſchonten. Die durch den Koran vorgeſchriebenen Almoſen, die Luxusverbote des Korans, die Enthaltung von geiſtigen Getränken, die Strenge der Rechtsverwaltung, der kriegeriſche Geiſt der erſten Moslimen, waren in ſichtbaren Verfall gerathen. Die Lehre Abdulwehhab's eiferte wider allen verbotenen Genuß, vorzüglich aber wider die Schändlichkeit der bey den Türken gäng und gäben unnatürlichen Luſt, wider den Genuß berauſchender Reizmittel des Weines, des Tobaks, des Opiums und den Gebrauch des Roſenkranzes. Mohammed Ben Suud ward das geiſtliche und weltliche Oberhaupt der Bekenner der neuen Lehre über ganz Arabien. Der Katechismus der Wehhabi, welchen Ibn Suud in der Folge bey Mekka's Eroberung kund machte, führt den Islam als Beſtandtheil der neuen Religion, auf ſeine einfachſten Elemente zurück. Alle Wiſſenſchaft des Heils beſteht in drey Dingen: in der Erkenntniß Gottes, in der Erkenntniß der Religion, und in der Erkenntniß des Propheten. Gott iſt Einer, allmächtig, anzubetend. Die Grundfeſten der zweyten Erkenntniß nämlich der Religion, ſind abermals drey: der Islam, d. i. die Ergebung in Gottes Willen, der Glaube und gute Werke. Der Islam beſteht in fünf Dingen, erſtens: im Bekenntniß: es iſt nur Ein Gott, und Mohammed iſt ſein Prophet; zweytens: im Gebete fünfmal des Tages; drittens: im geſetzmäßigen Almoſen (ein Fünftel vom Vermögen); viertens: in der Faſte des Mondes Ramaſan; fünftens: in der Wallfahrt nach Mekka. Der Glaube umfaßt ſechs Hauptartikel, erſtens: den Glauben an Gott; zweytens: an ſeine Engel; drittens: an ſeine

[1]) Burckhardt. p. 275.

[2]) In fact, the Mohammedan saints are venerated as highly as those of the catholic church and are said to perform as many miracles as the latters. p. 280.

heiligen Schriften; viertens: an seine Propheten; fünftens: an seine Eigenschaften; und sechstens: an den jüngsten Tag. Die guten Werke beruhen auf dem einzigen Gebote: Bete Gott an, als wenn du ihn sähest, und wenn du ihn nicht sehen kannst, wisse, daß Er dich sieht. Der dritte Bestandtheil der Wissenschaft des Heils, nämlich die Erkenntniß des Propheten, ist die wichtigste, weil dieselbe den Mißbrauch übertriebener Propheten-Verehrung untergräbt. Mohammed, der Sohn Abdullah's, der Prophet, ist ein sterblicher Mensch, an kein besonderes Volk, sondern an alle Menschen gesandt; keine Religion, als die seinige, ist zuläßig, und kein Prophet kommt nach ihm, denn er ist der Schlußstein der Propheten. In allem diesem ist keine Ketzerey, sondern der Islam in seiner ursprünglichen Reinheit, in welcher denselben wieder herzustellen der Zweck der Lehre Abdulwehhab's; aber selbst in dieser gereinigten Form ist der Islam ausschließlich und fanatisch nach dem Geiste seiner ursprünglichen Einsetzung; die Anerkennung des Propheten, das fünfmalige Gebet, das Almosen, die Faste, die Wallfahrt, sind eben so unerläßlich, als der Glaube an den Koran, die Engel und Propheten; andere Religion ist unzuläßig. Die Nichterfüllung der Religionspflichten wird mit strengen Strafen belegt, allen anderen Religionen der Krieg erklärt, bis zur Unterwerfung oder Vernichtung. Dieß ist die Lehre der neuen Reform Abdulwehhab's.

Nach diesem Umrisse des Charaktergemäldes des Beduinen und der Lehre Abdulwehhab's, welche die beiden leitenden Pole des Buchs, erlaubt uns hier der Raum nur wenige Auszüge aus den einzelnen Abschnitten als Belege zum Interesse des Ganzen; die 57 Abschnitte, in welche der Bericht über die beduinischen Stämme zerfällt, sind die folgenden: 1) Klassifikation der beduinischen Stämme, welche die syrischen Wüsten bewohnen, 2) die Art zu lagern, 3) das Zelt und seine Theile, 4) Zubehör des Zeltes und Hausgeräthe, 5) Kleidung, 6) Waffen, 7) Speise und Trank, 8) Künste und Gewerbfleiß, 9) Reichthum und Eigenthum, 10) Wissenschaften, Musik und Dichtkunst, 11) Feste und Erheiterungen, 12) Krankheiten und Heilart, 13) Erziehung, 14) Gottesdienst, 15) Ehe und Ehescheidung, 16) Regierung und Rechtsverwaltung, 17) Krieg und Streifzüge, 18) Blutrache, 19) Straßenraub und Diebstahl, 20) Gastfreyheit, 21) Sklaven und Diener, 22) Moralischer Charakter der Beduinen, 23) Zuchtvieh und andere Thiere der Wüste, 24) Pflanzenthum der Wüste, 25) Winde, 26) nachträgliche Beobachtungen, 27) Kleidung der Beduinen, 28) Waffen, 29) Nahrungsstoffe und Zubereitung derselben, 30) Kunstfleiß, 31) des Arabers Wohlstand, 32) des Kamehltreibers Sang, 33) Wissen-

schaften, Musik und Dichtkunst, 34) Feste und Erheiterungen, 35) Krankheiten, 36) Kuhpockenimpfung, 37) Gebräuche bey Vermählungen, 38) Ehescheidungen der Beduinen, 39) Begräbniß, 40) Gottesdienst, 41) Regierung, 42) Art den Krieg zu führen der Beduinen, 43) Blutrache, 44) Straßenraub und Diebstahl (man sieht, daß diese letzten 18 Abschnitte alle schon oben dagewesen, und daß der Herausgeber besser gethan hätte, den Inhalt derselben unter Einem Abschnitte zusammenzustellen), 45) der Verräther, 46) der Schützling, 47) Gastfreyheit, 48) häusliche Verhältnisse, 49) Allgemeiner Charakter der Beduinen, 50) Gruß, 51) Sprache, 52) Scharfsinn in Verfolgung der Fußstapfen, 53) Allgemeine Betrachtungen, 54) Zusatz zur Klassifikation der Stämme, 55) arabische Pferde, 56) Kamehle, 57) Heuschrecken.

Wir heben aus diesen Abschnitten Bruchstücke aus, oder begleiten dieselben mit einzelnen Bemerkungen. Ueberall sind die arabischen Benennungen beygesetzt, und das Werk ist eine reiche Quelle zur Bereicherung arabischer Wörterbücher, deren Berücksichtigung Hrn. Freitag sehr zu empfehlen. Die einzelnen Theile des Zeltes und seines Zugehörs, die Namen der Kleidungsstücke sind nirgends so vollständig wie hier zusammengestellt.

»Im Winter tragen die Beduinen über dem Hemde einen aus Schafsfell zusammen genähten Pelz; manche tragen diese Felle selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß je wärmer man gekleidet ist, man desto weniger von der Sonne leidet. Die Araber ertragen das Ungemach der Regenzeit auf wunderbare Weise. Während Alles rings um sie von der Kälte leidet, schlafen sie barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger, als bis Mitternacht unterhalten wird; in der Mitte des Sommers aber schläft der Araber in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.« (S. 28.)

Was von den Speisen der Araber und ihrer Zubereitung gesagt wird, erregt wenig Eßlust darnach. Die vom Stamme Ainise essen Gasellen, wenn sie dieselben tödten können; ihr größter Leckerbissen ist der Jarboa, d. i. die Ratte der Wüste. Das Rülpsen nach dem Essen ist allgemeiner Gebrauch.

»Keine arabische Familie kann ohne Kamehl bestehen, wer deren nur zehn hat, ist ein armer Mann, wer dreyßig oder vierzig hat, ist in mittleren Umständen, und wer deren sechzig hat, reich. — Einige Scheiche der Ainise haben deren mehr als dreihundert.« (S. 39.)

»Dichtkunst ist noch immer in großem Ansehen unter den Arabern; der Dichter wird gewöhnlich Ssahib kaul, d. i. der Inhaber des Worts genannt. Jede Art von Gedichten heißt Kaßide (Zweckgedicht). — Wann ein Ainise Verse recitirt, begleitet er seine Stimme mit der Rebaba, d. i. der von Niebuhr beschriebenen in der Wüste üblichen Guitarre.« (S. 48.)

Hierauf folgt die Probe eines Beduinengedichtes und eine in Noten gesetzte Zeile eines Liedes. Ssahdsch ist ein Preisgedicht zum Lobe eines Anführers, welches ein Halbdutzend im halben Kreise stehende Araber stundenlang singen, indem Einer vorsingt, und der Chor mit dem Worte Amude (Lobpreis) und Händegeklatsch einfällt; des Kriegsgesanges Hadu ist schon oben erwähnt worden.

»Außer den Festen des Ramasan's und Bairams feyern die Ainise die Ankunft jedes Fremden mit einem Bankette, wozu alle Freunde des Gastgebers eingeladen werden. Wenn ein Verwandter ungewöhnlich lang vom Hause abwesend oder in einer gefährlichen Unternehmung begriffen, gelobt seine Familie bey dessen Rückkunft eine Straußfeder auf den vordersten Zelt-Pfahl zu stecken, um ihn, sobald er von ferne gesehen wird, glückwünschend zu empfangen; dieses heißen sie Wiedersehen in Gottes Angesicht.« (S. 51.)

Aus dem Abschnitte der Krankheiten und ihrer Heilmittel lernen wir, daß der über Haleb den Drusen mitgetheilte Impfungsstoff der Kuhpocken von Wien kam, und über die Erziehung der Beduinen was folgt:

»Was die Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Aeltern überlassen ihn seinem eigenen freyen Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Ich sah nackte Knaben die mitten im Sommer in der Mittagshitze auf dem brennenden Sande spielten und rannten bis sie ermüdet waren, und als sie zu ihres Vaters Zelt zurückkehrten, wurden sie ausgescholten daß sie die Uebung nicht länger fortgesetzt. Statt den Knaben Art zu lehren, lehrt ihn der Vater an die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen und mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen, je tölpelhafter (saucy), je unverschämter, je quälender für Fremde und für die Männer des Lagers, desto mehr werden sie, ob diesen Wahrzeichen künftiger unternehmender und kriegerischer Stimmung gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen, den seiner Familie zu verhehlen angewiesen, damit es nicht einem Feinde, der wegen des Todes eines Verwandten Forderung von Blutrache gegen den Stamm hat, zum Opfer falle; selbst erwachsene Araber erwähnen nie des Familiennamens gegen einen Fremden, von welchem Stamme er auch seyn möge.« (S. 56.)

Die Fünf, deren Wichtigkeit schon oben Erwähnung geschehen, erscheint auch in den Heirathsgeschenken und in der Kosmetik der Braut, so wie bey den Persern die Sieben in sieben (Heft der heft).

»Im Stamme Ainise würde es für ein Aergerniß gelten, wenn der Brautvater Geld oder was man den Preis des Mädchens (Hakkol-bint) begehren wollte, wiewohl dieses der allgemeine Gebrauch in Syrien, wo jeder Türke, Christ und Jude für sein Weib eine dem Range ihres Vaters entsprechende Summe zahlt; unter den Ehlel Schemal (nördlichen Araber) empfängt der Vater für seine Tochter

das Chamse, d. i. die Fünf, welche aus einem Teppiche, einem silbernen großen Nasenringe, einer silbernen Halskette, silbernen Armspangen und einem Kamehlsacke von Begdads Teppichmanufaktur besteht. Einem Ainise steht es frey, dem Gegenstande seiner Neigung Geschenke zu geben, und es ist nicht unanständig, für das Mädchen dieselben zu empfangen. Der Liebhaber macht manchmal dem Vater oder dem Bruder Geschenke, in der Hoffnung ihren Einfluß zu seinen Gunsten zu gewinnen, doch geschieht dieß nur selten, indem diese Beschenkung für jene, welche sie annehmen, als entehrend angesehen wird. Die Ainise vermählen ihre Töchter nie mit Gewerbsleuten (Ssanaa), noch heirathen sie die Töchter von Bauern (Fellah) oder Städtern; doch sind die nördlichen in dieser Hinsicht weniger gewissenhaft.« (S. 62 und 63.)

»Die Ehescheidung ist so allgemein unter den Ainise, daß sie selbst während der Schwangerschaft des Weibes Statt findet; oft wird ein Weib verstoßen, das dem Manne mehrere Kinder geboren; in dem ersten Falle nährt das Weib ihr Kind bis es laufen kann, wo es der Vater ins Zelt nimmt. Wenn ein Mann eine alte Familienmutter entläßt, erlaubt er ihr manchmal in seinem Zelte unter ihren Kindern zu leben, oder sie mag sich zu ihren Verwandten zurückziehen. Ein dreymal oder viermal geschiedenes Weib kann deßhalb doch in ihrem Charakter makellos seyn; ich habe Araber von 40 bis 50 Jahren gesehen, welche 50 verschiedene Weiber gehabt; wer sich es ein Kamehl kosten lassen will, mag seine Weiber wechseln, so oft es ihm beliebt. Das Gesetz gestattet auch dem Weibe eine Art von Ehescheidung; wenn nicht glücklich in ihres Gemahles Zelt, flüchtet sie sich zu ihrem Vater oder Verwandten. Der Mann kann sie durch Versprechungen von schönen Kleidern, Ohrringen oder Teppichen wieder zurückzukehren bewegen, aber wenn sie sich weigert, kann er sie nicht mit Gewalt nehmen, welche ihre Familie rächen würde. Alles was er thun kann, ist das Wort der Ehescheidung: Ente talik (du bist geschieden), ohne welches das Weib sich nie wieder verehlichen kann, zurückzuhalten. — Jeder Mann hat ein ausschließliches Recht auf die Hand seiner Base, er ist nicht verbunden sie zu heirathen, aber sie kann nicht ohne seine Zustimmung das Weib eines anderen werden. Wenn ein Mann seiner Base erlaubt ihren Liebhaber zu heirathen, oder ein Ehmann sich von seinem entlaufenen Weibe scheidet, sagt er gewöhnlich: sie war mein Pantoffel, ich habe ihn ausgezogen.« (S. 64)

Meistens neu und unbekannt sind die Abstufungen und Schattirungen des Ansehens und der Macht der Vorsteher der Regierung in Krieg und Frieden, des Scheichs, des Akid, des Kadhi (Richters) und des Waßi (Vormunds). Der Scheich hat keineswegs wirkliche Macht über die Individuen seines Stammes, doch kann er durch persönliche Eigenschaften beträchtlichen Einfluß erlangen. Seine Befehle würden mit Verachtung behandelt werden, doch wenn das Volk ihn für einen erfahrenen Geschäftsmann hält, befolgt es seinen Rath.

»Der Beduine sagt mit Wahrheit, daß er keinen Meister kennt, als den Herrn der Welt, und in der That wagt es der mächtigste Ainise nicht, den ärmsten Mann seines Stammes zu strafen, weil er Gefahr liefe, tödliche Rache des Mannes und seiner Familie auf sich zu laden. Die Scheiche oder Emire, wie sie sich manchmal nennen, sind

also nicht als Fürsten der Wüste zu betrachten, wozu sie einige Reisende geadelt haben. Ihr Vorrecht besteht darin, den Stamm gegen den Feind, die Unterhandlung über Krieg und Frieden zu führen, den Ort, wo gelagert wird, zu bestimmen, ansehnliche Fremde zu bewirthen u. s. w., und selbst diese Privilegien sind sehr beschränkt; der Scheich kann nicht Krieg erklären oder Frieden ohne die vorzüglichsten Männer seines Stammes zu Rathe zu ziehen. Wenn er sein Lager ändern will, muß er voraus die Meinung seines Volkes über die Sicherheit der Wege, Hinlänglichkeit von Weide und Wasser in den Distrikten, wohin er ziehen will, einholen; seinen Befehlen wird nie gehorcht, aber sein Beyspiel insgemein befolgt. Er bricht sein Zelt ab, und ladet seine Kamehle ohne zu verlangen, daß Jemand desgleichen thue; aber wenn sie wissen, daß der Scheich aufbricht, eilen die Araber ihm zu folgen. Es geschieht ebenfalls, daß wenn der Scheich an einem Orte lagert, welches seinen Leuten nicht gefällt, diese ihre Zelte eine halbe Tagreise von ihm aufschlagen und ihn nur mit wenigen seiner nächsten Verwandten zurücklassen. Ein Araber verläßt oft das Lager seiner Freunde bloß aus Eigensinn oder aus Mißfallen seiner Gefährten, und schlägt sich zu einem anderen Lager seines Stammes. Der Scheich hat kein jährliches Einkommen von seinem Stamme oder Lager; im Gegentheil ist er verbunden, seinen Titel durch beträchtliche Ausgaben zu unterstützen und seinen Einfluß durch große Freygebigkeit zu erweitern; man erwartet von ihm, daß er Fremde in einem besseren Style, als irgend Jemand des Stammes bewirthe, daß er die Armen unterstütze, und die Geschenke, die er empfängt, unter seine Freunde vertheile. — Stirbt ein Scheich, so folgt ihm einer seiner Söhne oder Brüder, oder ein anderer durch Tapferkeit und Freygebigkeit ausgezeichneter Verwandter nach; dieses ist aber keine allgemeine Regel. Sollte ein Araber des Stammes diese Eigenschaften in vorzüglicherem Grade besitzen, so kann dieser zum Scheich gewählt werden; der Stamm ist oft getheilt, indem eine Partey der Familie des letzten Scheichs anhängt, eine andere einen neuen erwählt. Manchmal wird ein lebender Scheich abgesetzt und ein freygebigerer an seiner Statt erwählt. — In Streitsachen hat der Scheich nicht die Macht ein Urtheil zu vollziehen; die Parteyen kommen manchmal überein, sich an seine Entscheidung zu halten oder Schiedsrichter zu wählen, aber sie können nicht gezwungen werden, nachzugeben, und ein Gegner mag vor den Richter citiret werden. Diese Richter der Araber oder der Wüste sind ausgezeichnet durch ihre durchdringende Urtheilskraft, ihre Gerechtigkeitsliebe und Erfahrung in den Gebräuchen und Gesetzen ihres Volkes, sie können weder lesen, noch schreiben und verlassen sich in den vor sie gebrachten Fällen auf ihr Gedächtniß. Ein solcher Richter heißt: Kadhi el-feraa, d. i. der Richter des Herkommens im Gegensatze mit dem Kadhi el-scheriaa, d. i. der Richter des geschriebenen Gesetzes in türkischen Städten; sie unterscheiden sich weder durch ihre Kleidung noch durch ihre Lebensart von ihren Brüdern Nomaden. Das Richteramt ist gewöhnlich erblich in der Familie, die Wahl eines neuen hängt von der guten Meinung ab, welche die anderen Richter freundlicher arabischer Stämme sowohl, als das Volk seines eigenen Stammes von ihm haben. Die Scheiche haben keinen Einfluß bey der Wahl; die Gerichtskosten sind beträchtlich. Unter den Strafgeldern ist eines der merkwürdigsten, das für einen erschlagenen Wachhund zu zahlende, der todte Hund wird beym Schweife emporgehalten, so daß die Schnauze desselben gerade

den Boden berührt; die Länge des Hundes wird gemessen, ein Stecken in die Erde gesteckt, dessen Höhe ober der Erde die der Länge des Hundes und über den Stecken Getreide geschüttet, bis daß derselbe bedeckt; dieser Haufe Getreides ist das Sühngeld des erschlagenen Hundes.« (S. 71.)

Die Zeugen sind entweder bloß solche, welche gegenwärtig waren, Hadhirin, oder solche, welche wirklich zur Zeugenschaft aufgerufen worden, dieselbe nicht verweigern können (Schahidin); diese müssen vor Gericht erscheinen, jene, wenn man ihrer Aussage bedarf, können fordern, daß man zu ihnen komme, dieselbe anzunehmen. Die Hadhirin heißen auch Ewlad halal *), d. i. die Kinder der Rechtmäßigkeit. Den Eid legt nie der Kläger, sondern der Beklagte ab; einer der gewöhnlichsten Eidschwüre ist, mit der Hand den mitteleren Pfahl des Zeltes zu fassen, und bey dem Leben des Zeltes und seiner Besitzer zu schwören; eine andere Form ist die des Holzeides, wenn man ein Stück Holz von der Erde aufhebt, und dem, der schwören soll, mit den Worten in die Hand gibt: nimm das Holz und schwöre bey Gott und bey dem Leben desjenigen, durch den es grünet und vertrocknet. Einer der feyerlichsten Eide ist der des mit Linien quer durchzogenen Kreises, welcher mit dem Messer im Sande beschrieben wird, in welchen der, welcher schwören soll, den Fuß setzt mit den Worten: Bey Gott! durch Gott! in Gott! Um denselben noch feyerlicher zu machen, wird ein Eutersack eines Kamehles und eine Ameise in den Kreis gebracht, und der Eid heißt dann Jemin el-schemle wel-nemle. Eine sehr feyerliche Handlung ist auch die Einsetzung eines Vormundes (Waßi), welcher bey den Beduinen in großem Ansehen steht; die Minderjährigkeit dauert nur bis ins zwölfte Jahr. In dem Abschnitte des Kriegswesens und der Streifzüge sind die beyderley Fahnen der Beduinen abgezeichnet, die eine, der Schlachtpanier der Ainise, heißt das Schiff, und besteht aus zwey sechs bis sieben Fuß hohen Stangen, welche oben durch einen Bogen von Straußfedern verbunden sind; das zweyte Panier, welches Otfe heißt, besteht aus einem länglichen Vierecke, dessen obere Seite ebenfalls mit Straußfedern geziert ist. Eine Tafel macht die Grade der Verwandtschaften, deren Blutrache erforderlich, anschaulich. Höchst liberal (für Diebe) sind die für den Diebstahl und die geflüchteten Diebe bestehenden Gesetze; die verschie-

*) اولاد حلال im Buche steht اولاد هلال was Ewlad hilal, d. i. die Söhne des Neumondes bedeutet; solche grobe Verstöße wider die Orthographie, welche der Herausgeber hätte verbessern sollen, finden sich mehrere.

denen Fälle des Diebsstahls sind durch das Herkommen vorgesehen, die Namen der Helfer bestimmt, die Bestrafungen unglücklicher Diebe und die Schicksale der Geflüchteten festgesetzt.

» Der Araber bestiehlt seine Feinde, seine Freunde und seine Nachbarn, wenn ihr Eigenthum nicht in seinem eigenen Zelte, wo dasselbe geheiliget ist; im Lager oder unter freundlichen Stämmen zu stehlen, wird zwar nicht für ehrenvoll gehalten, aber befleckt auch nicht den Charakter eines Mannes, und gehört unter die täglichen Vorfälle. Der Araber setzt aber vorzüglich seinen Stolz darein, seine Feinde zu bestehlen, und durch Diebstahl zu erlangen, was er durch offene Gewalt nicht hätte erlangen können. Beduinen haben den Diebstahl mit allen seinen Zweigen in ein vollständiges und regelmäßiges System gebracht, welches manche interessante Details darbietet. Der Araber, der auf einen Raubzug ausgeht, nimmt ein Dutzend Freunde mit sich, die sich alle in Fetzen kleiden. Jeder nimmt einen mäßigen Vorrath von Mehl, Salz und einen kleinen Wasserschlauch zu sich; so sparsam versehen, beginnen sie vielleicht eine Reise von acht Tagen; die Diebe (Harami) sind nie beritten; wenn sie Abends sich dem Lager, welches der Zweck ihrer Reise, nahen, werden drey der Kühnsten in die Zelte abgeordnet, wo sie um Mitternacht, wenn die meisten Araber schlafen, ankommen; die anderen erwarten ihre Rückkunft in einer kleinen Entfernung vom Lager. Jeder der drey Abgeordneten hat sein bestimmtes Geschäft; der erste Mostenbih *), d. i. der Bellenmachende, postirt sich hinter das auszuraubende Zelt, bemüht sich die nächsten Wachhunde aufzulärmen, diese greifen ihn unmittelbar an, er flieht, und sie verfolgen ihn bis auf große Entfernung vom Lager, welches auf diese Art seiner gehörigen Hüter entblößt ist; der zweyte, welcher vorzugsweise der Dieb (Harami) heißt, nähert sich den Kamehlen, welche vor dem Zelte auf ihren Knien ruhen, schneidet die Stricke ab, womit ihre Füße gebunden sind, und macht so viele aufstehen, als er will (es ist hier zu bemerken, daß ein unbeladenes Kamehl ohne den geringsten Lärm aufsteht und geht); der dritte, Kaidet genannt, stellt sich an den ersten Zeltpfahl mit einem langen und schweren Prügel, jeden, der aus dem Zelte käme, niederzuschlagen, um so die Flucht des Diebes zu sichern. Gelingt der Diebstahl, so treiben die zwey letzten die Kamehle auf eine kleine Entfernung, jeder faßt dann eines der stärksten Kamehle beym Schweife, und zieht denselben mit aller Kraft, was die Kamehle galoppiren macht, denen die übrigen folgen; die beyden Diebe so fortgeschleppt, gelangen zum Orte des Stelldichein's, wo der dritte sich wider die ihn verfolgenden Hunde vertheidiget. Oft werden bis funfzig Kamehle auf diese Weise gestohlen; die Diebe reisen nur bey der Nacht und kehren in Eilmärschen heim. Dem Anführer des Zug's und den drey genannten ersten Handlangern ist ein besonderer Theil der Beute zugestanden.« (S. 90.)

» Ganz andere Folgen hat aber mißlungener Anschlag; wenn ein Nachbar des angefallenen Zeltes den Harami und seinen Helfer, den Kaidet gewahrt, weckt er seine Freunde auf, sie umgeben die Diebe, und der, welcher einen derselben zuerst ergreift, macht ihn zu seinem Gefangenen (Rabit). Die Beduinengesetze in Betreff des Rabit sind sehr

*) مستنبح nicht مسنبح wie es irrig im Buche geschrieben.

seltsam, und zeigen den Einfluß, welchen Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, wenn auch nicht mit der Religion verbunden, über die unbändigsten Charakter unter den wildesten Söhnen der Freyheit ausüben kann. Der Rabat (so heißt der, welcher den Rabit ergreift), frägt seinen Gefangenen, weßhalb er gekommen; diese Frage ist insgemein von einigen Streichen auf den Kopf begleitet; »ich kam zu stehlen, Gott hat mich niedergeschmissen,« ist die gewöhnlichste Antwort; der Gefangene wird ins Zelt geführt, wo der Fang eines Diebes große Freude verursacht, der Rabat geht dann ins Zelt, daraus alle Zeugen zu entfernen; mit seinem Messer in der Hand bindet er dem Gefangenen Hände und Füße, und ruft dann seine Stammgenossen ins Zelt; der Rabat oder ein anderer sagt zum Diebe: entsage, und der Dieb, welcher eine wiederholte Tracht von Schlägen fürchtet, antwortet: ich entsage. Dieser Gebrauch gründet sich auf das Herkommen des Dachil (Eindringlings), welches das folgende: Es ist arabisches Gesetz, daß, der von einem andern Gefährdete, sobald er einen dritten Araber berühren kann (sey der letzte wer er wolle, sey er selbst des Angreifenden Bruder), oder sobald er ein unbelebtes Ding, das der Andere in Händen hält oder das mit einem Theile von dessen Körper in Verbindung steht, zu berühren, oder auch nur auf ihn zu speien oder einen Stein zu werfen vermag, und zugleich ausruft: Ena Dachilek, d. i. ich bin dein Eindringling (Schützling), er länger keiner weiteren Gefahr ausgesetzt, und der dritte ihn zu vertheidigen verbunden ist; das letzte indessen ist selten der Fall, da der Angreifer von diesem Augenblicke an absteht. Der Dieb wäre in demselben Falle, hätte er nur die Gelegenheit, das Schutzrecht anzusprechen; deßhalb verlangen die ins Zelt Kommenden, daß er entsage, und seine Entsagung setzt ihn außer Stand, das Schutzrecht weiter geltend zu machen; doch gilt diese Entsagung nur für einen Tag, und wenn dieselben Personen am nächsten Tage ins Zelt kämen, wäre dieselbe Entsagung erforderlich, und dieselbe muß, so oft jemand Fremder ins Zelt kömmt, wiederholet werden. Damit der Dieb nicht leicht entfliehen oder sich als Schützling einem aufdringen möge, wird in dem Boden des Zeltes ein Loch zwey Fuß tief von der Länge des Diebes ausgehöhlt, hierein wird er gelegt, mit den Füßen an die Erde angekettet, mit gebundenen Händen und sein in Riemen geflochtenes Haar auf beyden Seiten des Kopfes an Pfähle befestigt. Zeltpfähle werden quer über dieses Grab gelegt, Kornsäcke und andere schwere Sachen darauf gehäuft, und nur ein kleiner Raum ober dem Gesichte des Gefangenen frey gelassen, damit derselbe Athem holen könne. Bricht das Lager auf, so wird dem Diebe ein Stück Leder über den Kopf geworfen, er wird auf ein Kamehl gesetzt, die Hände und Füße immer gebunden; wo immer das Lager aufgeschlagen wird, wird auch ein Loch, wie das obige, zu seinem Gefängnisse hergerichtet. So lebendig begraben, gibt doch der Rabit, d. i. der Gebundene, die Hoffnung zur Flucht nicht auf; dieser Gedanke beschäftigt ihn unaufhörlich, während der Rabat, d. i. der Bindende, bloß darauf sinnt, das höchstmögliche Lösegeld zu erpressen. Wenn der Dieb einer reichen Familie angehört, sagt er niemals seinen wahren Namen, und gibt sich für einen armen Bettler aus; wenn er erkannt wird, was gewöhnlich der Fall ist, muß er als Lösegeld sein ganzes Eigenthum an Pferden, Kamehlen, Schafen, Zelten, Mundvorrath und Gepäcke hergeben; sein Beharren auf seiner vorgeblichen Armuth und das Verschweigen seines wirklichen Na-

mens verlängert öfters eine solche Gefangenschaft auf ein halbes Jahr, dann wird ihm zugestanden, seine Freyheit auf billigere Bedingnisse zu erkaufen, oder das Glück begünstigt seine Flucht Alte Gewohnheiten der Beduinen tragen hiezu bey; wenn vor dem Loche, das man sein Grab nennen mag, er im Stande ist, einem Manne oder einem Kinde (das Kind des Rabats allein ausgenommen) ins Gesicht zu speyen, ohne die Entsagungsformel wiederholt zu haben, so wird dieß so angesehen, als ob er einen Beschützer oder einen Befreyer berühret habe; wenn ihm ein Kind einen Bissen Brot gibt, spricht der Dieb das Gastrecht, mit seinem Befreyer gegessen zu haben, an; das Recht der Freyheit wird ihm zugestanden, die Riemen, womit sein Haar gebunden war, werden entzwey geschnitten, seine Fesseln werden ihm abgenommen, und er wird in Freyheit gesetzt; öfter findet er Mittel sich in der Abwesenheit des Rabats seiner Ketten zu befreyen, in diesem Falle entflieht er bey Nacht, flüchtet sich ins nächste Zelt, erklärt sich als Schützling des ersten, dem er begegnet, und erhält so seine Freyheit; dieß geschieht indessen nur selten, denn der Gefangene erhält gewöhnlich so sparsame Nahrung, daß ihn seine Schwäche einer außerordentlichen Kraftäußerung unfähig macht, aber seine Freunde befreyen ihn durch offene Gewalt oder durch List.« (S. 92 — 94.)

»Oft wird der Rabit ohne Lösegeld, oder für ein sehr mäßiges befreyt; dieß geschieht insgemein, wenn durch seine Gefangenschaft sein Leben in Gefahr, denn wenn er in Fesseln stirbt, fällt sein Blut auf den Kopf des Rabat. Hochsinnige und großmüthige Araber verschmähen einen Feind auf diese Art zum Gefangenen zu machen, aber Beyspiele dieser Großmuth sind nicht zahlreich.« (S. 96.) »Wird ein Mann in dem Augenblicke ergriffen, wo er seinen gefangenen Freund oder Verwandten befreyen will, so wird er selbst Rabit, vorausgesetzt, daß er gerade von der Wüste kömmt; war er aber als Gast in einem Zelte des Lagers aufgenommen, oder trank er nur Wasser, oder saß er in einem Zelte nieder und sprach den Gruß: Selam aleik, so muß er von dem Eigenthümer des Zeltes beschützt, und darf nicht belästiget werden, wiewohl sein großmüthiger Anschlag mißlang. Wenn die Diebe nach glücklich vollbrachtem Raube von Arabern des geplünderten Stammes oder ihren Freunden eingeholet werden, nehmen ihnen diese die gestohlenen Kamehle ab, welche aber nicht dem Eigenthümer zurückgestellet, sondern das Eigenthum desjenigen werden, der sie genommen; wer immer einen Dieb ergreifen kann, reklamirt ihn als Rabit. Oefters gewahren die Diebe, während des Diebstahles selbst, daß sie entdecket sind, oder daß das Tageslicht nahe, was sie Gefahren aussetzen würde, oder daß einer ihrer Leute außer Stand ist zu folgen, in diesen Fällen geben sie die Unternehmung ganz und gar auf, gehen in das nächstbeste Zelt, wecken die Leute darinnen auf und erklären: wir sind Diebe und wünschen zu halten; die Antwort ist: Selemtu, d. i. ihr seyd sicher; sogleich wird Feuer gemacht, Kaffeh zugesetzt und den Fremden ein Frühstück vorgesetzt, welche so lange bleiben können, als es ihnen beliebt. Bey ihrer Abreise erhalten sie so viel Mundvorrath, als zu ihrer Reise nach Hause genug; begegnen sie auf dem Wege einer feindlichen Partey des Stammes, den sie plündern wollten, so ist ihre Erklärung: Nahnu malihin, d. i. wir haben Salz gegessen, hinlänglicher Paß für die Sicherheit ihrer Reise, oder das Zeugniß ihres Gastgebs würde sie in jedem Falle aus den Händen der Araber seines eigenen oder eines freund-

lichen Stammes befreyen. Wenn die Harami (Diebe) nach gastfreyer Aufnahme ihres Schützers so niederträchtig seyn sollten, auf ihrer Rückkehr Araber desselben Stammes auszurauben, so verlieren sie das Privilegium des Schützlings (Dachil). Der Bestohlene wendet sich an ihren Gastfreund, der sogleich einen Boten an den Scheich des Stammes der Diebe abfertigt, und das gestohlene Eigenthum als einen den Gesetzen der Gerechtigkeit und Ehre zuwider gestohlenes zurückfordert; wenn die Harami die Beute zurückgeben, ist Alles in der Ordnung. Im Weigerungsfalle begibt sich ihr Gastgeb selbst zu ihnen, mit der Kupferschüssel, aus welcher sie aßen, als sie bey ihm zu Gaste; der ganze Stamm versammelt sich, und sagt: dieß ist die Schüssel, woraus ihr gegessen, gebt daher das gestohlene Vieh zurück. Thun sie es, so ist die Sache zu Ende: der Araber nimmt die Schüssel (Makara)*) und sagt ihnen öffentlich, ihr seyd Verräther (Mobowakin).« (S. 98.)

Man sieht aus dieser schlichten und getreuen Erzählung, wie die Begriffe des Schutzrechtes und Gastrechtes mit denen des Raubrechtes und ehrenvollen Diebstahles sich begegnen und kreuzen, und der Diebstahl gilt Arabern unter gegebenen Umständen für eben so rechtmäßig und erlaubt, als vormals zu Sparta; nur der Ertappte wird gestraft, aber eigentlich nicht weil er gestohlen, sondern weil er ertappt worden ist, und Alles ist verziehen, sobald das Schutzrecht und Gastrecht versöhnend dazwischen tritt. Die Gastfreyheit der Araber ist bekannt.

»Fremde, welche keinen Freund oder Bekannten im Lager haben, steigen bey dem ersten besten Zelte ab; sey der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so spreitet sogleich sein Weib oder seine Tochter einen Teppich auf, und bereitet Frühstück oder Mittagmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, wie z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, frägt ihn drey Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Gastgeb, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke; ist dieß der Fall, so erwartet der Gastgeb von seinem Gaste, daß er ihm in häuslichen Geschäften, als im Wasserholen, Kamehlmelken und Pferdefüttern an die Hand gehe; sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber dem Tadel der Araber des ganzen Lagers aussetzen, oder er mag in ein anderes Zelt als Gast gehen, so mag er alle dritte oder vierte Tag den Gastgeb wechseln, bis sein Geschäft zu Ende oder er den Platz seiner Bestimmung erreichet hat. Die Araber eines Stammes in Nedschd bewillkommen einen Gast, indem sie eine Schale geschmolzene Butter auf sein Haupt ausgießen, und unter den Merekede (einem Stamme an der Grenze von Jemen) ist es Sitte, daß der Gast eine Nacht mit dem Weibe des Gastgeb's zubringt, weß Alters oder Standes sie seyn möge; wenn er sich ihr genehm beträgt, so wird er ehrenvoll und gastfrey behandelt, wenn nicht, so wird der untere Theil seines Oberkleides (Abba) weggeschnitten, und er selbst mit Schmach weggejagt. Als die Merekedes die Lehre Wehhab's annahmen, mußten sie dieser Sitte entsagen; da aber bald hierauf große Dürre eintrat,

*) Sollte der Name der Schüssel nicht mit den Macaroni verwandt seyn?

sahen sie dieses Unglück, als eine Strafe für die Vernachläßigung des guten alten Herkommens an, und wandten sich an das Haupt der Wehhabi (Abdel asis), um die Erlaubniß, ihre Gäste, wie zuvor, zu ehren, was er ihnen bewilligte. Einem Araber zu sagen, daß er seinen Gast vernachläßige oder ihn nicht wohl behandele, ist die größte der Unbilden.« (S. 102.)

Die Note des Herausgebers bestätigt aus Burckhardt's arabischen Reisen (Appendix II.) die obige Sitte des Stammes Merekede, welche, wie aus syrischen Reisebeschreibungen bekannt, sich auch in dem auf dem Wege von der Küste nach Haleb gelegenen Dorfe Martaban erhalten hat. Der große türkische Reisebeschreiber Ewlia meldet, daß dieses Dorf seinen Namen von einer vormals dort angelegten Fabrik habe, worin die Gefäße chinesischen Porzellans verfertigt worden, welche noch heute in der Türkey Martabani heißen. Recensent kann nicht umhin bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß er das Porzellain Martabani für die Vasa murrhina halte, die nach Rom aus Persien und Karamanien kamen [1]), wo von Gefäßen aus Onyx oder Flußspath (wofür in der jüngsten Zeit die murrhina ausgegeben worden sind) keine Spur [2]). Noch bemerkt er über die Sitte des Butterausgießens auf das Haupt, daß dieser Gebrauch nur eine Variante des altpersischen oder medischen, vermög dessen die Mobede Gold über das Haupt des Königs ausstreuten [3]), so wie noch heut zu Tage in der Türkey auf das Haupt türkischer und griechischer Bräute Goldflittern oder neue Silberpfennige mit vollen Händen niedergescheuert werden.

Der sittliche Charakter des Arabers wird folgendermaßen geschildert:

»Der Araber ist frey, lebhaft, scherzhaft und anständig, in seinem vertrauten Umgange; der Türke ist einschmeichelnd (insinuating)? ernst, behutsam in seinem Gespräche; er lacht selten, und liebt über alle Maßen obscene und unanständige Anspielungen; der Araber ist keineswegs so schweigsam, wie ihn einige Reisende schildern, im Gegentheile fand ich an ihm einen fröhlichen Gesellschafter; übrigens muß man ge-

---

[1]) Oriens murrhina mittit: inveniuntur enim ibi in pluribus locis, nec insignibus, maxime Parthici regni: praecipue tamen in Caramania. Plinius. Lib. XXXVII. 2.

[2]) Die Gefäße Martabani stehen, wie die murrhinischen, im Rufe, kein Gift zu leiden. Sono i servitii di *Martebani*, cioè porcellana assai grossa, e che verdeggia un poco, materiale stimatissimo per esser contro veleni, e da' Turchi prezzato cento reali il piatto. Viaggio di Benetti. II. Pag. 144. Venezia 1780.

[3]) Siehe die betreffende Stelle des Schahname im X. Bande dieser Jahrbücher. S. 216.

stehen, daß auf einer Reise die Araber nur sehr wenig sprechen, denn sie haben beobachtet, daß während mühsamer Reise in der Sommerhitze viel Reden Durst macht und den Gaumen austrocknet; wenn sie sich aber unter ihrem Zelte versammeln, wird sehr lebhaftes Gespräch ununterbrochen fortgeführt. Ich habe vielfältige Gelegenheit gehabt, die Wahrheit der Beobachtung zu erproben, daß der Beduine in der Stadt ein ganz verschiedener Mann von dem in der Wüste erscheint; er weiß, daß die Städter, die er verachtet, abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben, und er bemüht sich daher, dieselben durch den Schein schweigsamen Scharfsinnes und entschiedener Entschlossenheit zu täuschen. Die Lebensarten, die er annimmt, sind berechnet, die Unwandelbarkeit seiner Meinungen zu zeigen; aber den zur Förderung seines Geschäftes angenommenen Charakter legt er bey seiner Rückkehr in die Wüste ab. Dennoch muß man gestehen, daß das Gespräch eines Beduinen mehr Eigenthümlichkeit hat, als das der Araber Städtebewohner, welche gleich den Türken sich mancher Umschreibungen bedienen, um einen Sinn mitzutheilen, welchen der Araber in ein Paar Worten energisch ausdrückt; doch kramt er manchesmal in der Stadt Sprüche aus, deren er sich nie in der Wüste bedient. Die herumziehenden Araber haben ganz gewiß mehr Witz und Scharfsinn, als die in Städten wohnen, ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch Ausschweifungen ungeschwächt, ihr Gemüth durch Sklaverey unverderbt; ich mag mit Recht sagen, daß es wenige Nationen gibt, unter denen natürliche Talente so allgemein verbreitet sind; in sinnlichen Genüssen sind sie sehr mäßig und enthaltsam. Wenn ein Araber genug Nahrung hat, so kümmert er sich wenig über die Beschaffenheit oder um die Leckerbissen, welche wir Tafelfreuden (pleasures of the table) nennen. Was die Weiber betrifft, so begnügt er sich insgemein mit seinem eigenen; Beyspiele von ehelicher Untreue sind sehr selten unter den Arabern, öffentliche Prostitution ist bey den Arabern unbekannt; die Beduinen sind auf ihre Weiber eifersüchtig, hindern dieselben aber nicht mit Fremden zu lachen oder zu sprechen. Es geschieht selten, daß ein Beduine sein Weib schlägt; geschieht es, so ruft sie laut ihren Waßi oder Beschützer an, welcher den Mann zum Frieden und die Vernunft anzuhören bewegt. In seinem Zelte ist der Araber sehr fahrläßig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern, Abends die Kamehle zu melken, und manchmal mit dem Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Herden, während das Weib und die Töchter alle häuslichen Geschäfte besorgen, sie mahlen Weizen auf der Handmühle, oder stoßen denselben im Mörser, sie bereiten das Frühstück und das Mittagmahl, kneten und backen das Brot, machen Butter, holen Wasser, arbeiten am Weberstuhle, bessern die Zeltdecke aus, und sind, man muß gestehen, unermüdlich; indessen sitzt der Mann oder Bruder vor dem Zelte, seine Pfeife rauchend, oder wenn er durch die größere Menge Rauchs, welche aus dem Frauengemache aufsteigt, gewahrt, daß dort ein Fremder als Gast empfangen worden, geht er in jenes Zelt, grüßt den Fremden, und erwartet eine Einladung mit ihm zu speisen und Kaffeh zu trinken.« (S. 104—107.)

Unter dem Abschnitte der Thiere bemerkt B., daß er nie bey den Arabern einen Dromedar mit zwey Buckeln gesehen, er gibt die verschiedenen Benennungen des Kamehles nach der Verschiedenheit der Jahre, die denselben eingebrannten Zeichen

und ihre verschiedenen Krankheiten, die fünf edlen Rassen arabischer Pferde: 1) Taweise, 2) Maarekije, 3) Kohail, 4) Saglawi, 5) Dschulfe werden von fünf Lieblingsstuten des Propheten abgeleitet; der Stammbaum, wovon eine Probe beygebracht wird, geht nie weiter, als ins dritte Glied hinauf, weil der ältere Adel, durch Ueberlieferung begründet, vorausgesetzt wird. Die Namen der Pferde nach ihren verschiedenen Jahren und Farben, die ihrer Krankheiten und die der Pflanzen sind der Rücksicht arabischer Lexikographen anzuempfehlen. Ueber die Kleidung sagt Burckhardt weiter:

»Hosen zu tragen, gilt unanständig für einen Beduinen, dieselben sind kein Bestandtheil der Männerkleidung in der Wüste, und werden nur für Weiber schicklich erachtet; um den Kopf über dem Keffi (dem Kopftuche) tragen die Beduinen von Mekka und Jemen statt des wollenen Strickes, womit die nördlichen Beduinen das Keffi umbinden, einen Reif von Wachs, Thee und Butter stark zusammengeknetet; dieser Reif wird auf die Mitte des Kopfes niedergepreßt, und sieht wie ein Heiligenschein aus, derselbe ist etwa einen Finger dick, und sie nehmen denselben oft ab, um ihn zwischen den Händen zu pressen, daß er seine Form nicht verliere. Die südlichen Beduinen tragen auf dem rechten Arme einen Ring von gelbem Metalle, der nur mit Schwierigkeit weggenommen werden kann; ich sah manche derselben tief vom überwachsenden Fleische versteckt. Die Beduininnen lieben auch Ohrringe, Nasenringe, Fingerringe, Knöchelringe, Armringe.« (S. 131.)

Diese fünf Ringe mit dem Halsringe, dem Stirnreife sind die sieben Sphären des Kosmos der Kosmetik der Beduininnen.

Unter dem Abschnitte der Wissenschaft, Dichtkunst und Tonkunst wird die folgende Beschreibung der höchst eigenthümlichen Abendunterhaltungen der Beduinen gegeben, welche Mosameret oder Mesamir heißen, von der Wurzel Semere, deren Bedeutung: er hat beym Mondschein gefabelt oder Mährchen erzählt, daher Samir und Mosamir der Fabeler oder Mährchenerzähler.

»Zwey oder drey Stunden nach Sonnenuntergang versammeln sich die Mädchen und jungen Weiber, die Jünglinge und jungen Männer auf einem offenen Platze vor oder hinter den Zelten, beginnen in Chören zu singen, bis die andere Partey antwortet. Die Mädchen stellen sich in einer Gruppe zwischen den Männern auf, welche in einer Linie auf beyden Seiten stehen, oder wenn die Zahl der Mädchen und Frauen nur klein, stellen sie sich gegenüber den Männern in einer Linie an, etwa in einer Entfernung von dreyßig Schritten; einer der Männer beginnt dann einen Lobgesang (Kaßidet), wovon nur ein Vers gesungen, oft und immer mit derselben Melodie wiederholt wird. Die ganze Schaar der Männer fällt in den Chor des Verses ein, denselben mit Händeklatschen und mancherley Bewegungen des Körpers begleitend. Eng an einander geschlossen neigt sich die ganze Linie bald auf die eine, bald auf die andere Seite vorwärts und rückwärts, gelegenheitlich auf die Knie niederfallend, aber immer den Takt des Liedes haltend; indessen treten zwey

oder drey Mädchen aus der Gruppe oder Linie ihrer Gefährtinnen vor, und nähern sich langsam der der Männer. Sie sind gänzlich verschleyert, und halten ein Mellaje, d. i. ein gestreiftes Tuch oder blaues, leicht über ihren ausgespreiteten Armen aufgehangen; sie nähern sich mit leichten Schritten und leisen Verbeugungen im Takte des Liedes. Bald wird die Bewegung der Mädchen lebhafter, indem sie sich bis auf zwey Schritte den Männern nahen; doch ihr Tanz ist noch immer äußerst eingezogen, streng anständig und sehr scheu. Die Männer bemühen sich die Mädchen mit lautem Ausrufe zu befeuern, womit sie von Zeit zu Zeit ihren Gesang unterbrechen; ihr Ruf und Lärmgeschrey ist derselbe, womit sie ihre Kamehle anschreyen, wenn sie halten, gehen, trappen, trinken, essen, ruhen und sich niederlegen sollen. Sie nennen das Mädchen nicht bey ihrem Namen, was, nach der Sitte der Beduinen, für eine Unart gelten würde, sondern sprechen sie als: Kamehlweiblein an. Unter der Voraussetzung, daß das Kamehlweiblein sich ihnen naht, Wasser oder Futter zu suchen; diese Dichtung dauert während des ganzen Tanzes: »Steh' auf Kamehlweiblein« — »Geh' schneller« — »Armes Kamehlweiblein bist durstig« — »Komm' nimm deinen Abendfraß;« diese und dergleichen Redensarten werden mit den mannigfaltigen Gurgellauten gebraucht, womit die Kamehltreiber ihre Thiere anreden.«

»Wenn die Tänzerin nahe genug, um irgend ein Kleidungsstück zu erhaschen, so wirft sie es über ihren Rücken ihren Gefährtinnen zu, und nach Beendigung des Tanzes muß es der Eigenthümer mit einem schmalen Lösegelde von dem Mädchen auslösen. Ich lösete einmal mein Sacktuch aus, indem ich dem Mädchen eine schöne Schnur von Korallen aus Perlenmutter als Halfter für das Kamehlweiblein gab; dieß gefiel ihr so sehr, daß sie die Schnur um ihren Hals hing. Nachdem der Tanz fünf bis zehn Minuten gedauert, sitzt das Mädchen nieder, und eine andere nimmt ihren Platz ein, welche wie die vorige beginnt, und ihre Bewegungen, je nach dem Interesse, das ihr der Tanz einflößt, beschleunigt; wenn sie sehr belebt erscheint, und der Linie der Männer nahe kömmt, bezeugen diese ihren Beyfall, indem sie ihre Arme gleichsam, um sie zu empfangen, ausstrecken, und dieser Tanz, welcher oft sechs Stunden dauert, und weit über Mitternacht sich erstreckt, sammt den pathetischen Gesängen, welche denselben begleiten, muß mächtig auf die Einbildung und Gefühl der Araber einwirken; sie sprechen von dem Mesamir nur mit Entzücken, indem die Gefühle eines Liebenden bey dieser Gelegenheit auf den höchsten Grad gesteigert werden. Die verschleyerte Gestalt seiner Geliebten nahet sich im Finsteren oder im Mondenschein, wie ein Phantom seiner Umarmung. Ihre anmuthigen, anständigen Schritte, die immer steigende Belebtheit des Tanzes, der allgemeine Beyfall, der ihr gezollet wird, die Worte der Kaßidet, welche immer zum Preise der Schönheit, müssen auf das lebhafteste die Brust des Liebenden bewegen, der hier Gelegenheit hat, seinen Gefühlen durch Ausdruck von Geberden und Stimme freyen Lauf zu lassen, ohne sich selbst irgend einem Tadel auszusetzen. Wenn die Mädchen des Lagers Ursache haben, auf die jungen Leute böse zu seyn, so stellen sich diese manche Nächte hindurch ein, ohne daß die Mädchen den Esamir zu singen erscheinen; anderer Seits hörte ich die Mädchen allein singen, ohne daß junge Männer das Zelt verließen, ihren Gesang zu begleiten. Diese Nachtfeyer (Mesamir) erstreckt sich durch die ganze Wüste, aber fast jeder Stamm singt den Gesang nach anderer Weise; oft wird derselbe

aus dem Stegreife gesungen, und bezieht sich auf die Schönheit und Eigenschaften der Tänzerin; wenn die jungen Leute im Lager zu Hause sind, setzen sie oft Monate lang denselben Mesamir jede Nacht fort. Verheirathete Männer und Weiber nehmen manchmal Theil daran, junge Leute gehen Nachts oft mehrere Stunden dem Mesamir eines benachbarten Lagers beyzuwohnen. Diese Nachtfeyer (Mesamir) *) ist nicht mit den Psalmen Davids, welche Mesamir heißen, zu vermengen. Die Weiber des Stammes Aleigat singen ihr Lob in folgenden Versen:«

> O Frau'n Aleigat's! wir sind des Himmels Stäten
> Die Männer sind die Erde nur die wir betreten.

»Die Beduinen Maghreb's singen in ihrem Gesange folgenden eigenthümlichen an eine Geliebte Ghalije gerichteten Vers:«

> Wäre mein Vater ein Esel, o Ghalije,
> Gäb' ich ihn weg, um zu kaufen die Ghalije.

»Die Kamehltreiber singen:«

> Keiner reiset Tage lang durch Marken
> Gleich Kamehlen wohl gewachsenen, starken.«

Was B. von den Gebräuchen der Heirathen erzählt, gilt auch vorzüglich nur von den Beduinen am Sinai.

»Sobald die Bedingnisse mit dem Vater des Mädchens ins Reine gebracht sind, gibt derselbe dem Werber einen Zweig eines Baumes oder einen Reiser, den er in den Turban steckt, und drey Tage lang trägt, zum Zeichen, daß er eine Jungfrau heirathet; bey einer Wittwe ist dieses nicht der Fall. Das Mädchen weiß selten etwas von der ihr bevorstehenden Veränderung, indem Niemand es für nothwendig hält, um ihre Neigung zu fragen, und selbst wenn er ihr mißfallen sollte, so muß sie sich wenigstens die erste Nacht seiner Umarmung überlassen, den nächsten Morgen aber steht es ihr frey, sich aus seinem Zelte zurückzuziehen. Bey den reicheren Arabern der östlichen Wüste empfängt der Vater nie den Preis des Mädchens, und es wird daher für die Neigung einige Rücksicht genommen; bey den Arabern vom Sinai kömmt das Mädchen Abends mit dem Viehe nach Hause, in einer kleinen Entfernung vom Lager begegnet ihr der Bräutigam mit einem Paar seiner jungen Freunde, und führt sie mit Gewalt zu ihres Vaters Zelt. Ahnt sie das Geringste von dem Heirathsanschlage, so vertheidigt sie sich mit Steinen, und verwundet die jungen Leute, auch wenn ihr der Liebhaber nicht mißfällt; denn je mehr sie sich sträubet, beißt, ausschlägt, schreyet und schlägt, desto größeren Beyfall sollen ihr hernach ihre Gefährten; sie wird dann durch die jungen Leute in ihres Vaters Zelt geführt, und dort im Frauengemache niedergesetzt; einer von den Verwandten des Bräutigams wirft ihr ein Männerkleid über den Kopf, und ruft aus: Keiner soll dich bedecken, als der und der, ihres Bräutigams Namen nennend. Diesen Augenblick erfährt oft das Mädchen zum ersten Male den Namen ihres Verlobten; nach dieser Ceremonie wird sie von ihrer Mutter und den weiblichen Verwandten mit den neuen vom Bräutigam herbeygeschafften

---

*) مزامر مسامر

Kleidern ausgestattet, und ein Kamehl mit vor das Zelt gebracht, das mit Quasten und Tuchstreifen nach dem Vermögen des Bräutigams ausgeschmückt ist; gehört die Braut einem entfernten Lager an, so wird sie unmittelbar, nachdem das Kleid über sie geworfen worden, auf ein Kamehl gesetzt, und in Begleitung von Weibern nach des Bräutigams Lager geführt; der Anstand will, daß sie während dieses Aufzuges bitterlich weint und schreyet. Während sie nur mit Einem Weibe in ihres Gemahles Zelt bleibt, versammeln sich die andern vor dem Zelte, und singen den Lospreis des jungen Paares; die zu dem Feste herbeygeströmten Gäste essen Brot und Fleisch, denn dieses ist bey Heirathen unerläßlich; spät bey Nacht, wenn der Bräutigam sich mit Anstand den glückwunschenden Schaaren seiner Freunde entziehen kann, begibt er sich ins Gemach der Braut, und die Hochzeit wird vollzogen, während die Braut aus Kräften schreyet; der Mann läßt seine Schuhe vor dem Eingange, um zu zeigen, daß er darinnen ist.« (S. 150.)

Bey der Heirath einer Wittwe haben diese Ceremonien und Freudenbezeugungen nicht Statt, indem der Araber Alles, was mit der Heirath einer Wittwe zusammenhängt, unglücklich und der Theilnahme ehrenwerther Männer unwürdig ansieht. Dreyßig Tage lang ißt der Gemahl nicht von den dem Weibe gehörigen Lebensmitteln, und bedient sich nicht einmal ihres Geschirres zu seinem Mahle; eine Jungfrau bleibt die ersten vierzehn Tage im Zelte, das sie nur bey Nacht verläßt; Heirathen werden unter den Beduinen gewöhnlich am Freytage gefeyert (d. i. am Tage der Venus, welche schon die alten Araber als Lat verehrten). Unter allen Beduinen haben die Vettern das Vorrecht auf ihre Base, und der Vater kann demselben das Mädchen nicht versagen, wenn er billigen Preis erlegt, welcher immer ein minderer, als der von einem Fremden geforderte.

»Beduinen sind vielleicht das einzige östliche Volk, welches sich wahrer Liebe rühmen kann; die Bewohner der Städte sprechen zwar viel davon, aber ich zweifle, ob sie etwas Anderes darunter verstehen, als den gröbsten Sinnengenuß; wenigstens ist mir nie ein Beyspiel von ausdauernder Neigung inmitten von Unglück vorgekommen, während im Gegentheile Viele täglich unmittelbar nach dem Genusse die größte Gleichgültigkeit kund geben. Die Absonderung der Frauen verhindert die Möglichkeit, den Charakter des geliebten Gegenstandes näher kennen zu lernen, indem die erste Zusammenkunft unfehlbar zum Besitze führt; wo sich die Gemüther nicht verständigen können, ist es unmöglich, daß Gefühle von Freundschaft einen höheren Grad des Erhabenen annehmen können, welcher, wie ich glaube, der Unterschied zwischen thierischer und vernünftiger Liebe. Aus den verliebten Versen, welche der Städter an seine Geliebte richtet, leuchtet diese niedere Liebe deutlich hervor; statt die Eigenschaften ihres Gemüthes und Herzens zu preisen, beschreibt er bloß die Reize ihrer Person, oder seine brennende Begier nach ihrem Besitze. Unter den arabischen Liebesversen neuer Dichtung sind wenige, welche ein hochgesinnter Europäer nicht als unwürdig zurückweisen würde. Beduinen aber haben öftere Gelegenheit mit den Töchtern ihrer Nach-

barn Bekanntschaft zu machen, ihre Liebe entsteht oft in ihrer ersten Jugend, und wird durch eine Reihe von Jahren genährt. Die Sprödigkeit eines beduinischen Mädchens geht so weit, daß, welche auch ihre Gefühle für ihren Liebhaber seyn mögen, sie selten sich herablassen wird, dieselben kund zu geben, und daß sie noch weniger persönliche Freyheiten dulden wird, wenn auch von gegenseitiger Neigung überzeugt. Der feste Glaube an ihre Ehre und Keuschheit muß mächtigen Einfluß ausüben auf sein Herz, und da Gemüth und Einbildungskraft des Beduinen immer stark und gesund, nicht in krankhafte Empfindsamkeit oder verderbte Phantasie, wie die des Städters, ausgeartet sind, so ist vorauszusetzen, daß bey jenem tugendhafte Eindrücke fest halten. Der Gebrauch der Ehescheidung spricht zwar nicht, ich muß es zugeben, für dauernde Anhänglichkeit, aber ich möchte diesen Gebrauch lieber dem ungeregelten Sinne dieser wilden Söhne der Wüste, als irgend einem Mangel von Gefühl in ihrem Charakter zuschreiben.« (S. 156.)

Sehr ausführlich ist Alles, was über das Kriegswesen und die Blutrache gesagt wird; die Eidesformel, womit sich ein Araber von angeschuldigtem Todschlage reinigt, ist die folgende:

Bey Gott! zerrissen hab' ich keine Haut,
Es ward durch mich zur Wittwe keine Braut *).

Die Eintheilung der arabischen Stämme, welche in den ersten siebzehn Seiten des Buches gegeben, und wozu dann noch später (S. 218—244) eine Klassifikation der Beduinen Syriens und Aegyptens nachgetragen wird, ist zwar die vollständigste Auskunft, welche irgend ein Reisender über die arabischen Stämme geliefert, aber weder erschöpfend noch gehörig genealogisch klassificirt, indem der Verfasser dieselben meistens nur nach ihren Wohnsitzen auf einander folgen läßt; auch sind mehrere der Namen in dem Index der arabischen Wörter ganz irrig geschrieben. Nach B. zerfallen die beduinischen Stämme in Syrien zuerst in die, welche nur im Sommer sich in Syrien aufhalten, und zweytens in die, welche das ganze Jahr hindurch in der Nähe der bebauten Gründe herumziehen. Die ersten die Anise oder Aneise, welche in die Beni Ali Hesenne? Rawalla? und Beschr zerfallen, die zweyten theilt er in die nördlichen und südlichen unter; zu den ersten zählt er 1) die Mewali um Haleb, 2) die Hadidin, 3) die Turkmanen um Hamah, 4) die nach Hamah steuerbaren, 5) die von Baalbek, 6) die des Thales Bekaa (Cölesyrien), 7) die Sso-

*) *Wallahi enni ma schageitu* (schakaitu) *dscheldu*
We ma jettemtu weldu.

Es ist zu vermuthen, daß *dscheldu* und *weldu* ein Schreib- oder Druckfehler für *dschelden* und *welden*, denn sonst hielte, was S. 211 von der grammatischen Genauigkeit der Beduinen gesagt wird, nicht Stich.

leib, 8) die des Berges, dann die dem Pascha von Damaskus unterthänigen von Hawran, Dscholan, Ledsche u. s. w. und die Araber des Berges Belkan; zu den südlichen rechnet er die südlich von Belkan wohnenden Araber von Karak, Schaubek, Scheraret u. s. w. Diese Eintheilung hat nichts gemein mit der genealogischen im Dschihannuma S. 254 gegebenen, nach welcher die in Syrien angesiedelten arabischen Stämme, die folgenden neun: 1) der Stamm Tai, 2) die Beni Mehdi, von Kahtan abstammend um Belkaa, 3) Beni Dschurm, um Ghasa und Darim, 4) die Beni Saalebe, vermuthlich dieselben, welche oben Soleib heißen, 5) die Beni Sebid, 6) die Beni Chaled, 7) die Beni Harese, 8) die Beni Akba, 9) Ghasije Hamdan [1]). Dasselbe gilt von der S. 223 vorkommenden Klassifikation der beduinischen Stämme in Aegypten; dort kommen in der Landschaft Scharkije die folgenden vor: Sawalih, Ajaide, Howeitat, Hetim, Dscheheine, Bili, Aleigat, Asaire, Hanadi, Abs u. s. w. Dieses stimmt abermal gar nicht überein mit dem Stammregister der arabischen Stämme in Aegypten, worüber der große arabische Geschichtschreiber und Topographe Makrisi i. J. 841 (1437) ein besonderes, auf der kaiserl. Hofbibliothek (unter Nr. 109) befindliches Werk geschrieben hat [2]). Makrisi führt darin die folgenden zwanzig Stämme mit der Ableitung ihres Geschlechtes und ihrer Verwandtschaft mit anderen Stämmen auf, nämlich: 1) Saalebe, 2) Dschurm? oder Dscherem? 3) Dschusam, 4) Dschewasinet, 5) Ewladi bake, 6) Elais [3]), 7) Benu Redad, 8) Schewakirek, 9) Beni Koreisch, 10) Beni Hilal, 11) Eß-ßewalihet, 12) Benil Hasan, 13) Benu Sehm, 14) Ewladol-kens, 15) Kenanet, 16) El-anßar, 17) Beraberberaber, 18) Hawaret, 19) Havam, 20) Benu Selim.

Das letzte Drittel des Werkes enthält Materialien zu einer Geschichte der Wehhabi, welche das vollständigste darüber Vorhandene, durch welches die Irrthümer mancher früheren Schriften über die Wahhabi, z. B. die Versicherung Rous-

---

[1]) Diese neun Stämme mit ihren Unterabtheilungen sind zuerst in der Geschichte des osmanischen Reichs II. Band, S. 655, gegeben worden.

[2]) Kitabol-beijan wel irab amma bierdhi Mißr nim el Aarab, d. i. das Buch der Erklärung und Abänderung von den in dem Lande Aegypten befindlichen Arabern.

[3]) العايد dieselben, welche bey Burckhardt عايده geschrieben sind.

seau's, daß die Stifter der Wahhabi die Pilgerschaft nach Mekka aufgehoben haben, berichtiget werden. Der hier zum ersten Mal mitgetheilte Katechismus der Wahhabi liefert den besten Beweis, daß dieselben nur Moslimen strenger Lehre, Reformatoren der Mißbräuche und die Kalvinisten des Islams seyn wollen; vorzüglich eifern sie wider den Kultus der Heiligen und der Gräber, und sind im eigentlichsten Verstande Gräberstürmer, sie eifern wider das Tabakrauchen und den Rosenkranz, doch trinken sie Kaffeh bis zum Uebermaße. Die historischen Notizen beginnen erst mit Saud, dem ältesten Sohne des i. J. 1803 ermordeten Abdulasis, und die Regierung war aristokratisch, erblich im Hause Sauds; er war ein Mann von unbestechlicher Gerechtigkeit, nur zu scharf gegen Uebertreter seiner Gesetze; er hob in seinem ganzen Gebiete das Schutzrecht des Dachil's (d. i. des in die Familie sich Eindringenden) auf. Die größte Strafe bestand darin, daß dem Sträflinge das Haupt geschoren ward; der Diebstahl wurde nur mit Zurückgabe des gestohlenen Gutes, der Mord mit Blut um Blut bestraft, der Blutpreis eines Menschenlebens hundert Kamehlweiblein. Saud setzte der Ehescheidung Grenzen, und begünstigte den Handel, in so weit derselbe nicht von anderen, wie er sie nannte, ketzerischen Musulmanen betrieben ward. Die Staatseinkünfte bestanden aus einem Fünftel der den Ketzern abgenommenen Beute; aus dem Tribute, den sie Almosen heißen, aus den dritthalb Procenten, welche jeder Kaufmann jährlich von seinem Kapitale dem Staate zu entrichten hat, aus den Geldstrafen u. s. w. Der Feldzug der Wahhabi wider Ghalib, den Scherifen von Mekka und den Pascha von Bagdad, die Einnahme der heiligen Städte Mekka's und Medina's, der Streif in die Nähe von Damaskus i. J. 1810, der Feldzug Tusunpascha's, des Sohnes Mohammed Ali's, nach Arabien, der Mohammed Alipascha's nach Dschidda und Mekka werden umständlich erzählt; S. 366 ist ein großer Druckfehler Sixteen burses or 250,000 L. S., soll heißen Sixteen hundred. Nach Saud's Tod wurde sein Sohn Abdullah das Oberhaupt der Wahhabi; er schloß Frieden mit Tusunpascha, und Mohammed Ali kehrte nach Aegypten zurück. Das Ende des Hauptes der Wahhabi, welcher verrätherischer Weise nach Konstantinopel gesendet und dort hingerichtet ward, fand erst nach B.'s Tod statt.

Den Schluß von B.'s fünftheiligem Reisewerke macht die von ihm gesammelte Chilias von Sprüchwörtern, welche aber hier auf 782 zusammengeschmolzen sind, theils weil sich B. selbst im Numeriren geirrt, manche Zahl übersprungen, andere dop-

pelt angesetzt hat, theils weil der Herausgeber einige als zu anstößig wegließ. Der Verlust dürfte nach der großen Anzahl anderer unbedeutender oder gemeiner nicht sehr zu beklagen seyn. Diese Sammlung ist wohl von sehr großem Werthe zur Schilderung des gemeinen Aegypters, der hier in seiner ganzen Gemeinheit erscheint; das Gold mehrerer bekannter nicht unedler arabischer Sprüche ist hier mit einem Zusatze derber Gemeinheit als Scheidemünze des Pöbels ausgemünzt, und kaum dürfte in der ganzen Sammlung ein Gedanke von dem zu finden seyn, was Donquixotte Volksweisheit nennt. Die aus diesen Sprüchwörtern verleuchtende Tugend des heutigen Aegypters ist Klugheit, und seine Klugheit Egoismus, selbst die Wohlthätigkeit erscheint mehr aus Eitelkeit und Muße, als aus dem ernsten Willen Gutes zu thun, hervorzugehen. Dieser Sammlung liegt die Scherefeddin Ben Esed's, eines gebornen Kairiners zu Grunde, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, und dessen Werk in der im XXXVII. Bande dieser Jahrbücher (S. 293 bis 298) gegebenen Literatur arabischer Sprüchwörter fehlt. Da in der ebenfalls in diesen Jahrbüchern XXXIV. Band (S. 167 bis 170) gegebenen Anzeige der großen Sprüchwörtersammlung Roebuck's von 5000 nur 100 als Probe gegeben worden sind, so mag von diesen Achthundert ein Halbes genügen. Wir wählen vorzüglich solche aus, welche zu philologischen oder ethischen Bemerkungen Anlaß geben.

Die Kraniche kommen eben so gut weg, als die Eulen und Raben schlecht. Nr. 3. Tausend Kraniche in der Luft sind nicht einen Spatzen werth in der Faust, und Nr. 602. Der Falke erschreckt nicht vor dem Geschrey des Kranichs. Nr. 65. Folge der Eule, sie leitet dich zu Ruinen. Nr. 524. Wenn Raben ein Volk anführen, leiten sie es zum Aase der Hunde. Nr. 15. Sind die Schiffer zu zahlreich, so sinket das Schiff. (Viele Köche versalzen die Suppe); das arabische Rewatije ist das lateinische nautae. Nr. 27. Kömmt die Sündflut, setze den Fuß auf deinen Sohn; eine Maxime des abscheulichsten Egoismus, welcher orientalischem Despotismus eingefleischt ist; sie gründet sich auf die Sage, daß, als die Sündflut immer höher stieg, die Väter zuletzt ihre Kinder untertraten, um höher zu stehen. Nr. 37. Spiele mit dem Sklaven, er zeigt dir den Hinteren; B. bemerkt, daß das gewöhnliche Wort Tis sey; dieses findet sich zwar in den rein arabischen Wörterbüchern nicht, ist aber nichts desto weniger in ganz Syrien und Aegypten das vulgare Wort, wie schon im mysterio Baphometis revelato (Fund-

gruben des Orients, VI. Band, S. 10), bey Gelegenheit des Wortspieles Jean Baptiste bemerkt worden ist. Nr. 73. Mische deinen Kummer mit Sebibe (eine Mischung von Hanfblüthe mit Zibeben und Tabak, welche geraucht wird); das deutsche Zibebe ist das arabische Sebib, welches unter Nr. 386 vorkömmt: Ein Schlag vom Liebchen gegeben, ist süßer als Zibeben. Nr. 695. Geschenke der Trauten mir lieber als Rauten. Nr. 80. Was die Ameis in Einem Jahre bringt nach Haus, frißt in Einer Nacht auf die Maus. Nr. 117. Der Freye ist frey, was auch das Unglück sey. Nr. 151. Wirf nicht den Stein in den Brunn, woraus du trinkst hinein. Nr. 210. Er setzt ihn in die Kufe (arabisch Kofe) von Melochie (Chorchorus olitorius); er kömmt heraus aus der Kufe des Badindschan (Melongena); so viel als: zur Thür hinaus geworfen, kömmt er beym Fenster hinein. Nr. 265. Mit Portieren ein Haus, doch findet darinnen keine Brotkrume die Maus; wobey zu bemerken, daß durch einen komischen Druckfehler die Maus in einen Mönch verwandelt ist (monk statt mouse). Nr. 278. Sieh da (das arabische da ganz wie das deutsche (men da), wer da), doch als Fülle zu dienen, haben wir uns verbeten (das arabische Haschw ist ganz das englische hashed meat und das französische haché). Nr. 286. Eine Fliege ist Nichts, doch macht sie Galle (Teghallet). Nr. 239. Wirf dich vor dem boshaften Affen nieder zu seiner Zeit. Nr. 252. Alt und kalt. Nr. 353. Der Neider Neiden macht Herzleiden. Nr. 360. Ein Alter gerunzelt, der äuglet und schmunzelt. Nr. 401. Das Loch, das er machte, ging in die Scheune (das arabische Schunet ist das deutsche Scheune). Nr. 411. Strecke dich nach der Decke. Nr. 437. Schön ist beym Wiedersehen das Umarmen, doch bey dem Scheiden zum Erbarmen. Nr. 449. Seltsamer als Mückengehirn (das arabische Bauk das e. buzz). Nr. 454. Es verschwanden der Löwen Mähnen, es erschienen die Zähne der Hyänen. Nr. 460. Eifersüchtige Huren als solche erscheinen, eifersüchtige Matronen weinen. Nr. 471. Auf einen Feddan wird oft ein Kaßabat geopfert (zwey ägyptische Landmaße, bey welcher Gelegenheit eine interessante Abschweifung über die Kosten ägyptischen Landbaues). Nr. 472. Der Mund lobt Gott, die Hand schlägt todt. Nr. 473. Die Schätze stecken in Ecken. Nr. 474. Vom Regen in

die Traufe. Nr. 533. Iß was du willst, kleide dich aber wie andere. Nr. 539. Er ward vom Amboß zum Hammer, il vaut mieux être marteau qu'enclume. Nr. 557. Alles Verbotene ist süß. Nr. 561. Das Wort der Nacht löscht der Tag aus. Nr. 563. Gleich der Nadel, die kleidet, und selbst nackt ist. Nr. 565. Gleich dem Schwamm, ohne Sprossen und ohne Stamm. Nr. 598. Trau nicht dem Emir, wenn dir zürnt der Wesir. Nr. 644. Wer vierzig Tage mit Leuten gelebt, ist Einer von ihnen (Anspielung auf die vierzigtägige Buß- und Probezeit der Derwische). Nr. 674. Wo die Köche Skarabäen, ist von Farben Nichts zu sehen (die Farben gelten hier für Speisen; man fragt, wenn von einer ägyptischen Tafel die Rede, nicht, wie viel Gerichte? sondern wie viel Farben?); das arabische Wort Laun, Farbe, ist das deutsche Laune. Nr. 683. Der Dattelkern dem Wasserkrug untergelegt, hält denselben im Gleichgewichte; das arabische Dscharret ist das f. jarre. Nr. 684. Wer dem Thoren räth wird sein Feind. Nr. 685. Sie schwieg still, als sie ward beschlafen, sie regte sich wollüstig, als man sie wollte strafen (Ghundsch ist der Ausdruck für die wollüstigen Bewegungen, worinnen die ägyptischen Almen ihren Ruhm und Stolz suchen). Nr. 693. Die Flöte in der Hand, der Mund zum Blasen gewandt. Nr. 698. Sein Muth ist hehr, sein Bauch ist leer. Nr. 722. Zerbrechlicher als das Haus der Spinne. Nr. 752. Er lernt die Schröpfkunst auf den Köpfen der Waisen. Nr. 756. Er (seine Hand) steigt in die Schüssel gleich Krähenfuß (so schmal), und hebt sich aus selber wie Kamehlshuf (so voll); das arabische Chuff ist das deutsche Huf. Nr. 778. Deine rechte Hand wisse nichts von der linken. Nr. 7. Ist's mein Mann zufrieden, warum werd' ich zum Richter beschieden. Nr. 13. Ist die Mauer baufällig, fliehe davon. Nr. 16. Liebt dich die Schlange, so trag' sie als Halsband. Nr. 24. Bläst der Wind, so dringt er durch jegliche Spalte. Nr. 40. Er ist blind, und doch liebäugelt er. Nr. 45. Der Faule hat keine Füße. Nr. 49. Die Welt ist ein Spiegel, zeig dich ihr, und sie wird dich zurückspiegeln. Nr. 90. Gutes Pferd bedarf nicht des Sporns. Nr. 161. Heute Feuer, Morgen Asche. Nr. 417. Nach dem Braten lang', Essig macht die Zähne lang; endlich der be-

kannte Spruch: Thue das Gute, wirf es ins Meer, weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr, welcher den Sammler mitten unter den Beschwerden und Gefahren der Wüste und unter tausend Aufopferungen zu großen Gedanken und weit aussehenden Unternehmungen begeistert und ihm alle Mühseligkeiten seiner Reise vergolten haben dürfte.

Jos. v. Hammer.

Art. IV. Geschichte der Philosophie. Von Dr. Heinrich Ritter, außerordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. Zwey Theile. 8. Hamburg bey Friedrich Perthes. 1829 und 1830.

Wenn eine Wissenschaft eine neue Periode durchlebt hat, in welcher von mehreren Seiten an der Vervollkommung und Erweiterung derselben thätig gearbeitet worden ist; wenn diese Arbeiten der Einzelnen, ohne inneren Zusammenhang mit dem Ganzen, zerstreut umher liegen, und den sichtenden, ordnenden Geist erwarten, der sie zu dem großen Vorrathe der von unsern Vorgängern eingesammelten Kenntnisse legen, und als ein sicheres Erbe für unsere Nachfolger hinterlassen kann; wenn endlich diese Gegenstände, die Resultate der Bemühungen von so vielen ausgezeichneten Männern der letzten Jahrhunderte, zu einer so großen Masse herangewachsen sind, daß es schwer wird, sie mit einem Blicke zu übersehen, und die oft nur sparsamen, allein der Aufbewahrung würdigen Goldkörner aus den sie umgebenden Schlacken herauszufinden — dann tritt das Bedürfniß ein, stille zu stehen auf seinem Wege, und statt immer weiter in dem Dickichte vorzudringen, vielmehr zurückzublicken auf die bereits durchlaufene Bahn; die auf der bisherigen Reise gesammelten Schätze zurecht zu legen, und sie so zu ordnen, daß Uebersicht und nützlicher Gebrauch, ohne welche alle Kenntnisse leer und eitel sind, Statt haben kann. Daß eine solche Periode in der Philosophie seit dem letzten halben Jahrhundert eingetreten ist, und daß wir nun schon nahe an der Grenze derselben stehen, darf wohl nicht mehr umständlich bewiesen werden, so wenig, als daß es jetzt allerdings an der Zeit ist, den in dieser Periode erhaltenen Zuwachs der Wissenschaft zu ordnen, und der Geschichte derselben ein neues Kapitel hinzuzufügen.

Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes, der dieses Bedürfniß ebenfalls lebhaft fühlte, wollte sich mit diesem engeren Standpunkte, der nur die letzten Decennien übersieht, nicht begnügen, sondern vielmehr von der höchsten Sprosse jener wissenschaftlichen Leiter uns das ganze große Gebiet der Wissenschaft

zeigen, wie es von den ersten Bemühungen des grauen Alterthums bis auf den heutigen Tag allmählich herangewachsen ist zu derjenigen Größe, die nun der Gegenstand unserer gerechten Bewunderung ist. Ein erhabenes Ziel fürwahr und schwer zu erreichen.

Der vor uns liegende Theil, zwey Bände zusammen von 69 Bogen, enthält bloß die Geschichte der Philosophie von ihrem Anfange bis zu den Schülern Platons in der älteren Akademie. Das noch zu Erwartende würde also vorzüglich mit Aristoteles beginnen, dessen hier noch keine Erwähnung geschehen ist. Man sieht daraus schon die große Ausdehnung des Werkes, die sich, wenn auch die künftigen Theile dieser Geschichte mit derselben Umständlichkeit behandelt werden, leicht auf sechs und mehr Bände gleichen Volums mit den beyden ersten, ausdehnen können.

In der Vorrede sucht der Verf. die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Geschichte der Philosophie zu beweisen. Wir können dieß hier übergehen, und begnügen uns, zur richtigen Ansicht des Folgenden, bloß mit der Bemerkung des Verfassers, daß er nicht nach einer solchen Vollendung seines Werkes gestrebt hat, welche alle Bedürfnisse, in Rücksicht sowohl auf die Auffassung als auf die Darstellung befriedige, weil er sonst, wie er hinzusetzt, die Anfertigung dieses Werkes hätte zu weit hinaus verschieben müssen, oder vielmehr, weil es dann ganz und gar nicht erschienen wäre. Er mag es sich nicht verläugnen, daß er mancherley Beschränkungen seiner Fähigkeit und seiner Fertigkeiten unterliege, aber ihn beruhige hiebey, daß er fand, wie solche Werke, welche in Form und Inhalt auf gleiche Rundung und Vollkommenheit Anspruch machen, nicht immer die größte Wirkung gehabt haben, so daß daher sein eigentliches Bestreben nur dahin ging, ein brauchbares und belehrendes Werk zu schreiben, aber nicht eben das belehrendste u. s. w.

Um zuerst eine kurze Uebersicht von dem Inhalte dieser beyden Bände, die er in acht Bücher eintheilt, zu geben, so enthält das erste Buch die Einleitung, in welcher vorzüglich über die Eintheilung der Geschichte gesprochen wird. Das zweyte Buch sammelt, was uns von der Philosophie der alten Aegypter, Hebräer, Inder noch übrig ist, nebst den ersten Versuchen der Griechen. Das dritte beschäftiget sich mit der jonischen Philosophie, Thales, Anaximenes, Heraklit, Anaximander, Anaxagoras u. s. w. Das vierte Buch verbreitet sich über die Pythagoreische Philosophie. Das fünfte über die sogenannte eleatische Sekte, Xenophanes, Parmenides, Zeno, Empedokles u. s. w. Das sechste Buch gibt die Geschichte der Philosophie der Sophisten, Leucipp, Demokrit, Protagoras, Gorgias u. s. w.

Das siebente Buch enthält die Lehren des Sokrates und der cyrenäischen, megarischen und eretrischen Schule, oder Aristipp, Antisthenes, Diogenes von Sinope, Euklid, Phädon 2c. Das achte Buch endlich beschäftiget sich mit Plato und seinen nächsten Schülern Speusippus, Xenokrates, Krates u. a.

Indem wir die hier großentheils außerwesentliche Einleitung übergehen, bemerken wir sogleich, daß auch das, was der Verf. im zweyten Buche über die ältere Geschichte der Morgenländer vorbringt, nicht aus Quellen geschöpft ist, da ihm, wie er selbst gesteht, die Kenntniß der orientalischen Sprachen fremd ist. Um hier schon die Art des Vortrags des Verf. näher kennen zu lernen, wollen wir einen Theil dieses seines Geständnisses mit seinen eigenen Worten mittheilen. S. 47. »Von den orientalischen Gelehrten werden wir also hier Nachsicht zu erbitten haben, denn natürlich müssen sie über vieles besser urtheilen können, als wir. Ihre Nachsicht zu verdienen, soll aber auch unser Bestreben seyn, indem unsere Absicht mehr darauf gerichtet ist, ihnen Fragen vorzulegen, als sie zu belehren. Diese Nothwendigkeit, um Nachsicht zu bitten, in welcher wir uns befinden, soll uns jedoch die Freyheit unseres Urtheiles nicht rauben, vielmehr werden wir sie uns in diesen Dingen um so mehr bewahren, als die Behauptungen vieler Orientalisten nur zu sehr aus jenem Leichtsinne hervorgegangen sind, welcher neue Entdeckungen und neue Studien den Verbrämungen, aber auch der Veränderlichkeit der Mode Preis gibt. Um uns näher zu erklären: wir glauben, den gelehrten und besonnenen Orientalisten wird es nicht zuwider seyn, wenn wir einer gewissen unreinen Begeisterung, welche nur die Neuheit der Sache und der verdunkelnde Nebel über ihr geboren hat, zu widersprechen wagen, oder Zweifel gegen die Richtigkeit dessen, was jene gefunden zu haben glaubt, äußern. Unsere Meinung dabey ist nur diese: wir wollen zeigen, daß die Beweise, welche uns bis jetzt von manchen Orientalisten geboten wurden, uns, die wir außen stehen, nicht genügen, und dadurch auffordern, gründlichere Beweise zu suchen, oder eine Sache aufzugeben, welche nicht geschichtlich bewiesen werden kann. Unsere Behauptungen dagegen werden mit dem Bewußtseyn der Unsicherheit ausgesprochen werden, welche in diesem ganzen Gebiete der Forschung herrscht.« — In diesem Tone geht es mit wenig Unterbrechung bis zu den Griechen fort. Wir überlassen es den Lesern, zu beurtheilen, auf wie viele hundert Seiten die 1100 Seiten dieses Werkes reducirt worden wären, wenn sich der Verf. desselben auf das eigentlich Nothwendige beschränkt, und alle Circumlocutionen und Wiederholungen vermieden hätte. Quum

flueret lutulentus, erat quod tollere velles. Zwar hat sich der Verf. bereits erklärt, daß er nicht nach einer solchen Vollendung seines Werkes, in Beziehung auf Abrundung und Darstellung, strebe; aber er kann dadurch nicht den Forderungen entgehen, die jeder Leser an jedes Buch zu machen berechtiget bleibt. Jeder Schriftsteller, der sein Publikum schätzt, muß sich bemühen, wenigstens diejenige Sorgfalt und Auswahl in seine Rede zu bringen, die man schon im gewöhnlichen Gespräche an nicht ganz gleichgültige Menschen anzuwenden pflegt, und wer einmal öffentlich schreiben will, muß sich auch gefallen lassen scribendi ferre laborem: scribendi recte, nam ut multa, nil moror.

Den Hebräern wird alle Philosophie gänzlich abgesprochen. Wer sich, heißt es, den Geist des alten Testaments vergegenwärtiget, wird wissen, daß in keiner der von ihm umfaßten Schriften ein philosophischer Zusammenhang sich findet. Denn die Verfasser leben in ihrer Ueberzeugung und wollen diese als den Grund alles Heils anerkennen. Bey solchem Verfahren sey es aber gar nicht möglich, auf das allgemeine Wesen der Vernunft, aus welchem die Wissenschaft besteht, zurück zu gehen. — Wir können damit nicht übereinstimmen, wenn wir nicht der religiösen Stimmung der Israeliten in einem weiteren, und die Bedeutung des Wortes »Philosophie« in einem viel engeren Sinne annehmen sollen, als dieß gewöhnlich, ja beynahe allgemein geschieht. Ueberhaupt hat das Meiste, was hier über morgenländische Philosophie gesagt wird, wohl nur geringen Werth, da der Verf. nicht zu den Quellen selbst zurückgehen konnte, und überdieß diesen Gegenstand nur flüchtig durcheilt. Was er z. B. über die astronomischen Angaben der Indier aus alten Zeiten sagt, ist von den Engländern und von Laplace bereits viel besser erörtert worden. Was S. 60 u. f. über die alte Bildung der Hindus vorkömmt, scheint nicht viel zu beweisen, läßt noch eine Menge Fragen unbeantwortet, und ist überhaupt mehr unbestimmte, vage Meinung, als fixes Resultat irgend einer Forschung. Was sollen uns Aeußerungen der Art wie S. 65: »Wir sind sogar geneigt, anzunehmen, daß ... indem wir es jedoch jetzt für unmöglich halten, hierüber eine historische Entscheidung zu finden.« Was heißt das anders, als: es beliebt uns etwas anzunehmen, wozu wir jedoch keinen Grund haben. Es scheint uns überhaupt, als ob durch das ganze Kapitel von der indischen Philosophie kein einziger wesentlicher Punkt dieses Gegenstandes berichtiget oder aufgeklärt worden wäre, und daß es besser gewesen wäre, diesen Theil der Geschichte ganz wegzulassen, da dem Verf. offenbar die Mittel fehlten, ihn gehörig zu behandeln.

Mehr auf festem Boden finden wir den Verfasser sobald er Griechenland betritt, wo ihm nicht bloß viele Vorarbeiten anderer, sondern auch eine nähere Kenntniß der Quellen und der Sprache des Landes hülfreiche Hand bieten. Im Gegensatze mit der gewöhnlichen Annahme, daß sich die erste Philosophie dieses Volkes aus ihren religiösen Ideen entwickelte, glaubt er vielmehr, und, wie uns däucht, mit Recht, daß die Philosophie der Griechen besonders deßwegen so fröhlich gedieh, weil ihr die Volksreligion nicht entgegenkam, ja ihr sogar in den meisten Fällen widersprach. Denn je mehr die Mythologie Unwürdiges von den Göttern aussagte, desto mehr ließ sie das wissenschaftliche Nachdenken frey, desto mehr rief sie das philosophische Streben hervor, welches bey jenem Volke sich sehr früh in eine konstante Opposition mit jenem krassen Volksglauben zu setzen wußte, so daß schon die ersten Philosophen der Griechen diese läppischen Ueberlieferungen verspottet oder sich eine eigene Theogonie fabricirt haben. Dagegen sollen die Mysterien der Philosophie zwar vorgearbeitet haben, aber doch ohne auf die Benennung der Wissenschaft selbst einen gegründeten Anspruch machen zu können. Diese Mysterien gaben nur dem zur Spekulation geneigten Geiste der Griechen die Richtung auf das Uebersinnliche, und erweckten in ihnen Andacht und Nachdenken. Aber die eigentliche spätere Philosophie wußte sich bald, wie von der Mythologie des Volkes, so auch von den Mysterien desselben los zu machen. Wahre Aufklärung über das Wesen dieser Mysterien aber wird man auch hier, wie bisher überall, vergebens suchen, weil uns nach so später Zeit die Mittel fehlen, in so dunkeln Gegenden Entdeckungen zu machen.

Die Frage, ob die Griechen ihre erste Philosophie von den Morgenländern erhalten haben, wird sich jetzt schwerlich mehr befriedigend beantworten lassen. Der Verf. widmet der Frage viel Mühe und Fleiß, bekennt aber selbst, daß dabey das Meiste nur auf allgemeinen Vorstellungen und auf Wahrscheinlichkeiten beruhe, denen man wieder andere Wahrscheinlichkeiten entgegen setzen könne. Er stimmt übrigens dafür, daß die griechische Philosophie dem Morgenlande nichts schuldig und auf eigenem Boden entstanden sey.

Die Geschichte der eigentlichen griechischen Philosophie theilt der Verf. sehr zweckmäßig in drey wesentlich verschiedene Perioden. Die erste reicht von Thales bis Sokrates (400 Jahre v. Ch. G.). Das Ende dieser Periode ist eine der reichsten an geistiger Bewegung in der ganzen Menschengeschichte. Die zweyte Periode geht von Sokrates bis nahe 50 Jahre vor Ch. G., oder von Plato bis zu der Zeit, wo Cicero die griechische Philosophie

auf römischen Boden zu verflanzen suchte. Sie ist die eigentliche goldene Fruchtzeit der Philosophie. Die dritte Periode endlich geht von Cicero bis nahe 600 Jahre nach Ch., und enthält den Verfall und das gänzliche Erlöschen der eigentlich griechischen Philosophie. Ihr Anfang ist durch die Verbreitung und Einmischung orientalischen Aberglaubens ausgezeichnet, und ihre letzte Hälfte beginnt mit dem Scepticismus und endet mit mönchischen Spitzfindigkeiten über den Aristoteles. Die Gründe zu dieser sehr verständigen Eintheilung werden in dem Werke selbst umständlich entwickelt.

Die ersten philosophischen Schulen Griechenlands sind die jonische und die dorische. Jene wurde vorzüglich in Kleinasien gepflegt, und war, nach Art unserer Physik, mehr der Betrachtung der Natur gewidmet. Die dorische, die besonders in Unteritalien blühte, wandte sich mehr auf das Ethische, was dann später von Pythagoras weiter ausgebildet wurde. Zwischen diesen beyden Schulen entstand die eleatische, die von jeder derselben etwas gemein hatte. Der Stifter der letzten war Xenophanes, ihr Hauptsitz war Elea in Kleinasien, und ihr Zweck die Logik und Dialektik. Alle diese Schulen tragen aber schon das Gepräge, welches späterhin die griechische Philosophie so sehr auszeichnete, daß sie mehr auf die subjektive, als auf die objektive Weise des Denkens gerichtet sind, daß sie die Wissenschaft mehr als ein Kunstwerk an sich, als ein Mittel zur Erkenntniß der materiellen und geistigen Natur behandeln. Eine üble Richtung, die dem wahren Wesen der Philosophie entgegenstrebt, da jedes Denken, das nicht des Erkennens wegen da ist, als leer betrachtet werden muß. Dieß war der Boden, auf welchem die spätere Sophistik, diese Parasitenpflanze der Philosophie, so reichlich wucherte.

Der Verfasser geht nun diese vier Haupteintheilungen, die jonische, dorische, eleatische und sophistische Philosophie, umständlich durch, und sucht uns mit dem inneren Wesen derselben näher bekannt zu machen.

Zu der jonischen Schule wird bekanntlich Thales, Anaximander, Anaximenes, Diogenes von Apollonia und Anaxagoras gerechnet. Thales gehört größtentheils mehr in das Gebiet der Sage, als der Geschichte, da es uns an sicheren Mittheilungen über ihn fehlt. Er lebte gegen 640 v Ch. Er soll den Ursprung aller Dinge aus Einem Urwesen, dem Wasser, abgeleitet haben; daher alle Dinge sich vom Feuchten ernähren, der Same aller Thiere und Pflanzen feucht seyn und selbst die Wärme aus der Feuchte entstehen soll. Er betrachtete sonach das ganze Universum als ein belebtes Wesen, das sich aus seinem ursprüng-

lich feuchten Zustande hervorbildet. Auch das scheinbar Todte war ihm belebt, und Magnet und Bernstein hatten eine Seele, weil sie andere Dinge bewegen u. s. w. Diese Ansichten von der Entstehung des Weltalls blieb in der jonischen Schule vorherrschend. Anaximenes (530 vor Ch.) suchte den Grund aller Dinge in der unendlichen Luft, welche das Weltall überall erfülle, und von welcher die Erde getragen werde, wie sie, nach Thales, in dem Wasser schwimmen sollte. Alles werde nur Luft und in sie kehre alles wieder zurück; die Seele des Menschen selbst ist Luft, und diese Seele ist eben so unvergänglich, wie die das ganze Weltall umgebende und beseligende Luft unvergänglich und ewig ist. Diogenes von Apollonia (450 v. Ch.). Von ihm hat uns Simplicius einige Fragmente seiner Schriften gerettet. Er drang zuerst darauf, alles, was da ist, nur aus einem einzigen Urwesen abzuleiten, und die Welt selbst auch nur als ein Wesen anzusehen, wahrscheinlich im Gegensatze mit den Widersprüchen, welche andere Philosophen auf die Bahn brachten, die mehrere Urwesen annahmen. Dieses Urwesen ist auch ihm die Luft, aber eine Art von geistiger, beseelter Luft, von welcher die menschliche Seele ein Theil ist, während die äußere sogenannte Luft nur der Träger jenes Geistes ist. Man sieht, wie sich diese metaphysische Ansicht im Fortschreiten immer erhebt und gleichsam sublimirt. Heraklit von Ephesus (510 v. Ch.) erhielt den Beynamen des Dunklen und ist noch jetzt wegen seinem zur düstern Melancholie gestimmten Temperamente berüchtiget. Er verachtete die Meinungen und Spekulationen anderer Philosophen, und bestand hartnäckig auf seiner eigenen Ansicht. Auch er suchte einen physischen Grund aller Erscheinungen, der als ewig lebende Einheit die ganze Welt durchdringt, und er fand diesen Grund in dem Feuer. *Κοσμον υτε τις θεων, υτε δ'ανθρωπων εποιησεν, αλλ' ην, και εςιν, και εσται πυρ αει ζωον.* Die Welt hat keiner der Götter und keiner der Menschen gemacht, sondern sie war und ist und wird seyn ein ewig lebendes Feuer. Seele und Feuer der Lebenskraft sind ihm identische Dinge. Aber die sichtbare Flamme ist nicht das Feuer, und der Grund aller Dinge ist das Weise und der vernünftige Gedanke, der in dem Feuer liegt. Man sieht, daß sein *πυρ* eigentlich nicht so schlechthin mit »Feuer« übersetzt werden soll, wie man allgemein thut. Vieles andere Interessante über ihn muß in dem gegenwärtigen Werke selbst nachgesehen werden. Anaximander von Milet (660 v. Ch.) hatte im ganzen Alterthume großen Ruf. Er soll der erste eine geographische Tafel entworfen, die Sonnenuhren erfunden und die Größe und Entfernung der Himmelskörper bestimmt haben. Das Prinzip aller Dinge war ihm eine Mischung

verschiedener Bestandtheile, aus welcher später die einzelnen Dinge sich ausschieden; also eine Art von Chaos, das er das Unendliche (ἄπειρον) nannte, oder auch die Einheit, das Unsterbliche und das ewig Erzeugende. Die Erzeugung selbst leitete er aus der ewigen Bewegung dieses Unendlichen ab. Anaxagoras von Clazomenä (500 v. Ch.) verlebte den spätern Theil seines Lebens in Athen, wo er die Freundschaft des großen Perikles genoß. Diese Freundschaft seines mächtigen Beschützers gereichte ihm nicht zum Vortheile. Denn als das Ansehen des Perikles schwand, wurde er harten Verfolgungen Preis gegeben. Des Frevels gegen die Götter und der Anhänglichkeit an die Perser angeklagt, konnte er nur durch schnelle Flucht den ihm drohenden Verhängnisse entfliehen. Er starb in der Verbannung (424 v. Ch.). Er beschäftigte sich viel mit Mathematik und Astronomie; und er soll die erste richtige Erklärung der Mond- und Sonnenfinsternisse gegeben haben. Seine im Alterthume sehr berühmte Schrift »über die Natur« ist für uns verloren, doch hat uns Simplicius einige Fragmente derselben erhalten. Nach ihm wird und vergeht kein Ding, sondern alles wird aus schon bestehenden Dingen entweder gemischt oder geschieden. Was wir Werden nennen, heiße nur Mischen, und was wir Vergehen nennen, sey nur Scheiden. Durch dieses Mischen und Scheiden aber werden die Dinge weder mehr noch weniger, da es unmöglich ist, daß mehr sey, als alle Dinge, und da alle Dinge immer von gleicher Zahl bleiben müssen. Vor der Weltbildung war daher alles in einem Zustande der Mischung, aus unendlichkleinen Elementen oder Samen der Dinge bestehend. Diese Masse der Elemente war die Einheit, und in allen später entstandenen Dingen ist ein Theil dieser Einheit und Alles ist in Allem. Die Ursamen aller Dinge sind bewegungslos, und der Geist (νῦς) bringt in ihnen Bewegung und Schönheit hervor. So war er der erste, der den Geist als Gegensatz der den Raum erfüllenden Masse mit Bestimmtheit erklärte, und dadurch wurde er gleichsam der Wendungspunkt in der Geschichte der Philosophie, da von nun an alle anderen diese Idee nicht nur festzuhalten, sondern auch weiter auszubilden suchten. Doch stellte er in diesem die Materie belebenden und ordnenden Geiste noch nicht den Grund alles Seyns in der Welt auf, sondern betrachtete ihn nur gleichsam als Werkzeug für die Weltbildung.

Pythagoras war zu Samos gegen 585 v. Ch. geboren. Was wir von seinem äußeren Leben wissen, ist in mythisches Dunkel gehüllt. Diejenigen Schriftsteller, welche uns Nachrichten von ihm mittheilen, wie Porphyrius, Jamblichus u. a. sind sämmtlich viel zu spät nach ihm gekommen. Allgemein

wird er zu den ausgezeichnetsten Begründern der wissenschaftlichen Mathematik gezählt. Sie war, so wie die sittliche Erziehung des Menschen und die Gymnastik, oder die Erziehung des Körpers, ein Haupttheil seiner Lehre. Die Ueberlieferung zeigt ihn uns aber nicht sowohl als einen Philosophen, sondern vielmehr als einen Wunderthäter, einen Propheten, einen heiligen, von den Göttern geliebten Mann. Der eine macht ihn zu einem Sohn Apollos, der andere gibt ihm einen goldenen Schenkel, ein dritter läßt ferne Scythen auf goldenen Pfeilen zu ihm fliegen, mit Göttern umgehen, mit Thieren sprechen, die Musik der Sphären verstehen u. s. w. Der Verf. gibt als sehr wahrscheinlich zu, daß Pythagoras in Aegypten gewesen sey, aber nicht, daß er die Geheimnisse der ägyptischen Priester daselbst kennen gelernt habe; vielmehr soll er alles aus sich selbst und von seinen griechischen Vorgängern erhalten haben. Mit ihm fängt eigentlich das Geheimthun der griechischen Philosophen an. Er pflanzte besonders seine religiösen Ansichten in einer geheimen Lehre, mittels der Orgien, fort, und es war in seiner Schule allgemeiner Grundsatz, nicht Allen alles zu lehren. Schon von seinen ersten Schülern forderte er eine ganz eigene Einrichtung ihres Privatlebens, woraus der Verf. schließt, daß diejenigen irren, welche von ihm erzählen, daß er seinen Anhängern auch politische Grundsätze einpflanzen und auf Veränderung der Staatsverfassung einwirken wollte, ein Schluß, der wohl nicht so ganz ohne weiteren Beweis angenommen werden kann. Die von ihm gestiftete Gesellschaft war eine Art von geheimen Bund; vor der Aufnahme in denselben hatten viele und mitunter sehr sonderbare Prüfungen Statt. Die Mitglieder selbst theilten sich in zwey Klassen, die Esoteriker und Exoteriker (Innere und Aeußere). Das Stillschweigen, welches er in den ersten Jahren forderte, so wie das αυτος εφα sind bekannt. Die Mitglieder, unter denen auch Frauen waren, hatten ein gemeinschaftliches Mahl und besondere Speiseverordnungen. Sein bekanntes Verbot des Bohnenessens beruht auf einer Nachricht des Aristoteles, während Aristoxenos (nach Aulus Gellius) gesagt hat: Pythagoras habe die Bohnen vor allen Gemüsen am meisten empfohlen. In der eigentlich wissenschaftlichen Entwickelung des Bundes herrschte die religiöse Seite durchaus vor. Sonst war Hauptgegenstand des Vortrags Mathematik und Musik. Eigentliche Philosopheme, die die Wissenschaft gefördert hätten, findet man in dieser Schule nicht. Auch stimmen die griechischen Schriftsteller darin überein, daß weder Pythagoras, noch irgend einer seiner ersten Schüler etwas geschrieben habe, was man auf eigentliche philosophische Entdeckungen beziehen könnte.

Pythagoras scheint auf die politischen Angelegenheiten des Staates Kroton viel Einfluß gehabt zu haben. Dadurch machte er sich den Tyrannen Telys von Sybaris zum Feind, der den Krotonern sogar den Krieg ankündigte. Telys wurde zwar besiegt, aber nun entstanden in Kroton selbst, über die Theilung der feindlichen Beute, zwey Parteyen, deren eine, bey welcher Pythagoras war, unterlag. In diesem Kampfe sollen die meisten seiner Schüler umgekommen seyn, er selbst aber floh nach anderen Städten Italiens, und fand endlich, da ihn auch hier die Verfolgungen seiner Feinde erreichten, in Metapont seinen Tod. Jetzt wurde die Verfolgung gegen seine Anhänger allgemein in Unteritalien. Ihre Versammlungshäuser wurden verbrannt, und sie selbst, wo man sie erreichen konnte, vertilgt. Demungeachtet blieben noch viele im Verborgenen und kamen sogar späterhin zu großem politischen Einfluß. Ueber die spätere so große Verbreitung dieser Schule in Italien ist hier S. 359 viel Belehrendes gesagt, so wie über die bedeutendsten Männer derselben, Lysis, Klinias, Archytas u. s. Zur Zeit von Ch. G. nahm diese Schule eine mystisch-abergläubische Richtung an, und entehrte sich durch Ammenmährchen, mit welchen sie sich an das gemeinste Volk wendete.

Die eigentlichen philosophischen Lehren der Pythagoräer aufzufassen, ist sehr schwer, da, Philolaus und Archytas ausgenommen, nur wenige dieser Philosophen als Schriftsteller aufgetreten sind; da spätere Nachrichten nicht unterscheiden, was den alten und den, von jenen gewiß sehr verschiedenen neuen Pythagoräern zugehört, und da endlich die Geheimnißsucht dieser Schule alle nähern Untersuchungen beynahe unmöglich macht. Der Hauptsatz ihrer Lehre war: »die Zahl ist das Wesen aller Dinge,« ein Satz, der wahrscheinlich nur symbolisch ausgedrückt ist, und jetzt viele Deutungen zuläßt. Der Grund aller Zahlen ist die Einheit, also folgt auch alles aus dem ursprünglichen Eins, aus Einem Wesen, welches auch Gott genannt wird. Nach Philolaus ist die Zahl das herrschende Band des ewigen Beharrens aller Dinge. Die Zehnheit aber umgrenzt jede Zahl, jede Natur in sich umfassend; die Werke und das Wesen der Zahl erblicke man nach der Kraft, welche in der Zehnheit liege. Die Tetractys (Vierheit) aber ist die Quelle und die Wurzel der ewig fließenden Natur, und die Dreyheit (Trias) ist die Zahl des Ganzen, weil sie Anfang, Mittel und Ende habe u. s. w. Mehr solche Tändeleyen, die unseren neuen Naturphilosophen Ehre machen würden, findet man in der Sammlung der Fragmente des Philolaus von Böckh, in Aristoteles Meteor: in Jamblichus, Theon, Plutarch u. a. Wir verweisen die Leser auf das Werk

selbst, wo der Verf. desselben im vierten Buche diese Dinge mit viel Gelehrsamkeit umständlich auseinandersetzt.

Diese Betrachtung der Zahlen, auf welche sie alles reduziren wollten, brachte sie auf die Idee der Verhältnisse und besonders der harmonischen Verhältnisse, durch welche alle Dinge in der Welt geordnet werden sollen. Das ganze Universum war ihnen daher gleichbedeutend mit Harmonie und mit Zahl, als in welcher letzten allein die erste angetroffen wird. Diese Harmonie in den Verhältnissen halte die ganze Welt zusammen. Daher ihre Träume von den zehn Weltkörpern, welche in harmonischen Abständen von einander stehen, eine Idee, die bekanntlich Kepler'n so lange in seinen astronomischen Versuchen aufgehalten hat. Wo sie immer, in der Natur oder in ihrer Einbildungskraft, solche Verhältnisse erblickten, wurden sie sogleich festgehalten und weiter ausgesponnen. So war es ihnen von der größten Wichtigkeit, daß es sieben Saiten, sieben Pleiaden und sieben Vokale gebe, und daß einige Thiere alle sieben Jahre ihre Zähne wechseln sollen. Das eigentliche Maß dieser Verhältnisse der ganzen Welt fanden sie in der Oktave, und hiemit öffnete sich ein neues, weites Feld, die Tonlehre, für ihre mystischen Spekulationen. Musik und Mathematik mußten zu diesen müßigen Spielen das meiste beytragen, daher auch diese beyden Lehren in ihren Schulen so eifrig betrieben wurden. Obschon wir leider in unseren neuesten Zeiten gesehen haben, wie weit sich die spekulirende Einbildungskraft der Philosophen verirren kann, so mag es uns doch zu einer Art von Trost gereichen, zu sehen, daß unsere alten Vorgänger nicht besser daran waren, und an denselben Uebeln litten. Wir wollen daher hier nur kurz einige dieser Extravaganzen der alten Pythagoräer anführen. Nach ihnen ist der Punkt Eins, die Linie Zwey, die Fläche Drey, der mathematische Körper Vier, der physische Körper Fünf. Die Erde ist ein Kubus, das Feuer eine Pyramide, die Luft ein Oktaeder, das Wasser ein Ikosaeder, und der alles umgebende Aether ein Dodekaeder. Unter den Elementen nimmt das Feuer die erste und mittelste Stelle ein. Der Mond ist ein unserer Erde ähnlicher Körper, und wird von größeren und schöneren Wesen, als die Menschen sind, bewohnt. Die Welt besteht aus drey Theilen, dem Olympus, der die Reinheit der Elemente; dem Kosmos, der die Himmelskörper, und dem Uranos, der die Erde umfaßt. Zu dem letzten gehört die Tugend, die noch unvollkommen ist; zu dem Kosmos aber gehört die ganz vollkommene Weisheit. Die Sonne bekömmt ihr bloß geborgtes Licht von dem allgemeinen Weltfeuer im Mittelpunkte des Universums. Die Zahl Zwey ist das Sym-

bol der Meinung, des Zwistes und der Verwegenheit, daher auch unter den Himmelskörpern die Erde mit dieser Nummer Zwey beehrt wurde. Die Bewohner der andern Planeten sind alle vollkommner, als die der Erde, daher jenen auch alle Absonderungen abgesprochen werden. Alle Seelen der Menschen und Thiere sind nur ein Ausfluß der allgemeinen Weltseele u. s. w.

Wir verlassen diese Spiele der Phantasie, und wenden uns zu der eleatischen Schule, die ihren Namen von Elea, einer griechischen Pflanzstadt in Unteritalien, hat. Ihr Stifter ist Xenophanes, und die zwey vorzüglichsten Schüler desselben sind Zeno und Parmenides. Diese Schule zeichnet sich durch ihr rücksichtsloses Streben nach der Erkenntniß des Uebersinnlichen aus, indem sie von allem durch die Sinne Gegebenen gänzlich abstrahirt, und die Wahrheit nur in dem Nichtsinnlichen sucht. Die Philosophen dieser Schule waren also κατ' εξοχην die Metaphysiker der alten Griechen. Xenophanes wurde gegen 540 vor Ch. geboren, und starb in seinem zwey und neunzigsten Jahre. Er hatte sich früher als Dichter berühmt gemacht. Das Wesen seiner Lehre bestand in der Verwerfung alles Polytheismus und in der Zurückführung aller Dinge auf Ein ewiges Wesen. Aber auch das Werden aller übrigen Dinge verwarf er als undenkbar. Jenes Urwesen war ihm zugleich Eins mit Himmel oder mit Welt. Gegen die Mythen der im Volksglauben herrschenden vielen Götter erklärte er sich auf das Bestimmteste, und zwar nicht nur gegen die oft sehr unsittlichen Erzählungen von diesen Göttern, sondern auch gegen jede vermenschlichende Vorstellung jenes einzigen und ewigen Wesens. Darum malen, sagt er, die Aethiopen ihre Götter schwarz und mit eingebogener Nase, weil sie selbst so aussehen, und darum würden auch die Thiere, wenn sie malen könnten, ihren Göttern auch ihre eigenen Gestalten geben. Aber

> Εις θεος εν τε θεοισι και ανθρωποισι μεγιστος,
> Ουτι δεμας θνητοισι όμοιος ουδε νοημα.

»Es ist nur ein einziger Gott, unter allen Göttern und Menschen der Größte, keinem Sterblichen vergleichbar weder an Geist noch am Körper.« Dieses Wesen ist weder bewegt, noch unbewegt, weder begrenzt, noch unbegrenzt, und es hat weder Anfang, noch Mitte, noch Ende, noch Theile, sondern ist durchaus sich selbst gleich, und ist nur Vernunft oder Einsicht. Von der Vernunft des Menschen aber sagte er, daß sie eine dem Menschen nothwendige Denkart, und nichts als Wahn und Trug sey. Keiner von ihnen weiß etwas, was gewiß ist, und wenn er auch zufällig etwas Wahres sagt, so er-

kennt er es selbst nicht. Die Ursache davon suchte er, nach Aristoteles, in der mangelhaften Erkenntniß durch unsere Sinne. Diese Ansichten waren eine wahre Bereicherung der Wissenschaft, wie sie denn auch selbst unserer neuesten, der kritischen Philosophie, zu Grunde liegen.

Parmenides gegen 520 v. Ch. geboren. Er wird von Plato und Aristoteles für den wichtigsten unter den eleatischen Philosophen gehalten. Er schrieb nur ein Werk, ein Gedicht, unter dem Titel: »über die Natur,« von dem uns noch bedeutende Fragmente geblieben sind. Er dringt darin besonders auf den Unterschied der bloß sinnlichen Vorstellung und der vernünftigen Erkenntniß. Er nimmt nur Ein höchstes Wesen an, welches ewig und unveränderlich allen Raum erfüllt. Seine Ansichten von der Natur, von dem Weltbau, kurz seine ganze Naturlehre ist uns nur in zerstreuten Fragmenten überliefert worden, aus denen sich wenig Gewisses ableiten läßt. Zeno, gegen 500 v. Ch. geboren, war der Liebling und beste Schüler des Parmenides. Er soll sich, der erste, zur Darstellung philosophischer Lehren, des Gesprächs bedient haben, eine Form des Vortrags, die später von Sokrates und Plato so ausgebildet wurde. Aristoteles nennt ihn den Erfinder der Dialektik. Viele halten ihn auch für einen der sogenannten Sophisten. Allein bey dem Ernste, den er in seine Lehre legte, waren ihm wohl die Künste dieser Wortphilosophen nur Mittel zum Zwecke. Seine scharfsinnigen Spitzfindigkeiten, und die Spötteleyen, mit welchen er seinen Vortrag zu würzen wußte, waren schon im Alterthume berühmt. Er ging häufig darauf aus, zu behaupten, daß Vieles nicht seyn könne, und daß daher alles nur Eins sey. Auf diese Art griff er z. B. die Vorstellung des Raumes an, denn wenn alles, was ist, im Raume seyn soll, worin ist dann der Raum enthalten? In einem andern Raume? Aber worin ist dieser enthalten? Da dieß so ins Unendliche fortgeht, was unmöglich ist, denn dann könnte der Raum selbst nicht existiren, da er nicht in einem andern Raume existiren kann, so muß der Raum nothwendig Eins seyn, mit allen den Dingen, die er enthält. Die ähnliche Beweisführung von Achilles und der Schildkröte ist bekannt. Immer blickt aus diesen Dingen zwar viel Scharfsinn, aber auch eine nicht geringe Hinneigung zu sophistischen Kunststückchen hervor. Diese Art der Philosophie kann immerhin schon als ein parasitischer Auswuchs der Wissenschaft betrachtet werden, der bey der lebhaften Imagination der Griechen schnell um sich griff, und wahrscheinlich bald alle eigentliche Philosophie unmöglich gemacht haben würde, wenn nicht der hohe, praktische Geist des Sokrates das Uebel erkannt, und mit seiner

Kraft vom weiteren Fortschreiten zurückgehalten hätte. Diese Sophisten trieben die Philosophie als ein Handwerk, ihnen war es nur um Glanz, nicht um Wahrheit zu thun. Gewiß ist daran auch die politische Geschichte der Griechen größtentheils schuld. Die Athener hatten sich durch ihre Kriege mit den Persern zu einer Bedeutsamkeit, zu einem Selbstgefühle, zu einer Wohlhabenheit erhoben, die sie auf diese schwelgerischen Abwege brachte, und sie endlich sogar gänzlich zu Grunde richtete. Diese heillosen Sophisten bemächtigten sich nicht nur, durch ihre Reden, der Gemüther der Bürger, sondern sie wurden auch bald die allgemeinen Erzieher der Jugend, und was war von Menschen zu erwarten, die ihre Ehre und ihren Stolz in trügerischen Künsten suchten, die sie ohne Scheu und öffentlich zu Markte trugen? In den früheren Zeiten machte sich der Grieche mit einem gewissen frommen, kindlichen Glauben an die Erforschung der Wahrheit — jetzt wurde alle Wahrheit lächerlich gemacht, und ihr Erforschen als Thorheit verspottet, indem man es recht kunstgemäß darauf anlegte, Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verkehren. Die eigene Art dieser philosophischen Spekulationen beförderte das Uebel, von dem wir sprechen, noch mehr, da sie meistens nur solche Gegenstände betrafen, über welche den Menschen, wie es scheint, etwas Verläßliches zu wissen niemals gegönnt seyn wird. Dieses Herumtreiben auf losem Moorgrunde, wo der Fuß des Wanderes nirgends feste Haltung finden konnte, brachte den unseligen Zweifel über alles menschliche Wissen, und dieser Zweifel brachte endlich den Spott über alle Bemühungen, dieses Ziel zu erreichen, hervor. Noch schädlicher wurde diese Abschweifung dadurch, daß sie auch die Volksreligion mit in den Abgrund hinunterzog, die denn allerdings mit allen ihren rohen und sittenlosen Mährchen, nicht geeignet war, Männer in die Länge festzuhalten, die sich angewöhnt hatten, ihre eigene Vernunft zu brauchen, und über die Dinge in und um sich nachzudenken. Ja, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, mit dieser Geringschätzung des Volkskultus ging endlich aller Kultus, alle Religiosität verloren, man warf den Kern mit der Schale fort, und fand eine Art von Stolz darin, gar keine Religion mehr zu haben. Es erregt Unwillen und Bedauern, zu sehen, wie viele der alten griechischen Philosophen in diese Klasse gehören. Xenophanes griff den Polytheismus öffentlich an, Empedokles behandelte die Volksmythologie ganz nach Gutdünken, was sich übrigens die viel älteren Dichter ebenfalls erlaubt hatten. Die Pythagoräer nahmen die Götterlehre ganz in ihrem neuen Sinne an; Heraklit und Anaxagoras wollten sie bloß noch im allegorischen Verstande gelten lassen, und der große Dichter Euripides,

so wie Protagoras, Diogenes der Melier und Hippon waren Atheisten, und machten weiter kein Geheimniß aus ihrem Unglauben. Diese Stimmung der Choregen ging bald auch auf das Volk selbst über, und zur Zeit vor Ch. G. war nur der eigentliche Pöbel in Griechenland und Rom noch der alten Volksreligion, natürlich auf seine Weise, zugethan. Einige edlere Gemüther hatten sich in die Sekte der Stoiker geflüchtet, um dort durch strenge Ausübung der moralischen Pflichten eine Art von Ersatz für den Mangel aller Religiosität zu finden, und alles übrige, der Reiche und Vornehme, so wie der große Haufe, lebte sorglos in den Tag fort, ohne sich um jene Dinge weiter zu bekümmern, die für ihn längst schon alles Interesse verloren hatten. Gewiß, wenn je die Erscheinung einer neuen, die Gemüther wieder mächtig ergreifenden Religion nothwendig war, so war es damals, als der Sinn für diesen Gegenstand in der ganzen gebildeten Welt beynahe allgemein zu erlöschen drohte. Dahin führte das leichtfertige Spiel mit jenen philosophischen Begriffen und Lehren, mit jenen Verdrehungen aller Art, die von den Sophisten in ein System gebracht wurden, die keckes Läugnen der Wahrheit überhaupt zur Regel machten. Mit der Wahrheit ist es nichts, und jede Bemühung um sie ist verlorne Mühe — das war das Ende aller Philosophie in Griechenland.

Diesem kläglichen Ende zu steuern, erschien Sokrates, der jener Sophisterey einen Damm zu setzen, zu der höchsten Aufgabe seines Lebens machte. Aber der Strom war bereits zu sehr angewachsen, und die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, zu mächtig — er unterlag der Last und mußte seine edle Kühnheit mit seinem Leben büßen. Das Wenige, was uns von seinem Leben und seiner Persönlichkeit von den griechischen Schriftstellern mitgetheilt wurde, ist zu bekannt, um hier wieder erwähnt zu werden Diese seine Persönlichkeit aber scheint, zur Kenntniß des Mannes, sehr wichtig, ja unentbehrlich, da sich ohne sie der große Erfolg seiner Lehren kaum erklären lassen möchte. Er war i. J. 481 v. Ch. geboren, und lebte in der eigentlichen Blüthezeit Athens. Er verließ diese seine Vaterstadt nie, einige militärische Streifzüge in der Nachbarschaft ausgenommen, und eben so trat er auch nie als Schriftsteller auf. Was wir von seinen Lehren wissen, verdanken wir bloß den Schriften seiner Schüler, besonders jenen von Plato und Xenophon. An der Staatsverwaltung wollte er ebenfalls nie thätigen Antheil nehmen, sondern sich ganz der Bildung der Jugend hingeben. Auch dieses sein Lieblingsgeschäft schien er erst spät angefangen zu haben, denn alle Ueberlieferungen seiner Zeitge-

nossen und Nachfolger schildern ihn nur als einen Greis. Seine Jugend und sein männliches Alter durch machte er sich unter seinen Mitbürgern nicht bemerkbar, desto größer wurde sein Ruf gegen den Abend seines Lebens. Vor allem wird, selbst von seinen Gegnern, die Kraft seiner Rede gerühmt, die beynahe für unwiderstehlich gehalten wurde, obschon sie sich nicht des gewöhnlichen fortlaufenden Vortrages, sondern des einfachen Gespräches bediente, durch welches er mit einer ihm eigenen Kunst die Wahrheit, welche er zeigen wollte, nicht sowohl in den Zuhörer hineinbringen, sondern vielmehr aus ihm selbst herauslocken konnte. Seine Lehren bezogen sich meistens nur auf häusliche und sittliche Gegenstände; die höheren Lehren der Philosophen ließ er zur Seite liegen, als unfruchtbare Spekulationen, und das Getreibe der Sophisten gab er seinem beißenden Spotte, ja selbst seiner tiefen Verachtung Preis. Alle Beschäftigungen mit übersinnlichen Gegenständen, selbst mit Mathematik und Astronomie, erklärte er für Zeitverlust, und concentrirte dafür die ganze Kraft des Menschen auf das Sittliche und auf das ihm allein wahrhaft Nützliche.

Sokrates mußte bekanntlich i. J. 411 vor Ch., im siebzigsten Jahre seines Alters, den Giftbecher trinken, weil er von seinen Mitbürgern der Irreligiosität angeklagt war. Die Gründe zu dieser entsetzlichen Erscheinung entwickelt der Verf, II. B. 27 S., vortrefflich. Sein Leben und sein Tod blieben nicht ohne große Wirkung auf seine Nachfolger. Viele von ihnen suchten ihn zu erreichen, mehrere sogar zu übertreffen, aber keiner derselben hat diese schöne Mischung menschlicher Vollkommenheit so innig in sich vereiniget, als er, der jetzt noch als ein hohes Muster der edelsten Humanität vor uns steht. Nicht so erscheint uns sein Weib Xantippe, die vielmehr als ein häuslicher Dämon noch jetzt zum Sprichworte dient. Sie mag es wohl verdient haben, und Xenophon nannte sie selbst χαλεπωτατη γυναικων, die schwierigste, am schwersten zu behandelnde der Frauen. Aber doch geschieht ihr zu viel, wenn sie zugleich für eine wahrhaft böse Frau ausgeschrien wird, da derselbe Xenophon sie ὐ κακους, nicht bösartig, nicht bösen Gemüthes nennt.

Auffallend ist es, daß bey einem Manne, der sich so sehr durch Besonnenheit und Nüchternheit seiner Ansichten auszeichnete, so häufig Beyspiele von Sonderbarkeiten vorkommen, die man sonst nur bey exaltirten Köpfen zu finden pflegt. So blieb er einst, als er zu einem Gastmahle ging, plötzlich auf seinem Wege und so lange stehen, bis die anderen Gäste die Hälfte der Speisen verzehrt hatten. So blieb er, als gemeiner Soldat, bey

der Belagerung von Potidäa so lange auf der Wache stehen, tief versunken im Nachdenken, bis die Sonne aufging, der er sein Morgengebet brachte, und dann erst sich ins Lager begab. So stand er, als er mit seinen Schülern an einen Kreuzweg auf dem Felde kam, plötzlich stille, lange überlegend, welchen der vor ihm liegenden Wege er einschlagen solle. Endlich entschloß er sich, den einen zu wählen. Ein Theil seiner Zuhörer schlug absichtlich den anderen ein, und begegnete einer Heerde Schweine, von welcher sie ganz beschmutzt wurden. Sokrates lächelte über ihren Starrsinn, nnd behauptete, sein Dämonion habe ihm gerathen, den andern Weg zu nehmen. Dieses Dämonion ist überhaupt eine räthelhafte Erscheinung bey dem großen Manne, und alle Erklärungen, die man bisher davon zu geben gesucht hat, scheinen nicht zu genügen, wenn man nicht annehmen darf, daß er bey all seiner andern Vortrefflichkeit doch auch einen und zwar einen nicht geringen Hang zur Schwärmerey gehabt habe. So fand er auch eine Art von Lust daran, Träume auszulegen, und auf ihre Bedeutung große Dinge zu halten. Unser Verfasser nennt dieses einen ehrwürdigen Aberglauben, aber wir können nicht sehen, wo bey diesem und überhaupt bey jedem Aberglauben das Ehrwürdige stecken soll. Dagegen scheint uns folgende Bemerkung desselben sehr richtig, daß fast jeder kräftige Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit oder auch in der Entwickelung irgend einer Wissenschaft mit einem Elemente des Streits sich versetzt findet, welches früheren Bestrebungen ihr volles Recht kaum zu gewähren im Stande ist, so daß er, gegen diese gehalten, wie ein Rücktritt erscheint, oder wie ein einseitiges und willkürliches Abbrechen von dem früher eingeschlagenen Entwickelungsgange. Nur möchten wir diese Anmerkung nicht unmittelbar auf die Lehre des Sokrates anwenden, in so fern wir diese nicht als eine solche erkennen, durch welche die Wissenschaft selbst, die Philosophie, wesentlich gewonnen habe, etwa so, wie sie von Aristoteles, Spinoza, Kant u. a. in der That an Intensität und Extension ihrer Grenzen gewonnen hat. Sokrates hat mehr auf den Gebrauch der Philosophie eingewirkt, hat mehr das für den Geschäftsmann wahrhaft Nützliche derselben hervorgehoben, und dafür diese unnützen Spekulationen in die Schule zurückgedrängt, und so groß auch die Verehrung alter und neuer Zeiten für diesen in so vielen Beziehungen allerdings vortrefflichen Mann gewesen war und noch ist, so hat doch noch keiner seiner Verehrer irgend ein Philosophem angeben können, durch welches er die eigentliche Wissenschaft in der That bereichert hätte.

Wir übergehen die nun folgenden Kapitel über Aristipp, Antisthenes, Euklid, Phädon u. s. w., und wenden uns zu dem göttlichen Plato, wie ihn die Alten nannten, dessen Lehren den Schluß des zweyten Theiles unseres Werkes bilden. Er wurde gegen 430 v. Ch. zu Athen geboren. Ueber sein Leben ist nur wenig bekannt, desto vollständiger sind seine Schriften auf uns gekommen. Er widmete sich anfangs der Dichtkunst, aber Sokrates, den er in seinem zwanzigsten Jahre kennen lernte, gewann ihn für die Philosophie. Den Umgang seines großen Lehrers genoß er nur zehn Jahre, da derselbe schon in Plato's dreyßigstem Jahre starb. Nach dessen Tode unternahm er große Reisen nach Cyrene, Aegypten, Phönizien, Unteritalien und Sicilien, wo er mit dem Tyrannen Dionysius und mit Dion Umgang pflegte. Die Briefe zwischen diesen Dreyen, die wir noch besitzen, werden allgemein als unächt anerkannt. Er starb zu Athen i. J. 349 vor Ch. G., im ein und achtzigsten Jahre seines Alters. Allgemein wurde von seinen Zeitgenossen die Reinheit seiner Sitten anerkannt. Gegen die mit ihm lebenden Philosophen, Antisthenes u. a., soll er sich oft unfreundliche Bitterkeit und übermüthigen Stolz erlaubt haben. In seinem Aeußeren und in seinem Vortrage war eine gewisse Vornehmheit auffallend, die sogar auch endlich auf seine Schule überging. In seinen Schriften bewundern wir vorzüglich zwey Dinge: den Reichthum seiner Ideen, gegen die der aller seiner Vorgänger nur als eine spärliche Armuth erscheint, und eine hohe Kunst der Rede und des Vortrags, ein glänzender, blendender und doch gehaltreicher Styl, wie wir ihn bey keinem anderen griechischen Schriftsteller finden. Seine Werke selbst sind übrigens nicht als rein philosophische, wie z. B. die des Aristoteles, zu betrachten, sondern mehr als Kunstwerke, in welchen die Darstellung nur zu oft die Hauptsache ist. Die Gesprächsform, welche er vorzugsweise wählte, und die er wahrscheinlich von Sokrates sich angeeignet hatte, trug sehr dazu bey, dieser Darstellung den Inhalt zu opfern, und unter der dramatischen Anlage die eigentliche Philosophie leiden zu lassen. Von wenigen Schriftstellern des Alterthums sind so viele, beynahe sämmtliche, Schriften auf uns gekommen, als von ihm, was offenbar von der hohen Verehrung zeigt, die seine Zeitgenossen und Nachfolger für ihn hegten. Unser Verf. gibt sich viel Mühe, unter den auf uns gekommenen Gesprächen Platons diejenigen auszufinden, welche ihm als unächt erscheinen. Er geht dann die ganze Philosophie Platos durch, indem er drey Theile derselben annimmt, die Logik oder Dialektik, die Physik und die Ethik.

Die Dialektik ist ihm die Lehre vom Denken und vom Seyn, und Plato sucht darin vorzüglich die Lehren des Heraklit und des Protagoras zu bestreiten, die alles auf sinnliche Empfindungen zurückführen wollten. Eine solche Darstellung erhebt, nach Plato, das Thierische zum Urtheil über die Wahrheit; sie läugnet das Allgemeine und will doch selbst allgemein seyn; sie hebt alles Wissen vom Zukünftigen auf, und nach ihr kann nichts von irgend etwas ausgesagt werden. Er dringt daher darauf, daß in jedem Denken das Denkende von dem Gegenstande, über welchen gedacht wird, streng unterschieden werde. Von da geht er über zu der Erklärung der Möglichkeit einer allgemeinen Erkenntniß, und wie der Verstand an allen Dingen nur das Beharrliche erkenne; was die Ideen eigentlich sind, und wie weit sich ihre Realität erstreckt. Daraus folgt die Lehre von der höchsten Idee, von der Idee Gottes, und seine Beweise für die Existenz des höchsten Wesens. Ferner wird gezeigt, wie das Sinnliche vom Körperlichen unterschieden wird, wie sich entgegengesetzte Ideen am Sinnlichen vermischen, wie das Sinnliche an den Ideen Theil nehme, wie und warum die Ideenwelt und die sinnliche Welt neben einander bestehen u. s. w Der Verf. hat hier eine schwierige und mühevolle Arbeit übernommen, aus den vielen Gesprächen Platos die hieher gehörenden Sätze zu sammeln, und sie, so weit möglich, in eine gewisse Ordnung zur leichteren Uebersicht zu bringen. Wenn auch nicht alle Theile dieser Sammlung gleich gelungen seyn mögen, was Niemand fordern kann, so werden wir doch das Bemühen des Verfassers, in dieses Chaos von Ideen und Meinungen Licht und Deutlichkeit zu bringen, mit großem Danke anerkennen.

Die Physik Plato's, oder die Lehre von der Erkenntniß der Natur, ist ihm nur eine wandelbare, keinesweges eine vollkommene Wissenschaft, die gleichsam nur aus einem Aggregat von Meinungen besteht, und daher weit hinter der Dialektik zurück ist, welche sich nur mit reinen Begriffen beschäftiget. Auch scheint Plato diesen Betrachtungen der Natur und ihren einzelnen Erscheinungen abhold gewesen zu seyn, da sie ihm, wie er im Timäus sagt, nur gleichsam zu gelegentlichen Erholungen von seinen Untersuchungen über das ewige Seyn dienen. An dieser Krankheit litten beynahe alle griechischen Philosophen, die von eigentlichen Naturbetrachtungen, von Beobachtungen, nichts wissen wollten, und sich dafür viel lieber auf dem weiten Felde der metaphysischen Spekulationen herumtrieben. Ja selbst diese seine sogenannte Physik ist wieder nicht viel anderes, als ein hyperphysisches Ideenspiel über den Ursprung der Materie, ihre

Ausbildung und dergleichen. Zuerst sucht er die heillase Frage zu beantworten, ob die Welt von Ewigkeit sey oder einen Anfang des Werdens gehabt habe? Er entschließt sich für das Letztere. Das Ganze ist mehr eine Art von Poesie, als wahrhafte Philosophie zu nennen, da dadurch über den Gegenstand der Frage zwar sehr viel gesprochen, aber nichts entschieden wird. Die Meinung anderer, daß die Welt unendlich sey, verwirft er nicht nur, sondern behandelt sie sogar mit Verachtung. Dagegen scheint es ihm sehr einer genauen Untersuchung werth, ob man eine bestimmte Zahl von Welten anzunehmen habe. Seine Untersuchung führt ihn endlich darauf, daß es nur eine einzige Welt gebe. Denn, heißt es, die Welt sollte einem vollkommenen Vorbilde ähnlich gebildet werden, welches nicht mit einem anderen zusammen bestehen kann, das minder vollkommen ist. Aus derselben Ursache darf die Welt auch keiner Krankheit und keinem Alter unterworfen, oder sie muß unauflöslich seyn, außer etwa für den, welcher sie zusammen gebunden hat. Um ferner alle lebende Wesen in sich zu enthalten, mußte die Welt auch alle möglichen Figuren in sich haben, d. h. sie muß kugelförmig gebaut seyn (?), und überall glatt, was die geschlossene Einheit der Welt bezeichnen soll. Auch der Bewegung mußte sie theilhaftig seyn, und zwar der vollkommensten aus allen, das heißt, der Kreisbewegung, welche gleichförmig und in sich selbst vor sich geht, gleich der Bewegung der Vernunft (?), welche auch durch die Vernunft selbst hervorgebracht wird, und in ihr und in sich selbst zurückkehrend geschieht. Und auf diese Weise geht es fort durch die ganze sogenannte Physik Platos, die daher mit dem, was in unseren Zeiten so genannt wird, weiter keine Aehnlichkeit mehr hat. Wir begnügen uns hier, die Beweise kurz anzuführen, welche Plato in seinem Phädon für die Unsterblichkeit der Seele gibt. 1. Da die Seele vortrefflicher ist, als der Körper, so muß sie auch dauerhafter seyn. 2. Sie gehört, als ein Unsichtbares, zu dem Ewigen. 3. Die Seele muß als ein für sich bestehendes Wesen, als eine Substanz und als das Bewegende in der Welt gedacht werden. Daraus soll folgen, daß immer eine gleiche Anzahl der Seelen bestehen müsse, und daß daher das Unsterbliche nicht werden, und also auch nicht vergehen könne. 4. Da sich die Seele der Ideen wieder erinnert, und diese nicht aus dem gegenwärtigen Leben kommen, so muß sie vor diesem Leben ein früheres gehabt haben, woraus folgt, daß ihr Seyn nicht an ihre Verbindung mit dem Körper gebunden ist. Die Seele hat also gleichsam rückwärts gelebt, und muß daher auch vorwärts leben oder un-

sterblich seyn. 5. Da sie von dem Körper unabhängig bestehen kann, so kann sie auch nicht aufhören zu seyn, weil sie von dem ihr eigenthümlichen Uebel, dem Bösen, nicht zerstört werden kann. 6. Die Seele kann nur als die den Körper belebende Kraft gedacht werden, und was ihr daher als solcher zukömmt, muß ihr immer zukommen. 7. Als Ursprung der Bewegung, was die Seele ist, kann sie nicht vergehen, weil sonst alle Bewegung einmal aufhören müßte. — Ueber die Art der Existenz der Seelen nach dem Tode spricht Plato sehr verschieden. Bald schließt er sich dem gewöhnlichen Volksglauben an; bald nimmt er eine Wanderung der Seelen durch verschiedene menschliche und thierische Gestalten zu Hülfe; bald läßt er sie wieder in verschiedene Gestirne versetzen oder ein ganz körperloses Leben in die Nähe des höchsten Wesens führen, während diejenigen, die ihre Pflichten in diesem Leben nicht erfüllt haben, als Schatten und mit einem Ueberreste ihres Körpers ihre Gräber umschweben müssen u. s. w. Um wie viel unsere Leser durch alle diese tiefsinnigen Untersuchungen klüger geworden sind, mögen sie selbst entscheiden.

Die Ethik Plato's endlich besteht in der Lehre von dem höchsten Gute, von der Tugend und von dem Staate. Die Pflichtenlehre wird nirgends besonders herausgehoben. Mit Sokrates wird angenommen, daß Niemand freywillig böse ist, da die vernünftige Seele nur wider ihren Willen unwissend und eben so auch nur wider ihren Willen böse seyn kann. Immer muß uns das, was wir thun oder wollen, als etwas Gutes erscheinen. Das höchste Gut ist aber dem Menschen unerreichbar, obgleich er immer darnach streben soll. Er erklärt sich oft und auf das bestimmteste gegen die Meinung vieler seiner Zeitgenossen, daß das höchste Gut in der Lust zu suchen sey, besonders in der Lust, die gefährliche Leidenschaften erwecken, oder das Leben zerrütten, vor welchen er auf das eindringendste warnt. Die wahre, dem edlen Menschen allein angemessene Lust ist die, welche Einsicht und Tugend verschafft. Die Eintheilungen der verschiedenen Arten von Lust, wie sie Plato aufstellt, nennt der Verf. mit Recht sehr unvollständig. Vieles hat er auch darüber gesprochen, ob die Tugend eins oder vieles sey, und diese Frage auf die allgemeinere zurückgeführt, ob Eins Vieles und Vieles Eins seyn könne. Der Verf. bemerkt auch hier sehr richtig, daß solche Mischungen von Worten und Sätzen oft nicht aus der Sache, sondern nur aus der Sprache hervorgehen, indem Plato sich dem unbestimmten Flusse der Rede überläßt, was doch wohl mit anderen Worten heißen soll, daß in dem philosophischen

Vortrage Platos viel unnütze, redselige Geschwätzigkeit herrscht Dann kommen die wohl eben so überflüssigen Eintheilungen der Tugend, indem er einmal vier, einmal fünf Theile derselben annimmt, und am Ende sogar jeder Theil der Seele (?) seine eigene Tugend hat. — Noch muß bemerkt werden, auf welche Weise Plato die Lehre von dem Staate in seine Ethik zieht. Er nimmt nämlich an, daß selbst die sittlich besten Menschen, in Beziehung auf ihre nächsten Gesellschaften, doch nicht zu der Vollkommenheit gelangen können, die dem Menschen überhaupt möglich ist, wenn ihm nicht auch zugleich in einem gut eingerichteten Staate zu leben vergönnt ist, und dieß gab ihm häufig Gelegenheit, über die beste Einrichtung der Staaten zu sprechen. Die beyden größten seiner Werke: De republica und de legibus, sind diesem wichtigen Gegenstande gewidmet. Er hat uns sogar einen eigenen imaginären Staat beschrieben, eine Art Utopien, von dem er aber selbst gesteht, daß er nie ausgeführt werden kann.

So angenehm es uns war, und ohne Zweifel allen übrigen Lesern dieses Werkes auch seyn wird, die lieblichen Lustgärten der griechischen Philosophie an der Hand des Verf. zu durchwandeln, so müssen wir doch, indem wir ihm für das Vergnügen, welches er uns verschafft hat, aufrichtig danken, auch offen gestehen, daß uns noch manches zu wünschen übrig geblieben ist. Besonders wäre es uns willkommen gewesen, wenn der Verf. bey dem Vortrage der Lehren einzelner Philosophen mehr bedacht gewesen wäre, die vielen Gegenstände besser zu sondern, und die Hauptpunkte gehörig hervorzuheben. Oft erscheinen seine Mittheilungen nur als Auszüge aus den Schriften jener Männer, die ohne inneren Zusammenhang fragmentarisch neben einander stehen. Oft ermangelt auch der Vortrag jener bestimmten Präcision, die die Deutlichkeit so sehr befördert, und die jener weitschweifigen Redseligkeit unendlich vorzuziehen ist. Oft auch werden seine eigenen Ansichten denen der Alten, die er commentirt, untermischt, so daß der Leser nicht mehr gut zu trennen im Stande ist, was dem einen und dem anderen angehört. Oft endlich bringt er auch gewagte und schwer zu beweisende Sätze vor, die aller Wahrscheinlichkeit ermangeln, und ihren einzigen Grund bloß in der subjectiven Ansicht des Verf. haben. So unternimmt er es I. S. 419 die gehaltlosen Träume der Pythagoräer auf seine eigene Art und ganz willkürlich fortzuspinnen; so will er häufig erklären, wie wohl die guten Alten auf so sonderbare Einfälle gekommen seyn mögen, was so viel als unmöglich ist, da wir ihrem Ideengange

nicht mehr nachspüren können; so sucht er die Meinungen verschiedener Philosophen unter einander in eine enge Verbindung zu bringen, während wohl die meisten dieser Herren die Meinungen ihrer Kollegen selbst nicht einmal gekannt haben, und, wie bekannt, Aehnlichkeiten beynahe überall gefunden werden können, wenn man es einmal darauf anlegt. Wir waren sehr begierig, zu erfahren, wie uns der Verf. die eigentliche Lehre des Sokrates vortragen wird, der bekanntlich selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat. Er mußte, wie sich von selbst versteht, aus Xenophon, Plato und Aristoteles schöpfen. Aber diese drey Schriftsteller widersprechen sich bekanntlich sehr oft. Was thut er nun, dieser Verlegenheit los zu werden? Er sucht Xenophon so viel möglich ganz zu eliminiren. Und warum? Weil Plato und Aristoteles unter sich viel besser stimmen. Da nun aber doch Xenophon viel zu viel für sich hat, um ihn ganz unbenützt zur Seite stehen zu lassen, so erlaubt sich der Verf. seine Aussprüche zu deuten, wie es ihm beliebt, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, II. S. 45, »weil Xenophon bey seiner beschränkten Ansicht (?) nicht umhin konnte, sich manches auffallenden Wortes seines Lehrers zu erinnern, welches er vielleicht selbst nicht ganz begriffen hatte, welches aber uns (nämlich dem 2300 Jahre später gekommenen Verfasser) eine weitere Aussicht und eine tiefere Einsicht in die Sokratische Denkart verstattet.« Das Selbstgefühl, welches ihn zu diesen Aeußerungen veranlaßt, nennt er selbst »seinen kritischen Takt u. s. w.«

Diese Bemerkungen abgerechnet, können wir von dem Werke selbst nichts als Gutes sagen. Es ist mit großem Fleiße und mit vieler Gelehrsamkeit zusammengetragen; es enthält viele scharfsinnige und wichtige Bemerkungen, und es gibt uns endlich einen vollständigeren Ueberblick dieses Theils der Literargeschichte, der in seiner Bearbeitung viele und ganz besondere Schwierigkeiten darbietet, als wir noch von irgend einem seiner Vorgänger erhalten haben, so daß wir mit Vergnügen der Fortsetzung entgegensehen. Es mag uns gegönnt seyn, am Schlusse dieser Anzeige auch des wackeren Verlegers, Perthes in Hamburg, rühmend zu gedenken, der schon so viele Beweise seiner uneigennützigen Liebe zur Kunst gegeben hat, und der sich auch bey diesem Werke durch eine vollkommene typographische Ausstattung desselben Ansprüche auf den Dank des deutschen Publikums erworben hat.

H. W.

Art. V. 1) Memoir of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles, F. R. S. etc., particularly in the government of Java, 1811—1816 and of Bencoolen and its dependencies, 1817—1824; with details of the commerce and resources of the eastern Archipelago and selections from his correspondence, by his widow. London 1830. 723 Seiten, und 99 Seiten Anhang des größten Quarts.

2) The Life of Major-General Sir Thomas Munro, Bart. and K. C. B. late governor of Madras, with extracts from his correspondence and private papers, by the rev. G. R. Gleig M. A. M. R S L. etc. London 1830. Vol. I. 520 S., Vol. II. 454 S. Oktav.

Die brittische Verwaltung in Ostindien hat sich von jeher durch kenntnißreiche und wissenschaftlich gebildete Beamte ausgezeichnet, welche zugleich mit den Geschäften Literatur gefördert, und gleich wohlthätig auf die Bildung des Ostens und die Erweiterung der Kenntnisse des Westens eingewirkt haben. Gesandte und Residenten, Bischöfe und Missionare, Landesverweser und Kriegsoberste, oberste Landesrichter und Statthalter finden es nicht unter ihrer Würde und außer ihrem Amte, von den Ländern, die sie durchreiset oder verwaltet, von den Einwohnern, deren Geschäfte sie geschlichtet, von den Völkern, die sie belehrt oder bekehrt, von den Fürsten, mit denen sie in Verbindung gestanden, von den Sitten und Gesetzen, den Thieren und Pflanzen, den Erzeugnissen des Mineralreichs umständliche Kunde zu geben; sie legen das Ergebniß ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen entweder in den Verhandlungen der asiatischen Gesellschaften von Kalkutta, Madras und Bombay nieder, oder sie geben darüber besondere Werke heraus, wie z. B. neuerlich Heber's Reisebeschreibung und Todd's Radschistan, von welchem noch jüngst in dem LI. Bande dieser Jahrbücher die Rede gewesen ist. Die beyden vorliegenden Werke gehören zwar weder unter die Verhandlungen der obigen drey Gesellschaften, noch sind dieselben von ihren Verfassern zur Erscheinung im Buchhandel ausgearbeitet worden, indem beyde nur hauptsächlich die Lebensbeschreibung zweyer hochverdienter Staatsmänner, Bruchstücke ihres literarischen Nachlasses und ihren theils ämtlichen, theils freundschaftlichen Briefwechsel enthalten, welchen die Witwe des ersten und die Verwandten des zweyten herausgegeben haben; nichts desto weniger sind dieselben von dem höchsten Interesse nicht nur als die Lebensbeschreibungen eines edlen Paares gelehrter Staatsmänner, sondern auch als statistische und politische Werke, welche über den Geist sowohl der brittischen Verwaltung, als über die Sitten und den Charakter der Ein-

wohner des großen brittischen Reiches in Indien vollständigeren und befriedigenderen Aufschluß geben, als viele andere darüber vorhandene Bücher. In den freundschaftlichen und vertrauten Briefen zeigt sich die Einsicht und ausgebreitete Kenntniß, die Gerechtigkeitsliebe und wohlwollende Humanität ihrer Verfasser in dem schönsten Lichte. Diese Briefe umreißen und schildern aber auch zugleich das Land und die Bewohner, und man befindet sich dort mehr zu Hause, als in anderen fremden, nur an der Hand geographischer oder statistischer Lehrbücher durchreiseten Ländern. Diese Briefe empfehlen sich dem Leser als wahrheitliebende und wahrheitgebende hauptsächlich dadurch, daß sie nicht für ihn, d. i. nicht für den Druck geschrieben worden sind. Dieß ist zwar (die Kriegsberichte abgerechnet) auf dem Kontinente auch meist mit ämtlichen Berichten der Fall, aber nicht in England, wo kein Geschäftsbericht anders, als unter der vorschwebenden Idee der Möglichkeit seiner Bekanntmachung abgefaßt werden kann. Daß in der Voraussetzung wahrscheinlicher oder möglicher Kundmachung der unter dem Siegel des Geschäftsgeheimnisses erstatteten Berichte diese fleißiger, genauer, umsichtiger abgefaßt seyn müssen, als in Ländern, wo dieselben durch den Talisman archivarischer Sicherheit für Jahrhunderte vor aller öffentlichen Kritik gefeyet sind, ist klar; aber eben so klar ist es, daß die ersten durch die nächstens erwartete oder vermuthete Publicität an Klarheit, Bestimmtheit und Richtigkeit der Sache und der Sprache nur gewinnen können, deßhalb sich auch der englische Geschäftsstyl vor allen anderen durch logische Anordnung, durch Bündigkeit und gehaltvolles Korn auszeichnet; schon in dieser Hinsicht ist es weit lohnender, englische Geschäftsberichte (von denen besonders in dem ersten dieser beyden vorliegenden Werke so viele vorkommen) zu lesen, als sich durch solchen Wust anderswo durchzuarbeiten; man gelangt durch dieselben zur klaren Anschauung der Geschäftsverhältnisse und Verwaltungsmaßregeln, welche unentschleyert vor Augen liegen, und beurtheilt so richtiger das Verdienst einer durchgeführten oder gescheiterten politischen Unternehmung, je näher man den ursprünglichen Plan, die Triebfedern und die ihnen entgegenwirkenden Hindernisse kennen gelernt. Wiewohl Sir Thomas Stamford Raffles der gelehrten Welt bereits durch sein statistisch-geographisches Werk über das Eiland Java vortheilhaft genug bekannt ist, so hat demselben seine Witwe unstreitig durch die Bekanntmachung dieses Nachlasses noch ein Denkmal größeren Ruhmes gesetzt, indem alles, was hier von seinem schriftlichen Nachlasse gesammelt worden, ein unverdächtiges und glänzendes Zeugniß seiner tiefen politischen Einsicht, seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen

Kenntnisse, seiner Wahrheits-, Gerechtigkeits- und Menschenliebe, seines brennenden Eifers für das Gute, und seiner unermüdeten rastlosen Thätigkeit ist. Wir erleben besonders in Deutschland so oft den Fall, daß wohlmeinende Witwen der Lesewelt den unbedeutenden Nachlaß ihrer seligen Männer aufdringen, daß eine Ausnahme von solcher Leichenbetteley um ein literarisches Memento wirklich eine erfreuliche Erscheinung in der Literatur ist. Es ist zu wünschen, daß dieses Beyspiel der edlen Frau von Raffles auch von der Witwe eines anderen, im verflossenen Jahre verstorbenen, höchst verdienstvollen englischen Residenten, nämlich des zu Tehrau zu früh für das Interesse seines Vaterlandes und das der Wissenschaft, namentlich der Geographie, hingerafften wackeren Obersten Macdonald Kinneir nicht unnachgeahmt bleibe; ein Wunsch, der in dem Munde des Recensenten so natürlicher, als er mit dem Verstorbenen, wie mit dem seligen Rich, dem Residenten der ostindischen Gesellschaft zu Bagdad, durch Jahre in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden.

Thomas Stamford Raffles, Sohn eines der ältesten Schiffshauptleute des ostindischen Handels aus dem Hafen von London, ward den 3. Julius 1781 zur See in der Nähe von Jamaika geboren. Durch eine dunkle, mühevolle, freudenlose Jugend arbeitete er sich Tag und Nacht zu einer Anstellung in seinem vierzehnten Jahre durch; in seinem vier und zwanzigsten ward er als Assistant Secretary nach der Insel Penang ausgesendet, auf welcher seine indische Laufbahn begann, und wo er mit dem für die Wissenschaften und den brittischen Dienst in Indien zu früh verstorbenen Doktor Leyden freundschaftliche Verbindung anknüpfte. Seine hier mitgetheilten Schreiben an Dundas und Marsden über die Chronologien der Malaien und die Sprache derselben tragen schon das Gepräge seiner umfassenden Beobachtungsgabe und tiefen wissenschaftlichen Forschung. Er theilt die Uebersetzung einer malaischen Geschichte der ersten Ankunft der Portugiesen auf Malakka mit; drey Jahre hernach wollte Lord Minto, der Vicekönig, ein einsichtsvoller und wohlmeinender Staatsmann (welchen Recensent persönlich gekannt), denselben in der Verwaltung der molukischen Inseln verwenden; Lord Minto hatte das für einen an der Spitze großer Geschäfte stehenden Staatsmann so wichtige Verdienst, das seiner Untergebenen nicht zu verkennen, und jedem Talente den größten Spielraum nützlicher Verwendung zu gewähren. Raffles machte dem Lord den Vorschlag einer Unternehmung gegen Dschawa (Java), und dieser ertheilte ihm den Auftrag, hierüber die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Der hier be-

ginnende Briefwechsel mit Lord Minto zeigt das von ihm in Raffles gesetzte Vertrauen, und wie werth dieser desselben gewesen; er berichtet über seine Unterhandlungen mit den Radscha's des Eilandes Bali:

»Die Insel Bali wird von einem besonderen Volke bewohnt, welches sich in Sitten und Sprache vor allen übrigen östlichen Rassen unterscheidet, und von dem nur wenige jemals den Islam angenommen haben« (S. 32).

Und mit dem Sultan von Palembang; er berichtet über die Lage von Queda:

»Es erscheint weder aus Schriften, noch aus Sagen, daß Queda jemals siamesische Gewohnheiten oder Gesetze angenommen. Die Einwohner von Queda sind Moslimen, ihre Schrift ist arabisch, und ihre Sprache die von Dschawa. — Nach Siam's Verheerung begehrte der König von Ava die Huldigung von Queda, und empfing dieselbe durch den übersandten goldenen und silbernen Baum« (S. 50).

Er berichtet über Borneo, Celebes und andere östliche Eilande des Archipels Sulu:

»Die Sulu-Inseln sind zahlreich, aber jede für sich sehr klein, und sind zwischen den Philippinen und Borneo gelegen; die Einwohner haben die Religion des Islams angenommen, und wiewohl thätig und unternehmend, sind sie doch hinsichtlich ihres Charakters sehr lasterhaft, verrätherisch und blutdürstig; ihre Zahl beträgt nicht mehr als 60,000, und wenn alle dazu gehörigen Inseln mit eingerechnet werden, 600,000 Köpfe. — Das große Eiland Mindanawi ist der Ursitz der Lannu, der fürchterlichsten aller östlichen Seeräuber. Dieses Eiland liegt zwischen den philippinischen und molukischen Inseln. — Der mächtigste Staat des Eilandes ist der von Mindanawi, von einem moslimischen Sultan beherrscht, wiewohl der größte Theil seiner Unterthanen Heiden, ganz wie die von Borneo« (S. 63).

Von Celebes wird bemerkt, daß die Stämme von Makassar und Budschi die kühnsten, waghaftesten und unternehmendsten aller östlichen Völker, kriegerischem Leben ganz ergeben seyen; daß sie, wie die Schweizer in Europa, fremden Mächten als Truppen dienen, nicht allein in den Heeren von Siam und Kambodscha, sondern auch als Leibwachen ihrer Fürsten, die besten Miethlingstruppen des Ostens.

»Die von Celebes gemachten Beobachtungen gelten auch von der Insel Dschilolo oder Halamahira, welche zwischen den molukischen und den Popua-Inseln gelegen, wie Celebes zwischen den molukischen und Borneo; Dschilolo wird manchmal Klein-Celebes genannt« (S. 65).

Aus dem Gesichtspunkte von Englands malaischer Politik betrachtet, werden die Staaten der südlichen Inseln folgendermaßen klassificirt: 1) die der Halbinsel Malaia; 2) die der

gegenüber gelegenen Insel Sumatra; 3) die von Borneo; 4) die der Sund-Inseln, welche sich von der Enge des Sunds bis nach Timor erstrecken (an deren Spitze Dschawa, das aber hier ausgenommen wird); 5) die von Celebes; 6) die von Sulu und Mindanawi; 7) die der Moluken Cerani und Bande mit einbegriffen; 8) die von Dschilolo; 9) die der Schwarzen Neuguinea's.

»Vormals hingen die malaiischen Häuptlinge, wiewohl sie den Titel Sultan oder Radscha führten, und im vollen Besitze der Gewalt in ihrem eigenen Gebiete waren, alle von einem Oberen oder Lehensherrn ab, welcher der König des alten und mächtigen Staates Madschopahit auf Dschawa, und welcher den Titel Bitara führte; Malakka machte sich eines der ersten von der Oberherrlichkeit los, und gelangte zuletzt zu solcher Macht, daß es einen großen Theil der malaischen Halbinsel und der entgegengesetzten Insel von Sumatra in einer ähnlichen Abhängigkeit erhielt, wiewohl die Herrscher dieser Staaten den Titel Sultan oder Radscha führten, und in ihrem eigenen Lande unumschränkt regierten« (S. 71).

Ueber die chinesischen Ansiedlungen auf Java wird bemerkt, daß, da die Verbesserung des Zustandes der Einwohner nie ein Gegenstand der holländischen Politik war, diese sich noch viel weniger mit den Chinesern beschäftigte. Von dem Grade der Erpressung, welche die Chineser auf Java ausübten, zeugt folgende Angabe: Java's hauptsächlichstes Korn ist Reis, und der festgesetzte Grundzins für Reisgründe auf Java ist der Zehent des Ertrags; wo die Chinesen aber Grundpächter, nahmen sie fünf Achtel des ganzen Ertrags, so daß, wo immer chinesische Landpächter auf Java, den Eingebornen keine Wahl übrig blieb, als den Distrikt zu verlassen, oder Sklaven des Grundes zu werden.

»Das malaische Korsarenthum sitzt tief in den malaischen Sitten; ihre Romanzen und die Bruchstücke ihrer Sagen beziehen sich immer auf Raubzüge zur See; durch den Zustand der östlichen Bevölkerung und den unduldsamen Geist des Islams ward das Uebel noch ärger. Die arabischen Scheiche und Seide, was immer sie sonst zu lehren vergessen mochten, vergaßen nie, das Verdienst des Raubs und Mords der Ungläubigen einzuschärfen, ein abscheulicher Lehrsatz, der mehr als der Rest des Korans zur Verbreitung dieser Räuberreligion beygetragen« (S. 78).

Im Jahre 1811 erhielt Raffles größeren politischen Wirkungskreis durch die Statthalterstelle von Java, womit ihn Lord Minto betraute. Alle auf die Eroberung des Eilandes sich beziehenden Berichte werden auf das umständlichste mitgetheilt; seine am 24. April 1813 als zum Jahrestage der Gründung der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zu Batavia gehaltene Rede hauchte dieser im J. 1778 gestifteten Gesellschaft neues Leben und neuen Geist ein. Die im selben Jahre nach

dem Tode Lord Minto's gehaltene Rede ist nicht minder reich an neuen Kunden und edlen Gesinnungen. Die Frage, ob Borneo zuerst von den Chinesern oder Japanesern bevölkert worden sey, wird unentschieden gelassen; — die Budschi und Makassar auf Celebes, wiewohl sie verschiedene Sprachen sprechen, haben dieselbe Schrift, und sind meistens Moslimen; sie sind die kühnsten Wagehälse und unternehmendsten aller östlichen Völker.

»Die sonderbarste Erscheinung des gesellschaftlichen Zustandes in Celebes ist die einer Wahlmonarchie, welche durch Erb-Aristokratie begränzt ist; eine gesellschaftliche Einrichtung, welche, wie gemein dieselbe auch in Europa, doch ohne Beyspiel in Asien ist, wo Klima, Religion, politische Einrichtungen selten eine Abweichung von der despotischen Herrschaft eines einzigen Individuums erlauben. In diesem Theile von Celebes wird der Fürst durch eine Anzahl von Räthen erwählt, welchen auch das Recht, ihn abzusetzen, inwohnt; diese Räthe werden aus besonderen Familien der erblichen Häuptlinge gewählt, und ihr Einfluß ist so groß, daß der Fürst nur einverständlich mit ihnen Krieg erklären oder eine öffentliche Maßregel ergreifen kann; ihnen liegt die Sorge des Schatzes ob, und sie ernennen auch den ersten Minister. Der Fürst kann nicht selbst den Oberbefehl des Heeres übernehmen, aber der Brauch erlaubt, daß derselbe sich zu diesem Zwecke zeitweilig seiner obersten Macht begebe, in welchem Falle ein Regent provisorisch als Fürst eintritt, und die Geschäfte der Regierung einverständlich mit dem Reichsrathe schlichtet. Weiber und Minderjährige können zu jeder Stelle im Staate gewählt werden, und in diesem Falle wird noch ein anderer Beamter angestellt, dessen Titel so viel als Stütze oder Beystand bedeutet. Die Form der Wahl ist nicht gleich in den verschiedenen Staaten; zu Boni wird der Fürst durch den Orang-Pitu, d. i durch den Reichsrath der sieben erblichen Räthe erwählt« (S. 154).

Orang oder Oreng, auch Nichtorientalisten aus dem Namen des indischen Kaisers Orengsib bekannt, heißt insgemein Schmuck oder Zierde; schon im Herodot (VIII. 85) kommen die ὀροσάγγαι als persische Worthies vor, und Heftoreng ist der persische Name des Siebengestirns, dessen Siebenzahl die der Churfürsten auf Celebes veranlaßt zu haben scheint. Die Sprache, welche ursprünglich eine und dieselbe gewesen zu seyn scheint, zerfällt in die sanftere von Goa oder Makassar, und in die mehr mit fremdartigen Wörtern gemischte Budschisprache.

»Literarische Werke in der Makassar- und Budschisprache sind zahlreich, und sie bestehen vorzüglich in historischen Berichten über die verschiedenen Staaten seit der Einführung des Islams, welcher erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt worden seyn soll; in den Galigas, d. i. den Sammlungen von Ueberlieferungen aus den ältesten Zeiten, in Romanzen und Gedichten, in welchen Liebe, Krieg und Jagd der Hauptgegenstand; sie haben eine Umschreibung des Korans und verschiedene andere, augenscheinlich aus dem Arabischen und Dscha-

wanesischen übersetzte Werke, und mehrere mit den Malaien gemeine astrologische« (S. 156).

Die glänzendsten Denkmale von Java sind die Budatempel von Prambana, Boro Bodo und Singa Sari. Der große Tempel von Boro Bodo, dessen Name nur eine Verstümmlung von Buda, aber nicht ausschließlich diesem Dienste, sondern auch dem der Brahmanen geweiht, indem sich in der Nähe Bilder von Brahma, Mahadewa, Ganesa und dem Stiere Nandi finden. Aus der Nähe des vorigen Königreichs Dschong'golo wurden Steine in der Größe englischer Grabsteine gebracht, die ganz mit Inschriften bedeckt in der alten Schrift von Dschawa und in der Kawisprache; meistens Gebete und Anrufungen, wovon die Uebersetzungen in den Denkschriften der oberwähnten Gesellschaft.

»Auf Java sind zwey Sprachen vorherrschend, die Sunda-Sprache in dem westlichen, und die Dschawa-Sprache in dem östlichen Theile des Landes; die erste unterscheidet sich von der letzten vorzüglich durch die Menge malaiischer Worte, so daß ein Viertel derselben als eine ursprünglich eigene Sprache, das andere Viertel als Dschawa, und die Hälfte als malaiisch betrachtet werden kann« (S. 182).

In der Umgangssprache werden oft Kawi-Worte eingemischt, entweder um Belesenheit zu zeigen, oder größere Ehrfurcht zu erweisen; Kawi, eine meistens todte Sprache, die Sprache der Schriftwerke und der höheren Klasse der Gesellschaften, verhält sich zum Dschawanesischen wie Sanskrit zum Hindostani, wie Pali zum Birmanischen und Siamesischen; vormals sollen sieben verschiedene Schriftarten auf Java gäng und gäbe gewesen seyn; heute wird die Sunda- und Dschawa-Sprache mit demselben Zuge geschrieben. Hierauf umständliche Auskunft über die verschiedenen Arten geschichtlicher und poetischer Werke der Literatur von Java, und über das ursprüngliche merkwürdige Volk, welches die Gebirge von Tenggar bewohnt, deren Häuser und Sitten von allen übrigen des Eilandes verschieden; in jedem Dorfe sind vier Priester Bewahrer der heiligen Schriften. Der Name dieser Priester Deken (Dukun) ist augenscheinlich das persische Dihkan, woraus das griechische Δηκανος entstanden; ihre Amtsverrichtung besteht bloß in der Bewahrung dieser heiligen Schriften und in der Vollziehung des Blumenopfers Pudscha. Die Sprache dieses Volkes unterscheidet sich nicht viel von der heutigen Dschawanesischen. Das Eiland Bali, dessen Bevölkerung auf 800,000 Seelen geschätzt wird, ist eine Heptarchie; ihre Götter sind Bitara Guru, der große Geist; Bitara Bramah, der Feuergeist; Bitara Wisnu, der

Geist der Wasser; Bitara Siwa, der Geist der Winde; Dewa Gide Dalan, die Gottheit des Todes und die große Gottheit der Berge, welcher die meiste Verehrung gezollt wird.

Ein Hauptaugenmerk des neuen Statthalters von Java war der Handel mit Japan, welcher von der größten Wichtigkeit für England, weil es sich darum handelte, eine brittische Faktorey auf Japan zu errichten, und eine Bevölkerung von fünf und zwanzig Millionen mit den Erzeugnissen brittischer Fabriken und Manufakturen zu versehen. Die Beschränktheit des Handels der Holländer nach Japan war größtentheils die Schuld ihrer Beamten, welche das öffentliche Interesse ihrem Privatinteresse aufopferten.

»Es ist kein Grund vorhanden, die Angabe der Bevölkerung von 25,000,000, oder den hohen Charakter, welchen frühere Reisebeschreiber dem Lande und seinen Bewohnern geben, zu bezweifeln. Was die Religion und ihre Vorurtheile betrifft, worüber die Holländer mit Fleiß so viele Gerüchte in Umlauf gesetzt haben, so sind dieselben einfach und unbeleidigend; vielleicht würde man bey näherer Untersuchung finden, daß die Holländer in dem fürchterlichen Morde der Katholiken nicht unwirksame Agenten waren, die Dolmetsche nehmen keinen Anstand, darüber Winke zu geben. Das Ceremoniel, das Kreuz mit Füßen zu treten, und andere erniedrigende Ceremonien, welchen sich die Holländer unterworfen haben sollen, sind größtentheils erdichtet, und, das Ceremoniel des Niederwerfens vor dem Kaiser ausgenommen, unnöthig. Die Holländer werden nur wegen dieses Ceremoniels, welches sie auch gegen die unteren Beamten beobachten, verachtet« (S. 232).

Um diese Zeit (1815) verlor Raffles seine erste Frau, deren Verlust für ihn ein nicht minder harter Schlag, als der seines Gönners Lord Minto; seinen einzigen Trost fand er in rastloser Beschäftigung, welche von vier Uhr früh bis Mitternacht ihn ununterbrochen anstrengte; nur dadurch läßt sich der große Umfang seiner Leistungen in so mannigfaltigen Fächern der öffentlichen Verwaltung und wissenschaftlichen Thätigkeit erklären. Ein sehr interessanter Brief ist der an den sprach- und münzgelehrten Marsden gerichtete über die Malaien:

»Der Malaie, welcher in einem Lande lebt, in welchem die Natur fast ohne Arbeit seine Bedürfnisse befriedigt, ist so sehr lässig, daß wenn er Reis hat, ihn nichts zur Arbeit bewegen kann. Gewohnt von seiner Kindheit an Waffen zu tragen, seine Sicherheit auf seine eigene Tapferkeit zu bauen, und die seiner Mitgenossen zu fürchten, ist er der artigste aller Wilden, und den Aufwallungen von Leidenschaft, welche unter civilisirten Nationen so gemein sind, nicht unterworfen. Aber trotz dieser ausharrenden Geduld ist er für Unbilden sehr empfindsam, schickt sich mit übler Art in die Formen, in welche ihn civilisirtes Leben spannt, und wenn diese zahlreich oder mit stolzem Schimpfe aufgedrungen, flieht er in die Wälder, wo ein wenig in einem Bambu gesottener Reis mit den Sprossen der umgebenden Bäume gegessen, ihm das vorige Gefühl

seiner Freyheit gibt. — Was seine literarische Bildung betrifft, so ist er dieselbe einzig und allein den Arabern schuldig, und es ist daher nicht zu wundern, daß seine schriftlichen Aufsätze mohammedanischen Stämpel tragen; aber in der Poesie und in allem den, was von Herzen ausgeht, wird nur auf natürliche Gegenstände und die früheren Fabeln der indischen Mythologie angespielt; in historischen und trockenen Aufsätzen des Kopfes werden diese Gefühle mohammedanischen Ideen untergeordnet. Dieser Unterschied wird jedem, der mit malaiischer Literatur (und Literatur muß ich es doch nennen) bekannt ist, klar seyn. Die indischen Eilande sind fruchtbar an Alphabeten, welche aber alle, das malaiische ausgenommen, indischen Ursprungs. Sumatra ward lange für das Tapra Bana gehalten« (S. 236).

Weiter unten (S. 255), wo Raffles in einem Briefe an Karl Buckinghamshire von den Moluken und ihren Gewürzgärten, von der Insel Bania und ihrem jährlichen Erträgnisse von 2000 Tonnen Zinn, von der größten Insel Borneo, die an kostbaren Metallen so reich als Mexiko und Peru, wo 100,000 Chinesen Goldminen auf ihre Faust bearbeiten, spricht, setzt er hinzu: diese Inseln, Mylord, sind zweifelsohne das Taprobana der Alten, die heiligen Inseln der Hindu.

»Es ist eine außerordentliche Thatsache, daß während die Frage, woher die malaiischen Stämme zuerst gekommen seyn sollen, ausschließlich auf Sumatra und die Halbinsel Malakka beschränkt ist, das beste Hochmalaiisch in den Moluken gesprochen wird.« — »In einer späteren Periode schickte vorzüglich das Eiland Celebes Kolonien aus. Dieses sonderbare und unternehmende Volk scheint zu einer Zeit seinen Einfluß so weit ausgedehnt zu haben, daß es von einer Seite die Philippinen, von der andern die Länder an der Meerenge von Malakka umschloß. Atschin und die Halbinsel von Malakka waren früh von Abenteuern aus Celebes besucht, und auf einem dieser entfernten Züge soll das Volk von Celebes das Königreich Menangkabu auf Sumatra gestiftet, und den Namen Malaia dem Volke der Malaien gegeben haben« (von Mala, bringen, und Aja, Holz; Malaia ein Holzbringer oder Holzhauer). »Das Volk von Celebes zeichnete sich seit undenkbaren Zeiten unter den östlichen Nationen durch seinen Handelsgeist in seeischen Unternehmungen aus, zu einer Zeit, wo die friedlicheren Bewohner von Dschawa fleißig ihr Land bauten, und sich nur mit häuslichen Geschäften abgaben. Man findet dieses unternehmende Volk in allen Inseln des Archipels angesiedelt.« — »Der Malaie ähnelt sehr dem Bewohner von Celebes, sowohl an Gliedmaßen als an Gestalt, in seinem sittlichen Charakter, in seinem Anzuge und in seinen Beschäftigungen; aber in allem steht er eine Stufe tiefer, eine niedere Kaste desselben Charakters und desselben Volkes; es war vermuthlich zu dieser Zeit, daß die Malaien den Antheil der Literatur von Dschawa einsogen, welcher in ihren Büchern gefunden wird, aber die Zugabe von Sanskrit ist nach aller Wahrscheinlichkeit von einem früheren Datum. — Die höhere Sprache von Dschawa ist gänzlich Sanskrit, aber die Endungen der Wörter scheinen in manchen Fällen eine willkürliche Form angenommen zu haben, welchen die Sanskritwörter in der malaiischen Sprache nicht unterworfen sind.«

Ueber Bali, wohin Raffles unter dem Befehle des Generals Nightingall Truppen absandte, gibt er in einem Briefe an Marsden Auskunft. Die Eingebornen sind in vier Kasten getheilt: 1) die Brahmanen, 2) Satriga, 3) Weisija und 4) Sedra; die letzten und nicht die ersten sind mit der Sorge der Tempel beauftragt. Ein Brahmane wird nach seinem Alter und nach seiner Gelehrsamkeit geachtet, er kann nicht aus den Händen eines Jüngeren essen. Ihr Monat hat 35 Tage, das Jahr 420; die Balisprache wird in der Schrift von Dschawa geschrieben, aber die Sprache ist verschieden Hierauf ein Bericht über den Ausbruch des Tonboro Vulkans auf der Insel Sambawa (12. April 1815). Raffels sammelte Materialien zu einer Grammatik und einem Wörterbuche der Dschawasprache; er besaß das glückliche Talent, nicht nur schnell und leicht, sondern auch klar und ohne weitere Korrektur zu schreiben; drey Abschreiber konnten seinen Aufsätzen kaum folgen, und während er öfters zweyen zugleich diktirte, schrieb er selbst Briefe (S. 161). Er sammelte alle Werke in der Bali- und in der Dschawasprache, und arbeitete in dieser Zeit sein bekanntes Werk über Java aus. Da die Statthalterschaft dieses Eilandes von der ostindischen Gesellschaft auf die brittische Krone überging, von welcher nun ein Statthalter ernannt ward, übernahm Raffles die Statthalterschaft von Benkulen, deren Anwartschaft ihm Lord Minto zugesichert hatte. Java ward zum großen Leidwesen nicht nur des bisherigen Statthalters, sondern auch der ganzen Bevölkerung, an die Holländer zurückgegeben. R. schiffte sich nach England ein, und hatte auf St. Helena die bekannte Zusammenkunft mit Napoleon, worüber nicht er selbst, sondern das Tagebuch des Kapitän Travers, Folgendes erzählt:

»Da wir den Marschall Bertrand verständigt, daß wir das Eiland Abends verlassen würden, schien er sehr ängstlich, daß uns sein königlicher Gebieter sehen möge, und verließ uns auf kurze Zeit; bey seiner Rückkehr kündigte er uns an, daß der Kaiser in einer Stunde angekleidet seyn würde, und, obwohl er es nicht mit Gewißheit sagen könne, so hoffe er doch, daß er uns empfangen würde; hiermit empfahlen wir uns, und gingen nach Deadwood, das eine (englische) Meile davon entfernt, und wo das 53ste Regiment stand; während wir uns beym Obersten Mansel erfrischten, erhielt R. ein Billet vom Grafen Lascasas, daß der Kaiser uns sehen wolle, und wir kehrten daher nach Longwood zurück, wo wir diesen vormals großen Mann in ernstem Gespräche mit der Gräfin Bertrand fanden, mit der er im Garten spazieren ging. General Gourgaud ging voraus, Marschall Bertrand, Graf Lascasas, Hauptmann Poniatowuski (Piontkowski) und ein Page folgten ihm, alle mit entblößtem Haupte. Sobald wir angekommen, wurden wir alsogleich verständigt, daß uns der Kaiser im Garten empfangen wolle, und Graf

Lascasas setzte hinzu, daß, wiewohl es des Kaisers Absicht gewesen, während einiger Tage Niemanden zu sehen, so habe er doch, sobald er gehört, daß der letzte Statthalter von Java diese Zusammenkunft wünsche, alsogleich darein gewilligt. Als wir nahten, kehrte sich Napoleon schnell um, uns zu empfangen, nahm seinen Hut ab, und unter den Arm. Sein Empfang war weder würdevoll noch anmuthsvoll, sondern gemein und gebieterisch; seine an R. gestellten Fragen folgten so schnell auf einander, daß es unmöglich war, im Zwischenraume zu antworten. Zuerst wünschte er den Namen Raffles klar ausgesprochen zu vernehmen, dann fragte er ihn, wo er geboren? wie lange er in Indien gewesen, ob er dem Feldzuge gegen Java beygewohnt? und wer dort den Oberbefehl geführt? Als er hörte, daß es Sir Samuel Achmuty gewesen, schien er sich seines Namens zu erinnern, und machte einige denselben betreffende Bemerkungen gegen Lascasas. Er fragte sehr genau um die Stärke der Kriegsmacht und die dabey verwandten Regimenter, und dann, ob R. das Eiland den Holländern übergeben, oder einen Nachfolger erhalten habe. Er schien mit dem Werthe und der Wichtigkeit des Eilands wohl bekannt, und setzte einige seltsame Fragen, z. B. wie sich der König von Dschawa betragen habe. Er war sehr aufmerksam auf die von R. gegebenen Erläuterungen, und fragte dann, ob die Gewürzpflanzen von Amboina wohl erhalten, und ob die Gewürzeilande auch den Holländern zurückgegeben würden. Er fragte dann um den Namen des Schiffes, in welchem wir nach Hause gingen, was für eine Ladung es habe? und welcher Kaffee besser, der von Bourbon oder der von Java? Alle diese Fragen folgten schnell auf einander, und ehe sie noch beantwortet waren, drehte er sich schnell zu Kapitän Garnham und zu mir, und fragte um unsere Namen und unseren Felddienst, ob wir jemals verwundet, ob wir jemals gefangen genommen worden? wie lange wir in Indien gewesen? und verschiedene andere dergleichen Fragen. Er wandte sich dann wieder gegen R., und schien an seinen Bemerkungen über Java Interesse zu nehmen. Er sprach mit Sir Thomas Sevestre, und stellte ähnliche Fragen an ihn, wie an Kapitän Garnham und an mich. Da er leicht den Kopf verneigte, bereiteten wir uns zum Abschiede vor; wir verbeugten uns und gingen. Napoleon setzte seinen Spaziergang fort, und wir unseren Gang nach Hause. Da während der ganzen Zeit dieser Zusammenkunft Napoleon mit entblößtem Haupte stand, so verpflichtete uns die gemeinste Artigkeit, den Hut in den Händen zu halten, und es war keine Nothwendigkeit vorhanden, ihm irgend einen Titel zu geben, weder den des Generals, noch den des Kaisers. Lascasas kehrte mit uns nach Hause, wo ein kaltes Abendbrot bereitet war; er war artig und aufmerksam, und schien sich mit R. zu gefallen, mit welchem er sehr frey sprach. Von Napoleon sprach er mit den Ausdrücken höchst möglichen Preises, und schien dessen damalige Lage auf das bitterste zu beklagen.«

Zum Statthalter von Benkulen ernannt, verließ R. England im Oktober 1817. Die Pfefferpflanzung auf Benkulen kostete jährlich 100,000 Pfund Sterling, und gab nur einige Tonnen Pfeffer; 200 afrikanische Sklaven, die meisten auf Benkulen geboren, waren mit ihren Kindern in das größte moralische Verderben und physische Elend versunken, Raub und Mord waren tägliche Ereignisse, und Ausschweifungen und Laster

drängen sich bey jedem Schritte auf. Der reichste Quell der Einkünfte der Regierung bestand in den Pachten der Spielhäuser und Hahnengefechte. R. setzte die unglücklichen Kaffersklaven in Freyheit, und hob die Spiel- und Hahnegefechtepachten auf; er schloß mit den eingebornen Häuptlingen einen neuen Vertrag, wodurch der ostindischen Handelsgesellschaft, das Land mit Gerechtigkeit und Weisheit zu verwalten, volle Macht eingeräumt, und die Pfefferpflanzung frey gegeben ward. Benkulen und Penang war das einzige, was England von seinen holländischen Eroberungen behalten hatte. Von außen hatte R. mit den holländischen Staatsgewalten zu kämpfen, welche jetzt ihren alten Einfluß auf diesen Archipel wieder zu erneuern, und die Engländer auszuschließen bemüht waren; sie waren Herren der Meerenge von Sunda und Malakka, den einzigen Zugängen dieses Archipels, und die Engländer hatten vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach China keinen freundlichen Hafen, indem die Holländer sie von allen ausschließen wollten. Der Einfluß der Regierung der Insel des Prinzen von Wallis erstreckte sich nicht weiter südlich, als bis Malakka, und die Engländer hätten gern die von Benkulen auf das unzugängliche Felsengestade der Westküste von Sumatra beschränkt; weil Benkulen und das Eiland des Prinzen von Wallis zu weit von einander entfernt, schlug Raffles eine Ansiedlung am Archipel in der Gegend von Bintang vor. Die Vortheile und Zweckmäßigkeit von solcher Niederlassung sind in einem langen Schreiben an Marsden entwickelt; sein folgendes Schreiben an die Herzögin von Somerset gibt Bericht über seine ersten Ausflüge ins Innere des Eilandes Benkulen nach Manna und dem Nebel-Hügel (Hill of mists); auf diesem Ausfluge entdeckte er die Riesenblume, welche seinen und den Namen seines Arztes trägt (Rafflesia Arnoldi).

»Sie ist vielleicht die größte und herrlichste Blume der Welt, und so von jeder anderen verschieden, daß ich gar nicht weiß, womit zu vergleichen; ihre Masse wird sie in Erstaunen setzen; sie mißt mehr als eine Klafter im Durchmesser; das Nectarium, neun Zoll weit und eben so tief, enthielt anderthalb Maß Wasser, und die ganze Blume wog funfzehn Pfund. Der Landesname dieses außerordentlichen Naturerzeugnisses ist Petimun Sikinlili oder des Teufels Beteldose« (S. 216).

Der ausführlichen botanischen Beschreibung ist die Abbildung beygegeben, welche die linneeische Gesellschaft aus ihren Verhandlungen der Witwe zum Behufe der Herausgabe dieses Nachlasses freundlichst mittheilte. Das Innere der Insel Benkulen und ihre Bewohner werden beschrieben. Die zweyte Reiseunternehmung war, das Eiland von Benkulen in der Richtung nach

Palembang zu durchkreuzen; am zwölften Tage nach der Abreise von Benkulen langte man zu Palembang an, dann baute R auf der ersten Hügelreihe hinter der Stadt Benkulen, welche die Hügel der Nebel heißen, ein Bengalau (Bungalow), d. i. ein Wohnhaus in bengalischem Geschmacke; er schiffte sich nach Padang ein, um nach der alten malaiischen Stadt Menangkabu zu forschen, die achtzig Miglien landeinwärts von Padang, von der ältesten Zeit her berühmt durch ihre Gold- und Metallgruben, von denen Malakka den Namen des goldenen Chersonesos erhalten; seine Briefe an die Herzogin von Somerset beschreiben diese Reise, und die beygegebene Karte erläutert dieselbe; sein Weg führte ihn durch die dreyzehn verbündeten Städte, deren eine Solosolaja:

»Indem wir diese Gegend betraten, waren wir sehr über die Tracht des Volkes verwundert, die nichts weniger als malaiisch, sondern die der Orangputis oder Padris, d. i. weiß oder blau mit Turban und Bart, wie es Tuanku Pasaman, ihr Religionsreformator, befohlen. Die Weiber, ebenfalls blau und weiß gekleidet, sehen in dieser neuen Tracht nicht zum Besten aus; viele verstecken ihren Kopf in einer Art von Kapuze, deren Löcher nur die Augen und Nasen sehen lassen; sie tragen das Haar auf der Stirne gescheitelt, und auf beyden Seiten glatt gekämmt; junge Mädchen sieht man mit längs des Rückens niedergeflochtenem Haare (plaited down), nach Art der Chinesen; alle Weiber haben das Ohrläppchen ungeheuer ausgedehnt, um ein ungeheures Ohrgehänge oder vielmehr ein Rad zu tragen, dieses mißt zwey Zoll im Durchmesser, und ist mannigfaltig geschmückt« (S. 380).

Der große See an der Stadt Sindambaker oder der von Sinkala heißt auch Danau. So findet sich denn der Name der Donau nicht nur im Don und der Düna, sondern auch in der Danau auf Sumatra wieder; so begegnet uns auch der Name der steyermärkischen Mur nicht nur in der bulgarischen Morawa, sondern auch in dem Namen des Amur, und einem halben Dutzend mongolischer Flußnamen *). Zu Suruasa, der zweyten Stadt des Menangkabu-Gebietes am goldenen Fluß, wartete R. der Tuan Gadis, d. i. der Königin Jungfrau, auf; er war entzückt, hier eine Inschrift in dem wirklichen Kawizug zu finden, dergleichen auf Java vorhanden, und wodurch seine Vermuthung früher malaiischer Bildung bestätigt ward. Zu Menangkabu selbst fand er dergleichen nicht, aber zu Pageruyong, das hart daran, fand er ein indisches Idol, augenscheinlich desselben Styls und desselben Kultus, wie die auf Java gefundenen.

*) Ighur muran, Kok muran, Akri muran, Akar muran, Tschaghan muran, Schurdscha muran, Alkramuran.

»Nach einem mäßigen Ueberschlage kann die Bevölkerung in einem Umkreise von funfzig englischen Meilen um Pageruyong auf nicht weniger als eine Million angeschlagen werden. — Auf dem ganzen Wege fand ich nicht einen Ladang, diese Art des von Marsden so genau beschriebenen wandelbaren Feldbaues, welcher längst durch die Verwandlung des Landes in regelmäßiges Sawas und die Einrichtung beständigen Grundeigenthums aufgehoben war; Menangkabu war von jeher berühmt durch seine Kris- (Dolch) Klingen; Eisen ward hier von undenklichen Zeiten her bearbeitet« (S. 363).

Im Jahre 1818 reiste R. nach Kalkutta, um den Generalgouverneur, Lord Hastings, von verschiedenen Erfordernissen des Dienstes zu überzeugen; das Resultat dieses Besuches war die Besetzung des Eilandes Singapor, das zwischen den malaiischen Halbinseln und der Insel Batang liegt, und dessen Plan hier mitgetheilt wird. An den Direktor der ostindischen Kompagnie, Sir Robert Harry Inglis (den Vater des als heftigen Gegners der irländischen Emancipation und der Reform bekannten Parlamentmitgliedes für Oxford) erstattet R. Bericht über seine Reise in das Innere von Benkulen:

»Südlich von Benkulen und Sumatra, nordeinwärts von Manna, ist das Land der Pasumah in einer Entfernung von drey Tagen durch lauter Urwälder, welche voll von Elephanten und Tigern. — Diese Berge, drey- bis fünftausend Fuß hoch, und an einigen Orten noch höher, laufen in einer verbundenen dreyfachen Reihe, fast in der ganzen Länge von Sumatra in der Entfernung von beyläufig zwanzig Meilen von der Küste. — Ich fand in der Pasumah einen sehr schönen Volksschlag, die an physischem Aussehen, an artigen Manieren und Kunstfleiß weit über den Bewohnern der Küste stehen. Der Boden ist reicher als der fruchtbarste auf Dschawa, wohl angebaut, und ein in jeder Hinsicht genießbares Klima, indem der Thermometer bis acht Uhr in der Früh nicht höher als 65, während er in derselben Stunde an der Küste gewöhnlich höher als 80 steht« (S. 386).

Dieses Schreiben an Sir Robert Inglis ist eines der wichtigsten in politischer Hinsicht, weil es die Ansichten der gegen die holländischen Besitzungen zu beobachtenden Verhältnisse offen darlegt. R. wirkte in seiner neuen Statthalterschaft Benkulen höchst wohlthätig durch Ermunterung und Verbesserung des Ackerbaues, durch Errichtung von Schulen für Sklavenkinder, durch eine Anstalt für die Erziehung der höheren Klassen, durch Verbindung mit der Bibelgesellschaft und dem Menschenfreunde Wilberforce, dem er von den Fortschritten dieser humanen Anstalten Bericht gibt. Eine zweyte Reise, die R. nach Kalkutta unternahm, verfehlte den vorgesteckten Zweck, eine sparsamere und einfachere Verwaltung in den östlichen Eilanden einzuführen. Bey seiner Rückkehr nach Benkulen machte er sich mit den Sitten der Battas bekannt, eine ansehnliche Völkerschaft auf Sumatra,

welche sich durch die ganze Breite des Eilandes von Atschin bis Menangkabu erstreckt, und die civilisirten Kanibalen, sie beten Einen großen Gott an unter dem Namen von Dibata Assi Assi, aus welchem eine Trias anderer Götter entsprang. Schon Marsden beschrieb dieselben als Kanibalen, aber nur in außerordentlichen Fällen von Kriegsgefangenschaft, Ehebruch und Rachewuth. R. fand, daß dieselben entschiedene Menschenfresser nicht bloß in außerordentlichen Fällen, und dabey doch gebildet sind.

»Ich habe gesagt, die Battas sind kein schlimmes Volk, und denke noch so, wiewohl sie einander fressen, und ihnen Menschenfleisch besser schmeckt, als Rindfleisch und Schweinefleisch. Die Batta sind nicht Wilde, denn sie lesen und schreiben, und denken eben so viel und noch mehr, als die in unseren Lancasterschen und Volksschulen Erzogenen. Sie haben auch Gesetzbücher von hohem Alter, und es geschieht aus Achtung für diese Gesetze, und aus Verehrung für die Einrichtung ihrer Altvordern, daß sie einander fressen. Durch das Gesetz ist es festgesetzt, daß die Verbrecher in vier Fällen lebendig gefressen werden müssen. Das Gesetz erklärt auch, daß in großen Kriegen, wenn nämlich ein Bezirk den andern bekriegt, es gesetzmäßig ist, die Gefangenen zu essen, sey es lebendig, sey es todt auf dem Schlachtfelde, sey es im Grabe. In den vier Fällen großer Verbrechen wird der Schuldige durch eine gesetzmäßige Behörde verhört und verurtheilt; wenn der Fall klar, wird das Urtheil gesprochen, und die Richter nehmen einen Schnapps, was bey ihnen so viel, als bey uns Siegel und Unterschrift. Zwey oder drey Tage werden alsdann für eine Volksversammlung anberaumt, nur in dem Falle eines Ehebruches ist es nicht erlaubt, zur Vollziehung des Urtheils zu schreiten, bis nicht die Verwandten des Weibes erscheinen, um an dem Feste Theil zu nehmen. Am bestimmten Tage wird der Gefangene vorgeführt, und mit ausgestreckten Händen an einen Pfahl gebunden; der Gemahl, oder wer sonst der Beeinträchtigte, hat der erste die Auswahl, und beißt gewöhnlich bey den Ohren an; dann folgen die anderen nach ihrem Range, indem ein jeder nach Belieben anbeißt, und einer dem anderen hilft. Nachdem alle ihre Freßlust gestillt, schneidet der Oberste den Kopf ab, und trägt ihn als Trophäe nach Hause, der Kopf wird auf dem Giebel des Hauses aufgehangen, und das Hirn wird in einer Flasche sorgfältig zu zauberischen Zwecken aufgehoben; das Fleisch wird bald roh, bald geröstet gegessen, es muß aber auf der Stelle gegessen werden. Limonien, Salz und Pfeffer sind immer in Bereitschaft; sie essen manchmal Reis, trinken aber nie gebrannte Wasser dazu. Manche bringen Bambusröhre mit, die sie mit Blut füllen, und austrinken. Die Versammlung besteht nur aus Männern, indem Männerfleisch zu essen den Weibern verboten ist; doch erhaschen diese manchmal verstohlener Weise einen Bissen davon. Man hat mich versichert, und ich glaube es wirklich, daß Viele dieses Volkes Menschenfleisch jedem anderen vorziehen; aber ungeachtet dieser Vorliebe stillen sie ihre Eßlust nur bey diesen gesetzmäßigen Gelegenheiten; die Handballen und die Fußsohlen sind die Leckerbissen der Epikuräer. — Vormals war es gewöhnlich, daß die Battas ihre Aeltern fraßen, wenn sie zu alt zur Arbeit. Die Alten wählten den wagrechten Ast eines Baumes aus, an dem sie sich mit den Händen

aufhingen, während ihre Kinder und Nachbarn im Kreise um sie herumtanzten, und dabey ausriefen: ist die Frucht reif, so fällt sie ab. Diese Gewohnheit hatte immer Statt zur Zeit, wo die Limonien reiften, und Pfeffer und Salz im Ueberfluß war; sobald das Schlachtopfer ermüdet, sich nicht mehr halten konnte, und zu Boden fiel, fielen alle über dasselbe her, und gastirten davon recht fröhlich. Diese Gewohnheit, alte Leute zu essen, ist jedoch abgekommen, und so eine Stufe der Civilisation erreicht, welche Hoffnung für künftige Verbesserung übrig läßt; man rechnet, daß in einem Friedensjahre sechzig bis hundert Battas gefressen werden« (S. 427).

Nach Benkulen zurückgekehrt (im März 1820), baute R. ein Landhaus, legte Gewürzpflanzungen an, und führte den Bau des Kaffehs ein, machte große naturhistorische Sammlungen, und lebte den Geschäften, Wissenschaften und seinen Kindern; ein neues Haus erhob sich mitten unter den Gewürzpflanzen, welche dasselbe ungemein verschönerten. Er rief aus den Wildnissen Gärten hervor, und nachdem er die Unabhängigkeit des östlichen Handels sicher gestellt, legte er den Grund von Sumatra's künftiger Civilisation.

»Wollen Sie,« schreibt er an Thomas Murdoch, »die Ausdehnung meiner Spekulationen kennen, so vergleichen Sie den gegenwärtigen Zustand von Dschawa und Sumatra. Dieses hat vielleicht von Gott höhere Fähigkeiten und Vorzüge erhalten, als Dschawa, aber es gibt nicht zwey Gegenden, welche mehr kontrastiren in dem Gebrauche, den der Mensch von diesen Anlagen gemacht. Während Sumatra, großen Theils von seinen Urwäldern gedeckt, nur zerstreute Spuren menschlichen Kunstfleißes darbeut, ward Dschawa zum Kornspeicher und zum Garten des Ostens; auf Sumatra sind die Menschen unthätig, träg und traurig wie die Wälder, während auf Dschawa sie thätig und fröhlich sind, man glaubt, daß beyde demselben Stamm entsprossen, und die Meerenge, welche beyde von einander trennt, ist nicht zwanzig englische Meilen breit. Woher mag der Unterschied wohl rühren?« (S. 479).

R., der keinen Augenblick die Abschaffung der Sklaverey aus den Augen verlor, hob dieselbe auf dem benachbarten Eilande Pulo Nias auf.

»Die Insel Pulo Nias wird von Sumatra aus gesehen, die Bevölkerung ist mehr als 230,000 Seelen auf einer Oberfläche von 1500 englischen Meilen, was 153 Köpfe auf eine Quadratmeile gibt. Das Land ist sehr bebaut, der Boden reich, und die Einwohner ohne Ausnahme der schönste Menschenschlag, den ich im Osten angetroffen; sie sie sind eine schöne, starke, athletische, thätige Rasse, arbeitsam, erfindsam, verständig, in einem schneidenden Gegensatze mit ihren Nachbarn auf der andern Seite von Sumatra. Worüber ich am meisten erstaunte, ist der verhältnißmäßig hohe Grad von Civilisation, welchen sie ohne Verbindung mit Außen erreichen. Wir haben keine Spur und keinen Begriff, wann und wie das Eiland bevölkert worden. Die Einwohner selbst sagen, es sey zuerst ein Mann und ein Weib vom Himmel gesendet worden, von denen sie alle abstammten. Ihre Sprache, ihre Gewohn-

heiten, ihr Charakter, ihre Einrichtungen sind von allen andern, die wir kennen, auffallend verschieden. Die Religion der Hindus fand nie den Weg zu diesen Gestaden; hie und da an der Küste sind einige mohammedanische Kaufleute zerstreut, aber die Religion selbst hat sich nicht verbreitet. Sie wohnen in vortrefflichen und bequemen Häusern, deren Inneres nett eingerichtet ist, nicht ohne Zierlichkeit; die Straßen sind regelmäßig angelegt und gepflastert, mit Alleen und mit steinernen Treppen zu den Giebeln der Hügel, auf welchen ihre Dörfer von dem reichsten Laubwerk umschattet sind. Ueber die Abhänge der Hügel und über die Thäler breitet sich ein ununterbrochener Teppich des reichsten Anbaues aus, nicht ein Waldbaum ist auf der Insel stehen geblieben, alle sind vor der Macht des Kunstfleißes verschwunden; jedes Dorf hat für Männer und Weiber steinerne Bäder, welche an römischen Luxus erinnern, sie sind verschwenderisch mit Gold und anderem Schmucke geschmückt, der höchst eigenthümlich« (S. 486).

Dr. Jack und Mr. Prince berichten an R. über dieses interessante, sehr wenig bekannte Eiland weiters:

»Pulo Nias, unter dem ersten Grade nördlicher Breite und unter dem 48sten der Länge gelegen, streckt sich in der Richtung von Nordwesten nach Nordosten aus. Der Bau des Reißes wird sowohl in Savannen als auf Ladangen (d. i. in Ebenen und auf Hügeln) betrieben. Der Ertrag der ersten hundertfach, der letzten vierzigfach. — Die Hauptausfuhr besteht in Reis, beyläufig 12,000 Säcke das Jahr, Oehl, 7—8000 Bambus, Kokusnüsse in großer Menge, Pfeffer gegen 800 Penkuls, das Ganze etwa in Werth von 45,000 Rupien. — Salz wird an verschiedenen Punkten der Küste erzeugt, indem man Salzwasser auf brennendes Holz gießt, wird aber von den Einwohnern wegen des ungeheuren Preises nur sparsam gebraucht. — In der nördlichen Abtheilung des Eilandes ist der Handel vorzüglich in den Händen der Malaien und Atschinesen, welche sich in verschiedenen Häfen niedergelassen haben, und in Verbindung mit den Häuptlingen der Nias getreten sind. Die Atschinesen sind die unruhigsten Eindringlinge, weil sie überall, wo sie hinkommen, Zwist und Hader anspinnen. Sie sind die vorzüglichsten Agenten des Sklavenhandels, und nicht sehr gewissenhaft in den Mitteln, sich Sklaven zu verschaffen. Die Nias-Sklaven sind im ganzen Osten hoch geschätzt wegen ihres Kunstfleißes, ihrer Fündigkeit und Treue, was auch ihre charakteristischen Vorzüge im Lande selbst. Ungeachtet ihrer vereinzelten Lage und der Abwesenheit alles Unterrichtes und Beyspieles, ungeachtet der aus inneren Zwisten entstehenden Unsicherheit, haben sie durch ihren Kunstfleiß die Mittel ihres fruchtbaren Landes in höherem Grade benützt, als ihre Nachbarn auf Sumatra. — Ihre Gesetze sind streng, und Verbrechen wahrscheinlich selten; Mord, Ehebruch und Straßenraub werden mit Tod und mit der Sklaverey der Familie des Verbrechers bestraft, Diebstahl und mindere Vergehen durch schwere Geldstrafen. Alle Uebel und Unvollkommenheiten ihrer bürgerlichen Einrichtungen sind durch den gehässigen Sklavenhandel verschlimmert« (von welchem mehrere Gräuel erzählt, und Maßregeln zu dessen Unterdrückung vorgeschlagen werden). »Die Pulo Nias haben wenige Ideen von Religion, sie erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Sumban Quit, d. i. den Herrn des Himmels, nennen, aber darüber keine deutlichen Begriffe haben; hölzerne Bilder werden in allen ihren Häusern gefunden,

als eine Art von hausschützenden Laren, doch wird denselben keine Verehrung gezollt, man sieht sie nur als Stammbilder der Ahnen an, die sie hoch verehren. Der Glaube an Zaubermittel ist sehr gemein, und jeder Mann trägt einen Bündel derselben an seinen Kris (Dolch) gebunden; bey besonderen Gelegenheiten werden Schweine zum Feste geschlachtet, und wenn ein Häuptling etwas Wichtiges unternimmt, wird der Sache zu Ehren der Kopf eines Feindes aufgehangen« (S. 493).

Der Aufenthalt in Benkulen ward für R. durch Unglücksfälle in seiner Familie, durch Verlust von Freunden und Kindern bitter; sein längster war zu Singapor, wo ein neues Volk, neue Sitten, neue Gegend seinem verwaltenden und wissenschaftlichen Eifer neuen Stoff gab.

»Die einzige unterhaltende Entdeckung, die wir neulich gemacht, ist die eines segelnden Fisches, welchen die Bewohner Ikan Layer nennen, und welcher zehn oder zwölf Fuß lang, ein Segel aufspannt, und nach Art der Boote der Eingebornen mit beträchtlicher Schnelligkeit segelt. Ich habe ein Muster dieser Segel nach England gesandt, weil sie ein Segelmuster für schnellsegelnde Boote; diese Segel sind aus den Rückenfinnen des Thieres gebildet, und wenn eine Schaar derselben unter Segel ist, so hält man sie oft für eine Flotte eingeborner Boote« (S. 526).

R. hatte das gute Glück außerordentlicher Entdeckungen seltsamer Naturerzeugnisse; ein Seitenstück zu den segelnden Fischen sind die von ihm gefangenen Meerjungfern:

»Ich habe nicht weniger als sechs Dujongs gefangen (das von Valentin beschriebene Thier, das so lange für eine Meerjungfer galt), manche derselben sind 9 Fuß 2 Zoll hoch.«

Und ein Seitenstück der oben erwähnten Riesenblume ist der folgendermaßen beschriebene riesige Erdapfel:

»Das merkwürdigste Erzeugniß, welches Crawfurds Astronomen zu Bankok, der dermaligen Hauptstadt von Siam, fanden, war ein großer Erdapfel oder Jam (eine Art von Menispermum), der nicht weniger als 480 Pfund wog; dieß ist ein Seitenstück zu meiner großen Blume« (S. 529).

Noch mehr gilt dieß von der folgenden, von R. selbst entdeckten Pflanze:

»Wir haben ganz neuerdings für meine große Blume eine Gefährtin in einer orchisfarbigen Pflanze entdeckt. — Sie wächst als Schmarotzerpflanze auf Felsen und Wurzeln in verschiedenen Inseln der Meerenge von Malakka; der Stamm hat die Dicke des Lendenumfanges eines Mannes, sechs bis zehn Fuß lang ohne Zweige, an dem äußersten Ende von Blätterfülle strotzend; das größte Wunder ist aber das herrliche Blüthenthum derselben, ein senkrechter klafterlanger Spieß mit mehr als hundert breit ausgedehnten, braun und weiß geschachten wohlriechenden Blumen 2 bis 3 Zoll im Durchmesser« (S. 536).

Der Handel blühte auf Singapor so, daß in den ersten

drittehalb Jahren der Errichtung dieses Freyhafens nicht weniger als 2889 Schiffe ein- und ausliefen, wovon 383 Europäern, 2506 Eingebornen gehörten, zusammen 161,000 Tonnen an Gehalt.

Auf der Rückkehr von Singapor nach Benkulen landete R. auf Batavia, wo seine Gegenwart solche Bewegung verursachte, daß der holländische Gouverneur van der Capellen ihm nicht einmal an das Land zu gehen, sondern nur wegen der Unpäßlichkeit der Gemahlin R.'s. dem Schiffe im Hafen einige Tage zu bleiben erlaubte. Da der holländische Statthalter ihm diesen Befehl zufertigte, ehe R. noch die Erlaubniß, ans Land zu gehen, angesucht, antwortete ihm dieser gemessen und würdevoll:

»Ich ließ, ehe ich mich einschiffte, öffentlich bekannt machen, daß es weder mein Wunsch, noch meine Absicht sey, zu landen; unter diesen Umständen werden Sie, hoffe ich, zugestehen, daß das Verbot, daß Sie zu erlassen für gut hielten, nach den Regeln gemeinen artigen Benehmens (in common curtesy) so lange hätte verschoben werden können, bis dasselbe durch ein meinerseits gestelltes Begehren veranlaßt worden wäre« (S. 553).

Zu Benkulen verlor er abermals ein Kind, und schiffte sich (2. Febr. 1824) in dem Schiffe Fama nach England ein; aber noch an demselben Abende ging das Schiff unglücklicherweise in Flammen auf, so daß er mit Weib und Kind kaum das Leben retten konnte, und seine Jahre lang gesammelten Schätze der Literatur und der Naturgeschichte ein ewig beklagenswerther Raub der Flamme wurden. Am zweyten Tage nach diesem ungeheuren Unglücke schreibt er aus Benkulen:

»Der Verlust, welchen ich am meisten zu beklagen habe, sind meine Schriften und Zeichnungen, alle meine Noten und Bemerkungen, alle meine Denkschriften und Sammlungen, hinlänglich für eine vollständige und weitschichtige Geschichte nicht allein von Sumatra, sondern auch von Borneo und fast von jedem merkwürdigen Eilande in diesem Meere; meine vorgenommene Rechenschaft der vorgenommenen Niederlassung auf Singapor; die Geschichte meiner eigenen Verwaltung, orientalische Sprachlehren, Wörterbücher und Vocabulare; und zuletzt, was nicht das mindeste, eine große Karte von Sumatra, mit der ich mich seit meiner Ankunft hier beschäftigte, und auf welche ich seit den letzten sechs Monaten meine ungetheilte Aufmerksamkeit verwandte. Doch dieses war noch nicht alles; — alle meine naturgeschichtlichen Sammlungen, alle meine glänzenden Sammlungen von Zeichnungen, mehr als zweytausend an der Zahl, mit allen den schätzbaren Schriften und Noten meiner Freunde Arnold und Jack; und schließlich will ich nur so viel sagen, daß es kaum ein unbekanntes Thier, vierfüßiges, Vogel oder Fisch, kaum eine interessante Pflanze gibt, die wir nicht an Bord hatten; ein lebender Tapir, eine neue Art von Tieger, glänzende Fasanen u. s. w., für die Reise zahm gemacht; und das Schiff war in dieser Hinsicht eine vollkommene Arche Noah« (S. 568). — »Nach dreyßig Dienstjahren, von denen

zwölf in der Ausübung der höchsten Gewalt als Statthalter über die schönsten, interessantesten und unbekanntesten Gegenden der Schöpfung, hatte ich, wie ich eitel wähnte, mein indisches Leben zum Nutzen meines Vaterlandes und zu meiner eigenen Befriedigung beschlossen; solche Zeugnisse und Belehrung mit mir führend, welche bewiesen haben würden, daß ich kein unnützer Diener oder saumseliger Arbeiter in diesem fruchtbaren und ausgebreiteten Weingarten gewesen« (S. 570).

Er summirt und specificirt hernach den Verlust seiner Sammlungen von Materialien für die Geschichte, Geographie und Naturgeschichte von Sumatra, Borneo, Celebes, Dschawa, Singapor und den Molukken; eine Liste, die bey jedem Freunde der Wissenschaft das innigste Bedauern erregen muß, über den Verlust selbst und mit dem Sammler, dessen unermüdeter Thätigkeit der Genuß der Mittheilung langwieriger Arbeiten nicht zu Theil ward; aber gleich der Ameise, welche nach dem zerwühlten Gebäude jahrelanger Arbeit alsogleich wieder rasch und unermüdet den Bau von vorne beginnt, war er kaum am Ende desselben Jahres in England angelangt, als er sogleich, mit neuen wissenschaftlichen Plänen schwanger, dem Sir Humphry Davy den Vorschlag einer zoologischen Gesellschaft machte, und sich (in einem Briefe an Sir R. Inglis) Glück wünschte, unter den ersten Unterzeichnern den Baronet Sir Thomas Acland zu besitzen, dessen Name an der Spitze aller gemeinnützigen Unternehmungen zu finden *).

»Ich interessire mich nun für die Errichtung einer großen zoologischen Sammlung in der Hauptstadt mit einer Gesellschaft für die Einführung lebender Thiere, welche sich wissenschaftlich zur Zoologie verhielte, wie die gartenbauende Gesellschaft (horticultural society); wir hoffen zweytausend Subscribenten zu 2 L. jährlich« (S. 592).

Mitten unter diesen Entwürfen überraschte ihn der Tod (5. July 1826) in seinem 45 Jahre. Ein schönes, dem Staate und der Wissenschaft nützliches Leben im Momente seiner reichsten Entfaltung zerknickt. Die Biographie schließt mit Matthäi XXIV. 42: Darum wachet; denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.

Längeres Leben und glücklicheres Los, als dem trefflichen Sir Thomas Raffles, war dem nicht minder trefflichen Sir Thomas Munro beschieden, welcher eben so lange diente, als jener lebte, und in einem Alter von 66 Jahren als Statthalter von

*) I have duly registered Sir Thomas Aclands name on the list of subscribers to the proposed society, which I am now happy to find is to be honoured and benefited by his support.

Madras starb. Weder Gelehrter noch Schriftsteller, aber ein höchst wissenschaftlich gebildeter Staatsmann und tapferer Krieger, welchem Canning bey Gelegenheit des dem indischen Heere und seinem Feldherrn votirten öffentlichen Dankes im Parlamente das schönste Zeugniß in den folgenden Worten gab: »Europa »brachte nie einen vollendeteren Staatsmann hervor, noch In»dien, das an Helden so fruchtbar, einen kundigeren Krieger.« Sein hier kund gemachter Briefwechsel, welcher alle Perioden seines Lebens von seinem Eintritte als Cadet in die Dienste der ostindischen Handlungsgesellschaft bis zu dem Giebelpunkte seines Geschäftseinflusses und politischen Ansehens umfaßt, ist das schönste Denkmal, das ihm seine Erben errichten konnten. Es sind nicht bloße Amtsberichte, unter der vorschwebenden Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit öffentlicher Bekanntmachung verfaßt, sondern meistens vertraute Briefe an Freunde, Aeltern und Geschwister, ohne Zurückhaltung in freyem Ergusse schöner Gemüthlichkeit und oft munterer Laune geschrieben. Bloß als Briefe betrachtet, gehören dieselben unter die besten, welche aus dem Nachlasse englischer Staatsmänner bisher bekannt geworden, und fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers mit Interesse und Wohlgefallen; besonders zeichnen sich die an seine Schwester durch natürlichen Humor und ein unbefangenes Hingeben seiner gemüthlichen Welt aus. Wiewohl alle aus Indien geschrieben, die Eindrücke, womit das Land und die Bewohner sich seinem Beobachtungsgeiste aufdrangen, durchaus rein abspiegeln, so enthalten dieselben doch in dieser Hinsicht weit weniger charakteristisches und wissenschaftliches Neues, als die Briefe des Bischofs Heber, oder die eben angezeigten des Statthalters von Dschawa und Benkulen; hingegen findet sich in denselben, wie in keinen anderen bisher bekannt gewordenen indischen Denkwürdigkeiten, ein Schatz von Aufklärungen über den Geist der brittischen Verwaltung in Indien, reichliche Beyträge zur Geschichte des Krieges mit Tipu Saib und den Mahratten, und ein unparteyischer Ueberblick der finanziellen, militärischen und politischen Verhältnisse indischer einheimischer Staaten zu dem brittischen Handelsreiche während des letzt verflossenen halben Jahrhunderts. Munro's Geschicklichkeit, Leutseligkeit und Rechtlichkeit gewannen ihm, wie die Liebe der Eingebornen, so das Vertrauen seiner Vorgesetzten, welche ihn zu den wichtigsten und schwierigsten Kommissionen verwandten, in welchen seine ausharrende Geduld, sein gesundes Urtheil und seine vermittelnde Klugheit die wahre Goldprobe verwaltender Staatsweisheit bestand. Wiewohl der persischen, der hindostanischen, der karnatischen und anderer indischer Landessprachen, in soweit er derselben zum

Geschäftsverkehr bedurfte, kundig, so war er doch kein Orientalist im umfassendsten Sinne des Wortes, im Gegentheil, er ist auf persische Dichter sehr übel zu sprechen, und macht sich über die Meisterwerke persischer Dichtkunst, über Dschami's (der durch einen unverzeihlichen Druckfehler hier immer Tami geschrieben wird), Jusuf und Suleicha (hier irrig Yooseph and Zuleiha geschrieben), über Nisami's Leila und Medschnun (hier Leili and Mujnoon), über Abul fasl's blumichte Sprache und über ein Räthsel Dschami's ungemein lustig; derselbe Brief enthält jedoch auch die Uebersetzung der Anekdote des Richters von Emessa, welche ganz die Shylock's, und welche in Malone's Ausgabe von Shakespeare zum ersten Male gedruckt worden ist; diese Anekdote findet sich auch in türkischen Vademecums mit anderen Richter-Anekdoten, deren einige Recensent seinem türkischen Lustspiele: Die Franken zu Konstantinopel *), einverleibt hat.

»Die besten Nachahmungen, die mir jemals von persischen Schriftstellern vorgekommen sind, befinden sich in dem türkischen Spion (turkish spy), die langweiligen Allegorien in dem Abenteurer (Adventurer) haben nicht die geringste Aehnlichkeit damit, — aber warum gibt man sich Mühe, Erzeugnisse nachzuahmen, die so weit unter den unsrigen? Nichts ist so abgeschmackt, das nicht Bewunderer in Europa findet« (I. S. 66).

Eben so einseitig und launisch, als über die persische Literatur, spricht er in seinem Briefe an Erskine (S. 149 und 167) über den Ehestand ab, wiewohl er zwanzig Jahre hernach seine Ansicht geändert, da er sich in denselben begab. Die folgende Stelle diene zugleich als Probe seines natürlichen munteren Briefstyls:

»Ich habe so viele Romane und Novellen gelesen, daß meine Begriffe von Schönheit ungemein hoch stehen; nur eine so unvergleichliche Dame, als Rosalind oder Angelica oder Clorinda, kann mich vor ihr knien machen; wenn die Lady nicht so schön als Melisendra, »deren Augen den Morgen irre geführt,« würde ich sie eben so verächtlich ansehen, als der Glaser in der 1001 Nacht die Tochter des Großwesirs. Die schönen Phantome, die ich so oft durch Bösewichter entführt, und durch Ritter befreyt sah, beherrschen meine Einbildungskraft so sehr, daß in derselben kein Raum für eure Lady Marys und Lady Bettys, und nicht einmal für eure Marien und Elisen. Ich habe in dem Laufe meiner Streifzüge kein Weib gesehen, das mir nicht gemein erschienen wäre in Vergleich mit den transcendentalen Nymphen, mit welchen ich so viele herrliche Tage durchlebt »in Hallen und Lauben.« Aber gesetzt, daß der Strom der wahren Liebe ruhig fließe, und daß wir beyde in unser Schloß zurückkehren auf weißen Schlachtgäulen, so würden hier erst unsere Mühseligkeiten beginnen, denn wenn Melisendra, nachdem sie abgesessen, statt eine Laute in die Hand zu nehmen, und in mein Ohr

*) In Memnon's Dreyklang, Wien 1823, S. 293 u. folg.

Melodien, süß wie der Süden, zu gießen, die Dienstleute auszuschelten anfinge, würde der Zauber verschwinden, und statt in einem herrlichen Pallaste zu Trapezunt, fände ich mich in einem kleinen Hause in einer schmutzigen Gasse zu Glasgow. Nachdem ich so lange ein wanderndes Leben geführt unter einem Zelte, zweifle ich, ob ich so viele Stätigkeit aufbringen könnte, mich in ein Haus einzuschließen. Kann ichs nicht, so folgt grausame Trennung, — die Frau in der Stadt und ich auf dem Lande; aber da es in solch einem Klima nicht immer angenehm ist, unter einem Baume oder in einem Zelte zu leben, würde ich mich vielleicht so weit als Persien und Indien entfernen, und durch die vergrößerte Entfernung die Foltern der Abwesenheit vergrößern.«

Was ihm begegnet, erzählt er seinem Vater, seiner Mutter, seiner Schwester bald ernst, bald launig, immer den Charakter und die Sitten der Einwohner treu umreißend, so z. B. ihren Aberglauben an Zauberkraft:

»Die Einwohner dieser Gegend (Tschittor) glaube ich sind die größten Plauderer auf der Erde; gestern kamen einige derselben mit einer Klage gegen einen unbekannten Zauberer, welcher zweymal im Laufe des Jahres ihr Dorf in Flammen gesetzt. Ich sagte ihnen, daß mir alle Zauberer sehr antipathisch, und daß ich ihnen, wenn sie ihn mir brächten, Genugthuung verschaffen würde; sie sagten, sie hätten einen Plan, ihn zu entdecken, den sie aber nur durch meine Hülfe ausführen könnten. Ich sollte mich in einer kleinen Entfernung des Dorfes mit einem Fernrohre in der Hand anstellen, und alle Bewohner vor mir vorüberziehen lassen, wo ich dann den Bösewicht, der so viel Uebels gestiftet, unfehlbar mittels der Kraft des Glases entdecken würde. Ich sagte, dieß sey ein vortrefflicher Gedanke, aber daß die Probe verschoben werden müsse, bis ich ein neues Glas haben würde, indem das alte zerbrochen, und dann würden wir den Zauberer ganz gewiß fangen. Ich fragte, wie er denn zu bestrafen wäre; sie sagten, mit nichts, als daß man ihm ein Paar Zähne auszöge, wodurch er alle seine magischen Kräfte verlieren würde. Ich antwortete, daß dieß nicht wohl geschehen könne, bis man ihn nicht ergriffen, daß es aber indessen ein anderes, eben so einfaches Mittel gebe, wodurch sie sich künftig vor demselben schützen könnten; daß Jeder, der den Zauberer in Verdacht einer bösen Absicht gegen sich habe, sich nur selbst ein Paar Zähne ausziehen dürfte, wodurch sowohl er selbst, als sein ganzes Eigenthum wider den Feind sicher gestellt seyn würde; ich sagte, ich hätte vor einigen Jahren mich selbst auf diese Art zwey meiner Zähne entledigt, und trug ihnen an, wenn sie mich begleiten wollten, sie alle auf diese Weise wider magische Kräfte auf das wohlfeilste zu feyen Sie baten um Erlaubniß, nach Hause zu gehen, um sich darüber zu berathen, und versprachen, am nächsten Morgen die Antwort zu bringen; aber ich meine, daß ich nichts mehr von der Sache hören werde. Unter den Eingebornen dieser Gegend ist der Glaube an Zauberkraft, Gespenster und Hexenschüsse allgemein unter allen Klassen; oft überfallen sie den vermeinten Zauberer, und ziehen ihm selbst die Zähne aus, ohne sich an das Gericht zu wenden; das Vieh der Pächter stirbt selten natürlichen Todes. Wenn in einer Familie zu Anfang der Pflügezeit sich ein Zufall ereignet, wenn eine Schlange über den Weg lauft, oder wenn sie eine Landkrabbe sehen, verlassen sie Feld und Pfad, und sagen, der Teufel habe Besitz davon. Wenn, nachdem das Feld

einige Jahre brach gelegen, ein kühner Geselle es wieder aufpflügt, dabey weder sein Leben, noch seine Ochsen verliert, wird vorausgesetzt, daß der Teufel jetzt seine Ansprüche aufgegeben habe« (I. S. 179).

Er schildert die karnatischen Weiber:

»Die Weiber einiger Kasten versehen alle Arbeiten, wie die Männer; die Weiber anderer Kasten dürfen nicht den Pflug führen, und andere dürfen gar nicht im Felde arbeiten; glücklicherweise ist die Kaste, in welcher sowohl Weiber als Männer die emsigsten, die zahlreichste. In dieser Kaste besorgen alles die Weiber, und die Männer entziehen sich kaum jemals ihrem Gehorsam. Die Weiber kaufen und verkaufen, leihen und borgen, und obwohl der Mann in den Ketschchri (Cutcherri), d. i. das Steueramt, geht, um seine Renten zu berichtigen, so erhält er doch jedesmal zuvor zu Hause seine Verhaltungsbefehle. Wenn er über einen auch noch so geringen Punkt nachgibt, kann er sicher seyn, daß es ihm das Weib entgelten läßt; sie befiehlt ihm, den nächsten Tag zu Hause zu bleiben, und stürmt selbst entrüstet zum Hause hinaus, um die ganze Klasse der Steuerbeamten zu verklagen. Wenn sie ins Steueramt kömmt, hält sie eine Stunden lange Rede, welche sie vermuthlich schon einige Stunden früher, als sie ihr Haus verlassen, begonnen hatte; der langen Rede kurzer Sinn läuft darauf hinaus, daß die Beamten alle Schufte, welche ihren armen, einfältigen Mann betrügen wollten. Sie schließt gewöhnlich mit einer Reihe von Fragen: glaubt ihr, daß ich ohne Ochsen pflügen kann? daß ich Gold machen kann? daß ich durch Verkauf dieser Kleider Geld aufbringen kann? Indem sie dieses sagt, zeigt sie auf die schmutzigen Lumpen, mit denen sie halb bedeckt ist, die sie für diese Gelegenheit angezogen, und die kein Mann mit dem Ende eines Stabes berühren möchte« u. s. w. (I. S. 188).

Munro ward zuerst in der Landschaft Barramahal und dann in Kanara als Collector angestellt; hierunter ist keineswegs ein bloßer Steuereinnehmer zu verstehen, und Munro erklärt sich zwanzig Jahre später in einem Schreiben an Bathurst selbst hierüber:

»Diese Benennung ist eine unglückliche, und sollte geändert werden da sie zu dem Glauben verleitet, daß die Amtsverrichtung des Collectors bloß in der Einsammlung der Einkünfte bestehe, und daß er ein bloßer Taxeneintreiber seyn. Die Einsammlung der Einkünfte ist ein sehr untergeordneter Theil seiner Amtsverrichtung, ein weit wichtiger ist die Vertheilung derselben. Seine Pflichten erstrecken sich über alle Zweige der Finanz, und sein Einfluß ist in dem Wohlstande der Bewohner fühlbar; er überwacht die verschiedenen bestehenden Taxen, und bezeichnet die, welche drückend, damit sie herabgesetzt oder aufgehoben, und andere, welche ohne Nachtheil vermehrt werden mögen« (II. S. 62).

Eben so deutlich setzt M. in einem zwey Jahre später an Canning geschriebenen Briefe den Unterschied zwischen Semindari, d. i. der großen Länderpachten, und das der Rajetwar, d. i. des Systems einzelner Grundholden, aus einander. Wollte man hier bloß wörtlich übersetzen, so wäre Semindar mit Grundhold und Rajet mit Unterthan zu übersetzen; diese wört-

liche Uebersetzung entspräche aber, wie man gleich sehen wird, dem wahren Begriffe nicht, indem der Semindar der Länderpächter, der Rajet oder Raja der Grundhold, und sowohl dieser als jener ein Unterthan.

»Wäre das Grundholdensystem (rayetwar settlement) in England eingeführt, so würde jeder Landeigenthümer seine Rente, möchte nun das Jahr 5000 oder 50000 Pfund betragen, ein Rajet heißen, und das Uebereinkommen würde mit ihm getroffen werden. In einem englischen Landespachtsystem (zemindar settlement) würden die Lord Lieutenants der Grafschaft und andere öffentliche Staatsbeamte als Semindare und Landesherren betrachtet werden, die Regierung würde mit denselben das Uebereinkommen treffen, und es ihnen überlassen, sich mit den wirklichen Eigenthümern abzufinden, welche als bloße Grundholden (Tenants) angesehen werden würden« (II. S. 66).

Bey Gelegenheit der Ernennung des Obersten Munro zum Kommissär, mit dem Auftrage, das System der englischen Gerichtsbehörde in Indien, worüber so viele Klagen eingelaufen waren, zu untersuchen, erklärt der Herausgeber dieser Briefe die Einrichtung dieses, unter dem Statthalter Marquis Cornwallis eingeführten Systems, wodurch die beyden Zweige der Justiz- und Finanzverwaltung streng von einander geschieden waren, so daß dem Collektor kein Ansehen als Richter und Magistrat zustand. Dazu kam der gänzliche Umsturz aller Landeseinrichtungen, die Uebertragung des Grundeigenthums an die Seminare, die Aufhebung aller erblichen Gerichtsbarkeiten und die Entfernung aller Macht und alles Einflusses aus den Händen der Eingebornen. Unter der Mongolenherrschaft war das Amt der Steuerverwaltung stets mit ausgedehnter richterlicher Macht verbunden. In allen indischen Dörfern war ein regelmäßig organisirter Gemeinderath, welcher in öffentlichen und Privatgeschäften als Magistrat und Gerichtsbehörde entschied; an der Spitze desselben standen in den zur Statthalterschaft Madras gehörigen Ländern der Potail und der Kernem (Curnum), jener ein Steuereinsammler, der letzte eine Art öffentlichen Notars. Unter ihnen stand der Talliare, eine Art von erblichen Wächtern, welche zur Eintreibung der Steuern und Reisenden hülfreiche Hand leisteten, und wenn sie den Dieb nicht herschaffen konnten, den Werth des Diebstahls ersetzen mußten. Die merkwürdigste der Landeseinrichtungen war das Pendschait (Punchayet), d. i. der Rath der Fünfer, eine Art von Jury, welche beyde Theile anhörte, und dann entschied. Größere Länderstrecken von 10, 20 bis 100 Dörfern standen unter einem Semindar, Poligar, Jassildar oder Aamildar, welcher mit den ihm zugegebenen Peiken

oder Pionen an der Spitze der Landesverwaltung das vorstellte, was der Petail in seinem Dorfe (I. S 405—407). Es wäre zu wünschen, daß der Herausgeber diese und andere Kunstwörter indischer Staatsverwaltung, wie die obigen, hätte näher erklären mögen [1]). Außer dem, daß die Bedeutung derselben selbst in England nur den mit indischen Geschäften Vertrauten genau bekannt, sind dieselben nichtenglischen Lesern ganz und gar fremd, und selbst dem Orientalisten sind dieselben, wegen der Verstümmlung der Volksaussprache, in ihrer ursprünglichen Gestalt schwer zu errathen; so ist z. B. Teshildar verstümmelt für Tahßildar [2]), der Steuereinnehmer, dasselbe, was im osmanischen Reiche der Muhaßil [3]); die Peike [4]) bestehen auch am osmanischen Hofe als Leibwache, der Aamildar [5]) ist nur eine verlängerte persische Form des arabischen Aamil, welches ein Geschäft von der Finanz bedeutet, und der Hawildar [6]) ist der Landesvermesser, welchen der Semindar [7]) des Distriktes anstellt. Geschichtlich merkwürdig sind die Briefe über die Feldzüge wider Tipu Saib, welche Munro alle bis zur Eroberung von Seringapatan mitgemacht; seine

---

1) Dergleichen unerklärte Wörter sind I. 314 Kistbundy (Kistbendi, قسطبندي), d. i. Quartalberechnung; I. S. 315 Tufreek تفريق (Tefrik), d. i. zweyte Auflage; I. S. 316 Jumma (Dschema, جمع), d. i. Summe; eben da Akulwar, كلوار (Statement), d. i. allgemeine Uebersicht; eben da Tottie, Tunkdar, Kolkar, Sharbogue, verschiedene Arten von untergeordneten Finanzbeamten, سررشتهدار, Serishtehdar (Sirischtedar), d. i. Protokollführer; I. S. 318 Sirkar (Serkiar), d. i. Landesregierung das Kreisamt oder auch der Kreis selbst; eben da Sunnud سند (Sened, bekannt in dem österreichischen Handlungssened), d. i. verbindlicher Akt, eben da Enaumdar, انعامدار (Enaam dar), d. i. ein Privilegirter; Zillah judge, d. i. Distriktsrichter; Suder Adawlut, صدر الدولت (Ssadreddewlet), d. i. der höchste Diwan u. s. w.

2) زمين دار 3) محصل 4) پيك 5) عاملدار 6) حاولدار

7) تحصيل دار

Schilderung Tipu Saibs ist die eines bigotten, verdachtvollen, grausamen, treulosen Tyrannen.

»Er war so verdachtvoll und grausam, daß keiner von seinen Unterthanen, vermuthlich auch keines seiner Kinder, seinen Fall beklagte; Grausamkeit und Betrug waren die beyden großen Hebel seiner Politik, nicht die Art des Betruges, welche nur durch Feinheit zu überlisten bemüht ist, sondern geradezu Lüge. Er machte vielleicht nie ein Versprechen oder ging nie eine Verbindlichkeit ein, ohne in demselben Augenblicke zu denken, wie er es brechen könne. Die grausamen Strafen, die er häufig auf den grundlosesten Verdacht zuerkannte, hemmten alle Privatkorrespondenz in seinen Ländern; selbst seine nächsten Verwandten wagten es nicht zu schreiben, und sandten nur mündliche Botschaft über ihre Gesundheit oder Geschäfte; er hatte alle zu Ende des letzten Krieges gemachten englischen Gefangenen gemordet, und englisch sprechen oder lesen zu können war ein Todesverbrechen. Aufgefangener Briefwechsel gab ihm keine Einsicht in unsere Anschläge, wir fanden die meisten aufgefangenen Briefe des vorigen und des letzten Krieges uneröffnet, so daß wir selbst eines Zifferschlüssels bedurft hätten. Er hatte einen thätigen Geist, der ihn nie müßig ließ; aber seine Zeit war schlecht eingetheilt, und größtentheils unnütz verschwendet. Mit einem höchst barbarischen Geschmacke affektirte er die Literatur zu lieben, aber er war zu tyrannisch und zu geizig, dieselbe aufzumuntern; seine Regierung brachte keine lesenswerthe Werke hervor, als die Tagebücher seiner an fremde Höfe gesandten Botschafter, und selbst diese enthalten wenig Interessantes. Eine unter seiner Leitung zusammengetragene Geschichte seiner Familie ist nicht gefunden worden« (S. 219).

Nach Seringapatans Eroberung führte Munro sieben Jahre lang die Finanzverwaltung der vom Nisam abgetretenen Länder, er lebte in dieser Zeit ganz den Eingebornen, von aller europäischen Gesellschaft entfernt, durch seine Abgeschiedenheit fast excentrisch; sein Vergnügen war Schwimmen, Fischen, Discuswerfen und Kegelspiel. Im Jahre 1807 nach England zurückgekehrt, vermählte er sich mit Miß Johanna Campbell, und kehrte als Untersuchungskommissär des gerichtlichen Systemes nach Indien zurück; seine Berichte hierüber sind von dem größten Interesse zur näheren Kenntniß der englischen Staatsverwaltung in Indien; alle zeichnen sich durch Klarheit und richtiges Urtheil aus, besonders der über die Unstatthaftigkeit freyer Presse in Indien, welcher mit dem naiven Geständnisse beginnt:

»Ich kann die Frage der Preßfreyheit in Indien nicht ins Gesicht fassen, ohne zu fühlen, daß der Grund unserer Macht nicht auf den Freyheiten des Volkes beruht, und nicht darauf beruhen kann. — Wären die Inder alle Engländer, würde ich die größtmöglichste Preßfreyheit vorziehen, aber so wie sie sind, kann nichts gefährlicher seyn, als diese Freyheit; statt nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten, und bessere Regierung zu bezwecken, würde sie nichts erzeugen, als Insubordination, Insurrektion und Anarchie« (II. S. 27).

Von nicht minder historischem Gehalte, als die Briefe über die Feldzüge wider Tipu Saib, sind die während des letzten Krieges wider die Birmanen an den Vicekönig Lord Amherst und an Lord Wellington geschriebenen. Der rastlosen Thätigkeit, womit Sir Thomas, nun Statthalter von Madras, alle Maßregeln des Generalgouverneurs unterstützte, war, wie dieses von allen Seiten (vom Generalstatthalter, von der ostindischen Kompagnie, vom Parlamente) höchst ehrenvoll anerkannt war, großen Theils der glückliche Ausgang dieses bedenklichen Krieges zuzuschreiben. Diese Korrespondenz zwischen den Forts St. Georg und William, d. i. den Statthalterschaften von Madras und Kalkutta, so wie die zahlreichen Geschäftsaufsätze, welche die Hälfte des zweyten Bandes füllen, sind vom höchsten Belange für den Statistiker und Staatsmann. Nachdem Sir Thomas sich lange vergeblich ins Vaterland zurückgesehnt, fiel er, ehe er noch die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, auf einer Reise in die abgetretenen Provinzen, die er noch einmal zum Abschiede besuchen wollte, ein Opfer der Cholera, allgemein beweint und beklagt als der Vater des Volkes. Diesen ehrenvollen Beynamen gibt ihm die nach seinem Tode zu Madras erschienene englische Staatszeitung; die öffentliche Dankbarkeit erkannte ihm ehernes Standbild zu Pferd zu, aber der Vorschlag der Statthalterschaft von Madras, sein Andenken durch die Stiftung einer wissenschaftlichen Anstalt, welche den Namen Munro college führen sollte, zu verewigen, wurde von den Direktoren der ostindischen Kompagnie leider! nicht genehmigt. Er starb am 5. Julius 1827, d. i. gerade am Tage, wo ein Jahr früher der edle Raffles eben so plötzlich dem Leben entrissen ward. Welch ein edles Musterpaar brittischer hoher Staatsbeamten in Indien!

J. v. Hammer.

Art. VI. Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Siebenter Band: Vom Carlowiczer bis zum Belgrader Frieden, 1699—1739. Mit einer Karte. Pesth, bey Hartleben, 1831. 8.

Der Eifer und die Liebe, welche den Herrn Verfasser für sein rühmliches Unternehmen befeuern, machen es allein möglich, daß das treffliche Werk so rasch seinem gedeihlichen Ende zuschreitet. Mit Vergnügen wird jeder Theilnehmende die Kunde vernehmen, wenn er den siebenten Band dieser osmanischen Geschichten öffnet, daß von jetzt an die Macht türkischer Barbarey sich allmälich lichtet. »Endlich kann der Schreiber und Leser

osmanischer Geschichte freyer aufathmen von dem erstickenden Brodem der Blutqual. Zwar umfaßt dieser Zeitraum noch zwey Thronumwälzungen durch Aufruhr, aber keine von beyden mit Sultansmorde gebrandmarkt. Die starre Eisrinde des Türkenthums thauet wenigstens von außen auf, in dem warmen Verkehre europäischer Politik und Kultur; es weht ein sanfterer Hauch menschlicher Milde und feiner Gesittung, und mit der Epoche der Buchdruckerey ist auch im osmanischen Reiche, wie dritthalb Jahrhunderte früher im übrigen Europa, ein neues Leben erwacht.« Um die folgenden Begebenheiten besser beurtheilen zu können werden vorerst die Männer geschildert, welche die Macht des Reiches unter sich vertheilt hatten: Husein, Köprili (IV), Rami, der Grieche Maurocordato, mit den neuen Ehrentiteln eines geheimen Rathes und Erlauchtesten (ἐξ ἀποῤῥήτων und ἐκλαμπρότατος) ausgezeichnet, und von Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand erhoben; dann Feisullah, der einflußreiche Mufti, und Daltaban, ein roher Serbe, der weder lesen noch schreiben konnte. Gesandtschaften befestigten das Werk des Friedens; für Oesterreich wurde der zwölfte Artikel des eben geschlossenen dahin erweitert, daß die Loskaufung der Gefangenen geringeren Schwierigkeiten unterlag, und drey Fermane, zu Gunsten des Handels, zum Schutze der katholischen Geistlichkeit überhaupt, und der zu Jerusalem insbesondere erlassen, bewiesen, wie hoch man ein gutes nachbarliches Verhältniß mit dieser Macht schätze. Venedig schloß einen neuen Vertrag (15 April 1701), in welchem statt der sechzehn Artikel des Carlowitzer Friedens drey und dreyßig erschienen, hielt ihn aber so verborgen, daß man von seinem Daseyn lange Zeit nichts wußte. Mit Rußland, welches seine Aufmerksamkeit auf den Norden richtete, kam ein dreyßigjähriger Friede zu Stande, in welchem man unter dreyzehn andern Punkten auch festsetzte, daß die Grenze durch eine Verödung des Landes von zwölf Stunden, von Or bis gegen Asow, bestimmt werden sollte. Der bekannten Begebenheiten mit Herrn von Ferriol gedenken türkische Schriften ausführlich unter dem Titel: Ankunft des französischen Gesandten und seine Grobheit im Diwan; doch nahmen von dem Unglimpf, der darauf folgte, weder der französische Hof, noch die Pforte weiter die geringste Kenntniß Die Bemühungen des weisen Husein Köprili's, dahin gerichtet, das harte Los der Christen zu mildern, die erschlaffte Ordnung und Zucht wieder herzustellen, die Finanzen und frommen Stiftungen, das Heer und die Flotte auf den alten, kräftigen Fuß zu bringen, konnten nicht in ihrer vollen Wirkung sich zeigen, da ihr Urheber zu frühzeitig entfernt wurde. Er schied von den Geschäften, nicht wegen der Ursachen,

die man gewöhnlich anführt, sondern aus Schmerz über den Verlust seines Neffen, der, wie Raschid höchst zart berührt, war hingerichtet worden, weil »er einer der Herrinnen, deren Leib im Schatzgemache der Keuschheit aufbewahrt, heimlich anhänglich.« Unter dem neuen Großwesir Daltaban, welcher sogleich folgte, nicht erst nach vierzigtägigem Zaudern, wie Cantemir aussagt, ist für den Abendländer vielleicht nichts so anziehend, als die Manifestation türkischer Glaubensduldsamkeit. Die schismatischen Armenier verklagten ihre katholischen Landsleute. »Was sind Katholiken?« fragte der Kiaja (Minister des Innern), »sind es nicht Ungläubige?« und als der Kläger, Metropolit Ephraim, bejahend antwortete, entgegnete der Kiaja: »Sey ein Schwein weiß oder schwarz, ists immer ein Schwein, die hohe Pforte kümmert sich nicht um den Unterschied zwischen einem Armenier-Katholiken oder Nichtkatholiken.« Doch wurde das Kollegium der Jesuiten zu Erserum, wo sie schon dreyhundert junge Armenier bekehrt hatten, aus Staatsgründen gesperrt. Die Verwaltung im Innern durch den Großwesir Rami gewährt schöne Lichtpunkte, und europäische Leser vergeben ihm gern, daß er nicht durch Kriegsruhm, sondern durch das Verdienst seiner glänzenden Feder zu der hohen Würde gelangt war, wenn sie gleich nicht billigen werden, daß er vornehme Beamte durch Schläge mißhandeln ließ. Es bleibt beachtenswerth, daß diese beyden Umstände, verbunden mit einigen andern, in einem despotischen Staate die Veranlassung zum Aufruhr wurden, welcher dem Herrscher den Thron kostete. Die Empörung ist belebt und anziehend nach acht osmanischen Quellen erzählt, aus denen hervorgeht, daß la Motraye's und Cantemir's Berichte, denen man bisher ausschließlich folgte, mitunter oberflächlich und einseitig sind. Der Aufruhr, hervorgerufen von Leuten ohne politische Bedeutung, konnte auf eine so beunruhigende Art wachsen, weil er Anfangs nicht kraftvoll bekämpft, erst durch den Beytritt von fähigen Männern erstarkte, sich eine Zeit lang, was unglaublich scheinen muß, von den Verbrechen des Diebstahls und Raubes frey hielt, und durch die heilige Fahne, den Mantel des Propheten und durch Fetwa's sich die türkische Legitimität verschaffte. »Wenn der Padischah, bestimmt das Volk Mohammeds zu regieren, unter dem Vorwande der Jagd die Hauptstadt verläßt, die Unterthanen mit schreyenden Auflagen erdrückt, den Schatz verschwendet, ist dieß gesetzmäßig zuzulassen? Entscheidung: Nein.« Es läßt sich noch eine andere Frage damit verbinden: auf welchen festen Füßen steht der orientalische Despot? Der Sultan, eingedenk seiner glänzenden Regierung in den ersten Jahren, verzichtete voll innern Grams auf den Thron mit

den Worten: »Bruder, die Truppen wollen dich zum Padischah,« und bezog schweigend sein einsames Zimmer, in welchem er sechs Monate darauf vor Schwermuth starb. Ihm für seine Person folgte der Ruhm eines milden und gebildeten Fürsten.

Zwey und sechzigstes Buch. Wenn es für den neuen Sultan Ahmed III. erniedrigend seyn mußte, zur Besänftigung der Aufrührer, welche Absetzungen und Hinrichtungen verlangten, zu sagen: »Meine Diener, was euch genehm ist, ist mir genehm; alle von euch angestellten Befehlshaber sind von mir bestätigt;« so verstand er doch durch scharfe Handhabung der Polizey auf die Häuptlinge der Rebellen die Todesstreiche fallen zu lassen. Er opferte dem allgemeinen Volkshasse den Mufti Feisullah, dem man fluchte, weil sein Fetwa die Abtretung von Kamienietz mit so vielen Moscheen an die Ungläubigen gebilligt hatte, und welcher — das dritte und letzte Beyspiel in der osmanischen Geschichte — gefoltert und schimpflich hingerichtet wurde. Auch die pflichtvergessenen Gartenwachen (Bostandschi) wurden entfernt, und um sie zu ersetzen, die Aushebung von tausend Christenknaben befohlen: eine Gewaltthat, die sich nicht mehr erneut hat. Nicht gegen Oesterreich, wohl aber gegen Rußland zeigte nun die Pforte Mißtrauen. Um Peters Absichten zu vereiteln, von Assow aus durch eine Flotte das schwarze Meer zu beherrschen, legte man ein Schloß an, welches die Durchfahrt zwischen Keresch und Taman sperrte, und munterte den Chan der Krimm und die Grenzstatthalter zu scharfer Aufsicht auf. Die Franzosen, mit Oesterreich in harten Krieg verwickelt, boten durch ihren Gesandten Ferriol alle Gewandtheit und Kraft auf, die Pforte zum Kriege gegen ihren Gegner zu vermögen; allein die kaiserliche Gesandtschaft, durch einen Minoriten und einen Jesuiten von den Anschlägen Ferriol's unterrichtet, und durch eine deutsche Renegatin Fatima, der man monatlich fünf und zwanzig Thaler reichte, in Kenntniß gesetzt, was der Minister des Innern seinen Frauen im Harem erzählte, wußte thätig und glücklich sowohl diese Gefahr zu entfernen, als die Unterstützung, um welche Rakoczy ansuchte, zu vereiteln. Bey Gelegenheit, wo die erste Verfolgung der katholischen Armenier, die Unruhe stiftende Proselytenmacherey der Jesuiten und die Schicksale des Patriarchen Avedick zur Sprache kommen, den der französische Hof im Jahre 1706 zu Chios aufheben ließ, stellt der Herr Verfasser neuerdings die Meinung auf: sehr wahrscheinlich sey dieser Eiferer für die armenische Kirche die berühmte Masque de fer gewesen. Der Schleyer, welcher auf dieser räthselhaften Person ruht, dürfte wohl nie ganz gehoben werden; es mag erlaubt seyn, hier zu bemerken, daß der Mann mit der eisernen Maske

schon Ende 1661 oder Anfangs 1662 auf die Inseln St. Marguerite gebracht wurde, daß Louvois avec une considération, qui tenoit du respect mit ihm stehend sprach, und Louvois schon im Jahre 1691 starb, und daß der angebliche Marchiali den 3. März 1703 begraben wurde. Man mag denken was man will, die Vermuthung des scharfsinnigen Gibbon (Miscellaneous Works, Lond. V. II. 4.) verdient immer Berücksichtigung. Als anziehende Berichte von Dingen dritten Ranges werden erfreuen: die Nachweisung der Haiduken als eines tscherkessischen Stammes, das Auftauchen einer neuen Insel bey Santorin, welche »die schönste« und »die friedliche« heißt — bis die Erscheinung Karls XII. ein erhöhetes Interesse in Anspruch nimmt. Türkische Quellen geben hier ganz neuen Aufschluß, und man wird nicht mehr mit Spittler sagen dürfen: »der Schwedenkönig habe offenbar keinen Plan, oder wenigstens keinen andern gehabt, als den Leidenschaft und Laune gibt,« wenn man erfährt, wie sicher ihm die Hülfe des Tartarchans versprochen, und welche Intriguen vorwalteten, daß nicht vor dem Tage bey Pultáwa die Begebenheiten, welche später am Pruth eintraten, die Russen übereilten.

Drey und sechzigstes Buch. Nach Beendigung der Geschichte voll Ungelegenheiten mit dem Schwedenkönig, über dessen unglimpfliche Behandlung die öffentliche Meinung, gestützt auf die Worte des Propheten: »Ehret den Gast, auch wenn er ein Ungläubiger ist,« sich tadelnd ausgesprochen, folgt in andern Geschichtsbüchern gewöhnlich die Erzählung des Krieges gegen Venedig und Oesterreich. Hier finden sich indessen einige andere Angelegenheiten eingeschaltet: die Empörung in Kairo durch Kaitasbeg und der Tod von zehn großen Gelehrten, welche an der Spitze von hundert andern, in den Anmerkungen namentlich aufgeführten, stehen, und von deren Einem, Aarif, der Reichshistoriograph rühmend verkündigt: »sein Wörterflor ist farbiger als Seide, sein Phrasenduft wohlriechender als der reinste Ambra.« In der Darstellung des venetianischen Krieges hebt der Herr Verfasser heraus, was die Geschichtschreiber der Republik, denen er nicht ohne Grund vorwirft, es sey bey ihnen nur negative Wahrheit zu finden, zu verschweigen gewohnt sind, und setzt die Veranlassung des Friedensbruches klar aus einander. Die Pforte verschmerzte schwer den Verlust der schönen Morea, und wußte, daß die Griechen, durch Gelderpressungen erbittert, sich wieder unter türkischen Gehorsam sehnten. Der Raub des dem Harem Hasanpaschas gehörigen Schiffes, die verweigerte Auslieferung eines Rebellenhäuptlings und verschiedene Schiffsplackereyen betrachtete die Pforte als ein System

friedensbrüchigen Verfahrens, erklärte den Krieg, und Morea, damals zweytausend Ortschaften enthaltend, ward in hundert und einem Tage erobert (1715). Besonders schön und klar sind die Berathungen aus einander gesetzt, ehe man sich zum Kriege gegen Oesterreich entschloß, wobey den Diwan das lebhafteste Gefühl beseelte, der deutsche Kaiser sey nicht durch den Carlowitzer Frieden zur Hülfe Venedigs verpflichtet. Wie leicht zu denken, sind »die glänzenden Feldzüge und der rühmliche Friede von Passarowitz als ein leuchtendes Ehrendenkmal von Eugens Ruhme durch Schwert und Feder« dargestellt, und wir bemerken bloß, daß über die Verhandlungen mit Rakoczy manches Neue mitgetheilt wird, daß Eugen von der Forderung, die ganze Wallachey und Moldau müsse als Anhängsel von Belgrad und Temeswar an Oesterreich kommen, nur abgestanden, sobald er erfahren, daß achtzehntausend Spanier — oder achttausend? — auf Sardinien gelandet, daß die kaiserlichen Friedensboten die zu großen Ansprüche Venedigs durch die Mittheilung der erbeuteten Urkunde dämpften, durch welche der Großwesir wegen der bey Peterwardein erlittenen Niederlage die Belagerung Corfu's aufzuheben befohlen hatte. In dem Feldzuge des J. 1717 scheint der Zug der Tataren, welche über Bistritz in die Gespannschaften Marmaros, Szathmar und Ugocs streiften, und vom Grafen Karoly verjagt wurden, mit Schweigen übergangen.

Das vier und sechzigste Buch beschäftigt sich mehr mit friedlichen Angelegenheiten, als mit kriegerischen, und gewährt dadurch Gelegenheit, auszuruhen, und den inneren Entwicklungen die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Alle, die, aus der Fremde kommend, in der wiedereroberten Morea sich ansiedelten, erhielten Steuerfreyheit auf drey Jahre, und solche Befehle, welche das Wohl des Landes und der Unterthanen berücksichtigen, tragen in den Sammlungen von Staatsschriften die Ueberschrift Adaletname, d. i. Gerechtigkeitsbuch. Nissa und Widdin, nach dem Verluste von Temesvar und Belgrad die wichtigsten Grenzfestungen, wurden mit großen Kosten in wehrhafteren Zustand versetzt; Ibrahim, »ein den Frieden und seine goldenen Früchte hochschätzender, gerechter, staatskluger, Wissenschaft und Kunst liebender, sanfter, gutmüthiger Großwesir,« ersparte dem Schatze binnen den ersten drey Jahren seiner Verwaltung die Summe von sieben Millionen Piaster. Es ließen sich demnach Feste des Friedens feyern, und glücklich das sonst zufriedene Volk, dessen Jahrbücher, wie hier geschieht, angefüllt seyn können mit langen Beschreibungen von Doppelhochzeiten, von Vermählungen und Beschneidungen in der kaiserlichen Familie, von Rang- und Kleiderordnungen, von religiösen Wohl-

thaten, an fünftausend arme Kinder gespendet, von funfzehntägigen derben Volksbelustigungen mit Palmenaufzügen und kostbaren Geschenken, von Bauten, Blumenflor und Lampenfesten, und vom feyerlichen Prinzenunterricht. Dessen ungeachtet wächst der Schatz durch weise Ersparungen, Hinrichtungen waren selten, und einheimische Gesandte gingen von der Hauptstadt nach fremden Ländern, und ausländische eilten aus der Fremde nach Konstantinopel. Daß die Geschichte der Friedensbotschaften zwischen Oesterreich und der Türkey eine besondere Berücksichtigung verdiene und erhält, ist von selbst einleuchtend. Es wird nicht unbemerkt gelassen, zu welch stolzer Haltung damals schon sich Rußland erhoben. Peter der Große verlangte, »um die Rechte und Verfassung Polens zu erhalten, die Pforte solle ihm freyen Einmarsch in Polen zugestehen; allein noch schlagender machte sich die durch aufgenommene europäische Kultur erstarkende Macht des östlichsten Kaiserthums kund, als bey den Thronumwälzungen in Persien (1722) die Osmanen mancherley Gebiete als Erbländer einziehen wollten, Rußland auch Vergrößerungen beabsichtigte, allein zugleich erklärte: es wolle als Schiedsrichter zwischen Persien und der Türkey auftreten (1724). Der französische Botschafter hielt eine solche Wendung der Dinge für zu hart, und es kam damals ein Theilungsvertrag zwischen Rußland und den Osmanen über den nordwestlichen Theil des persischen Reiches zu Stande »als Vorgänger und Muster der Theilung Polens«, von den Geschichtschreibern der letzten bisher übersehen.« Die nordische Macht allein hat davon dauernden Nutzen gezogen. Unter solchen anziehenden Gegenständen ist nicht übersehen, daß die geistreiche Lady Worthley Montague kühn genug war, ihrem sechsjährigen Sohne die Pocken einimpfen zu lassen, um von der Türkey aus, dem erschreckten Europa zu zeigen, wie man die Stärke eines furchtbaren Uebels bricht. Anmuthig ist die in den Anmerkungen mitgetheilte Aufzählung von fünf und zwanzig bildlichen Redensarten statt der einfachen: er ist natürlichen Todes gestorben. Die letzte derselben mag dastehen wegen des Urtheils, welches sie über einen großen Fürsten fällt: »Der Czar von Moskau, Peter Alexiovitsch, ging in der Stadt Petersburg zu Grunde, und ward in dem engen Winkel des Staubes beygesetzt. Er führte unter den Bewohnern seiner Länder manche neue Sitte ein, als das Bartscheren und das Tragen der Hüte statt der Kalpaken. Seine Narrheiten, womit er den Weg der Welteroberung zu gehen wähnte, sind allbekannt, und es war eine Wohlthat der Zeit, daß er von der bewohnten Erde in den Abgrund des Verderbens stürzte.«

Fünf und sechzigstes Buch. Während Rußland be-

reits im Besitze der kaukasischen Länder am kaspischen Meere war, welche ihm der Theilungsvertrag zugesprochen, mußte die Pforte ihren Antheil erst mit Waffengewalt sich erwerben. Die Erzählung dieser Eroberung nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch, bis in dem Friedensschluß (1727) mit dem persischen Usurpator Eschref der befriedigende Ruhepunkt einzutreten scheint. Die Osmanen bleiben im Besitze »von Kermanschahan, Hamadan, Sine, Ardelan, Nuhawend, Churremabad, Loristan, Mekri, Meragha, Choi, Sengan, Tebrif, des Bezirkes von Aserbeidschan, von Gendsche, Karabagh und Eriwan, von Orduabad, Tiflis und Nachdschiwan und ganz Gurdschistan, von Schamachi und Schirwan; die im vorigen Jahre von den Persern besetzten Städte Sultania, Ebher, Tarim und Sendschan werden geräumt, und die in der Schlacht von Andschedan genommenen Kanonen zurückgegeben; dagegen wird Eschref als Schah von Persien mit den beyden Majestätsrechten des Islam, dem Kanzelgebete und der Münze anerkannt, und ihm die Befugniß eingeräumt, unter einem besondern Emirol-hadsch eine jährliche Karawane nach Mekka zu senden.« Einige Zahlen, wenn sie keine Druckfehler sind, scheint der Patriotismus der türkischen Quellen bey den Kriegserzählungen übertrieben angegeben zu haben. Die Perser, in Tebrif belagert (S. 326), hatten binnen vier Tagen dreyßigtausend, die belagernden Türken zwanzigtausend verloren; die Osmanen umzingelten drey Schlösser (S. 337), worein sich die Perser geworfen, stürmten dieselben, und machten bis funfzigtausend zusammengelaufene Afghanen, Escharen und Kurden der Stämme Mukadem und Ossalu nieder. — Die zahlreichen Einrichtungen, welche der friedliebende Großwesir während seiner zwölfjährigen Verwaltung ungeachtet der Kriege und Empörungen getroffen, verdienen schärfer ins Auge gefaßt zu werden, als bisher geschehen. Bekannt ist die Errichtung einer Buchdruckerey unter der Leitung Ibrahims, »des ungrischen Renegaten, dessen christlicher Name verloren gegangen, seinem Geburtslande und seiner Familie den Ruhm des Stifters der Druckerey und des Schriftstellers, aber auch die Schande des Rebellen und Renegaten entzieht.« Dabey bleibt das Urtheil des Herrn Verfassers bemerkenswerth: »Die Einführung der Druckerey war bloß der Beginn des Nachsommers osmanischer Literatur.« In den Erläuterungen erscheint die Liste aller in Konstantinopel vom Jahre 1728 — 1830 gedruckten Werke vollständiger aufgezählt, als es in Toderini, als es in der Vorrede zum neuen Meninski, als es in der Uebersicht der osmanischen Literatur (in Eichhorns Geschichte der Literatur) und als es in Bianchi geschehen ist:

ein angenehmer Fund für die Freunde türkischer Musen. — Nützliche Bauten erhoben sich aller Orten, Gelehrte fanden Unterstützung und Aufmunterung, Bibliotheken wurden gestiftet, eine hart am Grabmale der Sultanin Mutter Mohammeds IV., »um durch die Belebung der Wissenschaft den Geist der hochseligen Großmutter im Paradiese zu erfrischen.« Nach persischer Sitte ward das schöne Fest Newruf eingeführt, in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, zur Erinnerung an den ersten Tag, »an welchem die neugeschaffene Sonne im Zeichen des Widders ihren Lauf begann, und an welchem Dschemschid, geschmückt mit der Strahlenkrone, auf dem Throne von Persepolis des Aufganges der Sonne harrte, und wenn sie flammend heraufstieg, sie mit Hymnen des Lobes und Dankes begrüßte, und zugleich die Huldigung der Geschenke bringenden Völker seines weiten Reiches empfing.« Glänzend und mit wahrhaft orientalischer Farbenpracht sind auch alle Anstalten zum Empfang von Eschref's Botschafter beschrieben, damit man daraus erkenne, welcher Geist damals die hohe Pforte belebte (S. 370). Zu der Lust an Feyertagen gesellte sich auch eine vordem unerhörte Sparsamkeit mit Menschenleben, und nur gegen wirkliche Verbrecher wurde der Befehl erlassen: »ihr lustfröhnendes Haupt abzuschneiden, und sie des Kaftans des unbeständigen Lebens zu entkleiden.« Minder wichtig für die Osmanen waren die strengen Befehle gegen die Jesuiten, die Verfolgung der katholischen Armenier, welche zu Venedig gastlich aufgenommen, eine religiöse und wissenschaftliche Pflanzschule (die der Mechitaristen) gründeten. Das Kriegsglück des rechtmäßigen Schahs von Persien, Tahmasip, unterbrach plötzlich die süßen Beschäftigungen des Friedens zu Konstantinopel, und führte die bekannte Empörung herbey, in welcher, bloß durch die Rath- und Thatlosigkeit der obersten Beamten, der Sultan Ahmed III. den Thron, der Großwesir das Leben verlor. Ibrahims Verwaltung erhält zuletzt noch ihren verdienten Lobspruch, in welchem es unter andern heißt: »Nach seinem Tode fand man in drey, unter dem Taubenschlage seines Hauses begrabenen Kisten sechzigtausend Dukaten, in einer vierten Kiste Juwelen, mit der Einrichtung des Hauses an Teppichen, Schalen, Waffen, Prachtgefäßen auf dreytausend Beutel Goldes. Diese Schätze beweisen die verwaltende Klugheit des Großwesirs und die ergiebigen Finanzquellen des osmanischen Reiches, und können nicht als Beweise von Geiz oder grausamer Erpressung geltend gemacht werden. Die Anklage von Geiz wird durch die Großmuth seiner Stiftungen widerlegt, die von grausamer Erpressung durch seine Milde, welche Hinrichtungen als Finanzmittel hintanwies.«

Sechs und sechzigstes Buch. Die Thronentsetzung zeigt wieder Auftritte und Charaktere, welche in der Geschichte zwar oft dagewesen, allein in der osmanischen am belehrendsten wirken sollten, weil sie aller Beygabe von wahrer oder falscher Bildung entblößt, schnell in ihrer argen Blöße sich darstellen. Die erste Unterredung, welche der Vater des Aufruhrs, Patrona Chalil, mit seinem Geschöpfe, dem neuen Sultan Mahmud I., dem Sohne Mustafa's II., hatte, erscheint verführerisch. »Was kann ich für dich thun?« fragte der Sultan. »Mein höchster Wunsch ist erreicht, indem ich dich auf den Thron gesetzt; nun weiß ich wohl, daß meiner schimpflicher Tod harrt.« — »Ich schwöre dir bey meinen Ahnen, daß dir nichts Leides geschehen soll, begehre eine Belohnung, sie ist dir im voraus gewährt.« Patrona bat um die Aufhebung der neuen lebenslänglichen Pachtungen (Malikiane), welche das Volk drückten, und dieselben wurden sogleich aufgehoben. Allein diese Uneigennützigkeit konnte von keiner Dauer seyn. Das gewöhnliche Thronbesteigungsgeschenk wurde in hundert funfzig Wagen, jeder mit funfzig Beuteln beladen, auf den Fleischplatz geführt, und unter vierzigtausend Janitscharen, deren jeder fünf und zwanzig Piaster erhielt, achtzehntausend Kanoniere, zwey und zwanzigtausend Zeugschmiede und zwanzigtausend Sipahi vertheilt. Die Rebellen verglichen sich mit der Regierung, nur unter zwey Bedingungen vom alten Gehorsam etwas wissen zu wollen: keiner von ihnen sollte wegen Aufruhr gestraft werden, und ihnen drey Fahnen offen zu halten erlaubt seyn, unter denen sie sich versammeln könnten, wenn etwas wider sie im Schilde geführt würde.« Der uneigennützige Patrona, durch fünfhundert Beutel bestochen, setzte durch, daß ein griechischer Fleischer Fürst der Moldau wurde, und das offenbare Unrecht, welches dadurch der frühere erlitt, suchte er durch die spöttische Frage zu beseitigen: »was mag der Unterschied wohl seyn zwischen Giaur und Giaur?« Seiner Beyschläferin war ein Pallast eingeräumt, »und es war so weit gekommen, daß sogar die Sultanin Walide bey der Niederkunft der Janitscharenhure derselben Scherbet senden mußte.« Der Uebermuth zog bald die Strafe auf sich, und die Rebellen und ihre Gönner wurden schonungslos vernichtet; binnen sechs Monaten sollen durch heimliche und öffentliche Hinrichtungen deren funfzehntausend aus dem Wege geräumt worden seyn. — Anziehender, als die Erzählung von Schuld und Strafe, sind die Begebenheiten des Großwesir Topal (d. i. des Hinkenden) Osman, und eingeleitet durch eine köstliche Bemerkung: »Für Dankbarkeit — selbst gegen den Giaur — hat der Perser und Türke kein anderes Wort, als das der Rechterkennt-

niß. Dankbarkeit ist nach ihren Begriffen die Erkenntniß der Schuld gegen den Wohlthäter, als Erkenntniß von Wahrheit und Recht, dessen Name dem Araber Eines mit Gott, welcher die ewige Wahrheit und das ewige Recht.« Der ganze Hergang ergibt sich aus folgendem Auftritte: »Topal Osman, eben Großwesir geworden, verlangte vom französischen Botschafter, daß er nach Malta schreibe, um Arnaud und seinen Sohn nach Konstantinopel zu laden. Sie kamen, und brachten noch zwölf aus der Sklaverey erlöste Türken mit sich. Er empfing sie im vollen Staat mit der größten Auszeichnung. »Ich war,« sagte er, das Wort an die Offiziere seines Hauses und die Staatsbeamten richtend, »ich war selbst ein Sklave, mit Ketten beladen, mit Wunden bedeckt, triefend von Blut; dieß ist der Mann, der mich erlöset, geheilet, gerettet hat, ihm danke ich Leben, Freyheit, Glück und was ich genieße. Ohne mich zu kennen, zahlte er für mich großes Lösegeld, entließ mich auf mein bloßes Wort, gab mir ein Schiff, mich zu führen, wohin ich wünschte; wo ist ein Muselman solcher Großmuth fähig?« Aller Augen waren auf die beyden Franzosen geheftet, der Großwesir hielt die Hand des zwey und siebzig Jahre alten Arnaud in der seinigen; er fragte ihn und seinen Sohn über ihre Lage und Glücksumstände aus, und endete seine Rede, im Vollgefühle seiner Macht, mit dem Ausrufe: Gott ist allgnädig!« Die ganze französische Nation erntete die Vortheile von der edlen Großmuth Eines ihrer Mitbürger, und so unglaublich es scheint, es läßt sich nicht läugnen, es war die Zeit gekommen, in welcher europäische Bildung und europäische Begriffe anfingen, bey osmanischen Staatsbeamten Eingang zu finden. Wie gern verweilt das Auge auf der blühenden Oase menschlicher Tugend, wenn es so lange nichts als blutgetränkte Sandwüsten erschaut! — Ueber den persischen Krieg darf man aus türkischen Quellen nichts Neues erwarten. Erlittene Verluste und Niederlagen, meinen die Osmanen, werden am ehesten gut gemacht, wenn man sie verschweigt — vielleicht damit der Nachfolger aus den Fehlern des Vorgängers nichts lernen dürfe; allein der Engländer Hanway und der Perser Mehdi kränken den türkischen Stolz, und erzählen die Begebenheiten treu und weitläufig. Der Friede wurde, weil der russische Krieg drängte, mit Verlust aller durch den Theilungsvertrag und durch Eroberung erworbenen Länder auf den Fuß des von Sultan Murad IV. abgeschlossenen erneut (1736). Die Verhältnisse mit Rußland werden von Tag zu Tag wichtiger. Wie dieses Reich Widerspruch einlegte gegen den Marsch der Tataren in die Länder des Kaukasus, weil dadurch seine Grenzen verletzt wurden, so that die Pforte Einspruch gegen das Einrücken

der Russen in das Gebiet der Republik Polen, welches dem zweyten Artikel des Friedensvertrages zuwider, nach welchem die Freyheit polnischer Verfassung und die Vorrechte des Landes unangetastet bleiben sollten. Dabey ist eine Sprachbemerkung nicht außer Acht zu lassen, welche einen tiefen Blick in die Seele und in die Vorstellung der Orientalen erlaubt. »Das Wort, welches in der persischen und türkischen Sprache die Republik bezeichnet, ist gleichbedeutend mit Gemeinwesen, aber das persische, welches die wortarmen Türken für Freyheit gebrauchen, heißt wörtlich Kopfgebundenheit, und bezeichnet nur den Gegensatz des Nichtsklaven, dem erlaubt ist, sich den Kopf mit dem Turban zu umwinden, während dem Sklaven dieses verwehrt bleibt.« Gegenstände von minderer Wichtigkeit, aber immer anziehend, sind das Kleiderverbot, die Abenteuer Bonneval's, die Beschreibung des herrlichen Festes der Geburt des Propheten. Später erging ein Verbot auch gegen die neuen Formen der Stickereyen, weil sie ein Verführungsmittel der Schwachköpfigen seyen, unter welchem Ausdruck der Moslim, gestützt auf das wahre Wort des Propheten, »sie sind am Verstande verkürzt,« sehr ungalanter Weise das ganze Frauengeschlecht versteht. Die Erläuterungen theilen eine Denkschrift des russischen Hofes in italienischer Sprache mit, in welcher die Tscherkessen als ursprüngliche Kosaken aus der Ukraine ausgegeben, folglich für russische Unterthanen erklärt werden; ferner einen langen Brief vom Arzte Topal Osmans an den französischen Gesandten zu Konstantinopel geschrieben, worin die Schlacht und der Entsatz von Bagdad umständlicher und genauer, als an jedem andern Orte, aus einander gesetzt werden.

Sieben und sechzigstes Buch. Nur ungern entschloß sich die Pforte, von Rußland durch die Belagerung Assows angegriffen, zum Kriege, denn in den Köpfen ihrer Minister wurde es durch Erfahrung und die häufigen Berathungen mit fremden Gesandten helle, welche Ueberlegenheit europäische Kriegszucht und Kriegskunst im Felde ausübe. Die Erstürmung der Linien von Orkapu oder Perekop, welche auf der Landenge errichtet, die Halbinsel Krimm gegen alle Anfälle von der Landseite bisher siegreich vertheidigt hatten, und welche die Tataren für uneinnehmbar hielten, lieferte einen neuen Beweis, und für die Scheiche mußte es nach dem Verfasser der sieben Sterne, die da wandelnd fahren in den Kunden der Könige der Tataren, geringer Trost seyn, zuletzt die sieben Ursachen aufzufinden, welche das Vaterland ins Verderben gebracht. Dem Prinzipe historischer Gerechtigkeit getreu, erhebt der Herr Verfasser strafend seine Stimme, und setzt den Namen

des russischen Befehlshabers Münch, der die schöne Krimm verheerte, an die Seite Louvois, der dasselbe Unheil über die Pfalz gebracht. Es muß unserer Zeit zur Ehre angerechnet werden, daß sie rohe Barbarey, wo sie sie finde, mit Verachtung als Barbarey bezeichnet, und die schöne Stelle Castelneau's über dieselbe Begebenheit aus seinem Werke: Essai sur l'histoire ancienne et moderne de la nouvelle Russie, welches er dem seligen Kaiser Alexander gewidmet, kann nicht oft genug wiederholt werden: Cette expédition ne fait point honneur à la Russie... du tems des Barbares cette conduite pouvoit être autorisée par leur ignorance, mais dans le dix-huitième siècle embraser des villes, détruire les principaux monumens, renverser les temples, anéantir les écoles publiques, porter les ténèbres en sacageant toutes les bibliothèques, chez des peuples qui commençoient à s'éclairer, faire périr dans l'embrasement général les vieillards, les femmes, les enfans ce n'est plus faire la guerre, mais exterminer un peuple. Um den Frieden zu gewähren, stellte Rußland auf dem Kongresse von Niemirow Forderungen, welche allgemeines Staunen erregten, und deren letzte erst in unsern Tagen ist verwirklicht worden: »die Aufhebung aller mit der Pforte bestehenden Verträge gegen Errichtung eines neuen; die Abtretung der Krimm und des Kuban sammt allen Tataren an Rußland, die Anerkennung der Wallachey und Moldau als unabhängiger Fürstenthümer unter Rußlands Schutze; den Kaisertitel; die freye Schiffahrt durch das schwarze Meer, durch den Bosporos, den Hellespont und das mittelländische Meer.« Rührend sind die Klagen der Pforte, nachdem Oesterreich, als Bundesgenosse Rußlands, sich feindlich erklärt. »Oesterreich sey ja von jeher in der Freundschaft fest, in der Beobachtung des Friedens in Wort und That rechtlich, seine Mäßigkeit und Geradheit seit Jahren belobt, erfahren und erprobt;« und die Gründe, womit sie beyder Feinde Ansprüche zurückweiset, lassen europäische Färbung nicht verkennen: »Die Maßregeln der Höfe gründen sich entweder bloß auf die Religionsgesetze, oder auf das Vernunftgesetz, oder auf beyde; euer Verfahren ist aber sowohl den Grundsätzen des Evangeliums, als denen des Grotius zuwider.« Bey der Erzählung der Kriegsbegebenheiten sind türkische Quellen wohl beachtet, welche, von dem Glücke der Ihrigen sprechend, treuer berichten, als die geschlagenen Feinde. Es ist ein Zug alt-osmanischen Geistes, daß der Befehlshaber von Jenibasar, der diesen festen Ort den Oesterreichern übergeben, und unter ihrem Schutze im türkischen Lager angelangt war, ergriffen, und zur Bestrafung Angesichts der Deutschen hingerichtet wurde,

deren jeder aber mit einem Dukaten beschenkt zurückgeschickt wurde; allein wir übergehen die verdienstliche Erzählung der Kriegsbegebenheiten. Es entlockt ein Lächeln, daß der König von Preußen den Lieutenant Sattler nach der Krimm schickte, um Pferde und zwey Grenadiere zu kaufen, und bey der Pforte es sich zum Verdienste anrechnete, daß er Oesterreich in den Jahren 1738 und 1739 nicht unterstützt habe. Der Friedensschluß von Belgrad ist bezeichnet als einer »der berüchtigsten und unglücklichsten, welcher das Ergebniß unglaublicher Eigenmächtigkeiten und Leichtsinnes von Seite der denselben unterhandelnden österreichischen Bevollmächtigten,« und es läßt sich daraus abnehmen, wie klar der Herr Verfasser die Begebenheiten aufgefaßt, und wie warm sein Herz bey des Vaterlandes Ehre und Unehre schlägt.

So sind die osmanischen Geschichten schon nahe bis auf unsere Tage vorgerückt, und es muß erfreuen, zu vernehmen, daß der Herr Verfasser die ruhmvolle Bahn dieses Werkes wird nach kurzer Zeit durchlaufen haben.

Karl Adalb. Veith.

Art. VII. 1) Geschichte der Westgothen, von Dr. Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1827. Oktav. 365 Seiten.

2) Geschichte der Ommaijaden in Spanien, nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen christlichen Reiche, von Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1829. Oktav. I. Theil 375 Seiten. II. Theil 1830. 376 Seiten.

Ueber die Geschichte der Westgothen sowohl, als des Zweiges der Dynasten der Beni Ommeije (insgemein Ommaijaden genannt), welche nach den Westgothen in Spanien herrschten, sind die beyden vorliegenden Werke unter den bisher erschienenen die vollständigsten, und füllen eine beträchtliche Lücke verdienstvoll aus. Die Geschichte der Westgothen ist aus einem Paar Dutzend von Quellen *) zusammengetragen, deren Werth im Vorberichte kurz beurtheilet wird. Der Verfasser behandelt

*) Ammianus Marcellinus, Claudianus, Philostorgios, Sokrates Sozomenos, Olympiodoros, Dexippus, Eunapius, Zosimus, Orosius, Idatius, Sidonius Apollinaris, Cassiodorus, Jornandes, Procopius, Victor Tunnunensis, der heilige Isidor, der heilige Ildephons, die Werke des Erzbischofs Julian's von Toledo, der Verfasser der Chronik Alphons des Großen und von Albayda, Isidorus Pacensis, Mariana und Ferreras.

die Geschichte der Westgothen in vier Abschnitten, deren erster die älteste Geschichte der Gothen bis auf den Einfall der Hunnen in Europa, der zweyte die Wanderungen der Westgothen durch den Süden Europa's, der dritte das tolosanische Reich der Westgothen, der vierte das westgothische Waldkönigreich in Spanien umfaßt. Der Volksname der Gothen ist von den früheren Schriftstellern, namentlich von Jornandes, mit dem der Geten vermischet worden; die letzten haben sich unstreitig in dem tatarischen Stamme der Dschete erhalten, welche in den Kriegen Timurs so große Rolle spielen; aber der Name der Gothen, als der eines Volkes, findet sich in den morgenländischen Geschichten nirgends, wiewohl dieselben durch ihre Sprache mit den Persern zunächst verwandt. Adelung vergleicht damit das altisländische Gudr, der Mann, und Barth, in seiner Urgeschichte der Deutschen, das persische Choda (Gott) und das sanskritische Codam; allein es dürfte derselbe wohl eher von dem persischen Worte Ket (Königsthron) oder Kat (welches noch heute der Name mehrerer Städte *), herzuleiten seyn. Kaiser Claudius erhielt den Beynamen Gothikus, ob der Vertilgungsschlacht von Naissos (Nissa). »Wir haben« schrieb er vergrößernd an den Statthalter von Illyrien, »wir haben 220,000 Gothen vernichtet, 2000 Schiffe versenkt.« Die Notiz über Ulphilas und den silbernen Kodex ist mit einer Tafel gothischer Alphabete und einen Fac simile des bekannten codex rescriptus von Mailand begleitet. Die berühmte Schlacht ad Salices, an einer der sieben Mündungen des Ister's, war eben so blutig, als unentschieden, aber in der Schlacht von Adrianopel kamen zwey Drittel des römischen Heeres und Kaiser Valens selbst um; mit Hilfe der Gothen dämpfte Theodosius die Empörungen des Maximus und Eugenius. Nach Hermanrich, dem Könige des großen Gothenreiches, und Atanarich, dem Richter der Therwinger (Thüringer), tritt Alarich als der Eroberer Griechenlands auf; zu Verona (im Herbste 403) auf's Haupt geschlagen, dann als Stilichos Verbündeter Belagerer Rom's; bey Gelegenheit des Lösegeldes von 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Stück Scharlach und 3000 Pfund Pfeffer wurde das goldene Standbild der Tapferkeit eingeschmolzen, wobey schon Zosimus bemerkt, daß seitdem die wenige noch übrige Tapferkeit unter den Römern erlosch. Da Ravennas Mauern ihm durch ihre Festigkeit trotzten, erschien er das dritte Mal vor Rom, und eroberte es mit Plünderung und Blutbad. Unter Ataulph und Wallia brachen die Westgothen (i. J.

*) S. Siebenmeer, IV. Band, S. 101.

410—419) in Gallien und Spanien ein; die römische Prinzessin Placidia, bey der zweyten Einnahme Roms gefangen, wurde i. J. 414 zu Narbonne dem Ataulph getraut; nach seinem Tode von Sigreich mißhandelt; nach dessen Ermordung von Wallia dem Kaiser Honorius zurückgestellt. Wallia ist der Gründer der westgothischen Herrschaft in Gallien, welchen Theodorich und Thorismund nach siegreichen Kriegen befestigt; in den katalaunischen Feldern bey Chalons sur Marne erlag Attilas Ruhm der Tapferkeit der Westgothen, welche den Sieg mit Theoderich's Leben erkauften; die Zahl der Erschlagenen soll 180,000 gewesen seyn. Theoderich II. interessirt vorzüglich durch die vom Dichter Sidonius Apollinaris hinterlassene Schilderung seiner Person und seiner Zeiteintheilung, mehr noch Theoderich der Große, der König der Ostgothen, in Italien; nach dessen Tode Atalarich, einer seiner Enkel, der Sohn einer seiner Töchter Amalasuntha, als siebenjähriges Kind die Herrschaft von Italien, der andere Amalrich, vier und zwanzigjährig, das westgothische Reich, als sein väterliches Erbe, in Besitz nahm. Nach fünf arianischen Wahlkönigen der Westgothen in Spanien war Reccared, der Katholische, der erste gothische König, der sich krönen und salben ließ, wie Titus die Lust und die Wonne seiner Unterthanen. Die Staatseinrichtung und Gesetzgebung der Westgothen in Spanien wird in einem besonderen Kapitel behandelt; zu dem höheren Adel wurden auch die Gardinge *) als reiche Gutsbesitzer gerechnet. Unter den Königen Wanba, Erwig, Egiza und Wittiza zerfiel das westgothische Reich in Spanien; schon Akba nahm (v. J. 617—683) die nordafrikanischen Provinzen und die Festung Tanger weg. Unter König Roderich machte Graf Julian, im Einverständnisse mit den Söhnen Wittiza's, dem arabischen Statthalter Musa den Vorschlag, ein arabisches Heer nach Spanien überzuführen, und dieser vertraute die Ausführung dem Feldherrn Tarik, von welchem Gibraltar noch heute den Namen (Dschebel Tarik, d. i. der Berg Tarik's) führt; Sonntags am 19. Julius 711 begann die achttägige Schlacht, in welcher das westgothische Reich in Spanien zu Grunde ging, und König Roderich endete wie König Wladislaus zu Mohacs ohne weitere Spur.

Die Geschichte des Hauses Ommeije in Spanien beginnt wo die der Westgothen endet; auch hierüber waren bisher einzelne aber einseitige Geschichten vorhanden, worunter die Cardon-

*) Im Altgothischen heißt Gards das Haus mit Hof und Gütern, im Persischen Kerd, wie in Melaskerd oder Dscherd, wie Destadscherd und anderen persischen Städtenamen.

ne's und die Vorarbeiten Conde's die vorzüglichsten sind; die letzten sind bloße Uebersetzungen aus arabischen Geschichtschreibern, welche nach seinem Tode mit Unrecht unter dem Titel einer Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien herausgegeben worden sind, wodurch dem Uebersetzer von mehreren Seiten der ungerechte Vorwurf zugezogen ward, daß er den intoleranten Geist der arabischen Schriftsteller wider die Christen theile. Nach den arabischen Quellen und nach einem Dutzend spanischer in der Vorrede aufgezählter Chroniken bearbeitete der Verfasser die vorliegende Geschichte des Hauses Ommeije in Spanien, als den Mittelpunkt der spanischen Geschichte des Mittelalters, dem alles Uebrige untergeordnet wird, während spanische Geschichtschreiber bisher die an Begebenheiten so reiche Geschichte des Hauses Ommeije an die kurze Nachricht von der christlichen Herrschaft in Spanien gereihet. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß dieser Gang nur für die spätere Zeit tauge, wo die christlichen Reiche bereits zu bedeutender Uebermacht gelangt waren, und an ihre Geschichte die der Reiche der Morawiden oder Marabuten (Morabithin), der Almohaden (Mowwahidin) und des Reiches Granada (die Beni-Ahmer) angeknüpfet werden kann. Ungeachtet der Wahrheit dieser Bemerkung wäre sehr zu wünschen, daß, wenn nicht die Dynasten der Mowwahidin und Morawidin, doch die der Beni-Ahmer, so wie hier die der Beni Ommeije besonders beschrieben würden, da die arabischen Quellen in den Werken Ibnol Chatib's des gelehrten Wesirs Ibnol-Ahmer's so reichlich strömen. Die vorliegende Geschichte der Beni Ommeije zerfällt in zwey Theile, deren erster die Geschichte der Emire von Cordova bis auf den Chalifen Abdurrahman III. und die der asturischen Könige bis zur Errichtung des Königreichs Leon, nebst den Vorfällen in der spanischen Mark bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts, der zweyte Theil die Schicksale des Chalifat's der Beni Ommeije bis zu seinem Untergange und die Geschichte der christlichen Staaten, der Königreiche Leon und Navarra, der Grafschaften Castilien und Barcellona bis auf die Vereinigung Leon's mit Castilien und der Entstehung des Königreiches Aragoniens unter Regenten aus dem Navarrischen Königshause enthält. Die Einleitung überblickt die frühere spanische Geschichte und die Eroberungen der Araber bis zu ihrer Ankunft in Spanien; da der Verfasser nicht Orientaliste ist, so ist ihm zu verzeihen, daß er Chalif statt Chalife (eigentlich Chalifet), Medinah statt Medine (eigentlich Medinet), Jatschreb statt Jathreb, Gihed statt Dschihad, Mohagrin statt Mohadschirin, Gezicra Alghadra statt

Dschesiret=el=chadhra, Hedschra statt Hidschret und dergleichen schreibt.

Der Orientalist würde auch bemerkt haben, daß der Name der Cava (meretrix), der angeblichen Schönen des Grafen Julian, nichts als das arabische Kahbe sey, welches noch heut zu Tage, so in Arabien, als in der Türkey, das gewöhnliche Wort für Hure. In der Ableitung des Namens der Sarazenen verwirft Assemani zwar mit Recht die Herleitung von Saraka (stehlen), aber wenn er mit Stephanus die Sarazenen von Σαρακα, einer nabatäischen Landschaft ableitet, so ist dawider zu bemerken, daß eine solche Landschaft nicht bekannt; am wahrscheinlichsten kömmt der Namen von Ssahra, die Wüste, indem die Beduinen sowohl von den persischen als türkischen Geschichtschreibern nicht anders als Ssahranischin, d. i Wüstensitzer, genennet werden. Nach der Erzählung der Eroberung und der Streitigkeiten zwischen Musa und Tarik folgen die Züge der spanischen Statthalter über die Pyrenäen, Zama's (Sema's) Einfall in Septimanien (das gothische Gallien), wo er (i. J. 721) geschlagen ward; ihm folgte Abderrahman Ben Abdallah el=Ghafiki, welchen in der großen Schlacht zwischen Tours und Poitiers (Oktober 732) Karl der Hammer zu Boden schlug. Die Schlacht heißt Balat esch=schuheda, d. i. der Pallast der Martyrer; abermals schlug Karl der Hammer die Araber fünf Jahre darnach beym Flüßchen Berre südlich von Narbonne (i. J. 737). Vier und vierzig Jahre, nachdem die Araber den Fuß in Spanien gesetzt, gründete Abderrahman I., ein Prinz des in Asien gestürzten Herrscherhauses Ommeije, die Regierung desselben in Spanien, und erkor zu seinem Sitze Cordova, das er durch den Bau der berühmten Moschee und des Pallastes Alcazar (Alkaßr) verherrlichte; er theilte Spanien in sechs Militärprovinzen (Toledo, Merida, Saragossa, Valencia, Granada und Murcia), in denen vier und zwanzig Unterstatthalter regierten; eine Zahl, die sich später in dem Regierungssysteme der Tataren und in dem der Mamluken Aegyptens wiederfindet; er nannte sich nur Emir; den Titel Emirol=Mumenin, d. i. Fürst der Rechtgläubigen, nahm erst Abderrahmen III. an. Außer dem asturischen Königreiche, dessen Gründung unter Pelagius (i. J. 717) erzählt wird, bestand unter Karl dem Großen die spanische Mark, über welche er den ehemaligen Statthalter von Saragossa, Ibnol Arabi, setzte, der i. J. 777 auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen war; doch gingen Karls Eroberungen alle verloren durch das Verderben von Roncesvales. Hischam, der Sohn Abderrahman's, vollendete die von seinem Vater an=

gefangene große Moschee, 600 Fuß lang, 250 breit, außer 38 Schiffen in der Breite und 19 in der Länge gebildet, ruhte sie auf 1093 marmornen Säulen; Nachts von 4700 Lampen erleuchtet. Auf der höchsten Kuppel strahlten drey goldene Kugeln, darüber ein goldener Granatapfel und eine goldene Lilie; auch baute er über den Quadalquivir eine herrliche Brücke von 27 Bogen. Freygebig und menschenfreundlich und wohlthätig, selbst gegen Juden und Christen, nur grausam gegen die Berberen, welche sich in Andalus empöret hatten; ein Freund der Dichtkunst und selbst Dichter, stiftete er in Cordova und vielen Städten seines Reiches Schulen, worinnen besonders das Arabische sorgfältig gelehrt ward, und leuchtete so seinen Nachfolgern vor, unter denen wissenschaftliche Kultur und Dichtkunst in Spanien zu so hohem Flore gediehen.

Unter Hischam's I. Nachfolger, Hakim I., hatte der berühmte Aufruhr der Vorstadt Cordova's, Rabdh Statt, wovon er den Beynamen Rabdhi erhielt, welchen auch die Ausgewanderten selbst hielten. Ein Beytrag zu der Geschichte der Rabdhi aus zwey arabischen Geschichtsquellen befindet sich in Hadschi Chalfa's Geschichte osmanischer Seekriege (B. 62 und 63) bey der Geschichte Kreta's; und Meursius hat in seinen Collectaneen über Kreta die arabischen Rabdhi in den καψιται der Byzantiner nicht erkannt *). Das wichtigste Kriegsereigniß der Regierung Hakims ist die dreyzehntägige Schlacht am Ebro in Navarra (i J. 8.6), in welcher Hakim's Feldherr von Alphonso, dem Könige Asturiens, auf's Haupt geschlagen worden. Tonkunst und Dichtkunst linderten die Anfälle von Schwermuth und Geistesabwesenheit, denen Hakim unterworfen war; auch verfertigte er selbst mehrere Gedichte, in denen er seine schwermüthigen Empfindungen aushauchte; daß Abderrahman II. Leon eroberte, daß Ramiro in einer blutigen Schlacht, worin 70,000 Feinde umgekommen seyn sollen, die Sarazenen besiegt, hat keinen historischen Grund; er hinterließ 40 Töchter und 45 Söhne; war Freund der Dichtkunst und der Tonkunst. Ali Ben Seriab gründete unter ihm die berühmte Schule der Tonkunst zu Cordova, und führte dort zuerst die Noten ein, lange vorher, als sie ihr angeblicher Erfinder Guido von Arezzo in Italien bekannt gemacht. An seinem Hofe lebte der Dichter Ben Schamri und der gelehrte Statthalter von Sidonia, Ben Gamri, der ausgezeichnetste Schahspieler seiner Zeit. Der Hauptzug des Charakters Abderrahman's II. war Großmuth, Wohlthätigkeit und Freygebigkeit bis zur Verschwen-

*) Geschichte des osmanischen Reichs, V. Band, S. 697.

dung. Die Leibwache Hakim's, von 5000 Mann, vermehrte er mit 1000 Afrikanern, und führte zuerst die asiatische Sitte des Chalifates ein, sich dem Volke nur verschleyert zu zeigen; die Einkünfte des Reichs beliefen sich unter ihm auf eine Million Dukaten. Nach ihm ward das Reich unter Mohammed I., Mondhar und Abdollah in dem Maße zerrüttet, als die Macht der christlichen Reiche unter Odono I. und Alphon's III. dem Großen sich hob, und wie sich die christliche Macht in Spanien zersplitterte, stieg die Herrschaft der Ommeije zum größten Flor unter dem achten Herrscher Abderrahman III. Zu Juaquera schlug er die vereinigte Macht der christlichen Könige (i. J. 920), aber bey dem Rückzuge erlitt Abderrahman's Heer bey Roncal (i. J. 921) eine Niederlage, ähnlich der von Roncesvales. Die große Schlacht, in welcher Abderrahman von Ramiro vor Zamora geschlagen ward, ist durch die Sonnenfinsterniß des 19. Julius 939 außer Zweifel gesetzt; aber eine unrichtige Angabe ist es (II. S. 38), daß am 6. August 938 einige Tage nach einer großen Sonnenfinsterniß eine große mörderische Schlacht vorgefallen seyn soll, da in diesem Jahre nur eine einzige Sonnenfinsterniß, am 3. Februar, Statt gehabt.

Zur besseren Verständlichkeit der afrikanischen Kriege Abderrahman's III. wird eine kurze Nachricht der drey Dynastien Beni Idris, Aghleb und Fatima gegeben. Die Verbindungen Abderrahman's mit den Fürsten seiner Zeit (mit Konstantin, Porphyrogenitus und Otto dem Großen) sind in einem besonderen Kapitel abgehandelt. Die Angabe der Geschichte des Grafen Mailath (II. S. 13), daß die Söhne der arabischen Wüste und die Magyaren nahe daran waren, sich bey Cordova zu begegnen, wird als eine zuverläßig ganz falsche Nachricht gerügt. Da aber (S. 111) Ungern unter der Leibwache des Chalifen zu Cordova vorkommen, so ist nicht wohl ersichtlich, warum jene Angabe zuverläßig eine ganz falsche Nachricht seyn soll. Das berühmteste Denkmal der inneren Geschichte des Reichs unter Abderrahman's III. Regierung, ist der Pallast oder vielmehr die Gartenstadt Es-sehra, d. i. die Blüthe, nach dem Namen seiner geliebtesten Sklavin so genannt.

»Der Pallast Sehra hatte 4312 marmorne Säulen, die meist aus Afrika, Griechenland, Frankreich und Italien hergeholt wurden. Nicht bloß im Inneren des Pallastes war der größte Reichthum, die größte Pracht und die kunstvollsten Arbeiten in allen Theilen sichtbar, sondern auch im Aeußern stattete man alles auf das Gefälligste und Reichste aus. Selbst die Dachdeckungen hatten, wie die Fußboden, eingelegte Arbeit: sie waren goldfarb und himmelblau gemalt: das Gebälk, die Haupt- und Seitenpflaster waren aus Cedernholz und mit kunstvoller Arbeit verziert. Der prachtvollste und reichste Theil des Pallastes hieß der Chali-

fensaal, dessen Fußboden und Wände von Marmor waren. Decken und Seiten waren mit Gold, Perlen, Basreliefs, Arabesken reich ausgeschmückt. Die meiste Bewunderung aber erregte ein in der Mitte des Saales stehender Springbrunn, in Jaspis ausgearbeitet. Er war von einer Gruppe von zwölf Thieren aus massivem Golde umgeben und mit Edelsteinen besetzt, um die natürlichen Farben nachzuahmen. Die Thiere waren so gestellt, daß ein Löwe eine Antilope auf der einen Seite hatte, ein Krokodill auf der anderen; gegenüber aber einen Drachen und einen Adler. Diese umgaben eine Taube, ein Falke, ein Pfau, ein Huhn, ein Hahn, ein Weihe und ein Geyer Alle diese Thiere strömten aus ihrem Maule Wasser. In der Mitte dieser Gruppe befand sich über dem Wasser ein großer Becken, ein goldener Schwan von bewunderungswürdiger Arbeit, ein Werk der berühmtesten Künstler in Konstantinopel. Darüber hing von der Decke eine kostbare Perle, ein Geschenk des griechischen Kaisers Leo. Auch die anderen Säle und Gemächer waren mit Vorhängen, Tapeten und Verzierungen aus Goldstoff und Seide überaus reich ausgestattet; Blumen, Landschaften, Thiere waren darauf so natürlich und täuschend dargestellt, daß man sie, nach den Versicherungen derer, die sie gesehen hatten, für lebendig und wirklich halten mußte.«

»In der Mitte dieser Zaubergärten stand auf einer Anhöhe, von wo aus man die reizendste Aussicht genoß, der Pavillon des Chalifen, wo Abderrahman auszuruhen pflegte, wenn er von der Jagd kam. Dieser Lustsitz wurde von weißen Marmorsäulen mit goldenen Knäufen getragen. Wände und Decken des inneren Raumes waren überreich mit Gold und mancherley Edelgesteinen ausgeschmückt. In der Mitte befand sich eine große aus Porphyr verfertigte Riesen-Muschel, welche mit Quecksilber angefüllt, und so eingerichtet war, daß es ab- und zufloß. Gegen alle Seiten hin waren Thüren von Ebenholz und Elfenbein angebracht: wenn dadurch die Sonnenstrahlen zugelassen wurden, so war der von den Wänden zurückgeworfene Glanz so stark, daß man die Augen nicht aufbehalten konnte. Wollte Abderrahman seine mit den Wundern von Azzähra noch unbekannten Gäste überraschen oder erschrecken, so gab er nur einem seiner Diener einen Wink, das Quecksilber in der Muschel in Bewegung zu setzen. Der blendende Glanz der Sonne, vom Quecksilber zurückgeworfen, traf das Auge wie des Blitzes Leuchten, und so lange die Unruhe des Quecksilbers währte, schien der ganze Pavillon, wie ein von der stürmischen See hin und hergeschlagenes Schiff auf und ab zu schwanken.«

Unter Abderrahman's III. Regierung war der Pallast Merwan und das Haus des Wesirs Abdullah Ben Jahja, Ben Edris der Versammlungsort aller Gelehrten und schönen Geister von Andalus; der Chalife wohnte diesen Versammlungen bey, und hörte die zu seinem Lobe verfertigten Gedichte, und erwiederte sie nicht selten. Im Pallaste des Hadschib, d. i. Oberstkämmerers (damals die erste Hof- und Staatswürde), im Pallaste des Oberrichters und anderer Großen waren Zusammenkünfte, unsern Akademien ähnlich, in welchen Mathematik, Astrologie und Naturwissenschaft kultivirt ward. Die Leibärzte des Chalifen, deren einer zugleich Wesir, standen an der Spitze dieser wissenschaftlichen Anstalten. Den Chalifen entzückten die

Gesänge seiner Sklavin und Geheimschreiberin Mozna (Muesine), der edelgeborenen Cordovanerin Aische, der Dichterin Ssafije, d. i. der Reinen, und seiner geliebten Sklavin Nureddunja, d. i. Weltlicht, deren Namen hier in Noiratedija verstümmelt ist. Abderrahman III. starb 72 Jahre alt, nach funfzigjähriger Regierung, die er im Schooße des Reichthums, der Ehre, der Macht, des Vergnügens durchgelebt, und dennoch zählte er in so langem dem Scheine nach glücklichen Leben, nach seinem Bekenntnisse, nur zweymal sieben Tage ungetrübten Glückes. Unter seinem Sohne, Hakim II., blühten die Wissenschaften nicht minder; den Pallast Merwan zu Cordova füllte eine Bibliothek von 600,000 Bänden, deren Katalog allein aus 44 Bänden bestand. Auch in den meisten größeren Provinzialstädten blühten Bibliotheken und Akademien in der Nähe von Moscheen; die berühmteste die der Vierzig von Toledo, in deren Fußstapfen erst unter Ludwig XIV. die Vierzig der französischen Akademie getreten; als die älteste Akademie des Mittelalters mag aber der Verein der Brüder der Reinigkeit (Ichwaneß-ßafa), zu Bagdad zur Zeit Mamun's, gelten, von denen sich ein halbes Hundert wissenschaftlicher Abhandlungen bis auf heute erhalten hat. Hakim's Regierung war das goldene Zeitalter der arabischen Literatur in Spanien; unter ihm blühten der Geschichtschreiber Temam Ben Amri, Abul Ferradsch, der Verfasser der großen Anthologie (des Buches der Gesänge), der Länderbeschreiber Isa El-Ghassani. Die beyden Verfasser eines Werkes über die Staatsklugheit der Fürsten und die Grundsätze guter Regierung machte er zu Staatsräthen. Dem Geschichtschreiber Ahmed Ben Hamedain schenkte er ein Haus in der Nähe seines Pallastes Essehra; dem Gelehrten Ibneß-ßafer bot er zu seinen geschichtlichen Arbeiten das fürstliche Gebäude Almotilla am Quadalquivir an. Unter den Dichtern zeichneten sich aus: Ibn Ferradsch, der Verfasser der Gärten, einer spanischen Blumenlese in hundert Abschnitten, Abdelmelik Ibn Gehwar, der Verfasser berühmter Gedichte auf die Rose und den Frühling, Jusuf Ben Harum, Er-ramidet, insgemein Ben Ammar, d. i. der Sohn des Hochgebildeten beygenannt, widmete dem Chalifen zwey Lehrgedichte von der Jagd und vom Ritterthume, und erhielt dafür ein Haus in der Nähe des Alkazar; doch verscherzte er des Herrn Gunst, durch ein Gedicht von sieben Gesängen, in welchem er die Reize der schönen Sklavin Halwa zu viel gepriesen. Mit Halwa, d. i. der Süßigkeit, theilten noch sechs andere Mädchen dichterischen und wissenschaftlichen Ruhm; die schöne Lobna, d. i. die Milchige,

in der Grammatik, Rechenkunst und Dichtkunst, ausgezeichnet als Geheimschreiberin des Chalifen, Fatima als Schönschreiberin, Aischa als Dichterin, Chadidsche als solche und als Sängerin, Meriem als Professorin der Poetik, endlich die vielgereisete Radhia als geschichtskundige Gelehrte und als die Geliebte Hakims, der sie seinen glücklichen Stern nannte. Mit Hakim II. schließt die Reihe der großen Herrscher des Hauses Ommeije und die Macht ging in die Hände des Hadschib's, als Maggior domo, über. Der Hadschib Almanßur, nachdem er alle seine Nebenbuhler gestürzt, bemächtigte sich ausschließlich der Regierung; er begeisterte das Volk durch fortwährende Siege gegen auswärtige Feinde und inneren Wohlstand; sein Heer soll die unglaubliche Zahl von 600,000 Mann zu Fuß und 200,000 Reitern erreicht haben. In der Nähe von Es-sehra, d. i. die Blüthe, baute er eine neue damit wetteifernde Burg, welche Es-sahiret [1]), d. i. die Blühende, hieß. Ueber den Pallast Sehre findet sich in dem kleinen geographischen Wörterbuche Makrisis, Gold der Blumen aus dem wohlduftenden Garten [2]), folgende Auskunft:

»Sehra, die andalusische Stadt, stufenweis in drey Abtheilungen gebaut; die Fläche der höchsten ist das Drittel der mittleren, die Fläche der mittleren das Drittel der untersten; in der obersten Abtheilung sind unbeschreiblich schöne Palläste, in der mittleren Gärten, in der untersten die Häuser und Moscheen; heut zu Tage verwüstet.«

Makrisi starb i. J. 1441, und Sehra lag daher schon in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Ruinen.

Zu Sahiret waren der Staatsschatz, die Magazine, die Vorrathshäuser für Lebensmittel und die Zeughäuser für Waffen; die meisten Gebäude führte die Mutter des Chalifen Ssobeiha, d. i. die Morgenröthliche, auf, so die große Wasserleitung von Ecija, die nach ihr genannte Moschee von Cordova u. s. w. Almanßur stiftete zur Cordova eine Mutter der Akademien oder Universität; das Lobgedicht des Dichters Said Ben Osman's von hundert Versen belohnte er mit 300 Dukaten; die größten Gelehrten seiner Zeit waren der Philosoph Jahja Ben Malik, Ben Ajadh und der gelehrte Dichter Said Ben Hasan Abulola; auf seinen Feldzügen begleiteten ihn immer zwey oder drey der besten Dichter, seine Schlachten zu

---

1) Es-sehra الزهرا d. i. die Blüthe, und Es-sahiret الزاهرة d. i. die Blühende, finden sich beyde in Casiri, die erste II. S. 129, 138 und 201, die zweyte I. S. 273.

2) Dschenniol eshar min er-raudh el-moattar auf der k. k. Hofbibliothek. Nr. 109.

besingen; Improvisatoren übten sich in dichterischem Wettstreite; ein kleines Gedicht aus dem Stegreife Obeide Ben Abdollahs des Biographen spanischer Dichter ward mit 100 Goldstücken belohnt. Nach Almanßur's Tode zerriß Bürgerkrieg unter seinen Söhnen und ihren Nachfolgern und die Kriege mit den Christen das Reich; die Dynastien Edris und Ommeije kämpften um das Chalifat von Cordova, das unter Hischam III., i. J. 1087, erlosch. Die Regierung des üppigen, sorglosen Mohammeds III. verherrlichte noch sein gelehrter Wesir, Ibn Seidun, welcher seine schöne Tochter Habiba oder Weladet durch ein berühmtes gelehrtes Sendschreiben *) als die arabische Sappho verunsterblichet hat.

»Mohammeds III. schlechte Regierung endigt zwar bald, aber sein Nachfolger, Heschām III., obwohl ein vortrefflicher Fürst, ist nicht mehr im Stande, die schon eingetretene Auflösung des Reiches zu verhindern. In allen Provinzen errichten sich die Walis unabhängige Regierungen, und selbst aus der Hauptstadt des Reiches muß der Chalif fliehen, um sie einem Vezier zur unabhängigen Herrschaft zu überlassen. So endigte nach einem fast 300jährigen Bestehen das Ommaijaden-Reich in Spanien.«

J. v. Hammer.

Art. VIII. Geschichte der Magyaren, von Johann Grafen Mailáth, 5 Bände. Wien, 1828—31. 8.

Als einer der ersten Vorzüge gegenwärtigen Werkes muß rühmend anerkannt werden die Reinheit und Unbefangenheit, mit welcher es verfaßt ist. In diesem Punkte steht der Hr. Verf. unbezweifelt viel höher, als der selige von Engel, der zuweilen mit blutiger Verletzung historischer Billigkeit und in nacktem, fast möchten wir sagen frechem Egoismus, den keine noch so glühende Vaterlandsliebe zu entschuldigen vermag, die Begebenheiten zusammenstellt und erläutert. Dieser herrliche Vorzug unsers Hrn. Verf's, den man mit Wohlgefallen von einem Kapitel zum andern verfolgt, scheint die naturgemäße Frucht einer allgemeineren, harmonischeren Bildung zu seyn, welche v. Engel'n bey allem Besitze reicherer und tiefer gehenden Kenntnisse fehlte. Im vollen Selbstgefühle stellt sich auch der Hr. Verf. im dritten Bande freywillig unter das bekannte Richtmaß, welches Cicero an die Geschichte hält: ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat, und er kann es — wenn Andere in Einzelheiten auch anders denken; allein wann sind je zwey selbstständige Beobachter in der Betrachtung eines reichhal-

*) Abil Walidi Ibn Zeiduni Risalet seu epistolium arabice et latine cum notulis edidit. J. J. Reiske. Lipsiae 1755.

tigen Gegenstandes wie zwey congruirende Dreyecke in einander aufgegangen? — subjektiv genommen mit Fug und Recht thun; ja er konnte, als auf einen zweyten schönen Vorzug seines Werkes, sich auf die folgenden Worte eben dieses alten Redners in eben dieser Stelle beziehen, wenn er von der Geschichtschreibung verlangt: genus orationis cum lenitate quadam aequabili profluens sine judiciali asperitate; denn der Styl ist ungemein einfach, mild und im Ganzen edel; doch fordert die Wahrheit, dieses Lob nicht in der Allgemeinheit, wie das erste, auszusprechen; es scheint — was freylich Sache des Geschmacks ist — daß er zuweilen weniger weich seyn sollte, und daß er, wenn es erlaubt ist, eine hartes Wort ohne persönliche Verletzung zu brauchen, bey manchen Gelegenheiten an mittelalterliche Süßlichkeit streift. Sollen wir aber von dem sprechen, was uns als Mangel vorgekommen ist, so müssen wir gestehen, daß wir zuweilen wichtige Dinge mit Schweigen übergangen bemerkten, welche einer eindringlicheren Betrachtung von Land und Leuten, einem tieferen, anhaltenderen Forschen in den Quellen und in den reichen Vorarbeiten über einzelne Punkte, einem sorglicheren Streben, den innigen Zusammenhang der Gegenwart, in welcher wir leben, mit der Vergangenheit nachzuweisen, schwerlich würden entschlüpft seyn.

Es befremdet, den Anfang der magyarischen Geschichte mit den unfruchtbaren Worten eingeleitet zu hören: »Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts überstieg ein Theil des magyarischen Volkes, aus Galizien kommend, das karpathische Gebirge.« Bey jedem aufmerksamen Leser — gleichviel ob Magyar oder Nicht-Magyar — entsteht nothwendig die Frage: was hat es mit dem andern Theile für eine Bewandtniß? Darauf ist keine Antwort zu finden; es heißt bloß zwey Blätter später (S. 7): »magyarische Flüchtlinge trafen ein, sie waren aus jenen fernen Gegenden gekommen, aus denen früher die pannonischen Magyaren ausgewandert waren.« Von der frühern Geschichte der Magyaren ist im Texte weiter nichts zu erfahren. Zwar ist am Ende des ersten Bandes eine Abhandlung des Herrn von Fejér über den parthischen Ursprung der Magyaren in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, was Dank verdient; allein nach der ganzen Anlage gegenwärtigen Werkes ist der Leser berechtigt, zu fordern, daß man ihm nicht zumuthe, selbst in weitläufige, dornenvolle Untersuchungen sich zu stürzen, sondern daß man ihm bey einem so wichtigen Gegenstande die Ergebnisse der gelehrten Erörterungen, welche selbstständige Forscher gewonnen zu haben glauben, unparteyisch, einfach und klar vorlege, damit er über den gegenwärtigen Stand dieser

schwierigen Untersuchung, die, eben weil sie schwierig ist, und nicht jedermanns Sache seyn kann, einen Führer verlangt, eine Ansicht bekomme, und wenn auch nicht aus den letzten Gründen, doch historisch wisse, um was es sich handelt. Der Wunsch wird erlaubt erscheinen, daß in einer Geschichte der Magyaren, wo sich Platz gefunden, von den Thaten der Mongolen (einem »Volksstamm« oder Stammvolke?) in Asien, in Rußland, in Polen, in Schlesien und Mähren zu sprechen, wo nicht allein vom Ursprung der Osmanen, sondern auch von jenem der Türken und ihren Wanderungen, wo von Osman, Urchan und ihren Eroberungen in Asien gehandelt wird, ein historisches Résumé von dem Ursprunge auch der Magyaren und ihrer Vorzeit, welche denn doch nicht so ganz dunkel und ungewiß ist, mit Gründlichkeit und lebensvoller Gedrängtheit behandelt, anzutreffen sey.

Nach dieser Bemerkung wird es um so weniger auffallen, daß der Herrlichkeit Pannoniens unter der Römer Herrschaft auch nicht mit einem Worte gedacht wurde. Goldsmith, Lyttleton, Hume vergessen nicht, ihren germanischen Landsleuten die Lorbern aufzuzählen, welche römische Heere in der Vorzeit auf den vaterländischen Gefilden gepflückt. Man betrachtet mit Vorliebe die Sitze, wo Gewerbe, Künste, Wissenschaften und Gesittung der alten Welt einheimisch wurden, wo hinter dem starken italischen Schilde der sanftere Wind über würzreiche Fluren und gesegnete Ernten spielend dahinzog, wo eine bürgerliche Ordnung, unbekannt dem schweifenden Jäger und rohen Nomaden, friedlich und gedeihlich sich entwickeln konnte. Es sind dieß nicht bloß Gegenstände, welche den trockenen Fleiß des Archäologen anziehen; denn unsere neue Bildung, dem edlen Stamm der alten eingeimpft, ist vom alten Safte vielfältig durchdrungen, und der Historiker, welcher auf den Bergen, in den Thälern, Flüssen, Städten und auf den Heerstraßen seines Volkes Zeugen der alten findet und aufweisen kann, schlägt die gangbarste Brücke zwischen beyden, welche dient, das Verständniß jener alten Zeiten und der Gegenwart eben so sehr zu fördern, als edle Gefühle, vaterländischen Stolz, einen erweiterten Gesichtskreis in empfängliche Gemüther und offene Köpfe zu bringen. Auch der Magyar wird mit Erhebung die alten Stätten und Trümmer seines Landes betrachten, sie werden ihn mit altem Geiste anwehen, und er wird mit voller Zuversicht und voller Gerechtigkeit zu sich sprechen: es sey ihm ein schönes Loos geworden, auf so starke und herrliche Vorfahren zu folgen; dann wird er die wechselnden Geschicke der Hunnen, Gothen, Longobarden, Awaren, Slawen und seiner Ahnen in eben diesem Lande und den wahren Ruhm menschlicher Thätigkeit vielleicht gedankenvoller

erwägen. Wir müssen bedauern, daß der Herr Verfasser bey seiner Vorliebe und seinem Geschicke, die Auftritte episch zu ordnen, es verschmäht hat, den Leser in den reich ausgeschmückten Vorsaal magyarischer Geschichten einzuführen, und thut, als ob, wie oben die einziehenden Helden, so auch das Land, der Schauplatz aller nun zu erzählenden Begebenheiten eben erst aus den schweigenden Wassern der Schöpfung aufzutauchen beginne, seit es den Hufschlag ungrischer Rosse gefühlt. Was also pannonische Magyaren (S. 7), was deserta Bojorum Lerfeld (S. 115) und andere Wörter der Vorzeit bedeuten, sind Räthsel, deren Sinn sich aus dem vorliegenden Werke nicht abnehmen läßt, und die von dem, der ihn nicht wo andersher kennt, als todte Redeblümchen hingenommen werden müssen.

Die Eroberung von Ungern ist kurz und lebendig geschildert; nur hätten wir mehr Nachrichten über die Völker, die es eben besaßen, und über die Genossen der Sieger, die mitkommenden stammverwandten Cumanen und die Slawen aus Kiow gewünscht. Es ist eine zweckmäßige Anordnung, die Geschichte der Streifzüge nicht nach der Chronologie, sondern nach den Ländern, welche durch sie litten (Italien, Deutschland, die griechischen Provinzen), zu geben. Bey den Verheerungen Deutschlands fällt es auf, daß der Hr. Verf. den König Ludwig das Kind aus Gram über die erlittene Niederlage (J. 910) und einen zu zahlenden Tribut sterben läßt (S. 19), da doch dessen Zeitgenossen sich grämten, und klagten, der letzte Karolinger höre nicht auf Kind zu seyn. Auch scheint der Satz (S. 17) nicht haltbar: »Die Deutschen hatten es so sehr vergessen, daß der Muth, Gefahr und Tod in die Reihen der Feinde zurückkehren macht, daß Heinrich sie erst nach und nach an den Krieg gewöhnen mußte.« Die Deutschen waren an jenen unglücklichen Tagen so tapfer, wie ehedem und nachher; sie besiegten auch zuweilen die Ungern; allein sie unterlagen gewöhnlich, weil nicht das ganze Volk, sondern nur einzelne Stämme, unerfahren in der fremden Kampfesweise, sich den kühnen Reitern entgegenstellten. Seit Heinrich der Städteerbauer die Deutschen vereinigt, und sie — nicht an den Krieg — sondern an die neue Kriegsmanier gewöhnt, mußte der Sieg, auch wenn man nur die Häupterzahl beyder Völker vergleicht, entschieden seyn. Ref. erinnert sich wohl, daß in Italien ist gebetet worden: ab Ungarorum nos defendas jaculis, allein ob in Deutschland, ist ihm unbekannt. Endlich sind die Kämpfe bey Merseburg und in Thüringen der Zeitfolge nach verwechselt; dieser war früher, jener später. Bey der Beschreibung der Schlacht auf dem Lechfelde (955) kommen zwey kleine Versehen aus Eilfertigkeit vor:

»König Konrad, des Kaisers Tochtermann.« Es gab damals noch keinen Kaiser Otto, und der König Konrad, der sonst richtig Herzog heißt, ist nur deßwegen störend, weil ein König Konrad als Zeitgenosse wirklich in Arles regierte, und Ungern und Sarazenen auf eine merkwürdige Weise durch einander aufgerieben hat« (950 — 951).

Im zweyten Kapitel verbreitet sich der Hr. Verf. über Stephan I. und über die ungrische Verfassung. Er hat sehr klug gehandelt, sich nicht in die haarscharfe Bestimmung einzulassen, was dem heiligen König in der Gesetzgebung angehört, und was nicht; es wäre aber von einem Eingebornen und so unbefangenen Betrachter zu wünschen, er hätte stärker hervorgehoben, daß der heilige Stephan die Reste der alten Nomadenverfassung über den Haufen geworfen, und die neue auf und mit dem Christenthume gegründet hat. Nomaden bekümmern sich wenig um religiöse Bekenntnisse; jedoch seit die Magyaren fast ringsum im Kreise von christlichen Nationen eingeschlossen waren, deren Plünderung nach und nach unmöglich wurde, seit sie europäischen Gehorsam und europäische Unterthanpflichten und damit das Christenthum geübt sahen, mußten sie dieses — nicht als Christenthum — sondern als politische Institution fürchten, welche den Häuptern der Stämme und Geschlechter die goldene Freyheit der Steppe raube. Aus der Unläugbarkeit dieser vorwärts drängenden Stellung erklärt sich das Streben der fürstlichen Familie, sich über die Genossen, die ihr vordem fast gleich standen, und welche die Gleichstellung eben so wenig plötzlich vergessen konnten, wie sie der macedonische Adel unter Philipp II. und seinem großen Sohne sogleich zu vergessen vermochte, durch Hülfe neuer Einrichtungen und fernher gezogener verläßlichen Männer zu erheben eben so natürlich, als die Aufstände Kupa's, Gyula's und Anderer in den folgenden Zeiten, welche gegen die neue Religion und ihre Priester gerichtet, bloß die Gleichheit und Ungebundenheit früherer Tage erkämpfen sollten. Da bey dem Gegenstande spätere Anordnungen sehr zweckmäßig mit angeführt worden sind, hätte sich über den vielsagenden Titel eines apostolischen Königs, der unter den europäischen Königstiteln so einzig ist, und eine so große Fülle von Gewalt einschließt, und über das Patriarchenkreuz im Wappen wenn auch nicht Entscheidendes, doch das Wahrscheinlichste sehr natürlich und belehrend anknüpfen lassen. Der Hr. Verf. unterscheidet (S. 49) fünferley bürgerliche Abstufungen: Leibeigene, Bauern, freye Gemeinden, Lehnsträger, Edelleute; so zwar, daß die letztern ihm (S. 48) die höchste Klasse der bürgerlichen Gesellschaft (die Seigneurs) geben. Gegen diese Bezeichnung des Rechtsverhältnisses streitet aber gerade

der deutsche Sprachgebrauch, nach welchem ein Edelmann nur eine Person vom niedern Adel ist. — S. 56 heißt es: »wir wissen nicht die Ursache, warum Stephan dem Gesandten des Kaiser Konrad, dem Bischof von Straßburg, den Durchzug durch Ungern abgeschlagen,« sie mag, wie auch schon Andere bemerkt, am wahrscheinlichsten in dem Umstande gelegen haben, welchen der angeführte Wippo auch heraushebt: nam dum *magnum comitatum hominum*, majorem quoque mutorum animalium, equorum, boum, ovium, porcorum, multasque delicias *ultra modum* secum educeret; so konnte der weise König, wachsam über Krieg und Frieden, einen so ungewöhnlichen Zug wohl nicht für das Geleite eines Friedensboten ansehen, er mußte argwöhnen, den Vorläufer eines Einfalls zu erblicken. Der Schluß des Kapitels ist eben so einfach als würdig: Ein Mann (Fürst), dem ein ganzes Volk die Lehre Christi dankt; ein Mann, der eine ganze Monarchie ordnet; ein Mann, dessen Einrichtungen nach acht Jahrhunderten noch segenreich wirken, ist über das Lob eines einzelnen Schriftstellers! — Seine Werke sind sein Lob — seine Werke sind sein Lohn.«

Im dritten Kapitel finden sich viele schöne Stellen; Begebenheiten wie jene, wo Bela (S. 67) zwischen Krone und Schwert (Herzogthum) zu wählen hat, verdienen poetisch unter Rahm und Glas gebracht zu werden. Eben so sind die Legenden benützt (S. 79), welche sich über die Schlacht bey Magyorod erhalten haben. Es ist von dem Engel die Rede, der allein von Ladislav gesehen, den Geysa krönte; warum ist nicht zugleich an die Vision die Realität geknüpft, daß von daher die Engel als ungrische Kronhalter im Wappen abgeleitet werden? Aba verlor an der Theiß (Tibiscus) und nicht an der Raab sein Leben (S. 60), und »die überaus schöne Adelheid« ist wohl die Tochter und nicht die Schwester des Königs Andreas. Es mag hier im Allgemeinen zu bemerken erlaubt seyn, daß die genealogischen Daten häufig einander geradezu widersprechen. So heißt Gisela, die Gemahlin des heiligen Stephans, (S. 38) eine Schwester des Kaisers Otto, und in der Stammtafel eine Herzogin von Bayern; so heißt es S. 86: »Ladislaus setzte Almos, seines Bruders Geysa Sohn, der Regierung von Kroatien vor,« während in der Stammtafel Almos ganz richtig als Sohn Lamperts angegeben wird; dieselbe irrige Angabe wiederholt sich S. 88 und 94, an welchen beyden Orten Kolomann des Almos Bruder genannt wird. Ist es so ausgemacht erwiesen, daß des heiligen Stephans Schwester Gisela an Otto-Wilhelm Grafen von Burgund vermählt war? Wie die Stelle (S. 58) gegeben ist, hat es den Anschein, als ob Peter, Gisela's Sohn, ein Sohn des wackern

Otto-Wilhelms wäre. Nach der gangbarsten Meinung war Gisela an Otto Urseolo, Dogen von Venedig, vermählt, der bey seinem Regierungsantritte 1009 schon Gemahl Gisela's war, und nach Dandolo 1032 starb. Otto-Wilhelm konnte auch nicht ihr zweyter Gatte seyn, da er schon 1027 starb, und französische Historiker ihm nur eine Frau, Ermentrude (auch Adelheid genannt), die Tochter Renauds, Grafen von Rheims und Rouci, geben, die ihm drey Söhne geboren: Gui, Renaud und Bernon. Nach S. 88 war Ladislaus I. »vermählt mit Adelheid, der Tochter Bertholds von Zähringen, Herzogs von Schwaben und Kärnten.« Dabey ist zu bemerken, daß Berthold nie Herzog von Schwaben gewesen ist; er hatte darauf bloß eine Anwartschaft ohne Belehnung von K. Heinrich III. erhalten, und als das Herzogthum 1057 durch den Tod Otto's von Schweinfurt erledigt wurde, erhielt es Rudolph Graf von Rheinfelden. Um Bertholds gerechte Klagen zu stillen, verlieh ihm die Kaiserin-Vormünderin Agnes zum Ersatz das Herzogthum Kärnten, zu dem damals die Mark Verona (Bern) gehörte. Deßwegen kann Berthold auch nie Herzog von Schwaben und Kärnten heißen. Er hatte auch überdieß weder von seiner ersten, noch von seiner zweyten Gemahlin eine Tochter, bloß drey Söhne, und Adelheid, des Königs Ladislaus Gattin, ist die Tochter Rudolphs von Schwaben, der sich als Gegenkönig Heinrichs IV. aufgeworfen, und welchen von Engel ganz richtig nach seinem Hause einen Grafen von Rheinfelden heißt.

Wir gelangen zu den Geschichten Ladislaus I., Kolomans und Stephans II., welche recht lichtvoll dargestellt sind. Koloman besonders ist treffend geschildert und richtig beurtheilt, und die Züge der Kreuzfahrer durch Ungern werden nach den preiswürdigen Arbeiten eines Wilken, Michaud und Raumer in einem gedrängten und herrlichen Bilde vor Augen geführt. Ueber die Eroberung Dalmatiens hätte wohl etwas umständlicher gesprochen, und auch etwas von Land und Leuten gesagt werden sollen (S. 95). Wenn jede Eroberung in Bezug auf das Recht des Besitzes für alle kommenden Zeiten die Kraft hat, dem ersiegten Lande nach Art eines Sakraments ein unauslöschliches Merkmal einzudrücken, so brauchen die Römer, die Spanier als Nachkommen der Gothen, die Lombarden u. s. f. nur einen Gesandten nach Ungern zu schicken, und das Land zurückzufordern, und die edlen Magyaren müßten sich andere Wohnplätze suchen, oder sehen, ob sie nicht durch Tribut und das Versprechen von Unterthänigkeit sich mit den ehemaligen Eroberern und Herren abfinden könnten. Soll die Geschichte ein Licht der Wahrheit und des Rechts seyn, so darf der frühere Zustand

Dalmatiens nicht verschwiegen werden. Dieses Land erkannte die Oberhoheit des morgenländischen, wie Kroatien jene des abendländischen Kaiserthums. Als die Kroaten sich nach und nach vom deutschen Reiche los machten, trieb sie ihr Muth, bey ihren Nachbarn, den Dalmatinern, mit denen sie bisher in Frieden gelebt, Eroberungen zu versuchen, und sich auf Seeraub zu verlegen. Den Hülfefordernden riethen die ohnmächtigen Kaiser in Konstantinopel, sich mit den kühnen Kroaten abzufinden, worauf Jadera sich in venetianischen Schutz begab, den ihr der große Doge Pietro Orseolo (991 — 1009) auch reichlich angedeihen ließ. So entstanden die Kriege zwischen Kroatien und Venedig. Zu Zara leisteten dem Dogen die Bischöfe von Veglia und Arbe auf das Evangelium den Eid der Treue. Verstärkt durch viele dalmatinische Herren, die ihm huldigten, und zuerst zeigten, welche kriegerische Pflanzschule das Land für Venedig werden könne, rückte er vor Trau, dessen Bischof und Bürger sich nicht weigerten, ihm zu schwören. Zudem entstand in Kroatien zwischen zwey Brüdern Streit um die Erbfolge. Der ältere, Cresimir, von dem jüngern verdrängt, begab sich in Urseolo's Schutz, der sich in seinem Glücke nicht stören ließ, und vor die Hauptstadt des Landes Spalatro kam, wo er von dem Erzbischof und von dem Volke während der Messe den Eid der Treue empfing; ja selbst die Inseln Curzola und Lesina, eng verbündet den Fürsten der Narentaner Slawen, erkannten ihn als Herrn. Da auch die griechischen Kaiser zum Gewinne eines Landes, über welches ihnen die Oberhoheit gebührte, schwiegen, mit den Venetianern in freundschaftlichen Verhältnissen blieben, und lieber diese, von denen sie Dienste geleistet erhielten, als die Kroaten stark sahen, so konnte Orseolo wohl mit allem Recht sich Herzog von Dalmatien nennen (Lucius II. 9). Diese historischen Vordersätze dürfen demjenigen nicht entschlüpfen, welcher die folgenden Kriege um den Besitz des Landes unbefangen erwägen, und nach Gründen des Völkerrechts und der vielfältigen Friedensschlüsse erkennen will, ob den Venetianern oder den ungrischen Königen, welchen Kroatien mit allen Ansprüchen zu Theil geworden, ein besseres Recht auf Dalmatien zukomme. — Dem kranken Koloman legte sein Arzt »ein Pflaster auf das Ohr. Die Schmerzen wurden unleidlich; der König nahm das Pflaster herab, und wies es dem Grafen Ottmar. Der sah, daß es einen Theil des Gehirns herausgezogen, und mahnte den König an den Tod. Der König fürchtete sich und seufzte.« Damit aller Zweifel an der wunderbaren Begebenheit schwinde, werden in der Note die Worte der lateinischen Quelle (Turocz...) gewissenhaft angeführt. Niemand weiß besser, als der Hr. Verf.,

was davon zu halten sey; allein mehr als der kranke König müßte die gesunde Bildung der Gegenwart seufzen, wenn sie als esprit der Chroniken wieder hören und glauben sollte, was — nicht Gefangennehmung menschlichen Eigenwillens — sondern Gefangennehmung des Geistes und Verläugnung der gewissesten Erkenntnisse wäre.

Das fünfte Kapitel macht uns mit den Zeiten unter Stephan II., Bela II., Geisa II., Stephan III., Ladislaus II., Stephan IV. vom J. 1128 — 1172 bekannt. Ueber die Einwanderung der Sachsen heißt es S. 116: »Die Sachsen in Siebenbürgen kamen aller Wahrscheinlichkeit nach auch damals (1147), und die meisten deutschen Städte in der Zips sind zu jener Zeit entstanden.« Es ist etwas befremdend, mit diesen dürren Worten den Hrn. Verf. über ein höchst wichtiges und einflußreiches Ereigniß hinwegschlüpfen zu sehen. Der Leser findet in dieser Geschichte manches Mährchen, manche Legende, manchen umständlichen Schlachtbericht (S. 126), welche ihn durch ihren novellenartigen Anstrich ergötzen; es würde ihn gewiß auch gefreut haben, zu seinem Nutzen und seiner Belehrung die Ergebnisse der historischen Forschungen über die Deutschen in leichter Uebersicht und geschmackvoll geordnet beysammen zu finden; er wird bedauern, daß die wichtige Kronstädter Wandchronik, wie die Schriften von Schlötzer, Schwartz, Wagner, Eder, Seiver und von Andern so kalt bey Seite geschoben wurden. Sind doch die Deutschen in Ungern ein Fünftel so stark an Volkszahl als die eigentlichen Magyaren, und in Siebenbürgen sogar ein Drittheil so zahlreich, als die Magyaren und Szekler zusammengenommen, und will denn nicht der redliche Freund der Geschichte lernen, wie sich die Gegenwart aus der Vergangenheit herangebildet? Die stillen Eroberungen, welche Treue, Bescheidenheit, Fleiß, Tüchtigkeit und Sinn für Gewerbe machten, die Freyheiten und Rechte, womit sie sich belohnt erblickten, und das Wechselverhältniß zwischen der gastlichen und der eingebürgerten Nation sind Gegenstände, immer anziehend und würdig vom vaterländischen Geschichtschreiber und denkenden Menschenfreunde erörtert und betrachtet zu werden.

Das sechste Kapitel behandelt wichtige und anziehende Gegenstände: Kreuzzüge, die neue Verfassung und das Wirken des Papstes Innocenz III. rücksichtlich Ungerns. Die frommen, ritterlichen Züge erfreuen sich nach glänzenden Vorgängern einer lebhaften Darstellung. — S. 130 heißt es: »Bela III. bestieg den Thron nicht ohne Widerstand, so daß er sogar seinen Bruder Geisa gefangen halten mußte;« später entsprang Geisa der Haft, und flüchtete zum Böhmenherzog Sobieslaw, welcher aber,

durch Freundschaftsbande an Bela geknüpft, den Flüchtling auslieferte. Eine Anmerkung deutet die Handlung des Böhmen sehr übel mit den Worten: »wo soll ein Unglücklicher Rettung finden, wenn bey Königen nicht?« Unter Bela's III. Söhnen Emerich und Andreas trat dasselbe Verhältniß, nur etwas entschiedener, ein; Andreas floh nach einem verlorenen Kampfe nach Oesterreich, »Emerich drang ihm verwüstend nach; Oesterreich büßte die ungerechte Unterstützung, die der Herzog dem aufrührerischen Königsbruder zugestanden« (S. 136). Da nun Oesterreich den gewaltsamen Thronwerber nicht mit Waffen unterstützt (Schröter und Rauch: Oesterr. Geschichte. Wien 1780. Bd. 2, S. 247), sondern den Unglücklichen bloß nicht ausgeliefert hat, warum werden beyde Handlungsweisen, die Auslieferung und die Nicht-Auslieferung, fast in einem Athem getadelt? — Es ist sehr lobenswerth, daß im Anhange der Text der goldenen Bulle mitgetheilt wird, da in jeder größern Landesgeschichte die Grundgesetze wegen ihrer Wichtigkeit für die Erkenntniß des vergangenen und gegenwärtigen Lebens billig ihren Platz finden sollten. Warum geschah dieß nicht mit den andern Grundgesetzen? Man liebt es, die goldene Bulle mit der Magna Charta Englands zusammenzustellen, und doch scheinen beyde Urkunden, abgesehen von der Gleichzeitigkeit, leichter rücksichtlich der Unähnlichkeit, als der Aehnlichkeit verglichen werden zu können. Zur Ehre der ungrischen Geschichte sey es gesagt, daß Andreas II., ungeachtet aller Fehltritte und Schwächen, welche der Herr Verfasser weder verschweigt noch bemäntelt, keineswegs so tief steht, als König Johann, dessen ganzes Leben nur eine Kette von Unglück, Schwäche, Verbrechen und Gemeinheit war. In England hatte ein fremdes Fürstengeschlecht, begleitet von einem zahlreichen Adel, Land und Leute unterjocht. Die Magna Charta wird deßwegen so wichtig, weil aus ihr erhellt, daß der über das Meer gekommene Adel mit den Eingebornen, also Sieger und Besiegte, zu einer und derselben Nation verschmolzen, die nun vereint, als Geistlichkeit, Adel und Bürger von gleichen Gesinnungen beseelt, gegen den Herrscher auftritt, im Innern den Despotismus bekämpft, gegen das Ausland die Unabhängigkeit behauptet, und in die harten Gesetze der Eroberung ihre hochgespannten Ansprüche auf bürgerliche und politische Freyheit einschiebt. Persönliche Freyheit und Freyheit des Eigenthums wurde jedem Freyen gesichert, und Henry Hallam (Zustand von Europa im Mittelalter) hält »die gleiche Vertheilung der bürgerlichen Rechte unter alle Klassen der Freyen für den schönsten Zug der Charte,« und an einem andern Orte (II. S. 243) rühmt er, daß der englische Edelmann weder vom Rechtsspruche eines ge-

wöhnlichen Geschwornengerichtes, noch von beschimpfenden Strafen befreyt wurde, noch jene ungerechten Immunitäten von öffentlichen Lasten erhielt, welche die höheren Stände sich auf dem Festlande anmaßten.« Die Schlachten bey Cressy, Poitiers und Azincourt, der Stolz der Engländer durch Jahrhunderte, sind schon Früchte der Magna Charta. Nicht der englische Adel entschied sie, so tapfer und glänzend er sich auch zeigte, denn er hatte einen gleich tapfern und glänzenden sich gegenüber; sondern die Freysassen entschieden sie, die stolz auf ihr heimisches Eigenthum, gesichertes Recht und ihren persönlichen Wohlstand, gut genährt, kräftig und in Waffen geübt, mit jener unerschrockenen Standhaftigkeit in Gefahren, welche noch heut zu Tage ihre Nachkommen auszeichnet, das rechtlose, niedergedrückte Volk der Franzosen in ganzen Haufen vor sich herjagten. Ganz anders ist es in Ungern. Der König war nicht aus einem fremden, er war aus dem geliebten einheimischen Fürstenstamme; er hatte das Reich nie einem Ausländer zum Lehen aufgetragen; die vielen Völkerstämme, weit entfernt, sich in ein Volk zu verschmelzen, hielten sorgsam ihre Unterscheidung aufrecht, ja gegen die Fremden begannen sogar erst die Ausschließungsgesetze; der Clerus drängte nicht zur Ertheilung der goldenen Bulle, denn er genoß schon reichlich die Freyheiten, nach denen der englische erst strebte; von städtischem und bürgerlichem Leben konnte noch wenig, von magyarischen Freysassen kann gar keine Rede seyn. Welche Stadt Ungerns wurde wie London als ein integrirender Theil des politischen Systems betrachtet? Die vornehmsten Personen englischer Städte hießen nach Spelmans Glossary Baronen; die Freyheiten aller Städte und Flecken erklärte die Magna Charta für unverletzbar, und der Maire von London war einer der fünf und zwanzig Barone, welche den Auftrag bekamen, die Verfügungen des neuen Gesetzes aufrecht zu erhalten. Wo ist hier auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit Ungern, wo, außer den von Fremden gegründeten, die erste von reinen Magyaren bewohnte, ziemlich dorfmäßige königliche Stadt nicht früher als im J. 1715 zum Vorschein kam. Es ist wahr, die Magna Charta erwähnt nicht der Leibeigenen, wie die Bulla Aurea; sie scheinen aber, wenn man die englische und ungrische Landwirthschaft vergleicht, hier ins Gesetz und nicht in Schutz, dort in Schutz und nicht ins Gesetz genommen worden zu seyn. König Andreas spricht sich art. XIII nur dahin aus: Jobbagiones ita sequantur Curiam, vel quocumque proficiscuntur, ut pauperes per eos non opprimantur nec spolientur, und stellt damit, ohne die Verhältnisse der Bauern zu ihren Herren oder dem Staate zu bestimmen, einen Nachtheil ab, den die

Gutsherren litten, wenn königliche Diener oder Vasallen reisten. Wären die Leibeigenen um ihrer selbst willen berücksichtigt worden, hätte man nicht, um bloß konsequent zu seyn, festsetzen müssen, sie dürften, ungerecht behandelt, gegen ihre Herren mit demselben guten Rechte aufstehen, welches diese sich gegen einen ungerechten König in dem bekannten XXXI. Artikel ausbedungen? In englischen Gerichtshöfen galt der Grundsatz: »niemand ist in den Augen des Gesetzes ein Leibeigener, wofern sein Gebieter ihn nicht als solchen in Anspruch nimmt; in seinen Beziehungen mit jedem Andern ist er ein freyer Mann, und kann ohne gesetzliches Hinderniß Eigenthum erwerben, darüber verfügen, und solches gesetzlich einklagen.« Diese gerechte Ansicht, verbunden mit den allmäligen Wirkungen besser belehrter Zeiten — denn ein Tag lehrt den andern — macht es allein erklärlich, wie unter Eduard III. ein großer Theil des Bauernstandes in freye Arbeiter umgewandelt, wie unter Eduard IV. jeder Copyholder gegen seinen Gutsherren wegen Besitzentsetzung gerichtliche Klage führen konnte, und wie aus den Zeiten der Königin Elisabeth das letzte authentische Zeugniß über vorhandene Leibeigenschaft sich herschreiben mag.— Wer nun dieß und anderes und die Wirkungen des einen und des andern Grundgesetzes bis auf den heutigen Tag verfolgt, könnte sagen, das eine sey ein Freyheitsbrief, ertheilt der ganzen Nation, das andere ein Privilegium, gegeben bloß einer Klasse des Volkes, dem Adel.— Der wohlthätige Einfluß des Papstes Innocenz III. auf Ungern ist nach dem in der That »nie genug zu preisenden Katona« dargestellt, und der bedeutungsvolle Name eines allgemeinen Vaters und Vormunds der Christenheit hier geschichtlich gerechtfertigt. Billig muß jeder dem Hrn. Verf. beypflichten, wenn er Innocenz III einen der größten Männer nennt, die je die päpstliche Tiare trugen, allein billig muß man auch wünschen, daß der folgende Satz (S. 152) anders gegeben wäre: »gerade zu seiner Zeit bereitete sich der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht vor, der endlich den tragischen Untergang der Hohenstauffen herbeyführte;« wurde denn nicht schon unter Heinrich IV. und Friedrich dem Rothbarte dieser Kampf in heller Leidenschaft fortgefochten? Auch in der Aeußerung: »es zeigt sich (in Ungern) wie jener große Mann seine Ansichten von kirchlicher Macht in einem nicht entgegenstrebenden Staat verwirklichte,« scheint des Guten etwas zu viel zu liegen. In dem nicht entgegenstrebenden Rom vernichtete der große Mann alle Rechte des Kaisers und Volkes, wobey Muratori einfach bemerkt: Spirò quà l'ultimo fiato l'autorità degli Augusti in Roma. Die frommen und gelehrten Benediktiner von Saint-Maur erkennen

alles Verdienstliche dieses Papstes an, äußern aber: Mais ce qu'on doit blâmer justement en ce pontife, c'est le despotisme avec lequel il gouverna, les entreprises que l'excès de son zèle lui fit faire sur le temporel des rois et le cruelles voies de fait que ce même excès lui fit employer contre les Hérétiques, und finden den Schlüssel zu diesem Betragen in der Vorstellung, vermöge welcher er sich für den Lehensherrn aller Fürsten hielt, und in der Idee, welche er in seinen Werken von der Würde des Papstes aufstellt, welcher ist: Vicarius Jesu Christi, successor Petri, Christus Domini, Deus Pharaonis, citra Deum, ultra hominem, minor Deo, major homine. — In einer Geschichte sind wohl Redensarten, wie die folgende, anstößig, weil sie in Mährchenbücher gehören: »In Ungern war eine Abtey zum heiligen Aegidius genannt« (S. 156); denn wo bleibt das Auge der Geschichte, die Geographie? —

Es mag erlaubt seyn, über den Verlauf der Geschichten uns etwas kürzer zu fassen, und — unter steter Anerkennung der Vorzüge, welche der Eingang dieser Anzeige berührte — hie und da einige abweichende Ansichten anzudeuten, hie und da einen eingeschlichenen Irrthum zu bemerken.

Aeußerst störend wirken in dem ersten Bande die zahlreichen Druckfehler, wohin Referent auch die Sprachschnitzer rechnet, welche nur aus Unkunde des Korrektors stehen geblieben sind. S. 44 kann Puszta Szer unmöglich mit Heide-Ordnung, sondern mit Ordnungs-Heide recht übersetzt werden; denn es ist ein Unterschied zwischen Rathhaus und Hausrath, zwischen Viehzucht und Zuchtvieh. Unendliche Wälder, zahlloses Geld (S. 174).... sind unhistorische Ausdrücke. Ist es räthlich, die Verhältnisse Ungerns zu Galizien (Kap. VII) bloß nach dem Russen Karamsin aufzufassen und darzustellen? Die Mogolengefahr und das landverderbende Unglück, welches sie herbeyführte, sind wahr und schön geschildert (Kap. VIII). Es ist erfreulich, zu bemerken, daß der Hr. Verf. nicht Albernheiten aufgenommen hat, die noch Engel aufführt (Bd. I. S. 359): »Menschenfleisch ward öffentlich verkauft« — denn das setzt eine durch Wochen fortgesetzte regelmäßige Schlächterey voraus. Der Ausdruck (S. 215) ist zu mild und zugleich zu hart: »Die Sitten und Gebräuche der herrschenden Ungern waren den Steirern zuwider:« denn was die Steirer aufbrachte, möchte wohl nur ein bitterer Feind als ungrische Sitten und Gebräuche ausgeben wollen. War Rudolph von Habsburg ein unbeachteter Graf in der Schweiz (S. 218)? Ottokar zählte als Verbündete — alle Großen von Böhmen und Mähren (S. 217)

— wann sind je die Unterthanen als Verbündete gerechnet worden? Der Hr. Verf. kann es wohl nicht für eine trockene Wahrheit halten, wenn er schreibt (S. 219): so viele Leichen lagen in der March, daß die Verfolger über sie wie über eine Brücke gingen. Es wäre wohl keine historische Untreue gewesen, wenn die zarten Frauen und Jungfrauen, welche, wie billig, diese Geschichten lesen, nicht erfahren hätten, daß die Kriegsmaschine, die man gegen Güns brauchte, Priapus geheißen habe (S. 240).

Der zweyte Band beginnt, nach dem Erlöschen der Arpaden, mit den fremdländischen Königen, und schreitet in der Erzählung vor bis zur Schlacht bey Warna (1301—1444). Beygefügt ist die Abhandlung Stephan Horvaths: von den altungrischen Geschlechtern; aus dem Magyarischen übersetzt vom Herrn Verfasser. Das XXI. Kapitel dieses Bandes verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil es eine europäische Begebenheit, das Koncilium zu Costnitz, behandelt, und sich mit den vielbesprochenen Angelegenheiten eines benachbarten Königreichs beschäftigt, welches jetzt, mit Ungern unter Einem Zepter, jene Macht bilden hilft, welche entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten unsers Welttheils ausübt. Dieß der Grund, warum wir es schärfer prüfen. In den ersten Worten spricht der Hr. Verf. die Ansicht aus: »die römisch-katholische Kirche stand ihrem Falle nie so nahe, als zur Zeit, da Sigmund den Kaiserthron bestieg;« und erläutert in den Anmerkungen diese Stelle dahin: »Dieß ist nach menschlicher Ansicht gesprochen; denn als römisch-katholischer Christ glaube und bekenne ich, daß die römisch-katholische Kirche nie untergehen kann, nach den Worten Jesu Christi: »»Du bist Kephas, das ist: Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden ihr nicht obsiegen.«« Es muß unbedingt zugestanden werden, daß in aller Geschichte, in sofern sie bloß menschliches Erzeugniß ist, auch immer bloß menschliche Ansichten — und nichts mehr — erwartet und gefordert werden können. Allein es scheinen menschliche Ansichten in einem andern Sinne zu seyn, wenn es gleich darauf heißt: »zu Sigmunds Zeit gab es der Päpste gar drey: zu Rom, Pisa und Avignon;« »die Geistlichkeit war seit funfzig Jahren ohne Oberhaupt;« und S. 154: »Die Costnitzer Kirchenversammlung ist die vorletzte allgemeine gewesen.« Wie mag wohl der Papst zu Pisa geheißen haben? Alexander V., zu Pisa gewählt, der Vorgänger Johannes XXIII., war der rechtmäßige römische Papst. Der römisch-katholische Christ kennt keine funfzigjährige Unterbrechung; die gesunden Regeln des Kirchenrechts lehren ihn die

Reihe der rechtmäßigen Päpste auch zur Zeit Sigmunds fortführen; das Costnitzer Koncilium ist ihm das XVI.; das Basler (1431) das XVII.; das Florentiner (1439) das XVIII.; das lateranische (1512) das XIX., und erst das Trientiner das XX. und letzte allgemeine Koncilium. — Ist es strenge Wahrheit (S. 155): »Alles, was Oesterreich in der Schweiz, im Badenschen und sonst im deutschen Reich zu eigen war, ging (durch Friedrich mit der leeren Tasche) unwiederbringlich verloren.« Wie war es wohl möglich, daß Erzherzog Albrecht 1463 die Universität zu Freyburg stiften, daß Oesterreich die Grafschaft Hohenberg im Schwarzwalde bis in die neuesten Zeiten besitzen konnte? Es heißt (S. 158): »in jener Zeit war die der unseren bis zur Heillosigkeit erleichterte Art der Büchervermehrung noch nicht bekannt.« In der erleichterten Art der Büchervermehrung liegt so wenig etwas Heilloses, als in der vergrößerten Fruchtbarkeit des Erdbodens; sie gereicht vielmehr dem menschlichen Erfindungsgeiste zu nicht geringer Ehre; das Heillose liegt in dem Mißbrauche, welchen üble Gesinnung und Verkehrtheit noch von jeder Gottesgabe gemacht haben. Die Hauptsünde Hussens, der erprobte, es sey ihm nicht zu groß, allenfalls auch für seine Wahrheit zu sterben, ist nicht angegeben. Sie spricht sich in dem folgeschweren Lehrsatze aus: ein Papst, ein König hört in dem Augenblicke auf, Papst oder König zu seyn, in dem er mit einer schweren Sünde sich befleckt. Kaiser Sigmund, im vollen Gefühle seines ihn stets überfluthenden Leichtsinns, erkannte die schauderhaften Wirkungen einer solchen schwärmerischen — für reine Geister, nicht für Menschen — aufgestellten Behauptung, und Hussens Gegner mußten gewonnenen Spieles sich erfreuen. Auch die Gegenwart und die Nachwelt muß eine solche monströse Lehre mit Abscheu vor ihren Folgen von sich stoßen. Es braucht in diesen Blättern nicht widerlegt zu werden, daß Huß und Hieronymus von Prag nicht die ersten Lehrer waren (S. 162): das Abendmahl sey unter beyden Gestalten zu genießen. Huß wurde nicht früher als im Kerker mit dieser Ansicht bekannt, billigte sie aus Achtung gegen ihren ersten Verkündiger Jakobell von Mies, und die Böhmen scheinen sie in ihrem energischen Charakter bloß aus Trotz gegen das Koncilium aufrecht gehalten zu haben. Tabor (S. 165) heißt im Böhmischen ein Kriegslager (castra): von daher die Benennung des bekannten Berges und der Stadt und der ähnlichen Befestigungen in Krain gegen die Türken, und selbst in Wien. S. 171 wird vom Erlöschen der Hussiten gesprochen. Das ist wahrscheinlich von der Schlacht bey Böhmisch-Brod gemeint; allein gab es nicht unter den Siegern ganze Legionen von Hussiten, gab es deren nicht unter allen

folgenden Königen bis auf den heutigen Tag, und heut zu Tage auch außer Böhmen? Wie ist der Satz zu verstehen (S. 172): »Bildlich und buchstäblich schlürfte das Hussiten-Heer die Kreuzfahrer aus ihren (seinem) Wahrzeichen, dem Kelche?« Es ist ausgemittelt, warum Sigmund und Prokop sich nicht verstehen konnten. Der Jesuit Cornova sagt (Paul Stransky's Staat von Böhmen, Bd. 3, S. 396): »Sigmund schlug vor der Hand alles ab, was Prokop im Namen der Nation forderte, und schmeichelte ihm selbst auch nicht mit irgend einer Aussicht auf jene Ehrenstellen, die der glückliche Heerführer allenfalls zu erkämpfen sich getraute.« Man darf nicht erwarten, und darf auch nicht fordern, daß ein ungrischer Geschichtschreiber die bis jetzt unberücksichtigten politischen Gründe, welche die Sekten in Böhmen aufstachelten, ungeachtet seines unbefangenen Auges klarer erschaue und tiefer entwickle, als die einheimischen. Bey der Vorliebe des Hrn. Verf.'s für anziehende Anekdoten, selbst wenn sie historisch nicht erwiesen sind, erregt es eine leichte Verwunderung, warum er des wahrhaften Fehdebriefes der fanatischen Jungfrau von Orleans nicht gedachte, welchen, im schlechtesten Reiterlatein geschrieben, sie den nach ihrer Meinung ketzerischen Böhmen schickte.

Der dritte Band erzählt die Begebenheiten bis zur unheilvollen Schlacht bey Mohacs (1445 — 1526). Als Anhang sind beygegeben fünf und vierzig Briefe der römischen Curie in lateinischer Urschrift und deutscher Uebersetzung über den Streit zwischen Kaiser Friedrich und König Matthias, über den Kongreß von Mantua und die allgemeine Bewaffnung der Christenheit gegen die Türken. Sonst findet man auch noch acht Urkunden, zur Geschichte des Andreas Baumkircher gehörig, und aus dem Joanneum zu Gratz genommen. Die Begebenheiten unter König Matthias (Kap. XXVII — XXXI) sind recht anziehend erzählt. Die wahrhaft klassische Stelle aus dem Werke: Friedrich IV, vom Herrn Chorherrn Franz Kurz, über das Verhältniß Georgs von Podiebrad zu den Päpsten ist wohl gewählt, und ganz geeignet, die hohe Achtung gegen den würdigen Priester, den frommen Vertheidiger christlicher Liebe und unerschütterlichen Rechtslehrer auf willkommene Weise in stetem Andenken zu erhalten; allein man muß es auch dem Hrn. Verf. nachrühmen, seine weitere Darstellung schließt sich derselben in Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit würdig an. Doch warum sind die Anträge der böhmischen Barone vom 22. Julius 1470 aus dem Lager bey Kremsir, warum der vorgeschlagene Zweykampf beyder Könige und die ausweichende Entschließung des Matthias mit Schweigen übergangen? Sie tragen viel bey, die zwey Gegner

in ihr wahres Licht zu stellen. Ob der kinderlose Matthias die Usurpation eines Thrones, welche er in seinem Reiche so streng bestrafte, in dem benachbarten, um einen Schatten von Recht zu erhaschen, so weit getrieben, daß er die Krone, von einem Madonnenbilde genommen, sich aufsetzen ließ, ist keineswegs ungewiß, bloß weil es Pray, ohne die Quelle zu nennen, anführt. Wer die Geschichte jener Zeit im J. 1829 schreibt, sollte billig auch die böhmischen Quellen um Rath gefragt haben. Es ist unbestritten, daß Matthias bey vielen Gelegenheiten die Freyheiten und Gesetze seines Landes offen verletzte, daß die Ungern ihr Mißvergnügen über seine willkürliche Regierung aussprachen, und in vielen Gesetzesartikeln sich dagegen zu sichern strebten. Ein solcher König kann viele andere schöne Eigenschaften besitzen, aber gerecht wird ihn wohl kein Denkender nennen. Matthias war viele Male undankbar, und ist der Undankbare gerecht? Es kann wohl nur Scherz seyn, wenn der Hr. Verf. das miserabile carmen, welches den Mongolen-Einfall beschreibt, wörtlich als »elendes Gedicht« übersetzen zu müssen glaubt. Es heißt wörtlich Trauer- oder Klaggedicht. Wer sich an seinen Horaz erinnert, dem wird auch die Stelle einfallen: nec miserabiles decantes elegos (I. Od. XXXIII. 2. 3), wo der römische Dichter von nichts weniger als von »elenden Elegien« seines geachteten Freundes Tibullus reden wollte. Ueber Literatur, Kunst und Gewerbe, von welchen das XXX. Kapitel handelt, hätten wir gern mehr erfahren, und es hätte sich wohl auch etwas mehr sagen lassen. Warum sind z. B. die Künste des Bergbaues nicht berücksichtigt? S. 93, 94 heißt es: »Die Anekdoten (aus Matthias Corvins Leben) mögen wahr oder falsch seyn, wenn sie gleichzeitig sind, tragen sie in gleichem Maße zur Erkenntniß des Menschen bey; sie führen wenigstens dahin, daß man erkennt, wie der Mann seinen Zeitgenossen erschien: denn die erfundenen Anekdoten würden weder erfunden noch geglaubt worden seyn, wenn sie nicht in den Charakter paßten.« Nach dieser Einleitung folgen manche Züge, für deren Beglaubigung ein und das andere Mal als Quelle angegeben ist: »mündliche Ueberlieferung.« Gegen einen solchen verderblichen Satz müssen wir in der Geschichte, so lange sie die beglaubigte Darstellung wahrer Begebenheiten seyn soll, die lebhafteste Verwahrung einlegen. Aller Unterschied zwischen Geschichte und zwischen Mährchen, Novelle, Epos u. s. w., in sofern sie auf historischem Grunde aufsprossen, fiele nieder; denn diese Dichtungsarten können auch nur Züge aufnehmen, welche in den Charakter passen; sie tragen auch zur Erkenntniß des Mannes bey, und bestreben sich, zu zeigen, wie er seinen Zeitgenossen erschienen. Ob eine Anekdote schon den

Gleichzeitigen bekannt war, trägt gar nichts zur innern Wahrheit des Charakters bey; im Gegentheil, aus den Zügen und Handlungen, welche der Mitwelt verborgen, erst die Nachwelt aufgedeckt, läßt sich, verglichen mit den bekannten, auch erst ein gerechtes Urtheil schöpfen, und darauf bauen große Männer ihre Hoffnung. Die Geschichte mit ihrem Ernste, ihrer hehren Vaterlandsliebe, und den wirklichen Gemüthsschätzen der Ahnen gewinnt nichts durch die goldenen Lappen der Mährchen und einen gewissen ästhetischen Dilettantismus. Was ist zu der Schnurre und der Anmerkung, die sie begleitet, zu sagen, S. 97: »Während der Belagerung von Wien ging der König verkleidet in die Stadt, und saß lange unter den Tuchlauben. Da verbreitete sich das Gerücht in derselben, Matthias sey in ihren Mauern; man suchte ihn allwärts. Der Ruf drang auch zu ihm; er aber erschrak keineswegs, sondern ein Rad, in dem eine Speiche gebrochen war, vor sich hertreibend, ging er die Gasse entlang, durch das Thor hinaus, zu den Seinen zurück. Als Wien erobert war, ließen die Seinen zum Andenken der Verkleidung, Gefahr und Rettung sein Bild in Stein meißeln, und unter den Tuchlauben dort aufstellen, wo der König so lange gesessen und geruht hatte.« Anmerkung: »Mündliche Ueberlieferung. Das Haus hat jetzt die Nummer 552. Eine Gestalt in Winterkleidung ist allerdings an der Ecke zu sehen.« Solch ein Zug wäre des Chefs einer lustigen Bande würdig, keineswegs aber eines Königs, eines großen Feldherrn, und der flache Kopf, der ihn mit allen seinen innern Widersprüchen und seiner nackten Zwecklosigkeit erfunden, hat nie geahnet, wie ein großer König denkt, eine edle Nation fühlt. Würde der Franzose so etwas von Pipin dem Kurzen oder Heinrich IV. glauben? oder erzählen?

Der vierte Band beschäftigt sich mit den Begebenheiten seit den Königen Ferdinand I. und Johann Zapolya bis zum Tode Ferdinands III. (1526 — 1657). Als Zugabe erscheint im deutschen Gewande die Abhandlung Stephan Horvaths: Umrisse aus der ältesten Geschichte der magyarischen Nation. Die Anmerkungen theilen auch einige Briefe Illésházi's an Bocskai in ungrischer Sprache mit, bey denen zu bedauern ist, daß für den des Magyarischen unkundigen Leser nicht wenigstens die kleine Regel der Diplomatik beobachtet wurde, das kurze Summarium im Anfange eines jeden in einer gangbaren Sprache zu verzeichnen. Recht klar ist im Kap. XLIV aus einandergesetzt, wie sehr die bürgerlichen Unruhen und die Kriege mit den Osmanen, das gelähmte Ansehen der Könige, die Habsucht der Großen und die Vernachläßigung des Schulwesens mit vereinten Kräften beyge-

tragen haben, der Augsburgischen, Helvetischen und Unitarischen Lehre um die Wette Anhänger zu erwerben. Folgender Satz (S. 178) lautet etwas sonderbar: »Der Bekehrungseifer der Protestanten war so groß, daß Wagner, welcher der griechischen Sprache sehr mächtig war, einen griechischen Katechismus schrieb, um auf die vielen Wallachen einzuwirken, die in Kronstadt und ganz Siebenbürgen wohnten; aber diese Bemühung hatte keinen Erfolg.« Reden denn die Wallachen griechisch? sprechen sie nicht eine Tochtersprache Latiums? Den Katechismus Luthers übersetzte Wagner griechisch für die vielen Griechen, die es in Kronstadt gab (Horányi memor. Hung. V. III. p. 4?3; Wallaszky Conspect. reipubl. lit. p. 111). Bd. 5, S. 106 heißt es schon richtiger: Wagner gab, um die Griechen zu bewegen, Luthers Lehre anzunehmen, einen (?) Katechismus heraus. Die kühne Aeußerung S. 192 wird jedermann dem Patriotismus des Hrn. Verf.'s vergeben, aber für wahr wird *sie wohl kein* Unbefangener anerkennen. »Wer kann die *Folgen berechnen*, die der Uebergang von ganz Ungern zum Protestantismus gehabt hätte? Dieses Eine läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß in diesem Falle Europa's Geschichte in den drey letzten Jahrhunderten eine ganz andere gewesen wäre.« Um den Geschicken Europa's für drey Jahrhunderte eine andere Wendung zu geben — denn das soll wohl der Sinn seyn? — muß eine Nation in lauter Einhelligkeit und starker Einheit alle Schwungkraft ihres energischen Charakters mit Begeisterung auf die Verwirklichung einer Idee richten, und von einem nationalen großen Mann, wie ihn nicht jedes Jahrhundert zeugt, ans Ziel fortgerissen werden. Es gab damals in Ungern keinen großen Mann, bloß Mittelgut mit mehr oder minder Auszeichnung. Ein Drittheil seufzte unter türkischem Joch, ein Drittheil, durch politische und religiöse Stürme beunruhigt, lebte kümmerlich in einer Art von Selbstständigkeit, welche fristenweise durch Geschenke und alle Volkswürde vernichtende Demüthigungen erbettelt werden mußte, das letzte Drittheil, allein politisch unabhängig, sonst aber wie das zweyte in innerer Auflösung, darf sich wenigstens rühmen, den Namen der hochherzigen Nation gerettet zu haben. Ungern war also im Zustande seiner Erniedrigung, oder wie es S. 194 sehr schön heißt: es war einem verwitterten Gebäude ähnlich: die natürliche Folge der Regierungssünden unter Sigmund, Ladislav, Matthias (der persönlich glänzte wie Ludwig XIV., und wie Ludwig XIV. heillos den Staat untergrub), Ladislav dem Jagellonen und seinem Sohne Ludwig; wäre ein Mann aufgestanden, und hätte das Reich auf die Stufe

der Macht, des Glückes und der gehofften nationalen Fortbildung zurückgebracht, die es unter Ludwig Anjou eingenommen; mit Bewunderung müßte er als ein großer Mann begrüßt werden, wenn er auch aus Bescheidenheit verzichtet hätte, die Geschichte Europas auf drey Jahrhunderte zu ändern. Im Kap. XLV, wo von dem betrübenden Verhältnisse Rudolphs und Matthias die Rede ist, sind einige wichtige Punkte übergangen. Dumont gibt das Instrumentum transactionis initae inter Archiduces Austriae *Matthiam*, *Maximilianum*, *Ferdinandum* et *Maximilianum Ernestum*, qua, ob indispositionem Romanorum Imperatoris *Rudolphi* II., in caput et columen Domus Austriacae Archiducem Matthiam seligunt, et in casu, quo Sacrum Romanum Imperium de eligendo Romanorum rege deliberaret, eundem Matthiam in regem promovendum adjuvare promittunt, cum confirmatione *Alberti* Archiducis Austriae. Nach dieser am 25. April 1606 eingegangenen Uebereinkunft erfolgte der Wiener Friede mit Bocskai den 23. Julius 1606, darauf der Friede von Sitva Torok vom 11. Nov. 1606. Durch den Beytritt der nächsten Verwandten, selbst des Erzherzogs Ferdinand, gekräftigt, konnte Matthias es wagen, entscheidend in die ungrischen und türkischen Angelegenheiten einzugreifen, und sich sein großes Verdienst um die Erhaltung der Monarchie und ihr Verbleiben beym Erzhause zu erwerben. Die Berücksichtigung dieser Punkte trägt viel bey, den Fehler des ehrgeizigen Fürsten milder zu beurtheilen. Die Biographie Gabriel Bethlens, welche Graf Alexis Bethlen geschrieben, macht unser XLVI. Kapitel aus. Der Hr. Verf. der Geschichte der Magyaren bemerkt: »Ich habe diese gelungene Biographie lieber wörtlich meinem Werke eingeschaltet, als die Arbeit meines geistreichen Freundes paraphrasirt, welches mir, wie jedermann glauben wird, leicht gewesen wäre.« Gewiß! aber paraphrasiren heißt auch nicht Geschichte schreiben.

Der fünfte Band beginnt mit Leopold I. (1657), und schließt mit dem erhebenden Regierungsantritte Maria Theresia's. Als Anhang ist ihm beygegeben die Abhandlung Stephan Horváths: Die Jaßen als magyarisch redende Nation und Pfeilschützen; aus dem Magyarischen übersetzt von Draudt. Gegen die Gewohnheit anderer Schriftsteller, die Begebenheiten, je näher sie uns kommen, um so ausführlicher zu schildern, hat der Hr. Verf. sie mit etwas stiefväterlicher Kürze behandelt, und der gegenwärtige Band ist ungeachtet des großen historischen Reichthums der schwächste an Seitenzahl. Die Belagerung und Einnahme Ofens (1686) ist ausführlich und glänzend erzählt; eine

Chronik hingegen könnte nicht trockener des herrlichen Sieges bey St. Gotthard erwähnen, als S. 15 geschieht. In der Anmerkung 21 über das Schloß Neu-Zrin ist das zuletzt ausgesprochene Urtheil, daß Zriny zu viel Werth auf seine Schöpfung gelegt, gewiß das triftigste; Montecuculi's Ansicht wird jeder Offizier als wohlbegründet anerkennen. Die beklagenswerthe Verschwörung mag mit Wahrheit eine historische Iliade genannt werden, sie ist wie jene reich an den eindringlichsten Lehren für die Räthe der Krone wie für die Völker (Iliacos intra muros peccatur et extra), und Referent bedauert sehr, daß der Hr. Verf., wie es scheint, durch eine gewisse Milde und Scheu bestimmt, nicht tiefer eingegangen ist. S. 28: »Ich hoffe, der Leser findet an der Beschreibung unsittlichen und blutigen Unfuges eben so wenig Vergnügen, als ich, und wird es mir Dank wissen, wenn ich abbreche.« Wie sanft muß man seyn, um das Unfug zu nennen, was in Ungern von einer oder der andern Seite verbrochen wurde. Der Geschichte gehört das Richteramt, und wie der gerettete Schiffer, mit markigen Knochen auf der festen, wohlgegründeten Erde stehend, die Schrecken des Sturmes, der die Meereswogen bis an seine Füße jagt, mit gesättigter, froher Seele anschauen mag, so wird auch der Unger unserer Tage das Glück der Gegenwart, die Herrschaft des Rechts, den Segen des Bürgerfriedens, die ungestörte volle Entwicklung seiner Nationalität um so dankbarer fühlen, je klarer ihm die wüsten Gräuel gesetzloser Vergangenheit vor Augen geführt werden. Läßt es sich erweisen, daß Tököli von dem Könige und der Republik Polen (S. 20) eine ähnliche Unterstützung wie von Frankreich genossen? S. 32. Der feine Saponara ließ sich nicht täuschen; es waren Tököli beym vollen Becher Aeußerungen entschlüpft, welche darthaten, er habe sich zu weit mit den Türken eingelassen, er könne nicht zurück; seine Rührung war erheuchelt, seine Versicherungen waren bloße Worte. Allein es ist wahr, und macht den Ungern Ehre, daß Tököli, seit sein Bund mit den Türken offenkundig geworden, viele Anhänger verloren, S. 124. Es muß Verwunderung erregen, das Mährlein wieder zu hören, S. 67, wie Prinz Eugenius, der edle Ritter, vor der Schlacht bey Zenta ein kaiserliches Schreiben erhält, es unerbrochen in die Tasche steckt, nach erfochtenem Siege es öffnet, und ersieht, es sey ihm verboten, eine Schlacht zu wagen. Es ist erwiesen, der Bote, welcher einen Befehl überbringen sollte, war den 11. Sept. um 7 Uhr früh noch in Pesth. Es ist also unmöglich, daß er um 4 Uhr Nachmittags, als die Schlacht begann, in Zenta seyn konnte. Allein auch der Befehl ist nicht des Inhalts gewesen, wie ihn die Anekdote angibt, denn in einem Berichte

an den Kaiser spricht sich der damalige Hofkriegsraths-Präsident unumwunden aus, man müsse bey der herrlichen Stimmung des Heeres und den trefflichen Gaben des Prinzen in Kurzem von einer Schlacht und einem Siege hören. Der österreichischen militärischen Zeitschrift gebührt das Verdienst, die anmuthige Legende in ihr Nichts aufgelöst zu haben; der neueste Geschichtschreiber der Osmanen kennt sie (1830) als widerlegt, wie kommt es, daß der neueste Geschichtschreiber der Magyaren sie (1831) wieder als wahr erzählt? S. 102: »Während dieser Drängniß genas die schöne, junge, geistreiche Maria Theresia ihres ersten Kindes, welches ihrem Großvater zu Ehren Joseph genannt wurde.« Maria Theresia vermählte sich den 12. Februar 1736, und gebar den 5. Februar 1737 die Erzherzogin Elisabeth († 2. Juny 1740); den 6. Okt. 1738 die Erzherzogin Maria Anna († 19. Okt. 1789); den 12. Jänner 1740 die Erzherzogin Charlotte († 25. Jänner 1741); der Vater ihres Vaters hieß Leopold Ignaz, der Vater ihrer Mutter Ludwig Rudolph, Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel.

Das letzte Kapitel ist der Literatur gewidmet. Wir wünschen dem ganzen Werke seiner Vorzüge wegen bald eine zweyte Auflage, und diesem Kapitel dann eine gründlichere Umarbeitung, damit mehr Wesentliches hineinkomme, und alles Unbestimmte und Farblose verschwinde. Der Hr. Verf. fürchtet zu sehr die Aufmerksamkeit seiner freundlichen Leserinnen zu ermüden, und weicht dem belehrenden Ernste, der sicher und stark macht, allzubereitwillig aus. »Es mag genügen,« sagt er S 104, »wenn ich statt der einzelnen verschiedenen Stiftungen die Gründung der Akademie von Kaschau anführe.« Es will uns nicht genügen, antworten seine kräftigen, wißbegierigen Leser; wir möchten gern die einzelnen Stiftungen kennen lernen, durch ihre Aufzählung erblüht dem Vaterlande ein Ruhm, der um so bedeutungsvoller wird, je klarer wir die Barbarey, die der Mohacser Schlacht gefolgt, erschauten, und als natürliche Folge erkannten, daß die hellen Köpfe der unterjochten Gespannschaften dem Islam zugewendet, ihre Kraft dem Tulpenflore türkischer Literatur schenkten. Wir wünschen die wohlklingenden Namen der Städte zu hören, welche Wissenschaften und Künste förderten, literarische Sammlungen gründeten oder ferner unterhielten, durch Druckereyen allseitige Geistesanregung weckten. Wir wünschen auf eine glänzende Weise zusammengestellt zu sehen, was die siebenbürgischen Fürsten in ihrem weiten Gebiete für literarische Anstalten gethan, welche Ergebnisse der heftige Kampf in magyarischer, lateinischer und deutscher Sprache zwischen den erbitterten politischen Parteyen, zwischen Katholiken, Kalvinern,

Protestanten, Unitariern fortgeführt, für Aufklärung und Reinigung der Ideen gehabt, und ob denn die Reichstage — wie nicht zu vermuthen steht, z. B. 1548, Art. XII — sich indolent für Wissenschaften und die daraus entspringende Landesehre benommen? So dürfte man sprechen, und es unbefriedigend nennen, wenn statt dessen einzelne literarische Namen ohne Zeitbestimmung, ohne Feststellung ihres wissenschaftlichen Werthes, bloß mit allgemeinen und eben deßwegen nichts aussagenden Bemerkungen neben einander aufgezählt werden. S. 107: »Albertus Graverus verdient nur Erwähnung wegen des sonderbaren Titels, den er seinem Buche gab, welches er gegen Stephan Gönczy, kalvinischen Prediger zu Göncz, herausgab. Das Buch heißt: Absurda absurdorum absurdissima, Calvinistica absurda. Jenae 1618. Er selbst war ein Lutheraner.« Was hat die Literargeschichte durch die Aufführung dieser Kuriosität gewonnen? S. 109: »Johann Nadasdy, ein Jesuit, zuletzt Beichtvater der Kaiserin Eleonora, Witwe Ferdinands III., schrieb funfzig verschiedene ascetische Werke. Wie viele Druckereyen ermüdete dieser eine Mann! Michael Némethi, Professor zu Göncz. Von dort vertrieben, ward er kalvinischer Prediger zu Klausenburg. Daß er zwölf theologische Werke herausgeben konnte, beweiset, daß sie gelesen wurden, und man sie für gut hielt.« Ist solchen Urtheilen ein wissenschaftlicher Stempel aufgedrückt? Bey Wolfgang Bethlen S. 113 sind die äußeren Schicksale seines trefflichen Geschichtswerkes (die fata libelli) erzählt, allein ob und welchen Werth es habe, ist nicht angemerkt. S. 120: »Adam Forgacs schrieb ein politisches Werk.« Wollten Engländer, Franzosen, Deutsche jeden, der ein politisches Werk geschrieben, ohne alles andere Kriterium in die Reihe ihrer ausgezeichneten Geister nehmen, was müßte aus ihrer Literargeschichte werden! S. 125 hat sich eine irrige Erzählung eingeschlichen, die ihre Entstehung, wie es scheint, dem Druckfehler eines andern Werkes verdankt. »Unter den Eroberern Ofens befand sich auch ein gelehrter Italiener, Graf Marsigli; dieser brachte die wenigen, aber kostbaren Ueberreste jener Herrlichkeit (der corvinischen Bibliothek) an sich, und nahm sie nach Italien, wo sie jetzt in Marsigli's Vaterstadt Bologna die von ihm begründete wissenschaftliche Anstalt zieren.« Der Kardinal Pazman hatte den Türken für das, was von der Büchersammlung des Musageten Matthias noch vorhanden war, vergebens 30,000 Gulden angeboten; allein dieser Rest war eines solchen Anbotes gar nicht werth, wenn er nur aus den Bänden bestand, welche der Jesuit Tafferner während der Gesandtschaftsreise des Grafen Leslie zu sehen bekam. Sein Bericht ist abge-

druckt in Julii Pflugk epist. de bibl. Bud., und demselben zugleich das Verzeichniß der 290 meist beschädigten Bände beygefügt, welche sich nach der Eroberung Ofens vorgefunden, und in die Hofbibliothek nach Wien sind abgegeben worden. Neuere Bürgen dafür sind der Pater Xistus Schier und Michael Denis. Marsigli brachte die Sammlungen türkischer Handschriften an sich, welche sein antiquarisches Auge in Ofen entdecken konnte.

Man kann Folianten voll Gelehrsamkeit verfaßt haben, ohne im Menschenwerthe höher angeschlagen zu werden, als ein gutes Gedächtniß und die freye Himmelsgabe eines klaren Geistes verdient. Die eilf Zeilen, mit welchen der fünfte Band der magyarischen Geschichte schließt, werden auf ihren Urheber auch das glanzvolle Licht der Liebenswürdigkeit, Urbanität und Wahrhaftigkeit werfen. Mögen die Bemerkungen, welche hier niedergelegt wurden, offen, unbefangen und gut gemeint, wie sie gegeben, auch aufgenommen werden, und den Herrn Verfasser vermögen, nicht allein die Stellen, über welche sie handeln, sondern das ganze Werk einer neuen, strengern Prüfung zu unterziehen, er wird dadurch zu den anerkannten Vorzügen neue fügen, und seinem Vaterlande ein Denkmal der Unbefangenheit, des Fleißes und Geschmackes hinterlassen, welches das physische Leben des Hrn. Verf.'s überdauern, und die geistreiche Nachkommenschaft anregen soll, ihn in allen Tugenden zu überbieten.

Karl Adalbert Veith.

Art. IX. Rameidos Valmiceiae libri septem. Ramayana, i. e. Carmen epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi *Valmicis* opus. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit *Aug. Guil. v. Schlegel*, Dr. Prof. P. O. cet. Voluminis primi Pars prior. LXXII u. 380 S. allergr. Oktav. 1829. Bonn, mit königl. preuß. Lettern, auf Kosten des Herausgebers.

Es fängt hiermit, in glänzendster Gestalt, ein lange angekündigtes, lang erwartetes Werk zu erscheinen an, das, wenn es vollendet seyn wird, für das Sanskritstudium in Europa eine breite und sichere Grundlage bilden muß: so bedeutend ist es von Umfang, mit so ausreichenden Hülfsmitteln unternommen von einem Manne, an dessen Beruf dazu man nicht zweifeln kann. Um die Ausdehnung des ganzen Werkes, dessen erster Band in solcher Stärke vorliegt, mit einem Blick zu übersehen, wird es genügen, mit dem obigen Titel folgende Stelle aus der, auf dem Umschlage des Buches französisch und deutsch gegebenen Benachrichtigung des Hrn. v. Schlegel zu verbinden: »Ich hatte

die Absicht, das Ganze in vier Lieferungen, jede zu zwey Bänden, zu vertheilen. Um jedoch nicht allzu lange zu zögern, habe ich mich entschlossen, den ersten Band allein herauszugeben. Die übrigen Bände werden gleichfalls einzeln erscheinen. Jeder besteht aus zwey Abtheilungen, wovon die erste den Text, die zweyte die lateinische Uebersetzung enthält. Die zweyte Abtheilung des ersten Bandes wird vor Ablauf des Jahres nachgeliefert werden.«

In der im vortrefflichsten Latein gelieferten Vorrede berichtet Hr. v. S. (S. V—IX) höchst anschaulich, wie, vor fünf Jahren nach London gekommen, um die dortigen Handschriften zu benutzen, er die eigentliche Schwierigkeit des Unternehmens noch so wenig erkannt, daß er die Größe der Arbeit nur nach dem Umfang des Gedichtes gemessen, dessen Versezahl die der Iliade und Odyssee zusammen erreicht, wo nicht (und ich denke bey weitem) überschreitet. Er getröstete sich der Leichtigkeit des schlichten, klarflüssigen Styls sanskritischer Epik, und erwartete im Ganzen einen in ursprünglicher Reinheit überlieferten Text, desgleichen er in der früher herausgegebenen Bhagavad-Ghitâ gefunden, und wie ein solcher sich auch in andern alten, doch weniger weitschichtigen Werken vorfindet, wo ein fortlaufender grammatischer Kommentar jedes einzelne Wort des Textes an seiner Stelle und in seiner Gestalt gleichsam befestiget hat. Einen solchen Commentarius perpetuus konnten nun aber die größeren epischen Gedichte, eben schon ihres Umfangs wegen, nicht füglich haben, und schienen dessen auch ihrer Leichtigkeit wegen nicht zu bedürfen. Daher hielt sich Hr. v. S. wohl auf einige leichte Abweichungen im Einzelnen gefaßt, nicht aber auf das, was er nun wirklich fand, eine völlige, durch das Ganze hindurchgehende Abweichung solcher Art, daß statt des einen Râmâyan'a, von dem man bisher geredet, ihm zwey oder drey verschiedene Râmâjana's erschienen, zwar meist im Inhalt und Gang der Begebenheiten übereinstimmend, aber in der wörtlichen Fassung, Ordnung und Anzahl der Verse aufs höchste von einander abweichend. Eine Erscheinung, die er zu erklären sucht, durch eine umständliche Darlegung seiner Ansichten von epischer Poesie, ihrer Entstehung, ursprünglich mündlichen Ueberlieferung u. s. w. (S. IX—XXII). So sind denn nun, ihm zu Folge, nach allmälicher schriftlicher Auffassung und einer hinzugetretenen Art von Kritik, freylich nicht einer unserer Art, zwey Hauptrecensionen des Werkes durch Indien verbreitet, deren eine er die der Kommentatoren, die andere aber die Bengalische nennt, und deren erste, meist, doch nicht immer, mit Kommentaren versehene, vermuthlich im alten Sitze der Gelehrsamkeit Benares entstanden,

von den bengalischen Schulen aber nicht angenommen worden sey; was er hauptsächlich daraus folgert, daß die zwey mit bengalischen Lettern geschiebenen Codd., die er sich zu verschaffen vermocht, ohne Kommentar jenen vom kommentirten abweichenden Text zeigen, den er nun den bengalischen nennt (S. XXIII). Die Kommentatoren aber scheinen ihm die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes treuer und gewissenhafter bewahrt zu haben, wogegen die Bengalen, ohne solche religiöse Scheu des Alterthums, vieles geneuert und umgebildet, alte Wortformen und schwere Konstruktionen beseitigt u. dgl., namentlich auch bedeutende Einschiebungen gemacht haben. Dazu rechnet er unter andern die am Ende des ersten Buches vorkommende, ausführliche Erzählung der Bildungsreise Bharata's, besonders aber das zwischen K. 1 u. 2 befindliche, höchst langweilig prosaische Kapitel der Inhaltsanzeige, Anukraman'ikâ genannt, das keinen andern, als den ganz unpoetischen Zweck hat, die Ordnung und Versezahl jedes Kapitels der sieben Bücher festzustellen, vor künftigen Störungen, Einschiebseln und Weglassungen zu bewahren (S. XXIV ff.).

Von den Kommentaren der ersten Recension sind Hrn. v. S. drey den Namen nach bekannt geworden, und zwey von diesen dreyen hat er in den Londoner Bibliotheken wirklich vorgefunden: 1) Râmâjan'a-tattva-dîpikâ, »Ramayana-Wesenheits-Leuchte,« von Mahes'vara-Tirtha, 2) Râmâyana-Tilaka, »Ramayana-Stirnzeichen,« von Raghunâtha-Vacaspati; der, als der späteste, nicht nur den vorhergehenden, sondern auch den nicht habhaft gewordenen dritten, abgekürzt Kataka, anführt, außer welchen es aber noch mehrere gegeben habe oder noch gebe, wie aus dem Vorworte des hier zuerst genannten zu schließen. Ueber Art nun und Gestalt dieser beyden Kommentare läßt sich Hr. v S. nicht weiter aus, als daß er (S. XXXIII) sagt: Omnino mihi nondum licuit excutere, quidnam bonae frugis inter multa *futilia* offerrent scholiastae. Ceteris posthabitis animum intendi ad lectionem recte constituendam; — aber eben dazu waren doch diese *futilia* mit zu benutzen.

Von einer Nebenrecension, die südliche, oder die von Dekan, genannt, hat Hr. v. S. bis jetzt nur Spuren in eben jenen Scholiasten aufgefunden. Denn zwey mit telingischen Lettern geschriebene codd., worin eben wegen dieser Lettern jener südliche Text zu vermuthen war, stimmten, zwar selbst ohne Kommentar, doch mit der Recension der Kommentatoren. Dagegen fand er wirklich eine andere solche Nebenrecension, bald mit C., bald mit B. stimmend, die er deswegen die Eklektische nennt. Nach diesen drey Klassen zählt nun Hr. v. S. seine codd. auf

(S. XXXV — XLII), ein schöner Apparat, hinreichend beschrieben nach ihren Fundörtern und Beschaffenheiten. Für das erste Buch hat er 12, für das zweyte 11 codd. verglichen. Alles das nicht er allein, sondern unter dem treuen, und (S. LXIX) treulich gerühmten Beystand seines gelehrten Gehülfen, des Hrn. D. Lassen, der sich zu solchen Zwecken drey ganzer Jahre in London und Paris aufgehalten. Und in diese guten Hände hat Hr. v. S. auch die Vollendung des ihm am Herzen liegenden, weit aussehenden Werkes, auf den Fall, daß diese das Schicksal ihm selbst versagen sollte, gewiß zur Beruhigung aller zahlreichen Theilnehmer daran, vorsorglich überwiesen.

Aus den oben angedeuteten Gründen nun hat Hr. v. S. seinen Text auf die Recens. der C. gebaut; wo beyde C. unter sich abwichen, wählte er frey; bey verdorbenen Stellen nahm er B. und E. zu Hülfe. Aber auch sonst hat er diese beyden benützt, wo es ihm passend schien. So glaubt er, daß die frommen *Brahmanen*, von denen C. ausgegangen, die Geschichte des *Risʹhyasʹringa* (B. I. K. 9) aus falscher Scheu vor Anstößigkeit des Inhalts so ungeschickt abgekürzt, wie sie nun bey ihnen sich findet, dagegen die freysinnigeren B., mit denen hier die E. stimmen, die naive Schilderung ungeschmälert bewahret. Equidem poetam tanta venustate spoliari non sum passus; transtuli episodium plenissimum ex Bengalica recensione, assumtis quibusdam versibus e Codice Devanagarico Parisiensi et Joddiano (S. LIII). Wir danken ihm die höchst anmuthige Geschichte, was auch eine strenge Kritik gegen eine solche Eklektik einzuwenden habe. Dagegen einen des Buddhismus erwähnenden Verses im zweyten Buche, der dadurch wichtig geworden, daß Hr. Prof. Heeren daraus auf die Abfassungszeit des Gedichtes geschlossen, wirft Hr. v. S. als unecht aus, weil, neben einem unzureichenden Verdacht aus metrischen Gründen, dießmal ihn die B. nicht haben, sondern nur seine sonstige Gewährsmänner, die C. (S. LV). Aber auch ohne so Autorität der Autorität entgegensetzen zu können, in allen Fällen, wo die Sache selber laut spricht, ist Hr. v. S. kühn genug, alle für unecht erkannten Verse mit dem kritischen Spieße zu durchbohren, ob auch sechshundert Codd. sie in Schutz nähmen (S. LVI). Denn er hat bey seinem Râmâyanʹa keine solche einheimische Kritik, wie etwa die alexandrinische beym Homer, vorgefunden, die ihm zu einer festen Richtschnur hätte dienen können und müssen. Dem Scharfsinn der indischen Grammatiker stand ihre religiöse Ehrfurcht vor der heilig gehaltenen Form im Wege, sie verhindernd, Falsches vom Echten zu sondern, Eingedrungenes, das einmal einen Platz eingenommen, wieder hinaus zu weisen.

Und manches fand sich so konfus, so voll Wiederholungen und Rückläufe, daß Hr. v. S. sich gedrungen fand, nicht bloß den Kritiker, sondern den Diaskeuasten zu machen (S LVII). Nach welchen Unterscheidungen nun Hr. v. S. manchmal größere und kleinere Partien ganz ausgeworfen, manchmal nur mit Sternen, welche Spieße vorstellen, bezeichnet, und in Klammern eingeschlossen, hat er nicht gesagt. Das letztere wäre, allgemein angewandt, vielleicht ein gelinderes Mittel gewesen, den vorgefundenen Textbestand mit der Kritik des Herausgebers auszugleichen. Doch hoffentlich wird über alles dieses der Kommentar des Hrn. v. S. ausführliche und genaue Nachweisung geben — wie er selbst es denn (S. LXIX) zusagt —, damit man sich von dem, was man ihm gerne von vorn herein zutraut, von der richtig erkannten Nothwendigkeit solcher Kühnheiten, auch hinterher wirklich überzeuge. Weit öfter, als ganze Verse, traf das Los der Verweisung einzelne Zeilen, die der gesetzlichen Zweyzeiligkeit der Verse widersprachen. Ueber dieses, durch alle indische Metrik, wie durch die arabische und persische, hindurchgehende Prinzip der Zweyzeiligkeit bin ich mit Hrn. v. S. vollkommen einverstanden; besonders auch im epischen Verse fühlt es sich von selber. Gleichwohl ist die allgemeine Verkennung desselben im Texte der beyden großen Epopöen etwas Auffallendes; da die Scholiasten doch sonst bey den späteren Kunstgedichten als unterrichtete Metriker sich zeigen; warum nur lassen sie hier nicht bloß so häufig falsch abgetheilte Verse, sondern auch aus einer oder aus drey, statt zwey, Zeilen bestehende gelten? Es muß die Zweyzeiligkeit hier sehr früh eine durchgängige Störung erlitten haben, welche die Textüberlieferer nicht mehr heben konnten oder wollten, und sie nur mit einer willkürlichen, neben den Versen herlaufenden, mit deren inneren Gliederung im Widerspruch stehenden Zählung verdeckten. Aber es wäre auch möglich, daß die Zweyzeiligkeit in diesem einfachsten epischen Verse ursprünglich nicht vorhanden gewesen, eben so wie im volksthümlichen Ragez des Arabischen, und im Hexameter, sondern sich erst später darin entwickelt, wie in dem aus dem Hexameter entsprungenen elegischen Distichon; wo dann das nachherige Prinzip auf das vorher einzeilig gedichtete von Ueberlieferern und Bearbeitern, so gut es gehen wollte, aber mehr nur äußerlich, und ohne durchgreifende Strenge angewendet worden. Wenigstens das, womit Hr. v. S. die Ursprünglichkeit des Prinzips beweisen will (S. LX), daß nämlich im Eingang des Râmâyan'a, B. I. K. 2, 43 bey der dort beschriebenen Erfindung des epischen Sloka's angegeben wird, er bestehe aus vier an Sylbenzahl gleichen pâdas, Füßen oder Gliedern, d. i. Hemistichien, also aus zwey

Zeilen; das beweist doch nur die Ansicht des Einschiebers jenes Verses an seiner Stelle, der eine ziemlich unnütze Wiederholung von v. 21 ist, wo (bey Hrn. v. S. wenigstens) nicht »vier Füße« gesagt ist, sondern: zu Füßen oder Gliedern gebunden, pâdabaddha. Doch geben wir nun die Richtigkeit der Annahme zu: daß die ungleiche Anzahl der Zeilen eines Verses, oder die mit der zweyzeiligen Gliederung in Widerspruch stehende Versezählung eine sichere Anzeige sey von einer entweder eingeschobenen oder ausgefallenen Zeile. Wonach denn Hr. v. S., in der Voraussetzung, daß mehr eingeschoben als ausgefallen sey, zuerst die unechte, störende Zeile auszuspüren sucht, und sie auswirft; wo aber keine als überflüssig oder entbehrlich sich zeigen will, dann eine Lücke von einer Zeile annimmt. Doch nachdem er nun durchgängig diese Einrenkung vorgenommen hat, finden sich gleichwohl bey ihm noch Stellen genug, wo der Sinn der Rede ohne Zweckmäßigkeit und Bedeutung aus einem der angenommenen Distichen in das andere hinübergeht, wo also das Verderbniß tiefer liegt, nicht durch äußerliche Wegschneidung zu heben. Und was die nicht sehr häufig angenommenen Lücken betrifft, so ließe sich meistens auch noch darüber rechten, ob sie gerade hier, nicht vorher oder nachher, anzunehmen, und ob nicht vielmehr auch da eine Zeile wegzustreichen; so wie umgekehrt manche ausgestoßene Zeile durch Annahme einer Lücke sich wohl retten ließe. Beyspiele davon weiter unten. Ja hin und wieder scheint es einem recht natürlich, eben ausnahmsweise einmal auch einen Slokas von drey Zeilen oder von einer anzunehmen; so einen dreyzeiligen für B. I. K. 9, 40 u. 50, wo Hr. v. S. die Lücke einer ersten Zeile von 50 annimmt. Und in demselben Kapitel, was bey Hrn. v. S. die vier Sloken 60 — 63 ausmacht, wo der Sinn unschön aus einem in den andern geht, daraus hätte man Lust, drey Sloken zu machen, den ersten von drey, den zweyten von zwey, den dritten wieder von drey Zeilen.

Hier bemerkt nun Hr. v. S. (S. LXI), daß im Nalus des Hrn. Prof. Bopp auf gleiche Weise durch unechte Zeilen die Struktur der Distichen oder Sloken an sehr vielen Stellen gestört sey (was allerdings auf platter Hand liegt), und daß er hoffe, Hr. B. werde die von Hrn. v. S. ihm darüber gemachten Bemerkungen benutzen, um die störenden Zeilen auszustoßen. Das hat nun Hr. B. in seiner eben erscheinenden neuen Ausgabe des Nalus keineswegs gethan, und wohl nicht deswegen, weil er nicht selber den metrischen Uebelstand bemerkt und gefühlt hätte, sondern weil er eben nicht den Diaskeuasten einer Epopöe, sondern den schlichten Herausgeber eines inediti machen wollte. Vielleicht wäre eine mögliche Vermittlung der Herausgeber-Treue

mit der metrischen Kritik diese gewesen, die störenden Zeilen, die sich meist überall beym ersten Lesen jedem metrische Bewegung fühlenden Ohre kund thun, zwar stehen zu lassen sammt der beybehaltenen, hinten am Text herablaufenden Slokenzählung der Handschriften, sie aber einzuklammern, und das übrigbleibende Zweyzeilige vorn herab noch einmal mit arabischen Ziffern zu bezeichnen.

Wenn so Hr. v S. in einem Stücke viel kühner als Hr. B. mit dem Sanskrit umgeht, so in einem andern viel behutsamer, was die Wörtertrennung betrifft, bis zu deren äußerster Grenze Hr. B. inzwischen vorwärts gegangen, dahingegen Hr. v. S. auf dem Punkte stehen geblieben, bis wohin es schon der erste Nalus gebracht hatte. So kann denn zufällig bey Hrn. v. S. manchmal eine ganze Zeile ohne Trennung erscheinen, wie B. I. K. 76, v. 18 b oder B. II. K. 3, v. 36 b. Wenn aber einmal eine Zeile so gelassen wird, warum nicht alle? Uebrigens verfährt Hr. v. S. hier so konsequent als möglich; völlige Konsequenz ist nur, alles an einander zu lassen. Er trennt z. B. mit einer feinen Unterscheidung die Endsylbe ân vom folgenden Worte, wo sie ursprünglich ân ist, wie der Plural-Accusativ; verbindet sie aber, wo sie eine Umbildung von ât, dem Singular-Ablativ. Doch könnte man einwenden, darf hier der Ursprung einer Sylbe in Betracht kommen, da sich bloß fragt, ob ein Buchstab überhaupt am Ende des Wortes geschrieben stehen kann oder nicht? Sonst dürfte ja auch o als Umbildung von ah (as) nicht abgetrennt geschrieben werden. In Verlegenheit geräth Hr. v. S. durch die langen Schlußmetern, deren Zeile er aus typographischen Rücksichten in zwey Halbzeilen absetzt; er sieht sich da genöthigt, Buchstaben ans Ende der Zeile, und also des Wortes, zu setzen, die er sonst nicht vom folgenden abtrennt, z. B. syâd, B. II. K. 12, v. 98. pravr'ttir v. 100 Um nun anzudeuten, daß dergleichen gegen sein Prinzip der Trennung sey, setzt er einen Verbindungsstrich nach syâd-. Aber der Buchstab steht doch nun einmal allein, und so könnte er auch ohne das Strichlein stehen, das ihn ja doch nicht wirklich anknüpft. Kann aber in diesem Falle syâd stehen, warum nicht auch in jedem andern, wo die Typographie nicht dazu nöthigt? Und so schreibt er denn auch, in gleichem Falle, ohne Verbindungsstrich prasâritâv B. II. K. 12, v. 108; und meist eben so im Hitopades'a. So gut aber von diesem prasâritâv das folgende ubhâv von Hrn. v. S. wirklich abgetrennt worden, so gut könnte nun auch von dem ubhâv das folgende asamprâpya abgetrennt werden, daß Hr. v. S. damit zusammenschreibt. Noch eine andere Auskunft, die Hr. v. S. trifft, ist, daß er in solchem Fall, ebend. v. 101

amitrân·, und v. 99 rûpan·, mit Anuswara geschrieben abtrennt, obgleich ein Vokal folgt; wodurch denn zwar nicht sein Verbindungsprinzip verletzt wird, wie wenn er amitrâm und rupam mit m trennte, wohl aber das von ihm übrigens befolgte Prinzip, daß das Hemistich keine Pause mache, also keinen Endbuchstaben, wie Anuswara n· ist, zulasse. Ja auch sonst in einzelnen Fällen wird von ihm, zur Vermeidung einer typographisch ungefügen Konsonanten-Verschlingung, ein der Regel nach zu verbindender Buchstab selbstständig gesetzt, wie B. II. K. 20, v. 44, wo in mahadduhkham das erste d vom zweyten losgetrennt, aber hart an es hinangerückt worden, was doch immer nur ein bloßer Schein von Verbindung ist. Steht es einmal als d allein, warum nicht auch abgerückt mahad duhkham? da ja die indischen Schreiber jeden selbstständigen Buchstaben vom andern abrücken.

Eine Ungleichartigkeit in Behandlung des Versabschnittes, bald als Pause machend, bald als nicht; was das richtigere, zeigt sich in solchen Beyspielen: râjan | tena I. 44, 50; rajans | t 59, 3; bhagavans | t 46, 2; bhraman | t 56, 20; selbst vidhivat s'ântâm findet sich II. 8, 25, was mir sehr recht, aber nach Hrn. v. S. doch vidivacchântam seyn sollte.

Hrn. v. S Orthographie ist die einfachste und consequenteste. Er schreibt ârta, obgleich aus ârdita kontrahirt, nicht (wie im Hitop.) ârtta; weil man nicht ârt-ta syllabiren kann, sondern nur âr-ta; dagegen tattva, nicht tatva, weil man tat-tva syllabiren kann. Abweichend ist nur ûrddhva I. 34, 38.

Das Schwanken der Urkunden selbst in der Schreibung von v und b findet sich auch bey Hrn. v. S. in einigen Wörtern, bey denen weder Etymologie noch Formenlehre eine Entscheidung gab; so vadha I. 1, 42 ꝛc. und badha 47 ꝛc., san·vâdha I. 5, 18 ꝛc., und san·bâdha II. 5, 21 ꝛc. Dagegen immer vâhu, nie bâhu, nach der wahrscheinlichen Abstammung von vah, dessen v durch die Bildung uvâha ꝛc., so wie durchs lateinische vehere, womit das Germanische und Slavische einstimmt, befestiget ist; aber bahu, nicht vahu, weil das abgeleitete bhûga für das b zeuget.

Dem Anuswara sind weder zu weite, noch auch zu enge Grenzen gesetzt. Die Schreibung puran·tapa, arin·dama, gibt einen willkommenen Wink, daß ein Compositum vorhanden, ohne daß doch Verwechslung mit Sandhi möglich. So sollte auch puran·dara statt purandara I. 47, 7 geschrieben seyn.

Sehr zweckmäßig scheint die Anwendung des Apostrophs, wie nach e und o, auch nach dem â, im Fall der Synaloiphe, wie tasyâ 'ham (aus tasyâ aham) I. 22, 3; 44, 9 u. 36 ꝛc.

Das Verbum bahuman behandelt Hr. v. S. nicht, wie dessen Gegensatz avaman, als Compositum. — Das â vor dem Ablativ könnte vielleicht, wie jede andere Präposition, abgetrennt geschrieben werden, zumal es auch, wiewohl selten, sich von seinem Casus durch ein dazwischentretendes Wort getrennt findet. — Gewiß richtig ist adya prabhr'ti, »von heut (jetzt) an,« ohne Composition geschrieben, I. 32, 4 ꝛc. Denn wenn gleich prabhr'ti einen Ablativ regiert in tatah prabhr'ti, »von da an,« und dann zum Ersatz der Casusbezeichnung mit einem Nomen in Composition treten kann, wie janma-prabhr'ti, »(von) Geburt an,« so kann es doch dieses mit dem Indeklinabel adya eben so wenig, als z. B. mit tadâ. Wie nun tadâ prabhr'ti I. 25, 13 ꝛc. eigentlich sagt: da (und) weiter, statt: von da weiter, von da an; so adya prabhr'ti: heute (und) weiter, für: von heute an, doch mit Einschluß des terminus a quo. Vergl. ady' ârabhya, Hitop. S. 126, Z 16 mit tasmâd ârabhya, S. 111, Z. 18. So hat Hr. v. S. auch mâ ciram nicht componirt, weil die Verbietungspartikel als eigentlich zum Verbo gehörend betrachtet werden kann. — Eine scheinbare Unregelmäßigkeit, die aber meistens ihre einleuchtenden Gründe hat, findet sich in der Zusammen- oder Auseinanderschreibung von manchen dem Sinne nach enger oder loser verbundenen Partikeln, wie atha vâ und athavâ, II. 13, 13; II. 20, 40 u. 41 ꝛc. yadi vâ aber yadivâ, II. 18, 25; II. 12, 2 ꝛc. ko nu und kin' nu, II. 15, 14; II. 20, 38; aber kin'nu II. 12, 2; kathan'nu und kathan' nu, II. 12, 104; II. 20, 42. Auch kin'tu, II. 12, 2, und selbst kin'-punah, II. 19, 8; 20, 39. — Ungleichartig ist abhyasincan, mit unverwandeltem s, I. 71, 19, gegen abhyashecayat, mit eingetretenem sh, I. 1, 79 ꝛc., vermuthlich nach den Urkunden, sey es nun ein bloßes Schwanken, oder eine eigensinnige Distinktion, vom Sprachgebrauch.

Ueber wichtigere Punkte des Textes wird mit Sicherheit erst geurtheilt werden können, wenn Uebersetzung und Kommentar vorliegt. Jetzt muß ich nur das Verhältniß dieser Ausgabe zu einer früheren, unvollendet gebliebenen desselben Werkes berühren, ich meine, die von den Missionaren in Serampur ausgegangene, wovon 1806—1810 drey Bände, nur die zwey ersten Bücher enthaltend, Text und englische Uebersetzung von Carey und Marshman erschienen sind. Auf diese seine Vorgänger nun ist Hr. v. S. äußerst ungehalten, beschuldigt sie der größten Nachläßigkeit und gänzlicher Urtheilslosigkeit im Gebrauche der trefflichen ihnen zu Gebote gestandenen Hülfsmittel, zum Theil derselben, vielleicht noch größerer, als Hrn. v. S.'s; wozu besonders auch der ihnen vergönnt gewesene Beystand ge-

lehrter Pandit's zu rechnen; und läßt überhaupt an ihrer ganzen Arbeit keinen guten Faden. Daß diese aber nicht so gar schlecht, für eine erste der Art, sey, ließe sich schon daraus beweisen, daß früher aus ihr Hr. v. S. selbst seine Herabkunft Ganga's in der indischen Bibliothek so geben konnte, wie er gethan. Und kurz, sie mußten es eben schlecht machen, damit es Hr. v. S. nun besser machen könne, wie jeder hinterher kommende. Er aber, nur die Forderungen im Auge, die er an sich selber macht, wie wir selbst sie an ihn machen, mißt die armen Missionäre mit einem Maßstabe, bey dem sie nothwendig zu kurz kommen. Er rückt ihnen im Eifer ridicula und ineptias mancherley Art vor, z. B. daß sie Distichen von 29, ja von 39 Zeilen haben. Das letzte ist wirklich der Fall in Bd. III. S. 480, aber der Grund ist wohl, weil alles übrige dort nach den zwey ersten Zeilen müßige Variation von Bildern für denselben Gegenstand ist; was die christlichen Herausgeber nicht mit kritischen Spießen durchbohren und auswerfen, aber auch nicht als rechte Verse mitzählen wollten. Mit welcher schneidenden Schärfe Hrn. v. S.'s Latinität zu zürnen vermag, zeige diese Probe (S. LXVIII): Tironum tantum gratia moneo, interpretationem Anglicam sententiis perperam intellectis, textum mendis scatere. Nihil dico de malignitate editorum in rebus Indicis judicandis; latrent sane, quantum libuerit, contra immortalem Valmicis umbram. Quamvis nulla ex parte non sit pessima editio Sriramapurensis, nihilominus sedulo eam evolvi, codicis vice, si forte unam alteramve lectionem offerret, meliorem quam ut sive ab editoribus, sive amanuensibus eorum excogitari potuerit. — Das ist viel heftiger gegen die frommen Brüder, als diese gegen Valmiki und die Götter. Von etwas, das ich Bellen nennen möchte, habe ich mit meinen Ohren nichts vernommen; nur an einigen wenigen Stellen von Bd. I. u. III. spricht sich das Sträuben eines, wenn man will befangenen christlichen Sinnes gegen heidnische Vorstellungen aus, immer gemäßigt genug, wenn man Personen, Stand und Lage bedenkt, oder wenn man damit eines Maraccii Refutationes des von ihm edirten Koran's vergleicht. Ich glaube wirklich, das ganz entsetzlich Arge muß im zweyten, verloren gegangenen Bande stecken, der wohl deswegen auf seiner Ueberfahrt nach Europa, wie bekannt, Schiffbruch gelitten hat. In der That finde ich viele ihre Sacherklärungen recht gehaltreich, und ihre Uebersetzung so gut als sie von einem, der zugleich Engländer und Missionär, und von der damaligen Kindheit der Sanskritkunde nur zu erwarten war. Selbst der Text ist nicht so ganz übel, obgleich der Hrn. v. S.'s viel besser, was mich doch gar nicht so sehr wundert, als

vielmehr das, daß ich auch bey den M. manches Einzelne besser, als bey Hrn. v. S. gefunden, in einer angestellten genauen Vergleichung aller Abweichungen im Größten und im Kleinsten, deren Resultate hier ausführlich darzulegen der Raum nicht ist, wenn auch daraus überhaupt etwas Sicheres sich ergäbe. Denn wenn M. die reine B.'sche Recension, und S. die reine C. gäbe, so wäre eine sichere Vergleichung möglich und gewiß nützlich. So aber, außerdem, daß Hr. v. S, wie oben angedeutet, in manchen Stücken zu B. übergeht, sollen, nach Hrn. v. S.'s Versicherung, die M. umgekehrt auch aus C. und anderswoher genommen haben, was ihnen beliebte; so weiß man also, weder im Fall von Abweichungen, noch im Fall von oft großer Uebereinstimmung, nie recht, woran man eigentlich ist. Gleichwohl werde ich einzelne Abweichungen, die zu Bemerkungen, Schlüssen und Vermuthungen über die Grundverhältnisse des Gedichtes Anlaß bieten, verweben in die folgende Darlegung des Inhalts von einem Theil dieses ersten Bandes. Dieser enthält nämlich von den sieben Büchern das erste in 77 meist sehr kleinen Capiteln, zusammen 2316 Distichen bey Hrn. v. S., statt der von der C. gezählten 2328, wofür bey M. nicht viel weniger als 3000 sich finden, sodann vom zweyten Buch, das ohngefähr noch einmal so stark als das erste, nur die ersten zwanzig Capitel. Jedes Cap. hat bey Hrn. v. S. eine Sanskrit-Unterschrift, nicht bloß der Zahl, sondern auch eines dem Inhalte entsprechenden Namens, welcher lateinisch übersetzt von Hrn. v. S. jedem Capitel, und jeder Seite, so weit es läuft, überschrieben ist. Woher Hr. v. S. diese Namen hat, sagt er nicht; denn nach S. XXIV haben seine Gewährsmänner, die C., die Capitel bloß gezählt, und nur die B. besondere Namen dafür ausgedacht. Bey M. finden sich überall dieselben Namen, wo nicht andere Capitel-Eintheilung, z. B. Verschmelzung zweyer zu einem, Statt findet, da denn ein Name ausfällt, seltener ein Doppelname eintritt. Ich werde nun von Buch I. Capitel für Capitel den Inhalt angeben, um die Leser in Stand zu setzen, die Composition, wenigstens eines integrirenden Theiles des wichtigen Werkes, zu beurtheilen; verbunden mit Proben der Darstellung, so wie mit zwischengestreuten sprachlichen Bemerkungen, welche diejenigen übergehen mögen, welche nur den ästhetischen Faden verfolgen wollen.

Den Anfang machen Prooemia in laudem poetae, fünf epische Sloken. M. hat vorher drey lyrische, und von jenen fünf nur den ersten und letzten. Die drey ersten und schönsten der fünf lauten so:

1. Der immer Rama! ruft, Rama! lieblich mit lieblichem Getön,
Hoch auf der Dichtung Zweig sitzend, Gruß dir, Valmiki-Kokila!
2. Des Valmiki, des Bußleuen, des Dichtungswaldbewohnenden,
Lautes Rama-Getön hörend, wer wird dadurch nicht hochbeglückt?
3. Aus dem Valmiki-Berg quellend, fließend dahin zum Rama-Meer,
Bringt Reinigung dem Weltkreise des Ramayana reiner Strom.

C. 1. Argumentum Carminis Naradae sermone declaratum.

Valmiki in seinem Waldaufenthalte, selbst ein Zeitgenosse des Rama, lernt dessen Thaten auf übernatürliche Weise kennen. Er befragt nämlich den ihn besuchenden (Götterboten) Narada um einen des Besingens würdigen Helden. Dieser nennt den Rama, schildert seine Tugenden und beschreibt seine Thaten, die er bis dahin gethan, und auch das, was er künftig noch thun werde; wodurch denn eine poetisch motivirte Uebersicht vom Inhalte des Gedichts gegeben ist.

Vergleichung mit M. Wenige Sloken sind ganz gleich, andere weichen nur wenig ab, andere mehr oder ganz. Zu den 96 Sl. oder 192 Zeilen von S. hat M. 53 Z. Zusätze in einzelnen Partien von einer bis zu fünf Zeilen. Dagegen sind 3 Z. weggelassen, im Ganzen also 50 Z. mehr. Nur die 3 Z. nach Sl. 41 enthalten einen wesentlichen Zusatz, nämlich einen neuen Aufenthaltsort Rama's, Pancavati; und die Zeile nach 51 b. dient zur Deutlichkeit. Alles andere ist müßig, meist schlecht, zuweilen ganz störend. Eine hin und wieder eingeschobene Zeile bey M. stört die Gliederung der Sloken, die dann später eine andere eingeschobene wieder herstellt; so die nach 10 a. und die nach 14 b. Vielleicht bessere Lesarten von M. sind: 7 a. tvatto (tatvo ist Druckfehler) Nârada tattvatah, statt S.: param kautûhalam hi me. 93 b. Vishn'ulokam statt Brahmalok'am. 96 b. pan'yaphalatvam st. pan'yapatitvam. Anstöße scheinen vermieden: 15 b. S. dhanurvede ea nishthitah; M. sarva-s'âstra (vermuthlich s'astra) -vis'âradah. 30 a. das dunkle vanena ist umgangen. 40 b. der Hiatus im Abschnitt ist vermieden. 58 b. statt sugrivâya hat M, wie öfter, den geläufigeren Genitiv. 72 a. nivedayitvà, M. nivedya c'a'pi.

C. 2. Brahmanis adventus.

Valmiki, nachdem er den Stoff gefunden, sucht nun die Form seines Gedichtes. Narada's Worte in Gedanken bewegend, wandelt er am Flusse Tamasa, und spricht zu einem ihn begleitenden Schüler:

6. Schmutzlos ist diese Weihstelle, Bharadvaja, vernimm mein Wort!
Lieblich ist sie und still ruhig, wie guter Menschen Sinnesart.
7. Eben und klar die Weihstelle, rein von Wasser und fein von Sand;
Setze nieder den Krug, Bester! mir gereicht sey das Rindenhemd;

8. Eben an dieser Weihstelle will ich baden, der trefflichen;
   Daß die Zeit nicht vorbeygehe, wohl werde dieß von dir beschickt! (1)
9. Auf des Meisters Gebot schleunig, rückkehrend aus der Siedeley,
   Das Rindenhemd gebracht habend, zeigt' er es ihm dem Meister an.
10. Er, aus des Schülers Hand nehmend und umlegend das Rinden=hemd,
   Sich tauchend in die Flut, badend, betend alsdann ein leis Gebet,
11. Dann erfreuend mit Flutspende die Ahnengötter brauchgemäß,
   Lustwandelt' er sich umschauend allwärts nun durch den großen Wald.
12. Dort am Tamasa=Flußufer ein sich furchtlos ergehendes
   Pärchen itzo von Waldreihern sah er, das schön war anzusehn.
13. Aber von diesem Paar einen tödtete, nahend unbemerkt,
   Ein Wildjäger, ein feindsel'ger, vor den Augen des frommen Manns. (2)
14. Jenen, den rings am Leib blut'gen, am Erdboden sich windenden
   Sah das Weibchen, und wehklagend flattert' es in der Luft betrübt,
15. Von dem Gatten getrennt also, dem zweygebornen lieben Freund,
   Dem rothhauptigen, lusttrunknen, dem fliegenden Gesellen traut! (3)
16. Den Zweygebornen dort schauend von dem Jäger gefället so,
   Im frommen Sinn des Einsiedlers ward das Mitleid zugleich erzeugt.
17. So voll Mitleid, »o ruchloser!« dachte der zweygeborne Mann,
   Und jenes Weibchens Wehklagen hörend, ließ er ertönen dieß:
18. Nimmer zu Ruhm, o Wildjäger, sollst du kommen auf ew'ge Zeit,
   Daß du des Reiherpaars Einen, den liebestrunkenen, tödtetest!
19. Dieß gerufen, entstand Sinnen im Herzen sein des Denkenden:
   Aus Leid um jenen Waldvogel was ausgesprochen hab' ich da!
20. Er, eine Weile nachdenkend, und überlegend jenes Wort,
   Zum Schüler, der ihm nachfolgte, zu Bharadvaja sprach er dieß:
21. Gebundner Füße, gleichsylbig, mit Saitenspiel begleitet auch,
   Das, was aus Leid ich vorbrachte, soll ein Lied seyn, und an=ders nicht.

Der Schüler stimmt ihm bey. Sie gehen nach Haus, in=dem er immer dem Worte nachdenkt. Dort kömmt Brahma selbst zu ihm zu Besuch, und der Einsiedler empfängt ihn mit den gewöhnlichen Gastehrenbezeugungen, Fußwasser, Spende, Sitz und Gruß. Brahma setzt sich, und heißt den Einsiedler sitzen:

30. Da ihm vorm Angesicht also der Welturvater selber saß,
   Mit darein vertieftem Gemüth Valmiki voll Gedanken war.
31. Das Reiherweib bemitleidend, wieder und wieder jenes Lied
   Sagt' er her verlorenen Sinns, nachhängend seinem Leide nur:
32. Dort des Jägers, des sündhaften, des unverständ'gen arge That,
   Wie er solch einen schöntön'gen Reiher getödtet ohne Grund!
33. Lächelnd aber darauf Brahma zu dem Einsiedlerfürsten sprach;
   Also ein Lied gefügt hast du, zu bedenken ist nichts dabey.
34. Dir entsprungen ist freywillig, o Brahman, diese Redekunst;
   Nun des Rama Gesammtthaten, bester Büßer, verfasse du!
35. Des tugendhaften, pflichtsinn'gen, weisen, der Lust des Welten=raums,
   Rama's Thaten erzähl' also, wie du hörtest von Narada. (4)

36. Was offenbar und was heimlich von diesem Weisen ist geschehn,
Von Rama sammt den Kampfhelfern, allzumal von den Riesen auch;
37. Von der Videha-Maid gleichfalls, was offenbar und was geheim;
Alles dieses auch unkunde kund gethan soll es werden dir. (5)
38. Seyn soll kein Wort, kein unrechtes, dir im Gedicht durch meine Gunst;
Die hehre Rama-Mähr mache herzerfreulich ins Lied gefügt!
39. So lang die Berge stehn werden, und die Flüss' auf dem Erdengrund,
So lang wird in den Welträumen das Ramayana-Lied ergehn.
40. So lang das Ramayana-Lied von dir gedichtet wird ergehn,
So lange dich emporschwingend wirst du wohnen in meiner Welt.

Anmerkungen. (1) Statt der drey letzten fahrigen Zeilen hat M. mit fester Konstruktion, wobey eine Umstellung, eine unschädliche Auslassung und ein verdeutlichender Zusatz:

In der Tamasa-Flut baden an dieser Stelle will ich hier.
Das Rindenhemd hieher bringe schnell kehrend aus der Siedeley,
Daß die Zeit nicht vorbeygehe, dieß werde wohl von dir beschickt!

(2) Für »ein feindsel'ger« hat M. das mehr epische: mit Fleiß zielend, baddh'a'nus'aya, was aber eben auch »feindselig« verstanden werden kann. Vielleicht ist es also das ursprüngliche, und das vairanilaya bey S. eine Auslegung davon.

(3) »Der zweygeborne,« nämlich: der erst als Ey, dann aus dem Ey geborne. Das Wort bezeichnet gleichsam die Sympathie zwischen dem Vogel und dem Einsiedler, der als Brahman auch zweygeboren heißt.

(4) So nach der, hier völlig schicklich scheinenden Namens-Anspielung bey M.: loka-râmasya dhîmatah vr'ttam kathaya Râmasya; wofür S. klangloser: loke Râmasya dhîmatah vr'ttam kathaya dhîrasya, d. i.:

— Rama's des Weisen in der Welt
Thaten erzähl, des standhaften, —

(5) Das »Unkunde,« nach M. aviditam. S. avithatam, »unfälschlich.« Ohne Zweifel ist hier keine absichtliche Aenderung, sondern eine zufällige Verwechslung ähnlicher Klänge oder Schriftzüge; und dieses ist sehr häufig das Verhältniß der beyderseitigen Lesarten. Vergl. die vorhergehende Note.

Für bessere Lesarten bey M halte ich außerdem: 45, a, α. anupadaiar statt arthapadair (es ist hier nicht das arthapada von K. 1. 4, 28). Und b, α. s'lokapadair statt s'lokas'atair. — Udâravrtt'a'nupadaih sam'a'ksharaih s'lokapadaih scheint mir sehr schön zu sagen: Mit gleichgemessenen Versgliedern, die den herrlichen Thaten auf dem Fuß nachgehen, sie begleiten, sich ihnen anschmiegen. Es ist kein Wortspiel bezweckt durch art anupadaih und s'lokapadaih, sondern nur der zufällige Gleichklang nicht vermieden.

Nach K. 2 hat nun M. als K. 3 in 150 Sloken, das ausführliche Inhaltsverzeichniß, das Hr. v. S. weggelassen, und uns so einer großen Langweiligkeit überhoben hat. Siehe Vorrede S. XXVI.

C. 3 (M. 4). Argumenti compendium.

Der Dichter, nachdem er zum Stoff auch die Form empfangen, nun Opfer bringend, mit gefaltenen Händen, geht

er ans Gedicht. Alles, was von Rama und den übrigen gethan, gesessen, geredet, berathschlagt, unternommen ward, alles das schaut er in rechter Art durch Tugendmacht.

Sl. 6. Er, der dreyfachen Zeit Seher, durch der Andacht und Buße Kraft,
Sah nun alles allda sichtlich, wie einen Apfel auf der Hand.

Und alles das, auch das noch Künftige, beschrieb oder besang er (denn es ist nirgends bestimmt von wirklichem Schreiben die Rede). Durch diese Einkleidung besteht K. 3 recht gut neben K. 1, ja ist eine durchaus nothwendige Brücke zu K. 4; obgleich statt der 38 Sl., woraus das Kapitel besteht, allerdings zur Noth die sieben ersten ausreichten, wie denn Hr. v. S. (Vorr. S. XXVI) Lust hätte, nur diese gelten zu lassen, doch nicht auszuwerfen wagte, was in beyden Recens. gleich vorhanden. — Statt Sl. 3—8 hat M. nur 3 Zeilen, es hat nämlich dafür das ganze vorher eingeschobene Kapitel; statt der letzten Zeile, 38 b., hat es aber 19 Sl., worin der Dichter die zukünftigen Begebenheiten, eben so, wie vorher die vergangenen, einzeln berührt, statt der bloß allgemeinen Andeutung bey S.

C. 4 (M. Fortsetzung von 4). Rhapsodorum institutio.

Das nun fertige Gedicht überliefert der Dichter den zweyen Rhapsoden, seinen Schülern, die bey M. geradezu Söhne Rama's und der Sita genannt werden, da bey S. nur deren Aehnlichkeit mit Rama gepriesen, doch also wohl ihre Abkunft von ihm stillschweigend vorausgesetzt wird. Ein wunderbarer Gedanke, daß der Held in seiner Verbannung, während er eben seine Großthaten thut, und Sita, seine Liebe, ihn begleitet, mit dieser die Herolde seines Ruhmes zeugt, die, ihm unbekannt oder unbeachtet, groß wachsen im Einsiedlerwald, dann als geweihte Träger der Poesie heraustretend, plötzlich beym Feste, wo er in Glück und Herrlichkeit thront, vor ihm erscheinen, und ihn ihm selber zeigen im Spiegel des Gedichtes. Ich will die beyden Relationen, mit möglichster Nachbildung ihrer Abweichungen, hier neben einander stellen; wobey ich jedoch bemerke, daß manche Terminologien (besonders in v. 6), die ihre vollständige Aufklärung und Sicherstellung von Hrn. v. S.'s Kommentar erwarten müssen, hier nur ohngefähr übersetzt werden konnten.

S.	M.
1. Als nun gemacht der Hochweise das Ramayananam'ge Werk,	Als er gemacht nun vollständig das Ramayananam'ge Werk,
Nachdacht' er so: Wer ausbreiten soll es mit Ruhm in dieser Welt?	Dacht' er nach: Wer soll ausbreiten nun es mit Ruhm in dieser Welt?

S.

2. Dessen, der also nachdachte, des hohen Geistbeseligten
Füß' umfasseten itzt beyde Kusilava's im Wunikleid.

3. Kusilava's, die ruhmvollen Königssöhne, der Fromme sah
Die beyden Brüder tonkundig, die Siedeleybewohnenden.

4. Sehend die beyden einsichtig und in den Veda's wohlgeübt,
(* siehe v. 9.)

Ließ er zur Vedas-Annahme(?), der Edle, beyde nehmen hin

5. Das Ramayana-Werk, welches die große Sita-Mähr enthält,
Das des Paulastya Tod singet, und Lust des Hörers Ohren bringt;

6. Zu Vortrag und Gesang lieblich, und mit dreyfachem Maß versehn,
Gefügt nach sieben Sangarten, mit Saitenspiel begleitet auch;

7. Das Liebe, Heldenmuth, Grausen, Zürnen, Scherzen und Furchtbarkeit,
Mitleiden, Staunen, Ruh, alle Dichtungsgefühle faßt in sich.

8. Aus Achtung vor dem Einsiedler, und auch aus Freude zum Gedicht,
Als es gefaßt zum Vortrage vollständig nun von ihnen war;

9. *Indem er sie ans Haupt küßte, Valmiki, der Beseligte,
Zusprach er dieses Wort ihnen, die vor ihm standen tief geneigt: *

10. Nun sollt ihr dieses Lied singen in Gesellschaft der Heiligen,
Der tugendhaften Fürstweisen, und der Guten Zusammenkunft.

M.

Aber dessen, der nachdachte, des hohen Geistbeseligten
Füß' umfesselten zwey, welche trugen Wunigewand im Wald;
Zwey junge Schüler Valmiki's, gestalt-auszeichnungs-tugendreich,
Kusilava's genannt beyde, von Ram' und Sita selbst entsproßt.

Kusilava's, die ruhmvollen Königssöhne, gesetzgelehrt
Sah er die Brüder, tonkundig, die Siedeleybewohnenden.

Sehend die beyden einsichtig und in den Veda's wohlgeübt;
* Indem er sie ans Haupt küßte, Valmiki, der beseligte,
Zusprach er dieses Wort ihnen, die vor ihm standen tief geneigt: *

Ramàyana, das hochheil'ge Gedicht, so weit von mir gemacht,
Empfangt aus meinem Auftrage, das reinem Ohr zu weihende,
Das des Paulastya Tod singet, und Pflicht und Lust und Habe preist;

Zu Vortrag und Gesang lieblich, und mit dreyfachem Maß versehn,
Mit Saitenspieles-Singweisen, lieblichen siebentönigen,
Gefügt nach sieben Sangarten, bezaubernd jedes Hörers Ohr;

Das Liebe, Heldenmuth, Grausen, Zürnen gleichfalls und Furchtbarkeit,
Mitleiden, Staunen, Scherz, alle Dichtungsgefühle faßt in sich.
Also sprechend, der Hochweise, ließ er die beyden Jünglinge
Ganz ins Gedächtniß aufnehmen das Ramayana-Großgedicht.

Als es gefaßt zum Vortrage vollständig nun von ihnen war,
(* siehe v. 4.)

Das Rama-Lied, das allreine, sprach zu ihnen der Muni so

Nun sollt ihr dieses Lied singen in Gesellschaft der Heiligen,
Der tugendhaften Fürstweisen, und der Guten Zusammenkunft.

S.	M.
	So bedeutet vom Lehrmeister, die beyden gottgestaltigen Kusilava's, Rama's Söhne, mit Stimme von Natur begabt,
(* siehe v. 12.)	*Dem Rama von Gestalt ähnlich, ausgegangen wie Glanz vom Glanz,* In heil'ger Schrift und Auslegung und Ueberlieferung wohlgeübt,
11. Beyde Gandharvenkunstfert'gen, Tonleitertaktverständigen, Die beyden Brüder sangkundig, wie zwey Gandharven anzusehn,	Beyde Gandharvenkunstfert'gen, Tonleiterhaltverständigen, Die beyden Brüder sangkundig, wie zwey Gandharven anzusehn,
12. *Wie genommen vom Glanz Glänze zwey andere von Rama's Leib,*	(* siehe oben vor v. 11.)
	Nun sangen sie das Lied also, lieblich mit lieblichem Getön,
Nach des Heiligen Anweisung sangen sie nun mit allem Fleiß.	Nach des Heiligen Anweisung, im Beyseyn Brahma-sprechender. Von ihnen war erfreut Brahma, und mit Indra die Götterschaar, Die Gandharven und Luftvögel die Schlangen sammt den Heiligen.
13. Einesmals, im Verein aller heiligen Geistbeseligten, Den Dasitzenden nachstehend sangen die beyden dies Gedicht.	Einesmals, im Verein aller Heil'gen, die gottgestaltigen Jünglinge, das Gedicht freudig sangen sie, wunderbarem Takt.

Doch ich lasse nun S. allein fortfahren:

14. Aber die Muni's, all hörend, mit von Thränen verwirrtem Blick,
Herrlich! riefen sie zu: herrlich! in höchstes Staunen hingerückt.
15. Sie, erfreuten Gemüths alle, die frommen pflichtergebenen,
Lobpreisen da die preiswürd'gen singenden zwey Kusilava's:
16. Ach, des Gesanges Süßheiten und des Verses insonderheit!
Was längst vergangen, selbst dieses als wie vor Augen wirds gezeigt.
17. So gepriesen allda beyde von bußberühmten Heiligen,
Noch höher überschwangreicher lieblich die beyden sangen sie.
18. Mancher Muni, erfreut, schenkte den beyden einen Wasserkrug,
Ein anderer süße Waldfrüchte, der ein erwünschtes Rindenkleid;
19. Ein Antilopenfell jener, ein andrer eine Opferschnur,
Eine Almosenbüchs' einer, der einen Gurt von Munji-Gras.
20. Aber den beyden gab freudig ein anderer Muni eine Axt,
Der ein Band zu dem Haarschopfe, der voll Lust einen Strick zum Holz;
21. Den Opferteller ein Heil'ger, eine Tracht Holz ein anderer,
Einer den Feigenbaum-Sessel, andre sprachen: Ergeh's euch wohl!
22. Langes Leben erfreut boten ihnen dort andre Heilige,
Und alle Muni's sonst schenkten Gnaden, die Wahrheitsprechenden.
23. Also nun das Gedicht, dieses von den Muni's geehrete,
Der Menschen Lebenslust werdend, der Dichter Lebensunterhalt, —
24. Die gepriesenen zwey eben, die es singenden allerwärts,
In der Könige Lustsitzen, in Fürstenkreisen sangen sie's.

25. Aber bey einem Roßopfer, Rama, vernehmend ihren Sang,
Ließ mit Ehren sie herführen durch seine Leute dienstgeschickt.
26. Sitzend er auf dem goldreichen göttlichen Löwenthron, der Fürst,
Umsessen von den Reichsräthen, umringt von seinen Brüdern auch;
27. Sehend die wohlgestaltvollen, das bescheidene Brüderpaar,
Zu Lakshmana begann Rama und zu allen Versammelten:
28. Hört diese Geschichtskunde der beyden göttlich glänzenden,
Die Worte reichen Inhaltes der alles lieblich singenden!
31. Die Jüngling' hier, Fürstengepräg' im Angesicht,
Kusilava's, beyde geweiht im Büßerwald,
Ja meine Großthaten, den wunderbaren Sang
Des heil'gen Valmiki, sie sollen singen itzt!
32. Vom Raghu-Sproß beyde nun aufgefordert so,
Sie sangen her dieses Gedicht der Ordnung nach.
Und, sammt den Anwesenden allen, Rama selbst
Der König dort saß er mit hingenommenem Geist.

Note. Nach 28 stehen bey S. 2 Sloken (wovon die erste Zeile bey M. fehlt) des Inhalts: Sie sangen zum Saitenspiel, und ihr Gesang erfreute alle Glieder, Gemüther und Herzen in der Versammlung. Diese beyden, ziemlich steif sich bewegenden epischen Sloken auf der einen Seite, und auf der andern die beyden lyrischen 31 u. 32 schließen sich gegenseitig aus. Hier ist unbedenklich letzteren der Vorzug zu geben, gegen die gewöhnliche Beschaffenheit dieser Schlußstrophen, die meist nur die vorhergehenden epischen unnütz und poesielos variiren, oder auch dem Inhalt des folgenden Gesangs vorgreifen, weßhalb es Hrn. v. S. (Vorr. S. LXI) reut, sie nicht sammt und sonders ausgeworfen zu haben. Um die meisten wäre es nicht Schade, doch um einige, wie eben diese hier. Vergl. unten den Schluß von Kap. 14. Ohne Zweifel sind die Strophen dieser Art später in das Gedicht hineingetragen, aus Nachahmung einer Einrichtung der Kunstgedichte, die für das jedesmalige Versmaß eines Gesanges am Schlusse ein anderes eintreten lassen, was die Scholiasten sarg'antatvad vitta-bheda, »Versmaß-Unterbrechung wegen Kapitel-Schlusses,« nennen; Kirâtârj. I. 46. Schol. Aber bey weitem nicht alle Kapitel unseres Gedichts haben diese Zugabe erhalten. Im Nala hat eine solche Buch 24.

Dieses ist nun die vielleicht abenteuerliche, aber gewiß großartige Einleitung des Gedichtes. Die Rhapsoden besingen ihren Helden in dessen eigener Gegenwart, ein wenig anders, als Demodokos bey den Phaiaken den ungekannten Odysseus. Sie heben aber hoch an, von seinem Vater Dasaratha, König von Ayodhya, und dessen Herrschaft.

C. 5. Urbis Ayodhyae descriptio. C. 6. Regis praeconium. C. 7. Laudes ministrorum regis.

In diesen beschreibenden Stücken ist, aus leicht begreiflichen Ursachen, die Abweichung beyder Recensionen die allergrößte. Sie besteht aber meistens in Versetzung der einzelnen, an sich wenig veränderten, zum Theil ganz gleichen Zeilen oder Sloken. So K. 5, 12 bis zu Ende, wo M. 5 Sl. mehr, und 6, 5 — 18,

wofür es 16 Sl. hat. Die wichtigste Abweichung aber betrifft die Tempora K. 5, 6. S.:

Ayodhyâ nâma tatr'a'sti nugarî loka-vis'rutâ.
Allda i st eine Stadt, Namens Ayodhya, in der Welt berühmt.

M. hat âsit für asti, allda w a r eine Stadt rc. Da die Sänger in der Stadt selbst von deren König singen, so scheint das i st besser. Nur daß dann in der weiteren Beschreibung auch bey S. die vergangene Zeit eintritt. Das i st ist also gleichsam ein Versuch der Anpassung des Gedichtes an die vorhergehende Einleitung, der aber nicht durchgeführt worden, noch werden konnte. Daher scheint das w a r bey M. ursprünglicher, und, wenn mans recht bedenkt, auch in Rücksicht auf die Einleitung richtiger. Denn die Rhapsoden haben ja das Gedicht, als Darstellung des Geschehenen, Gewesenen (selbst das noch Künftige als Vergangenes geschildert) überliefert erhalten, darin also auch die Stadt, wie sie w a r, nicht wie sie i st. Indem sie i st sagen, extemporiren oder accommodiren sie, was sie nicht sollen. Eben so steht das Präsens bey S., das Präteritum bey M. 6, 25, 7, 5 und 10.

6, 25 a. S. satyanâmâ, »die wahrheitsnamige,« Beywort der Stadt Ayodhya; M. satyadhâmâ, übersetzt: »the abode of truth.« was doch satyadhâma im Neutro heißen müßte. Aber es ist: die wahrheitstrahlende, oder schwächer: die wahrhaft strahlende; nach der ganz gewöhnlichen Bedeutung von dhâman, Glanz, Herrlichkeit, Macht. Und dieses scheint mir passender, als »die wahrheitnamige;« es müßte denn dieses eine (doch zu wenig markirte) Anspielung auf den Namen seyn: die Stadt, die ihren Namen A y o d h y a, d. i. Unbekämpfbare, mit Wahrheit führt. Aber v. 26 a. hat S. eben so satyanâmni, M. satyadhâmnî, wo es keine solche Anspielung seyn kann; denn eine solche macht man nur einmal; und dann müßte der Name der Stadt, um darauf anzuspielen, auch wieder genannt seyn, was dort nicht ist. Uebrigens sind in der letzten Stelle, als einer Schlußstrophe jüngeren Ursprungs, die Formen nâmnî, dhâmnî charakteristisch; denn solche von unsern Grammatikern nicht angemerkte Fämininen nî von an sind nicht selten bey den späteren Kunstdichtern.

7, 10. S. »Denselben (Räthen des Königs) war nichts unkund im eigenen und fremden Gebiet, was eben geschah, geschehen war, und auch was d u r c h K u n d s c h a f t e r g e s c h e h e n s o l l t e; câren'a'pi cikîrshitam. Ziemlich unverständlich. Man erwartete: durch Kundschafter war ihnen auch das, was geschehen sollte, kund. M. deutlicher:

teshâm aviditam kincit sveshu caiva (l naiva) pareshu ca
cikîrshitam kvacid râjno mitr'o'dâsîna-vidvishâm.

d. i.:

Denselbigen war nichts unkund im eignen und im fremden Land,
Was da der König kund wollte, ein Freund, Neutraler oder Feind.

Oder auch, mit anderer Beziehung des râjnah, regis: Was da dem (ihrem) König thun wollte rc. Oder: Was da vom König rc., d. i. ein Freund rc. ihres Königs.

C. 8. Sumantrae sermo.

Dem nun so mit Stadt und Reich geschilderten herrlichen Fürsten Dasaratha fehlen Söhne. Er bereitet deßwegen ein Roßopfer vor. Sumantra, einer seiner Räthe, eigentlich der Kutscher, d. i. Marschall, eröffnet ihm eine alte, ihn und seinen Wunsch angehende Prophezeyung, die ein frommer Mann, Sanatkumara, ausgesprochen wie folgt: Vibhandaka, Kasyapa's Sohn, wird einen Sohn Namens Rishyasringa haben. Dieser, als Muni im Wald aufwachsend, wird keinen Menschen außer seinem Vater kennen, und in vollkommener Keuschheit leben, in ganzer Unschuld und völliger Unbekanntschaft mit den Geschlechtsverhältnissen. Dann wird der König von Anga, Lomapada, durch Regenlosigkeit bedrängt, die Brahmanen über die Abstellung der Landplage befragend, den Bescheid erhalten: den Rishyasringa aus seinem Bußwald herzubringen, und ihm die Santa (wer diese ist, zeigt sich erst später) zu vermählen. Der König wird denken: durch welche List kann man ihn herbringen? er wird seine Räthe darüber zu Rathe ziehn (v. 18), und ihnen Befehl geben, ihn herzuschaffen (v. 19). Sie werden sich weigern, an das Unternehmen zu gehn, aus Furcht vor dem alten Einsiedler, dem Vater des jungen Büßers (v. 20). — Am dritten Tag wird der König mit den Räthen beschließen: ihr sollt ihn aus seinem Walde durch Freudenmädchen, zu Einsiedlern verkleidete, verlocken (v. 22 u. 23) — (das wird dann so geschehn), und sobald der junge Keusche ins Land gekommen, wird fruchtbarer Regen sich einstellen (v. 24). Der König wird ihm die Santa geben, die hier seine Tochter genannt ist (v. 25). Derselbe Rishyasringa wird dann dem Söhne-verlangenden König Dasaratha Söhne verschaffen durch ein großes Opfer, dem er vorstehen soll. — So erzählt der Kutscher, was Sanatkumara einst in Versammlung der Frommen prophezeyet habe (v. 28). Aber Dasaratha verlangt vorerst, daß ihm Sumantra die Geschichte der Verlockung des Rishyasringa ausführlich erzähle.

Damit alles so zusammenhänge, habe ich v. 21 übergangen, der im Widerspruch mit dem folgenden sagt: „Sie werden, seine

(die vom König angegebene) List überlegend, sprechen: wir wollen ihn herbringen.« Dagegen könnte zwischen v. 23 und 24 ein Vers ausgefallen seyn, des Inhalts: Das wird nun so geschehn, wie der König angegeben. Man brauchte nur eben den v. 21 hieher zu setzen, so wäre zugleich oben die Störung beseitigt, und hier die Lücke ausgefüllt.

Von den Abweichungen bey M. bemerke ich nur: statt ânâyya v. 16 a. die vielleicht nicht fehlerhafte, sondern alterthümliche Form ânâgitvâ, d. i. ânâyayitvâ oder ânâpayitvâ; wie sâdhitum für sâdhayitum, Hitop. S. 89, Z 10; pûritum (M. pûrayitum) Râm. I. 61, 8, und utsmâyitvâ 1, 63 für utsmâyayitvâ oder utsmâpayitvâ, d. i. utsmâyya, in Erstaunen setzend, wofür M. utsmayitvâ, was keine mögliche Form und ohne Sinn scheint.

Dagegen ist v. 23 die seltene Form bey S. ânefhyata, »ihr sollt herbringen,« bey M. verdorben zu ânâyifhye, »ich werde herbringen lassen;« wodurch denn der Faden verwirrt, und vielleicht eben zu der oben bemerkten Versetzung der Verse die erste Veranlassung gegeben ist. — Die Form ânefhyata möchte ich ein Imperativ des Futurs nennen: ihr sollt herbringen, neben ânefhyatha, ihr werdet herbringen; wie ânayata, bringet her, neben ânayatha, ihr bringet her. Eben so steht bhavifhyadhvam I. 29, 25, und schon prasavifhyadhvam Bhagavad-G. III. 10; was deßwegen die Scholien dort richtig durch den Imperativ des Präsens prasûdhvam erklären. Nicht aber zu diesem Modus gehört vatsyâma Ram. II. 17, 6; wo nur das endende s des wirklichen Futurs vatsyâmas eben so abgefallen, wie vom Präsens pas'yâmas, das pas'yâma lautet II. 17, 7.

C. 9. Episodium de Rifhyasringa.

Der Marschall erzählt nun das schöne Abenteuer; worüber nachzusehen, was oben zu S. 53 der Vorrede beygebracht ist.

C. 10. Rifhyasringae arcessitus.

Man erfährt endlich, daß die dem aus seinem Walde herbeygelockten Rifhyasringa gegebene Santa eine Tochter Dasaratha's war, die dieser seinem kinderlosen Freunde, dem König Lomapada, an Kindesstatt überlassen hatte. Diesen Rifhyasringa nun, eigentlich also seinen Eidam, der nach der Prophezeyung ihm vier Söhne durch Opfer verschaffen soll, geht Dasaratha selber, nach Berathung mit seinem Hauspriester Vasifhtha, dazu von Anga herzuholen.

Abweichungen. K. 9, 3 umgeht M das auffallende tapasy ekarase ratah; was sich wohl auch erklären läßt, doch ist zu vermuthen (von tapasya gleich tapas) tapasy'ai'karase ratah, »ergeben der einzigen Lust an Bußübung;« obgleich solche Composita,

wo eka zwischen zwey Nominen a und b steht, meist nicht, wie es hier wäre, als Tatpurusha, sondern als Bahuvrìhi zu fassen sind: habend a zum einzigen b, z. B. Kirâtârj. III. 16. s'am'ai'-kavr'tti, »Mäßigung allein zur Handlungsweise habend,« oder Hitop. S. 39, Z. 22 tadeka-citta, »dieses (oder diesen) einzig zum Gedanken habend.« Doch auch als Tatpur. (freylich mit Adj. statt Subst. am Ende) Kirâtârj X. 57. smita-subhag'ai'ka-tasat, »einzig von Lächelns Lieblichkeit strahlend.«

9, 16. Den abnormen, freylich doch nicht überall tilgbaren Versabschnitt ◡ ◡ — —, ca vasobhih, verbessert M. ca vâsobhih; eben so 13, 29 und öfter. — 23. Für das zum jungen Einsiedler nicht recht passende Beywort jishn'us, der siegreiche, hat M. die Zwischenanrede râjans, o König. — 30. Das auf seltene Art allein stehende âsa, erat, in sarvâsâm matir âsa vai, vermeidet M. durch tâsâm matir ajâyata.

10, 4 a. Statt der gar matten und klanglosen Zeile hat M. die vollkommen flüssige:

angarâjo 'napatyas tu Comapado bhavishyati,

deren Ausgang vielleicht nur deßwegen verändert worden, weil die vorhergehende Zeile auch mit bhavishyati endet. — Einleuchtende Beyspiele bloßer Verderbung von M. aus S. sind 21 b. u. 22. An der ersten Stelle hat S.:

madiyam nagaram yâtu, kâryam hi mahad udyatam;

Dafür M. ohne Konstruktion:

madiyam nagaram yâtum kâryam hi tâvad ucyatam;

wo ucyatâm an die Stelle eines falsch gehörten udyatâm (von vad) getreten ist.

C. 11. Consilium de sacris faciundis.

M. vermeidet 2 a. prasâdya s'irasâ, und 8 b. das Intensiv tâtapyamâna. Statt 17 a hat es gefügiger:

tathâ samastair yajno 'yam bhavadbhih san'vidhîyatâm.

C. 12 (M. Fortsetzung v. 11). Sacrificium inchoatum.

v. 11 b. statt bhat'ta hat M. die der Angabe Wilsons angemessenere Form bhat'a, Krieger, wie Hitop. S. 95 u. 104. Eben so hat S. selbst 54, 3 râja-bhat'a, wo das Versmaß bhat'ta nicht erlaubt; daselbst hat aber M. râja-bhr'ta, woraus bhat'a vielleicht entstanden ist, wie nat'a aus nr'ta, vat'a aus vr'ta ꝛc. — 16 b. statt prîti-snigdhena cetasâ hat M. prîti-yuktena, vielleicht weil das snigdha nicht mehr in seiner Grundbedeutung »weich, schmelzend« gefühlt worden, sondern nur in

der abgeleiteten »zärtlich,« wonach dann priti-snigdha zu pleonastisch. — 21 b. M. richtiger oder doch deutlicher: pûrvam statt vâkyam. 31 a. weniger leer und gefüger:

avajnayâ na dâtavyam kasyacid, lîlayâ 'pi vâ.

C. 13 (M. 12). Sacrificii equini consummatio.

v. 24. M. hat zwey Baumnamen, fehlerhaft weil der eine im Plural statt Singular, wodurch die beabsichtigte Zahl zerstört wird. — Statt v. 31 und 32 hat M. 3 eben so konfuse Zeilen, worin die rshabhâh, »Stiere,« zu rshibhih, »Heiligen,« verwandelt sind. — Noch eine Entstellung der Buchstaben 35 b.

S. *vishân'air* vis'as'âs 'ai'nam *tribhih* paramayâ mudâ; »(die erste von den drey Gemahlinnen des Königs, für welche Kinder erzielt werden sollen durch das zu schlachtende Roß), that es ab mit drey Zinken, mit höchster Lust;« wobey denn vishân'a, Thierzahn oder Horn, hier eine Art von Schlachtwerkzeug seyn muß. Dafür M. *krpân'air* vis'as'âs 'ai'nam man*tribhih* parayâ mudê; »sie that es mit Opfermessern, mit Räthen, mit hoher Lust.«

C. 14 (M. 13). Ratio necandi Ravani excogitata.

Schon am Schluß von K. 13, nach ausführlich geschildertem Roßopfer, hat der Opferpriester Rishyasringa dem Dasaratha vier Söhne verheißen. K. 14 hebt nun damit an, daß derselbe Priester sagt: »Ich will noch ein anderes, ein eigenes Sohn-(Erlangungs-) Opfer für dich thun.« Dabey erscheinen dann die Götter, und zwar Brahma, Vishnu, Siva, Indra 2c., um ihren Antheil am Opfer zu haben. Diese redet der Opferpriester an, erklärt ihnen die große Buße und das große Roßopfer, vom König dargebracht, und nun noch das besondere Sohnopfer desselben.

9. Von euch allen um seinetwillen bitt' ich ein Händefaltender:
   Werden mögen ihm vier Söhne, in den drey Welten hochberühmt.
10. So sey's! sprachen die Gottheiten zum heil'gen Händefaltenden:
   Zu ehren bist du uns, Priester, und auch der König allzumal.
11. Erreichen wird die Wunschfülle durch dieß Opfer der Männerfürst.
   Also sprachen und wegschwanden die Götter, welche Indra führt.

Nun macht Hr. v. S. einen Absatz, mit Recht; denn was folgt, ist entweder rückläufig, oder eine widersprechende, wenigstens das Vorhergehende nicht berücksichtigende Darstellung, in welcher von anderer Seite her die vier Söhne vorbereitet werden, und zwar aus viel höheren Regionen. Nämlich, v. 12: »Die Götter, in dieser Versammlung zusammenkommend. — In welcher? In der obigen beym Sohnopfer, oder auch, wo ihrer nicht erwähnt worden, beym Roßopfer selbst? In diesen

beyden Fällen rückläufig. Oder in einer eigenen unter sich? dann lückenhaft. Es scheint das nachgebrachte Sohnopfer (Anfang von K. 14 bis v. 11) als ein Einschiebsel wegzuräumen, und dann der Zusammenhang leidlich. Denn daß der Priester (Schluß von K. 13) die vier Söhne schon verheißt, ist als Divination eines künftigen Götterbeschlusses wohl statthaft; daß aber (Anfang von K. 14) die Götter diese vier Söhne zusagen, ist unstatthaft gegen das Folgende, worin sie erst, auf ganz andere Veranlassung, den Beschluß dazu fassen. Denn die Götter, in dieser Versammlung (d. i. nachträglich, nicht gerade rückläufig: in einer Versammlung bey dieser Gelegenheit des Roßopfers) zusammenkommend, sprechen zu Brahma:

13. Durch dein Gnadeverleihn, Brahma, der Riese Namens Ravana
Voll Hochmuth all uns umbringt er und die heiligen Büßer auch.
14. Denn die Gnade verliehn, Sel'ger, hast du vormals ihm wohlgeneigt:
Von Geistern und von Gottheiten untödtlich sollst du seyn nach Wunsch.
15. Und in Ehren dein Wort haltend, dulden wir alles nun von ihm;
Er zerstört die drey Welten mit Schädigung, der Riesenfurst.
17. Weder die Sonne scheint dorten, weder wehet aus Furcht der Wind,
Noch das Feuer daselbst brennt, wo seinen Stand hat Ravana.
18. Der Wellenkränz'ge, ihn schauend, der Ozean auch regt sich nicht.

Von dieser Furcht mögest du uns befreyen, und den Ravana zu tödten ein Mittel ersinnen. Brahma spricht:

21. Von Luftgeistern und Berggeistern, Göttern, Dämonen, Riesen auch
Untödtbar sey ich, sprach jener, und also sey's! ich sprach zu ihm.
22. Die Menschen nur aus Mißachtung hat der Riese nicht mitgenannt;
Von Menschen ist er drum tödtbar, nicht gibt's anderen Tod für ihn.
24. Während er sprach, herankommend nahte Vishnu in hohem Glanz,
Der Muschel-Diskos-Keulhalter, im Safrankleid der Weltenhort,
25. Auf dem tragenden Aar schwebend, wie auf Wolken das Taggestirn,
Mit erglühenden Goldspangen, so empfing er der Götter Gruß.
26. Zu ihm sprachen die Gottheiten, Lobpreis ihm rufend, tiefgeneigt:
Bedrängter Welten Dranglöser bist du, o Riesenbändiger.
27. Wir Bedrängten dich anflehen, sey unser Schutz, o ewiger! —
Saget, was soll ich thun? also Vishnu zu ihnen sprach das Wort.
28. Aber desselben Wort hörend, wieder sprachen die Götter so: (1)
Dasaratha ein Fürst edel, hat Bußübungen groß geübt,
29. Auch geopfert ein Roßopfer um Kinder, weil er kinderlos;
Vishnu! nach unserm Auftrage tritt du desselben Kindschaft an!
30. In desselbigen drey Frauen, Scham-Huld-Ehr-ebenbildigen,
O Vishnu, Kindschaft antretend, mache du selber vierfach dich. (2)
35. Vishnu spricht:
36. Was denn, sichtbar alldort werdend, soll ich wirken, o Götter, euch
Für ein Werk? und woher stammt in euch selbst eine solche Furcht?

37. Also desselben Wort hörend, sprach zu Vishnu die Götterschaar:
Der Ries' ist unsre Furcht, Vishnu, der Weltraubende Ravana.
39. Dieser hat harte Bußübung lange geübt, o Feindeschreck,
Dafür denn hier der Urvater ihm ist geworden wohlgeneigt.
40. Da hat der sel'ge Huldspender geneigt vordem gespendet ihm
Furchtlosheit vor den Allwesen, ausgenommen die Menschen doch.
41. Ihm nun nach solcher Huldspende bleibet allein von Menschen nur
Furcht zu sterben, darum gehend zu Menschenthum, erleg ihn du!
42. Also begrüßt der Hochwürd'ge sprach zur Brahmageführten Schaar:
Abgethan sey die Furcht, Heil euch! ihn erleg' ich, den Ravana.
45. Zehn Jahrtausende jetzt werd' ich, zehn Jahrhunderte auch dazu,
In der menschlichen Welt wohnen, haltend in Hut den Erdenkreis.
46. Die Götter mit den Sanggeistern, Genien und Tänzerinnenchor
Nun mit himmlischer Lobpreisung priesen den Riesenbändiger:
47. Den frevelhaft furchtbar=gewalt'gen Ravana,
Den Uebermuth=nährenden Götterherrenfeind,
Den Weltenraub=tosenden Büßermordenden,
Zu Menschenthum gehend erlegen wirst du ihn.

Anmerk. (1) Der hier mit solcher fremdartigen Herrlichkeit unter den übrigen Göttern erscheinende Vishnu, dem diese eine solche Erklärung von Dasaratha's Opfer machen, kann unmöglich sammt den übrigen bey diesem Opfer selbst zugegen gewesen seyn, wie der Eingang des Kapitels will, dessen Unechtheit eben die dortige Erwähnung Vishnu's am einleuchtendsten macht. Denn was das Uebrige angeht, die vorschnelle Zusage der vier Söhne durch die Götter an jener Stelle, so sehe ich wohl, daß man da noch drehen und deuten könnte, als: die Götter sagen sie zu, ohne selbst noch zu wissen, woher sie zu nehmen, oder welche hohe Bestimmung sie haben sollen, die ihnen erst aufgeht aus der Berathschlagung über Ravana, bey Vishnu's glänzender Erscheinung. Vielleicht könnte man durch ähnliche Kunstgriffe auch den doppelten Vishnu erklären, doch das einfache Kunstgefühl macht sie zu Schanden.

(2) Die hier weggelassenen v. 31—34 sagen: So Mensch geworden, tödte den Ravana, der von Göttern ꝛc. nicht zu tödten, große Frevel übt. Diese Partie und die folgende von 35—41 schließen einander aus. Bey M. fehlt die letztere; gut. Wenn aber Hr. v. S. die ersten gestrichen hätte, so wäre es noch besser. Daß der Text hier von solchen Verunstaltungen wimmelt, zeigt noch mehr das folgende Kapitel.

C. 15 (M. Fortſ. von 13 u. K. 14). Nectaris apparatus.

Vishnu, zur Menschwerdung entschlossen, und den Dasaratha zum Vater wählend, der eben um Kinder opfert (hier mag das im vorigen Kapitel verworfene besondere Sohnopfer gelten), verschwindet aus dem Kreise der Götter. Und (v. 5) aus dem Opferfeuer steigt in wunderbarlicher ungeheuerlicher Gestalt ein Wesen, im Arme haltend ein goldenes Gefäß, das seine Gattin vorstellt, gefüllt mit dem Tranke der Fruchtbarkeit, als seinem eigenen Selbst, und gibt sich dem Dasaratha (M. sagt: den Rishyasringa, der das Wesen dann an Dasaratha weist) zu erkennen als den zeugungsherrlichen Mann, prâjâpatyam naram

(v. 10). Dasaratha soll den Trank seinen Frauen zu trinken geben, von denen er dann die Söhne, um die er opfert, erhalten werde. Dasaratha mit empfangenem Tranke geht, nachdem das Wesen verschwunden, in sein Frauengemach, und gibt seiner ersten Gattin Kausalya die Hälfte davon zu trinken (v. 21 a.). Das Uebrige vertheilt er unter die beyden übrigen Frauen. Alle drey werden schwanger.

Nach welchem Verhältnisse das Uebrige vom Werke unter die beyden Frauen Sumitra und Kaikeyi vertheilt worden, ist nicht leicht zu sagen. Wie der Text v. 21 b. 22 und 23 a. bey S. und M. liegt, ist kaum anders zu übersetzen, als M. gethan: Kausalya $^1/_2$, Sumitra zuerst $^1/_4$, Kaikeyi $^1/_8$, und das letzte $^1/_8$ wieder Sumitra, die also $^3/_8$ bekommt. Das steht nun aber im Widerspruch mit dem, was K. 19, v 5—7 von den vier Söhnen der drey Frauen sagt: Rama, Kausalya's Sohn, sey $^1/_2$ Vishnu, Bharata, Kaikeyi's Sohn, $^1/_4$ Vishnu; wonach also die beyden Söhne der Sumitra, Lakshmana und Satrughna, zusammen $^1/_4$, jeder $^1/_8$ seyn müssen. Statt dieses letzten $^1/_4$ steht freylich dort (v. 7) Hälfte Vishnu's, aber Hälfte, ardha, muß hier als Theil überhaupt (was ardha auch sonst heißt) verstanden werden, da das erste $^1/_2$ für Rama, und $^1/_4$ für Bharata fest steht, und zwar dieses mit der bestimmten Bezeichnung caturbhâgn, Viertheil. Oder auch: die sogenannte Hälfte für die beyden letzten Söhne sagt: der andere Theil zu dem vorhergenannten Viertel für den zweyten Sohn, also das andere und letzte Viertel. Sonach muß an unserer Stelle Kaikeyi $^1/_4$ für ihren einen Sohn, und Sumitra auch nur $^1/_4$ für ihre beyden bekommen. Es möchte denn da nicht anders zu helfen seyn, als v. 22 b. und 23 a. auszuwerfen (es ist darin wirklich auch ein falscher Abschnitt des Sinnes am Ende der ersten statt zweyten Zeile), und aus den v. 21—23 somit diese beyden zu gewinnen:

Kaus'alyâyai narapatih pâyas'a'rdham dadau tadâ,
ardhâd ardham dadau c'a'pi Sumitrâyai narâdhipah.
Kaikeyyai c'a'vas'isht'a'rdham dadau putr'a'rthakâran'ât:
evam tâsâm dadau râjâ bhâryân'âm pâyasam pr·thak.

d. i. der Kausalya gab er die Hälfte des Tranks; von der (zweyten) Hälfte die Hälfte (also $^1/_4$) gab er der Sumitra; der Kaikeyi gab er die übrige Hälfte (von der Hälfte, d. i. $^1/_4$): so vertheilte er den Trank an die Frauen. — Wem die beyden Zeilen, worin Sumitra zum zweyten Male trinkt, wirklich eingeschoben sind, so ist ein Grund der Einschiebung auch nicht schwer zu finden: man glaubte für ihre Doppelgeburt einen doppelten Trunk nothwendig. Am einfachsten aber wäre es, jeden der vier Söhne

¼ Wishnu seyn zu lassen, und ihren Vorrang, statt in die Quantität des Trankes, nur in die Folge des Trinkens der Mütter zu setzen: 1) Rama, da Kausalya zuerst trinkt; 2) Lakshmana, sein unzertrennlicher Thatgehülfe, da Sumitra das erste Mal gleich nach Kausalya trinkt; 3) Bharata, da nach ihr Kaikeyi trinkt; und endlich 4) Satrughna, Bharata's Geselle, von dem letzten nochmaligen Trinken der Sumitra. Und vielleicht sind nur beyde Vorstellungen in einander gewirret. Doch das alles wird Hr. v S. besser aus einander wickeln, als ich hier dazu die Zeit habe.

Eine noch viel größere Verwirrung herrscht im Anfang des Kapitels bey M. Nämlich nach v. 2 bringt M. die beyden vorher ausgelassenen Schlußstrophen des vorigen Kapitels bey S., sammt noch einer im langen Maße, an ganz unpassender Stelle, und damit schließt bey M. das Kapitel 13. Dann K. 14 v. 1—7 des Inhalts: Wishnu berathschlagt (abermals!) mit den Göttern, wie Ravana zu tödten. Sie erzählen die alte Geschichte wieder von Brahma's Gnade ꝛc. v 8 wiederholt die zweyte Zeile von S.'s v 2, und dann gehts mit S. weiter.

Von sonstigen Abweichungen ist v. 8 bey S. unverständlich und unschön, bey M. schön und deutlich:

divâkara - samâkâram, dîpt'a'nalas'ikh'o'pamam;

Dem Taggestirn gleich von Ansehn, lodernder Feuerflamme ähnlich.

Ich zweifle, ob S.'s:

divyâkara - samâkâram dîpt'a'nala - samâkaram,

wirklich etwas heißt; wenigstens ist es geschraubt, und nichts weniger als einfach episch; wörtlich: göttlichem Metall gleich von Ansehn, loderndem Feuer gleich von Metall, oder, um das unepische Wortspiel wiederzugeben: göttlichen Erzminen gleich von Miene, loderndem Feuer gleich von Erzminen.

In v. 11 a. fehlt bey M. schicklich das s'a'ntahpuras, »(der König) mit seinem Frauenzimmer,« wonach die Gegenwart der Frauen bey der Erscheinung des zeugungsherrlichen Mannes vorausgesetzt wird, da doch v. 20 der König erst mit dem Trank ins Frauenzimmer (Gemach) geht. Mit diesem v. 20 ist aber auch v. 19 im Widerspruch, wo eben dieses Frauengemach schon voll Freude über den Trank ist, den der König erst v. 20 bringt. Einer von beyden Versen muß weichen. Wenn nicht 19 sondern 20 weggedacht wird, so ist dann in 11 das Frauenzimmer recht am Platze.

C. 16. Simiorum procreatio.

Dem Rama werden seine künftigen Kampfgehülfen, die

Affenfürsten, von den Göttern erschaffen, oder eigentlich erzeugt. Dieses Kapitel fehlt hier bey M., und steht nach K. 19 S., nämlich nach Rama's Geburt, und zwar dort dann gleichfalls als K. 16. Durch diese Versetzung ist eine Lücke gefüllt, die bey S. zwischen K. 19 und 20 fühlbar ist, und es steht auch deßwegen dort schicklicher, damit dem Helden der Vorrang der Geburt vor seinem Gefährten bleibe. Nur fehlt dann vielleicht ein Uebergang zu K. 20 (M. 17):

C. 17 (M. 15). Rishyasringae reditus. C. 18 (M. Forts. von 15). Rishyasringae discessus in sylvam.

Abweichungen K. 17, 15 a. S.:

sangr hya dhanam subahu man'iratnam ajâvikam.

Hier hat M. für dhanam fehlerhaft ratnam, für man'iratnam ajâvikam aber man'i-ratna-gaj'a'vikam, »aus Edelstein und Perlen, Elephanten und Schafen bestehendes Gut« Dieses bestehend aus etwas ist hier durch die Endung ka bezeichnet, auf welche man noch nicht aufmerksam genug gewesen, indem man sie wohl überall, was sie freylich zuweilen seyn mag, für eine überflüssige Erweiterung gehalten. Aber an composita possessiva tretend, die etwas Persönliches bezeichnen, unterscheidet sie davon ein Unpersönliches, von jenem Abgeleitetes. So ist bahu-suvarn'a ein viel Gold habender, goldreicher Mann; aber als Beywort von as'vamedha, Opfer, steht Râm. I. 1, 91 bahu-suvarnaka, bestehend aus viel Gold, wobey Goldreichthum, oder wie es ein Goldreicher bringen kann. Eben so mag sich svachandaka II. 7, 3 von svachanda unterscheiden. Besonders glaube ich, daß hierin der Unterschied zwischen âdika und âdi, pûrvaka und pûrva zu suchen. So ist nun auch hier bey S. das letzte aj'a'vika gebildet: bestehend aus Geißen und Schafen. Aber davor das man'iratnam sagt bloß »Edelstein und Perlen;« und um ein hier benöthigtes Adjektiv zu bilden, müßte es wenigstens in Komposition mit dem vorhergehenden, von S. abgetrennten subahu treten: subahu-man'iratnam, das viel Edelstein und Perlen habende.

K. 18, 16. Hr. v. S. nimmt eine Lücke für die Schlußzeile an. Bey M. fehlt 15 a., und so bedarf es keiner angenommenen Lücke; es fehlt dann nur, wie sie denn fehlen kann, die Ankündigung der Rede: er sprach. Aber Hr. v. S. hätte die Lücke noch anders füllen können. Nämlich statt 14 a.:

tat s'rutvâ vacanam teshâm, pratyudgamya narâdhipah,

hat M. die zwey Zeilen:

tat s'rutvâ vacanam teshâm manasah priti-vardhanam,
mantribhih saha dharmâtmâ pratyudgamya narâdhipah;

und Zeile 14 b. fehlt dafür, was sie ohne Schaden kann. Also hätte Hr. v. S. entweder 14 b. auslassen, oder die in 14 b. eingeschobene Zeile aufnehmen können. Da er — wie in der Episode von Rishyasringa K. 9 — große Lücken der einen Recension aus der andern füllt, warum nicht auch kleine?

C. 19 (M. Forts. von 15). Dasarathidarum Natales.

Die vier Söhne werden geboren und wachsen auf, Lakshmana unzertrennlich von Rama, wie Satrughna von Bharata. Darauf folgt bey M. als K. 16, was bey S. auch K. 16 ist; siehe oben.

C. 20 (M. 17). Visvamitrae adventus. C. 21 (M. 18). Visvamitrae sermo.

Eine neue Person tritt auf, der gewaltige Heilige Visvamitra, dessen frühere wunderbare Geschichte erst später, K. 51 ff., bey einem schicklich herbeygeführten Anlasse in einer großen Episode beygebracht wird Hier, von Dasaratha als ein Gast von höchster Wichtigkeit mit größter Ehrerbietung aufgenommen, und um sein Begehren befragt, das ihm zum Voraus zugesagt wird, trägt er dem König sein Anliegen vor, daß er in seinen Andachtsübungen von zwey riesenhaften Dämonen oder Rakshasa's, Namens Marica und Suvahu, verstört werde, gegen die er doch sich der sonstigen Waffe der Heiligen, des Fluches, nicht bedienen könne, weil die besondere Andacht, der er sich unterzogen, mit Ausbrüchen des Zornfeuers unverträglich sey. Der König soll ihm daher den Rama geben, der dazu bestimmt ist, die Riesen zu erlegen, ohne von ihnen beschädigt werden zu können.

C. 22 (M. 19). Dasarathae sermo.

Der zärtlich besorgte Vater verweigert den Rama.

C. 23 (M. 20). Vasishthae sermo.

Visvamitra geräth über die Weigerung in höchsten Zorn:

2. Erst »thun werd' ichs« gesagt habend, brechen willst das Versprechen du.
Nicht dem Raghu-Geschlecht ziemet Unwahrhaftigkeit solcher Art.
3. Wenn du dieses erträgst, König, werd' ich wie ich gekommen gehn;
Edler von falscher Zusage, lebe mit deinen Söhnen wohl!
4. Dem durchdrungnen von Zorn also, Visvamitra dem heiligen,
Schütterte rings der Erdboden, und Schrecken kam die Götter an.

Darauf begütigt Visishtha, des Königs oberster Rath und Hauspriester, der den schrecklichen Visvamitra schon von sonst her kennt, mahnet den König, das einmal gegebene Wort zu halten, und den Rama zu senden. Mit oder ohne Waffen wer-

den ihm die Riesen nichts anhaben, geschützt von Visvamitra, der im Besitz übernatürlicher Waffen, die selbst die Götter nicht kennen, geschweige die andern Menschen. Von diesen Waffen folgender Mythos:

12. Von Krisasva (1) verliehn wurden diese göttlichen Waffen all
Ihm vordessen dem Weltherrscher, vom geneigten gewaltigen.
13. Von den Töchtern des Stammvaters und von Krisasva stammen sie,
Die vielgestalt'gen, hochmächt'gen, die siegbringenden strahlenden.
14. Siegung heißen und Obsiegung die beyden Dakshamädchen schlank;
Diese gebaren Kampfwaffen, hundert zumal von höchstem Glanz.
15. Funfzig Söhne gebar Siegung, gesegnet die gesegneten (2),
Zur Bekämpfung der Ungötter, die gestaltlosen ohne Maß.
16. Aber dagegen Obsiegung gebar der Söhne funfzig auch,
Vernichter zubenannt, starke, unnahbar unerwehrliche.
18. Diese wird allzumal geben nun dem Rama der Heilige,
Mit welchen Waffen obsiegen Rama gewiß den Riesen wird.

Anmerk. (1) Wer der Krisasva, d. i. Magerroß, sey, wird uns Hr. v. S. belehren; bis dahin sey es mir erlaubt, auf Siva zu rathen, auf den zwar nicht der Name, wohl aber das ganze Verhältniß paßt. Denn Siva ist Herr des Bogenveda, dhanurveda, d. i. der göttlichen Waffenkunde; und wirklich, unten in der Episode von Visvamitra ist er es, der diesem zur Belohnung seiner Buße die Waffen gibt. Auch könnte Siva neben der wirklichen Daksha-Tochter Durga gar wohl auch desselben zwey allegorische Töchter, Jaya und Vijaya, Siegung und Obsiegung, zur Ehe haben. Vijaya ist selbst ein Name der Durga. In K. 28, 31 wird dieser Krisasva genannt: prajâpati-suta, Sohn des Stammvaters Dakscha; was denn, um es mit dem Mythos hier zu vereinigen, als Schwiegersohn zu verstehen wäre. Aber M. hat dort prajâpati, Stammvater, selber. Die personificirten Waffen und Gegenwaffen (oder Waffenvernichter, prahâràs) werden ihre Rolle in K. 29 und 30 spielen.

(2) Uebersetzt nach der schöneren Lesart bey M. labdhavarâ varân, für S.: nâma parân purâ — Von andern Abweichungen sey bemerkt v. 12 M.:

sarv'a'stran'i, kr·s'âs'vasya putrâh parama-durjayâh,
kaus'ikâya purâ dattâ, yadâ râjyam pras'âsati.

Das abnorme pras'âsati statt pras'âsti gehört zu den hin und wieder versuchten Uebergängen der schweren Konjugation in die leichte, wovon unter andern âsata statt âsta 34, 39 und 44, 1 ein Beyspiel ist. Das Präsens aber ist richtig, weil es sich auf purâ bezieht, das ihm, wie πότε, die Bedeutung des Präteritums gibt. — v. 14. Für te suvâte 'stra-s'astrân'i, S. hat M.: te *sûte* 'stran'i s'astrân'i. Vielleicht ist *sûte* ein merkwürdiger Archaismus aus einer Zeit, wo noch nicht das â im A'tmanepadam eingeschoben wurde.

C. 24 (M. 21). Disciplinarum traditio.

Rama sammt dem unzertrennlichen Lakshmana zieht mit seinem nunmehrigen Mentor Visvamitra, der ihn am rechten

Ufer der Sarayu (woran Ayodhya liegt) in geheimes Wissen einweihet.

Dieses und jedes der vier vorhergehenden Kapitel beschließt M. mit einer sehr überflüssigen Strophe im Maße pulhpit'a'grâvr'ttam, welches Maßes Daseyn in diesen Partien des Epos Hr. v. S. in der Vorrede (S. 61) übergeht. Er selbst hat übrigens diese leere und gezierte Zuthat nur bey dem ersten, dem K. 20, wo sie doch wohl eben so gut, wie bey den vier übrigen, wegzulassen gewesen wäre. Denn daß sie eines Gelichters sind, und mit einander stehen und fallen müssen, zeigt eben schon ihr gleiches Maß.

C. 25 (M. 22). Commoratio in Cupidinis eremo. C. 26 (M. 23). Accessus ad Tadacae silvam. C. 27 (M. 24). Tadacae generatio. C. 28 (M. 25). Tadacae caedes.

Nachdem sie die Nacht an der Sarayu zugebracht, kommen sie an deren Einfluß in die Ganga, wo Einsiedeleyen stehen. Die beyden Jünglinge fragen danach; Visvamitra erzählt (von hier an gleichsam ein practischer Curs der Mythologie, so viel sich an die Oertlichkeiten anknüpfen ließ, zum Unterricht des jungen Helden): daß Kama (Cupido) hier durch Siva's Zorn seinen Leib verloren, wodurch er Ananga, der Körperlose, geworden; und daß eben an diesem heiligen Platze seine, Visvamitra's, Schüler in Bußübungen wohnen. Von diesen Einsiedlern empfangen und bewirthet, nach hingebrachter Nacht, gehn sie am andern Morgen über die Sarayu, und sehn einen furchtbaren Wald — einst — so erzählt Visvamitra — eine volkreiche Gegend, jetzt verstört durch die Riesin Tadaka, welche Rama zu einer Vorübung zu erlegen bestimmt ist. Sie ist eben die Mutter des Marica, gegen welchen Visvamitra den Rama zu Felde führt. Ihre Geschichte wird erzählt, ihr Tod geschildert, und erinnert an den schöneren Hidimba's Tod aus dem Mahabharata, womit hier selbst ganze Verse übereinstimmen, nämlich 20 und 21 die merkwürdige Vorstellung, daß die Riesen mit der Dämmerung wachsen, und dieselbe Construction des purâ, s. Bopp's Glossar. Ueber den Tod der Riesin erfreut, erscheinen die Beyfall rufenden Götter, Indra an der Spitze, der den Visvamitra auffordert, dem Rama zur Belohnung die Söhne des Krisasva (s. K. 23) zu geben. K. 28, 31 S.:

Die vom Sohn des Geschlechtsherren, von Krisasva dem König gut
Dir verliehenen Kampfswaffen, gib dieselbigen diesem nun.

Bey M. mehr in Haltung der Personification, aber ungenau in der Genealogie:

Krisasva's des Geschlechtsherrn Söhne, die hochgewaltigen,
Die sich von Bußekraft nähren, Brahman, zeig sie den Raghusproß!

prajâpateh Kr·s'âs'vasya putrân satyaparâkramân
tapobalabhr·tân, brahman, Râghavâya nivedaya.

C. 29 (M. 26). Telorum traditio.

Visvamitra übergibt dem Rama diejenigen Waffen, die oben (s. K. 23) die von der ersten Tochter Dakſha's sind. Die Uebergabe geschieht dadurch, daß er eine Reihe von wunderbaren Namen hernennt, v. 1 — 19, zusammengesetzt aus einem Götter- und einem Waffennamen, wie vis'hn'u-cakram, Vishnu-Rad oder Diskus, und solche cakra's von mehreren Göttern, die sonst keinen Diskus führen; dann statt des Rades ein Strick, pás'a, mit denselben oder andern Götternamen; dann eben so astra, eine Wurfwaffe, hier Pfeil, wie 32, 16 zeigt. Auch bloße Adjektive von Göttern und Ungöttern, wie kauveram, das kuwerische, und râks'hasam. Einige Eigenwaffen von Göttern, wie vajra, Indra's Donnerkeil, und s'aivam s'ûlavaram, Siva's Dreyzack; ferner mehrere mit aparten Namen, wie vars'han'a und s'os'hana, Regner und Trockner, som'a'stram s'is'iram, kühles Mondgeschoß u. s. w. Am auffallendsten brahmas'iras, Brahma-Kopf, und haya-s'iras, Pferdskopf. Dann beschließt er:

20. Diese und andere Kampfwaffen geb' ich dir jetzt, du bist mir lieb,
Empfange du von mir diese Waffen, o Sproß des Männerschmucks!
22. Alle deren Gesammtfassung selber für Götter schwierig ist,
Diese Waffen nun auwies sie der Brahmane dem Raghukind.
21. Aber das Angesicht ostwärts wendend, der reine Munischmuck,
Dem Rama gab er höchst freudig die beste Zauberformel itzt.
23. Als der Muni nun hersummte die Zauberformel allzumal,
Traten heran die Großwaffen körperlich zu dem Fürstensohn,
24. Und zu Rama mit Lust sprachen sie händefaltend alle so:
Wir sind hier, o du Hochedler, deine Sklaven, o Raghusproß!
25. Der Ritter, in Empfang nehmend, mit der Hand sie erfassend auch,
»Im Geiste sollt ihr mein bleiben,« also dieselben mahnt er an.

v. 21 u. 22 habe ich gegen einander umgestellt. Statt v. 25 hat M. mit einer (unnöthigen) Verdeutlichung, zugleich Vermeidung der Form bhavis'hyadhvam, so:

tâny aveks'hya tato Râmah samâlabhya ca pân'ina,
mâm bhajadhvam smr·tân'i'ti sarvâny ev'a'bhyabhâs'hata,

d. i.:

Rama sodann sie anschauend, mit der Hand sie erfassend auch,
»Dient mir wann ich gedenk' euer,« also redet' er an sie all.

Ursprünglich sind 50 Waffen zu denken (s. K. 23); doch da dieses nur eine runde Zahl, mit dem andern 50 zusammen 100, so brauchte der Dichter um so weniger wirklich 50 aufzuzählen. Und so hat er denn auch nach der Aufzählung gesagt: Diese und

andre geb' ich dir. Gleichwohl sind es wirklich 50, die er aufzählt, und die Schlußphrase ist eine bloße Ungenauigkeit der Rede. Nämlich bey S. sind es 50, wenn man nur einige Wörter als Beywörter, nicht als neue Waffen faßt, sonst wärens noch mehr, und einiges als Ein Waffen, was mehrere scheinen könnte; und zwar: kâpâlam kankan'am v. 13, vaidyâdharam mahâstram nandanam nâma v. 14, raktâmifhâdam pais'acam v. 17, und s'auram tejahprabham nâma, paratejo-'pakarfhan'am v. 18. Bey M., wo viele andere Namen sind, bringt die Uebersetzung 58 heraus, die aber auf gleiche Weise sich auf 50 zurückbringen lassen. Die Abweichung der Namen ist ziemlich gleichgültig, da noch 100 andere möglich waren; aber unpassend ist bey S. v. 12 s'akti dve, amoghâ *vijayâ* ca, weil eben Vijaya die Mutter der Gegenwaffen ist. Ferner v. 13 santâpana-vilepane, wo vilepana keine schickliche Deutung zuläßt, und kein Verhältniß zu santâpana hat. In der Episode von Visvamitra nun, wo die Waffen theilweise wiederkehren, steht dafür (56, 7) vilâpana, was unbedenklich das rechte ist. Schwieriger sind andere Abweichungen der Episode. Dort sind nur 27 Waffen genannt, die Visvamitra damals eben gebraucht, darunter aber einige, die hier gar nicht, oder nicht eben so genannt sind, z. B. raudram und pâs'upatam (56, 6); vârun'am (56, 6) zu vârun'o pâs'ah (29, 9) oder vielleicht zu varfhan'am (29, 16). Ferner manche, wo sich nur rathend vergleichen läßt, z. B. mohanam (56, 7), was vielleicht mahâmâyâstram (29, 18), svâpanam (56, 7), was wahrscheinlich prasvapanam (29, 15); mâdanam (56, 7) statt madanam (29, 16); dârun'am (56, 8. M. besser dâran'am), was vielleicht gleich mâranam (29, 19).

C. 30 (M. Fortf. von 26). Subsidiorum traditio.

Visvamitra übergibt dem Rama auch das, was oben die funfzig Söhne der Vijaya sind. Die Uebersetzung »subsidia« erweckt eine andere Vorstellung, als san'hâra, Waffenabwender, Waffenzerstörer. Vielleicht war praesidia zu setzen aus *Tacit.* Dial. de Or. 5, 6. praesidium simul et telum, Angriffs- und Vertheidigungswaffen, denn an Schutzwaffen denkt man zuerst bey den san'hâra's, und wörtlich sind mehrere Nabelwaffen — umbones? darunter, als: dr dhanâbha, sunâbhaka, svarn'anâbha. Aber der Begriff ist phantastisch erweitert; es sind wunderbare Waffen, womit man schon aus der Ferne den feindlichen entgegen eilt, sie auffängt, niederschlägt ꝛc. S. hat hier nur 30 Namen, M. viel mehr, die Uebersetzung bringt 52 heraus, die leicht zu 50 zu reduciren. Einige sind sichtlich auseinander verderbt: S. svarn'anâbha, M. sarpanâtha, S. vâ-

ran'a, M. vârun'a. Die Personification ist hier noch lebhafter, als bey den vorigen:

v. 8. Diese Krisasva-Söhn', Edler, die strahlen in belieb'ger Form,
Laß dir geben von mir, Heil dir! würdig bist du, o Raghusproß!
9. Ja! der Erlauchte drauf sagend, vom bußereichen Gadhisohn
Empfing er so nun auch diese die feindhemmenden klemmenden.
10. Denn sie, göttlichen Leib tragend, und mit göttlichem Schmuck umhüllt,
Ein'ge feuriger Kohl' ähnlich, einige gleich wie Rauch allda,
11. Alle sprachen sie handfaltend zu Rama lieblich grüßende:
Wir sind dir unterthan, Rama, befiehl uns du, wie hier wir stehn.
12. Ihr möget gehn, gebot ihnen, wie euch beliebt, der Raghustolz;
Im Geiste mein, im Nothfalle sollt ihr Beystand erweisen mir.
13. Sich von Rama beurlaubend, und ihn umwandelnd rechter Hand,
Also sey es! ihm zurufend, wie sie gekommen gingen sie.

Erlangen. Rückert.

(Der Schluß folgt.)

Art. X. 1) Practischer Cursus zum ersten Unterricht in der italienischen Sprache für Anfänger. Nach einer eigenen, ganz neuen, sehr faßlichen practischen Methode bearbeitet von A. J. Edl. v. Fornasari-Verce, k. k. Prof. der ital. Literatur, Geschäftssprache und des Styls an der Universität und an der Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. Wien 1831. Im Verlage von J. G. Heubner. Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

2) A complete Dictionary of the English and German and German and English languages, containing all the Words in general use. In two Volumes, royal 8vo. Vol. I. English and German. Compiled from Authors of the most approved reputation, and particularly after Walker's Principles of pronunciation, by *J. G. Flügel*, Lector publ. of the English language in the University of Leipsic, and Member of several learned Societies. Leipsic, printed for A. G. Liebeskind. 1830.

1. Beym ersten Unterricht in der italienischen Sprache vermißte man noch immer einen zweckmäßigen Leitfaden für Anfänger, der practisch, nach analytischer Methode verfaßt, nicht zu viel und nicht zu wenig enthaltend, kein bloßes trockenes Skelett von Redetheilen und ermüdenden Regeln wäre. Jedem sachkundigen Pädagogen, der sich zugleich der gehörigen Erfahrung in seinem Fache erfreut, ist bekannt, daß es mit streng wissenschaftlichen Vorlesebüchern noch nicht abgethan sey, sondern daß nach Verschiedenheit des Alters, der Vorbildung und selbst des Geschlechtes der Lernenden auch die Lehrbücher in jeder Wissenschaft rücksichtlich der Darstellungsart und des Lehrganges verschieden seyn

müssen So konnten die größeren theoretischen, nach logischen Grundsätzen kritisch bearbeiteten Sprachlehren eines Adelung, Heinsius ꝛc. beym Elementar-Unterricht nicht angewendet werden, weil man ihre Erklärungen zu unverständlich für Jünglinge fand, welche mit den strengeren Erfordernissen des Denkens noch nicht vertraut waren. Es mußten daher für solche entweder von jenen Verfassern selbst, oder von anderen erfahrnen Schulmännern leichtere, der jugendlichen Fassungskraft mehr entsprechende Lehrbücher entworfen werden. Dasselbe gilt von den Hülfsbüchern zur Erlernung der fremden lebenden Sprachen, wobey noch ungleich mehr eine trockene Regellehre abzuschrecken pflegt; woher sich auch leicht erklären läßt, warum die so schätzbare theoretische Grammatik in zwey Theilen des um die italienische Literatur und Sprache so hochverdienten Fernow wohl in Händen der Lehrer, aber nicht auch in denen der Lernenden zu finden ist.

Der Verfasser des vorliegenden practischen Cursus befand sich durch die bisherige Ausgabe seiner größeren theoretischen, von dem höher gebildeten Publicum aller Orten mit ungetheilter Anerkennung aufgenommenen italienischen Grammatik in gleicher Lage mit den vorerwähnten Philologen. Die darin vorherrschende, streng systematisch durchgeführte Theorie übersteigt, nach vielseitig gemachter Erfahrung, ebenfalls das Fassungsvermögen der jungen, besonders aber der weiblichen Anfänger, denen nicht selten selbst die richtigen Vorbegriffe ihrer Muttersprache fehlen; daher auch mehrere Verfasser, dieß Bedürfniß erkennend, eigene Hülfsbücher für den ersten Unterricht im Italienischen herauszugeben versuchten, die jedoch, an die bisher übliche theoretische Methode sich haltend, nichts weiter, als einen mehr oder weniger gelungenen Auszug irgend einer vollständigeren Regellehre lieferten.

Ein Lehrbuch für Anfänger soll, nach unserem Ermessen, practisch seyn, außer dem Verstande auch das Gefühl beschäftigen, und die sonst unvermeidliche entmuthigende Trockenheit des Sprachunterrichtes möglichst beseitigen; daher auch nur ein Lehrbuch nach dem Grundsatze Quintilians: »breve iter per exempla, longum per praecepta,« mit Sachkenntniß durchgeführt, das leichteste, und dem Naturgange selbst entsprechendste Beförderungsmittel bey jungen Anfängern zur schnelleren Erreichung des gewünschten Zieles seyn dürfte.

Dem nun noch immer gefühlten Bedürfnisse eines solchen Lehrbuches für Anfänger zu begegnen, und dadurch auch diese Lücke in der Sprachkunde auszufüllen, war der Zweck des gegenwärtigen practischen Cursus, wodurch die meisterhafte

Gewandtheit und Sachkenntniß des Verfassers wieder, und zwar in einer ganz neuen, bisher noch nicht bekannten Darstellungsart, in Quintilian's Sinne, vollkommen sich bewährte.

Nicht leicht hat uns in der Sprachkunde ein Werk so angesprochen, wie dieses, welches im strengsten Sinne practisch, das erste seiner Art, eigentlich eine Grammatik in Beyspielen (folglich ein Gegenstück zu den bisher üblichen Lehrmethoden mittelst Aufstellung ermüdender Regeln) genannt werden kann. Die Originalität in der Art der Durchführung kann keineswegs in Abrede gestellt werden: denn noch ist kein ähnlich bearbeitetes Lehrbuch in irgend einer Sprache uns vorgekommen. Es wäre zu wünschen, daß die vom Verfasser befolgte Methode auch in andern Sprachen Nachahmer finden möchte. Sie werdem dem Anfänger das Sprachstudium sehr erleichtern, weil sie naturgemäßer ist, als andere, eine bisher überall vermißte lebhafte Mannigfaltigkeit verbreitet, dadurch wieder frischen Muth zum Lernen gibt, und somit die großen Schwierigkeiten des Unterrichtes glücklich überwinden hilft, indem sie den Lernenden vor jener Pein bewahrt, die ein pedantisches Verweilen bey den trockenen Grundregeln nothwendig herbeyführt.

Die Erlernung der Aussprache ist durch die neue, gleichsam tabellarische Darstellungsweise vereinfacht, und durch den dadurch gewährten schnellen Ueberblick besonders erleichtert. Im Uebrigen zerfällt der ganze Cursus in 64 Abschnitte, von denen jeder mit einem Stück aus dem für das Sprachstudium wirklich unschätzbaren Orbis pictus (Welt in Bildern) in einer gelungenen Uebersetzung anfängt, welches sowohl zu einer für Anfänger ganz geeigneten und zugleich anziehenden Uebung im Lesen, als auch statt einer bisher gewöhnlichen Wörtersammlung zur Erlernung der italienischen Benennung der wichtigsten im Gebiete der Naturreiche, so wie der Künste und Gewerbe u. dgl. vorkommenden Gegenstände (die sehr zweckmäßig durch Cursiv-Lettern bezeichnet sind) dienen kann. Darauf folgt über irgend einen oder auch über mehrere in Verbindung stehende grammatische Fälle, nach der durch die Anforderung der Redetheile bedingten Stufenordnung, eine hinlängliche Anzahl gewählter italienischer Beyspiele und dahin einschlagender Redensarten mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, wodurch der Sprachbeflissene in den Stand gesetzt wird, allmälich alle etymologischen und syntactischen Eigenheiten, und selbst den eigenthümlichen Geist der Sprache auf eine leichte, rein poetische Weise zu erlernen. Die unten in bündiger Kürze angebrachten grammatischen Erläuterungsnoten zu den angeführten Beyspielen sind durchgehends eben so gründlich belehrend, als klar und faßlich für Jeden,

welcher der Natur und Eigenthümlichkeit der Sprache tiefer nachforschen will; ohne übrigens solche zu beirren oder im Fortschreiten zu hemmen, welche solche Untersuchungen übergehen wollen. Sehr zweckmäßig beschließen endlich zum Behufe der weiteren gehörigen practischen Anwendung und Wiederholung des aus den vorangeschickten Beyspielen Erlernten jeden Abschnitt entsprechender Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische, wodurch der Werth des ganzen Werkes sehr erhöht wird.

Stoff und Behandlung sind durchgehends in allen Theilen vom Leichten zum Schwereren fortschreitend gleich planmäßig und so gewählt, daß sie den Geisteskräften jedes Alters entsprechen.

Ganz vorzügliche Erwähnung verdienen in den betreffenden Abschnitten die alle Fälle erschöpfenden Beyspiele über den Gebrauch der Vorwörter a und da bey Verbindung von zwey Hauptwörtern; über die elliptischen Redensarten; über den Gebrauch der Fürwörter, der Vorwörter, der Bindewörter, der Infinitive der Zeitwörter, so wie ihrer Zeiten, Arten, Gerundien und Mittelwörter, wodurch über deren richtige Anwendung dem Lernenden alle Schwierigkeiten und Zweifel beseitiget erscheinen. Die am Schlusse vorkommenden allgemeinen italienischen Leseübungen empfehlen sich durch ihren interessanten historischen Inhalt. Auch verdient bemerkt zu werden, daß das Werk hinsichtlich der typographischen Schönheit und Correctheit jedem Wunsche entspricht.

* * *

2. Die großen Vorzüge dieses Wörterbuches vor den bisher bekannten sind hier und da schon öffentlich anerkannt und gerühmt worden. Der Verfasser (der sich schon früher um die englische Sprache verdient gemacht hat) rechtfertigt selbst seinen auf dies Werk gewandten Fleiß in der sehr lesenswerthen Vorrede durch die Resultate der Vergleichung dieser Arbeit mit den Leistungen seiner Vorgänger, und diese zeugen höchst vortheilhaft für seine ausgebreitete Belesenheit und ungemeine Aufmerksamkeit auf alles, was zu seinem Zwecke dienen konnte. Man findet hier nicht nur in möglichster Vollständigkeit die allgemein gebräuchlichen Wörter aus allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben, sondern auch diejenigen veralteten bis auf Chaucer zurück, die in englischen Dramen vorkommen, selbst Vulgarismen (gehörig bezeichnet) nicht ausgenommen, und die in Amerika (wo der Verf. viele Jahre lebte) besonders üblichen Ausdrücke, wie auch die geographischen und persönlichen Eigennamen und die

gewöhnlichsten Redensarten und Abkürzungsweisen — und dieß alles mit genauer Angabe der Aussprache, in deutlicher Anordnung und ohne Raumverschwendung. Ueber die Einrichtung des Ganzen, die gebrauchten Abkürzungen, das Allgemeine der Aussprache und die angeführten Autoren geben mehrere vorausgehende Blätter Auskunft, und am Schlusse folgen noch einige Zusätze nebst einem vollständigen Verzeichniß der irregulären Verben. Das Werk ist so sorgfältig unter des Verf.'s Aufsicht gedruckt, daß der Druckfehler nur wenige seyn konnten. Das Aeußere hat übrigens der Verleger aufs Schönste ausgestattet, und darin mit den Engländern selbst gewetteifert. Gelegentlicher öfterer Gebrauch dieses englischen Wörterbuchs überzeugte uns selbst von seinem großen Reichthume, worin es dem unermüdeten Verfasser gelang, auch seine bedeutendsten Vorgänger so weit zu übertreffen (worüber die Vorrede das Nähere bemerkt), daß wir füglich mit unserer allgemeinen Empfehlung des Werks diese Anzeige schließen könnten. Dennoch erlauben wir uns, für eine künftige vermehrte Ausgabe dieses Lexikons, eine Nachlese von manchen Wörtern oder näher bestimmten Bedeutungen hier mitzutheilen, so wie sie beym Lesen englischer Zeitschriften uns vorgekommen sind, überzeugt, damit den Ruhm des Verf.'s nicht zu schmälern (denn welcher Einzelne kann bey einer mühsamen Arbeit in einer so ausgebreiteten Literatur, wie die englische, alles umfassen oder bemerken, während das ruhige Studium gar leicht noch dieß oder jenes Bemerkenswerthe darbietet), sondern vielmehr dadurch ihm selbst einen Dienst zu leisten. Wir glauben auch, daß nur durch die vereinten Bemühungen und Beyträge der Sprachforscher so schwierige Werke, als Wörterbücher sind, immer mehr ihrer Vollkommenheit nahe gebracht werden können. Aus diesem Gesichtspunkte mag die Mittheilung des folgenden Verzeichnisses betrachtet werden.

Lance gay, Lanzenschmuck, Lanzenzierrat. Foes taken at bindings and freedoms. — Ribwort — plaintain. — Silvering, so nennen die Bereiter des Waides das Dörren der zu Pulver geriebenen Blätter. Das vorhergehende Wässern derselben heißt couching. British *glass* bedeutet eine gewisse blaue Farbe; *glastum* ist der lateinische Name des Waides. Gunner's square, ein Instrument zur Richtung der Kanone. To refil, wiederfüllen. — Folgendes sind Namen verschiedener Weizenarten in England: Red-Lammas. Pirky-wheat, Yellow-Lammas, White-wheat, Blew-ball-wheat, Greyball-whuat, Duckbill or Dugdale-wheat, or Cone-wheat. Yellows ist auch eine Krankheit der Kühe. Puppet-clack ist a valve to try the strength of the steam in a hydraulic ma-

chine. Snifting clack ist a smak pipe, on which is a cup, to let out the air injected with the water. — Chardoon. — Cod's head, ein Tafelgericht, ein besonders zubereiteter Stockfischkopf. Ragoued, als Ragout bereitet. Loot-rake made of wainscote, to rake off the scum of boiting brine. — Land carrack kommt bey Shakespeare im Othello vor. — The *regius* professorship of Divinity, die königliche Professur der Theologie, vom lateinischen *Regius* professor, der königliche Professor. *Overlapping* plates. — A Divinity professor, ein Professor der Theologie. Front, auch wie im Deutschen: »er hat die Stirne,« d. h. Unverschämtheit, Dreistigkeit. So scheint der Ausdruck erklärbar: With all his front. — Tedium (latein. taedium), Abneigung, Widerwille. Iron-master. — Vestry wird im Dictionary unter andern mit Gärkammer übersetzt. Ein vermuthlich vielen unbekanntes Wort. — The *Hanckes*, or pesple who come yearly out of Germany and other parts, to make hay, and work at the harvest (s. Univ. Mag. 1748. July p. 44). — Ointment of *Populeon*. — A *corporation* pleasantly situated on the side of a hill etc. Hier steht corp. für corporation-town, Landstadt. — Merchants of the *steelyard*. »Merchants of the Hanse, or *steelyard*, exported the greatest part of sur produce.« S. Univ. Mag. July 1748. p. 7. — Piscines, vermuthlich Fischteiche. — To be lord of the ascendant. Flat-fish. Flying-snake. — The minor pimpinella, or Small Burnet saxifrage, die kleine Pimpinelle. — Pauldron. — Thermal, überhaupt von der Wärme herrührend, z. B. thermal influence, Einfluß der Wärme. *Bergy* fragments from the icy continent. — *Savoy* muß wohl ein großes öffentliches Gebäude in London seyn. — Seamen's ticket. — Farined, mit Mehl oder Puder bestreut, gepudert? Expatriate, als Substantiv, ein Verbannter, Ausgewanderter, Land office (in Amerika). Rooms crowded with beds, something like the *wards* of an hospital. — In the *last* instance. — *Guinny*, bey D'Avenant für Guinea. — Crown Imperial, lat. Lilium Persicum. *Autumnal* Narcissus, lat. Amaryllis lutea, in der Levante. Entire, auch adverbialisch, an *entire* stranger, eben so *perfect* stranger and alien (Quart. Rev.). To ply, auch vom Fahren z. B. der Postkutsche; vielleicht einlenken. Strictures, kritische Andeutungen, Bemerkungen. Mannerism ist ungenügend durch »die besondere Vorliebe« erklärt; es sollte wenigstens dabey stehen: zu einer gewissen Manier in der schönen Kunst; es kann auch wohl das Manierirte, Gesuchte, Gezierte, Kleinliche in der Kunstdarstellung bedeuten. — Uninviting, nicht

einladend, nicht anziehend, abstoßend. To hosh up, etwa zustutzen? Pauperism ist wohl nicht hinlänglich »die Armuth« übersetzt. Daß es mehr und etwas anderes, als poverty, Armuth, bezeichne, nämlich den Zustand der Abhängigkeit vom Almosenempfang, ergibt sich aus folgender Stelle (Quart. Rev. Apr. 1818. p. 80): They who were reconciled with the inevitable lot of *poverty* shrunk from the disgrace of *pauperism* etc., d. i. sie söhnten sich zwar mit dem unvermeidlichen Lose der Armuth aus; scheuten aber die Schande, zu den Almosenleuten zu gehören. — Sollte market-cross nicht auch so viel als market-*gibbet* bedeuten, wie sich aus folgender Stelle zu ergeben scheint? »The opportunities and temptations to evil have greatly increased, while the old *restraints*, of every kind, have as generally fallen in disuse. The *stocks* are now as commonly in a state of decay as the *market-cross*« etc. (L. c.). — Auch in der Bedeutung von Vers, Strophe oder Reimspruch kommt stave vor — Es scheint einen feinen Unterschied zwischen privation und bereavement, so wie zwischen adversity und affliction zu geben, der jedoch nicht immer beobachtet wird. Privation dürfte mehr Entbehrung oder ursprünglichen Mangel, bereavement aber Beraubung dessen, was man besitzt, bedeuten. Auf das letztere folgt oft affliction, Betrübniß über einen Unglücksfall. Die Entbehrung aber in Bezug auf das Nothwendige ist adversity, eine Widerwärtigkeit, eine traurige Lage durch Schicksal. — Saintly kommt auch als Adjectiv vor, z. B. his (Henry's VIII) saintly son. — Patron saint, der Schutzheilige. — Provident bank, wohl so viel wie saving-bank.

Der andere, nämlich deutsch-englische Theil des Werks ist zwar auch erschienen, konnte aber von dem Verf. und Herausgeber des ersten nicht selbst bearbeitet werden; wir haben uns nur auf die Anzeige des ersten beschränkt, und müssen eine Beurtheilung des zweyten Andern überlassen.

D. M.......s.

Art. XI. Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Leipzig, bey C. Cnobloch 1831. Erster und zweyter Band.

Der nach Goethe's sinnvollem Gleichnisse wohlbekannte rothe Faden webt sich durch diese Bilder des Orients in begeisterter Liebe und Wahrheit so unverkennbar und nothwendig fort, daß für den sinnvollen Beschauer jegliche der darauf gereihten Perlen, obgleich für sich achtbar, doch nur ihren vollen Werth behaupten kann, wenn sie im deutungsvollen Verein mit den an-

dern betrachtet wird. Dadurch stellt sich dieses Werk besonders eigenthümlich dar, und tritt — um die Würdigung desselben treuforschenden Klassifikatoren zu erleichtern, sey es gesagt — als eine ganz neue Gattungsgestalt der Poesie auf.

Epopöen in Romanzen kennen wir allerdings schon. Herder's Cid stehe hier voran: wenn gleich nicht in der Form, doch in der das Ganze durchstrahlenden und zu Einem Gusse verschmelzenden Dichtergluth unübertrefflich. Außerdem sahen und sehen wir neuere Dichtungen solcher Art, wenn gleich meist nur kleineren Umfanges, gern geliefert und gelesen. Als ein Meisterwerk in dieser Gattung mag Walter Scott's Lay of the last Minstrel unwidersprechlich gelten.

Das vorliegende Werk jedoch bietet uns, wenn auch Verwandtes, doch wiederum in wesentlicher Hinsicht absolut Neues dar. Es ist nicht Eine Liebes- oder Kämpfergeschichte, was hier an den Saiten der Harfe auf- und niederklingend vorüberschwebt. Es ist ein mannigfach reiches Leben, wie es etwa dem sinnvollen Reisenden in Fremdlingslanden wechselnd aufgehen möchte, wo er zwar vollkommen der Sprache kundig wäre, doch ihm die Sitte neu, mitunter auch wohl fremd erschiene. Alle Ereignisse kämpfen ihm an das Herz, um der schönen und edlen Natur des dort heimischen Menschengeschlechtes willen, möge er die Kunde davon auch noch so fragmentarisch, ja räthselhaft vernehmen. Es wohnt ein fester Halt in seinem Innern, davor ihm alles deutlich wird, und alles zugleich sich voll der reinsten Anmuth gruppirt. Einzelne leben und lieben und sterben vor seinen Blicken; bey der innigsten Theilnahme jedoch, die er ihrem Geschick weiht, zieht ihn das schöne, große Gesammtbild zu mächtig an, als daß er irgend einen abschließenden Rahmen um die oder jene Ranken-Verschlingung zu beschreiben vermögte. Es hat damit etwas von den Arabeskengebilden an sich, wo wir fort und fort zu sprechen versucht sind: »Halt! das war es! das ist es!« und dennoch von jeder Formirung in eine neue fortgezogen werden, um die vorher aufgestiegene besser zu verstehen. Die Natur hat überhaupt Aehnliches an der Art, wie uns schon der einfache, und doch wundersame, nie ganz verstandene Reigentanz der vier Jahreszeiten darzuthun vermag, worin die alten Hellenen unter dem jonisch-winterfreyen Himmel sich mit einer weniger abfinden ließen, während die polarischen Nächstwohner bey einiger Wirthschaftlichkeit gar nur mit Zweyen auskommen mögen. Ein Dichter dagegen, der nach seiner Eigenthümlichkeit den Eindruck von Tag und Nacht und Wolken und Sonnenschein gehörig abmarken wollte, käme bey dreyhundert fünf und sechzigen noch ganz unberechenbar zu kurz.

Unserem lebensfrischen Dichter geht es denn gleichfalls so. Jedes Lied ist eine Hore für ihn. Aber um so besser für den Leser, dafern er nämlich zu den empfänglichen gehört. Sonst freylich — aber wer vermöchte da überhaupt zu helfen? Schon Wieland sprach und versprach in der Einleitung zu seinem Oberon das Ergötzliche nur conditionaliter:

»Dafern Ihr ergötzbar seyd.«

Wer aber sich diese Eigenschaft bewahrt hat, mache sich getrost mit dem Dichter auf die Sangesfahrt durch den Orient hinaus.

Der erste Cyklus umfaßt Arabien. Kampfeslust, Entführung, Minnegluth, Tod, Todesrache begleiten uns durch die Liebe Turan's und seiner holden, gewaltsam errungenen, dann aber süß gewonnenen Fitne, und die Geister der Wüste sausen drüber hin. Aber trotz dieser Todesschwingen und der eigenthümlichen Wildheit hegen die Söhne der Wüste — so ist der Abschnitt überschrieben — das Göttliche der Liebe und Wehmuth zart, wie es nur der edelste Troubadour-Bund in den schönsten und reinsten Zeiten provenzalischer Bildung zu hüten vermocht hätte. — Noch näher jenen zarten Lebensblüthen verwandt, aber dennoch sprühend von orientalischer Eigenthümlichkeit zeigt sich der zweyte Abschnitt: Melek und Maisuna. Die kühne Ritterbahn eines jungen Dichterhelden, von edler Minne geleitet und gekränzt, erschließt sich vor unsern Blicken, von allen Wundern der glühenden Wüsten- und Oasengegend geleitet. Wenn sich Kampfesmuth, Liebe und Poesie erlernen ließe, — man könnte den Dozenten Melek und Maisuna als eines der trefflichsten Handbücher empfehlen. Der Dichter scheidet von seinem Arabien mit einem Gruße, dessen Wiederholung hier verstattet seyn mag, indem zugleich dadurch das Ganze in seinen Grundtönen erklingt:

Freudig zog ich deinen Söhnen
Durch die weite Wüste nach,
Folgte gern des Gastfreunds Winken
Zu dem grünen Palmendach.
Was er sprach von Kampf und Liebe
Und von hoher Ruhmbegier,
Nahm ich auf im treuen Herzen
Und es ward ein Theil von mir.
Und ich faßt' es in die Seele,
Und ich hab' es treu bewahrt,
Treu, wie sich in deinen Söhnen
Ewig Muth und Liebe paart.
Und in dieses Seelenfrühlings
Ewig jungem Doppelbund
Thut dein innig Angedenken
Sich dem Sänger ewig kund.

Ob ihn Indiens Lotos wiege,
Ob ihm Irans Rosen glühn,
Deine Palmen hört er rauschen,
Deine Lüfte tränken ihn.
Und im eignen Liebeszauber
Hoch beseligt, tief beglückt,
Fühlt er froh zu dir im Geiste,
Land der Treue, sich entrückt.

In diesem Geiste und ähnlich freyen Formen sind alle Liederbilder unsers Orients geschrieben; einfach, seelenvoll, tiefbegründet im Gefühl, wie auch im genau vorbereitenden Quellenstudium, von dem aber wir nur die Blüthen und Früchte zu schauen und zu genießen bekommen. Sehr oft, wie mitunter auch hier, hat der Dichter dem Reim nur eine sehr leichte, bisweilen ganz oberflächliche Herrschaft vergönnt, worin denn sein Verfahren freylich weit von der Ansicht seines gegenwärtigen Recensenten abweicht. Dieser nämlich hält jede einmal gewählte Sangesweise für unverletzlich auf dem ihr zugestandenen Gebiet. Ihm scheint es eine unauflösbare Dissonanz, unendlich störend für den Leser, wenn der angegebene Takt oder der angegebene Grund-Akkord im Verfolg der Ausführung Abänderungen durch bequeme Nachlässigkeit erleiden muß. Wo freylich der Reichthum der Ideen und Gefühle durch theilweise Armuth oder Unbehülflichkeit der Sprache Abbruch erleiden müßte, mag lieber die Sprache für ihre Mangelhaftigkeit einige Gewalt erleiden. Wo wir aber nur die Zwanglosigkeit des Dichters bequem oder kühn vorherrschen sehen, wie allzuoft in diesen Liedern, empfinden wir als Leser eine Verletzung, und erkennen unsern Anspruch, der Schriftsteller soll kein Ringen mit der Sprache scheuen, um die möglichst vollendete Schönheit der Form zu gewinnen. In Bezug auf die deutsche Sprache gehört vorzüglich der Reim zu den zierlichsten Schrankengittern. Möge das unser Dichter in seinem treuen und kräftigen Geiste sorgsam erwägen, wenn ihm eine günstige Aufnahme eine zweyte Auflage seiner Orientsbilder dereinst möglich macht.

Im zweyten Bande der Orientsbilder wird Persien erschlossen. Um so viel dies Rosen-, Nachtigallen- und Sagenland an Klängen und Gestaltungen reicher ist, als die ritterlichen Wüsten- und Oasengefilde Arabiens: um so reicher auch gibt sich dieser Band an Gegenstand und Formen im Verhältniß zu dem ersten kund. Auch hier geht der rothe Faden leitend mit uns durch das üppige Labyrinth. Rein ist alles in diesen Liedern, wie die unverdorbene Seele des Dichters. Auch in dem Gewirre der mächtigen Hauptstadt Ispahan, am Schlusse dieses Ban-

des dramatisch mit Kraft und Laune dargestellt, der europäische Reisende als fremdartige Karrikatur ergötzlich durchziehend, bleiben die zartesten Genien Herrscher, obgleich eine ganze Zeit lang nur errathen, bis der Schlußchor der Nachtigallen in allen Gärten Ispahans voll feyerlicher Lieblichkeit das Weben und Walten der Göttlichen verkündet.

Der Dichter verheißt uns die Vollendung seines Cyklus in der Gesammtzahl von vier, höchstens fünf Bändchen. Gebe die Muse ihr Gedeihen dazu. Aber helfe auch das deutsche Publikum äußerlich mit zu dem Gedeihen eines Werkes, das durch seine Vollendung darthun hülfe, in der Gegenwart vermöge nicht nur das Pikante am Leben zu bleiben und ins Leben einzugreifen, sondern auch das Schöne. — Die Verlagshandlung stattet das Werk mit angemessener Würde aus.

La Motte Fouqué.

Art. XII. Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen, nach Dresden und Prag, von A. Hirt. Berlin 1830. Verlag von Dunker und Humblot. 197 S. in 8.

Diese Bemerkungen über Kunst und Alterthum, welche der rühmlichst bekannte Verfasser hier dem Publikum vorlegt, wurden schon im J. 1819 bey Gelegenheit einer Reise nach den Bädern von Töplitz und Carlsbad angestellt, und im Entwurf niedergeschrieben; dann auf einer im Jahre 1829 wiederholten Reise nach den gedachten Badeörtern, besonders das auf Dresdner Kunstschätze sich Beziehende, neu mit denselben verglichen. Man darf sonach etwas Wohlerwogenes, für Liebhaber der Kunst Nützliches und Belehrendes erwarten, wie auch wirklich der Fall ist. Am Ende der Vorerinnerung läßt der Verfasser hoffen, daß wenn gegenwärtige Schrift wohl aufgenommen werde, er aus seinem Vorrath von Aufzeichnungen noch mehreres über die Kunstwerke in andern deutschen Hauptstädten werde folgen lassen, wozu wir unsers Orts ihn dringend auffordern. Denn je größer der Ueberfluß an hohlen, der Vernunft hohnsprechenden, den Geschmack irre führenden Berichten von Werken der Kunst und Beurtheilungen derselben bereits ist und täglich mehr anwächst, je nützlicher sind die besonnenen Aeußerungen eines bewährten Kenners.

Glück wünschen mögen sich die Freunde der Kunst, daß das vom Hrn. Hirt Mitgetheilte sich vornehmlich über die mit Meisterstücken reich ausgestattete Gemäldegallerie zu Dresden, so wie auch über die dortige antike Sammlung erstreckt; denn

Dresden wird schon wegen seiner angenehmen Lage und anderer Vorzüge häufig besucht, die Kunstsammlungen aber sind seine hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten, und so kann es nicht fehlen, daß verständige Ansichten und Erörterungen allen denen, welche, sey es nun zum bloßen Vergnügen oder mit ernsterem Bestreben, sich in den gedachten Sammlungen umsehen, willkommen seyn, und bey vielen eine Saat besserer Erkenntniß ausstreuen werden.

Das Vorwort S 1—9 müssen wir zu besonderer Aufmerksamkeit empfehlen. Der Verfasser will, wie er sagt, nicht eine Schilderung der einzelnen in der Dresdner Gallerie enthaltenen Gemälde unternehmen, sondern ein Bild dieser vortrefflichen Sammlung möchte er aufstellen, und wählt hierzu die historische Betrachtungsweise, so nämlich, daß von jeder der großen Malerschulen erst die frühesten, dann die vollkommneren Werke angeführt und beurtheilt sind. Weiter geht er zu den Eklektikern und Naturalisten über, und redet zuletzt von Meistern und Werken sinkender Kunst. Die Gemälde kommen demnach nicht in der Ordnung an die Reihe, wie sie aufgehangen sind, sondern wie Hr. Hirt sich dieselben am besten und belehrendsten aufgestellt wünscht, welchen Wunsch wohl jeder Freund und Kenner der Kunst mit ihm theilt; aber freylich muß dergleichen bey der Dresdner Gallerie bloßer Wunsch bleiben, weil ungeachtet des großen Reichthums derselben, wenn man auch nur irgend eine Schule geschichtlich aufstellen wollte, doch immer sehr bedeutende Lücken sich zeigen würden.

I. Niederländische und deutsche Meister vom Anfange des funfzehnten bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Ein kleiner Altar mit Flügeln ist vornehmlich bemerkenswerth. Das Mittelbild stellt die heilige Jungfrau thronend dar, auf dem rechten Flügel steht der Erzengel Michael gerüstet, zu seinen Füßen kniet ein Mann in langem Pelzrocke, wahrscheinlich Bildniß dessen, der das Gemälde hatte machen lassen. Der linke Flügel enthält die Figur der heiligen Katharina, und auf der Außenseite sieht man, wenn die beyden Flügel zugeschlagen werden, die Verkündigung grau in grau gemalt. Sonst wurde dieses kleine, sehr schätzbare, mit großer Sorgfalt ausgeführte Werk dem Albrecht Dürer zugeschrieben, ist aber von dessen Geschmack- und Behandlungsweise ganz verschieden, daher glaubt Hr. Hirt, es dürfte vielleicht von Johann von Eyck herrühren, gesteht hingegen aufrichtig, von einer Anbetung der Könige und einer Versuchung des heiligen Antonius, beyde offenbar falsch dem Lukas von Leyden beygemessen, den eigentlichen Meister nicht ange-

ben zu können, zählt solche indessen unter die bessern Werke der niederländischen Schule aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Eine größere Anbetung der Könige, ebenfalls von nicht bekanntem Meister, scheinet die Schule des Hemmling anzudeuten.

Ueber zwey mit dem Namen Quintin Metsys belegte Gemälde wird nähere Berichtigung ertheilt, nämlich: das, wo ein Wucherer einen anderen abfertigt, während seine junge Frau mit einem Weibe um eine Henne handelt, sey als ein ausgezeichnetes Werk dieses großen Künstlers hoch zu achten; das andere hingegen, einen alten Wucherer mit dem jungen Weibe neben sich darstellend, möge wohl Arbeit seines Sohnes Johann Metsys seyn. Den Vater betreffend, versichert Herr Hirt, eine Grablegung zu Antwerpen wie auch ein großes Bild in Löwen, die ganze Sippschaft Christi darstellend, seyen Gemälde des edelsten und höchsten Styls, nach welchen Quintin Metsys mit jedem der italienischen Meister in die Schranken treten könne, Leonardo und Rafael selbst nicht ausgenommen. Schreiber dieser Anzeige hat keine anschauliche Kunde von den erwähnten Meisterstücken zu Antwerpen und Löwen, sondern kennt das Kunstverdienst des Q. Metsys nur aus Werken in deutschen und italienischen Gallerien, vermag also was Hr. Hirt sagt nicht zu bestreiten; doch wird ihm der unbedingte Glaube daran etwas schwer. Mag man auch diesen und andere niederländische Maler jener Zeit auf das günstigste beurtheilen, ihnen Gerechtigkeit, ja mehr als Gerechtigkeit widerfahren lassen, dennoch wird es nie begreiflich seyn, wie in den erwähnten zwey Bildern, und nur in denselben, hoher Adel der Charaktere, solchem angemessener Ausdruck, reine, zarte Umrisse und schöne, wohlverstandene Gliederformen zu finden seyn sollten; die künstliche, elegante Anordnung der Gruppe wollen wir gar nicht fordern, als worin kein Niederländer dem L. da Vinci oder dem Rafael je vergleichbar gewesen.

An Gemälden altdeutscher Meister aus dem funfzehnten Jahrhundert gebricht es der Dresdner Gallerie ganz, sogar ist sie nur ärmlich versehen mit Bildern der berühmten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts blühenden Maler; vom Albrecht Dürer kann sie kein bedeutendes Werk aufweisen, bloß eine Halbfigur des heiligen Hieronymus dürfte allenfalls für zuverlässige, obgleich keineswegs ausgezeichnete Arbeit von Dürer gelten.

Zwey Gemälde des vortrefflichen Augsburger Bildnißmalers Christoph Amberger werden mit Ehren erwähnt.

Hans Holbeins berühmtes Bild, den Basler Bürgermeister Jakob Meyer (nicht Meyern) nebst Familie darstellend, erhält das seinen ausgezeichneten Verdiensten zukommende große Lob. Die in der Note mitgetheilte Nachricht: vor einigen Jahren sey ein völlig ähnliches Gemälde aus Frankreich nach Berlin gebracht worden, und gegenwärtig im Besitz Sr. königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, kann den Freunden der Kunst nicht anders als angenehm seyn.

Vom Lucas Kranach sind mehrere Stücke namhaft gemacht: Adam und Eva, Judith, Lucretia, St. Katharina und St. Barbara; gute zwar, doch immer noch keine Hauptbilder dieses biedern Mannes. Der Verfasser geht daher von ihnen auf die bedeutendern Gemälde Kranachs in der Hauptkirche zu Wittenberg und im Dom zu Meißen über, denen der verdiente Beyfall entrichtet wird.

II. Alt-italienische Meister. Bittere Klage darüber, daß die Gallerie von Meistern der Anfangs-Epoche, d. i. von der Mitte des dreyzehnten bis nach Beginn des sechzehnten Jahrhunderts auch gar nichts enthalte. Denn eine fälschlich dem Giotto zugeeignete Anbetung der Hirten sey Jugendarbeit des Andrea Mantegna. Von der Entwicklungs-Epoche der Malerey besitze die Gallerie, besonders von Werken toskanischer Meister, ebenfalls nichts; aber von Andrea Mantegna eine schöne Verkündigung. Von Joh. Bellini wird die lebensgroße Figur eines lehrenden Christus namhaft gemacht, ohne derselben weiteres Lob zu ertheilen, indessen wäre das trefflich-warme Colorit billig hervorhebenswerth gewesen. Das zweyte dem Bellini zugeschriebene Bild in der Gallerie, eine Darstellung der Maria im Tempel, möchte der Herr Verfasser lieber dem Basaiti aneignen. Indem wir nicht läugnen, daß einem strengen Kunstrichter wohl Zweifel aufsteigen können, ob die besagte, übrigens sehr schätzbare Darstellung eine zuverlässige Arbeit des Joh. Bellini sey, drückt das Werk doch unsers Bedünkens auch nicht recht den Charakter der Malereyen des Basaiti aus, und wir wären noch eher geneigt, ihm seinen hergebrachten Namen zu lassen.

Eine Madonna mit dem Jesuskinde und Johannes ist Arbeit des Francesco Francia, so wie ein Altargemälde, die Taufe Christi darstellend. Eine Anbetung der Könige, kleine Figuren, sonst dem Pietro Perugino zugeschrieben, will unser Verfasser auch für ein Werk des Francia geltend machen.

III. Italienische Meister aus dem sechzehnten Jahrhundert. A. Betrachtungen über mehrere

vortreffliche Maler, welche um diese Zeit Toscana verherrlichten. Vom Leonardo da Vinci geschieht des in der Gallerie befindlichen hochschätzbaren Bildnisses ehrenvolle Meldung; doch läugnet der Verfasser, daß es, wie sonst vermeint zu werden pflegt, den Herzog von Mayland, Ludovico Sforza, zugenannt il Moro, darstelle. Hierauf ist lebhaftes Bedauern ausgesprochen, daß die Sammlung weder von Fra Bartolomeo, noch von M. Albertinelli, noch von Ridolfo Ghirlandajo, noch von Rosso, auch nicht von Sodoma oder von Balthasar Peruzzi Werke aufzuweisen hat. Von Andrea del Sarto wird das große Gemälde, die Opferung Isaaks, ein Meisterwerk genannt, und der Knabe Isaak eine der bestgezeichneten Jugendgestalten neuerer Kunst. Von dem andern in Dresden befindlichen Gemälde des And. del Sarto, die Vermählung der heiligen Katharina darstellend, sagt Hr. Hirt: es sey in einer leichtern, mehr praktischen Manier gemalt, minder strenge gezeichnet, und der röthliche Farbenton erinnere an die Malerweise des Puligo, welches Urtheil indessen einige Berichtigung erfordert; das erwähnte Gemälde von And. del Sarto gehört zu den gefälligsten Arbeiten desselben, und mag zwar minder gelehrt gezeichnet seyn, als das Opfer Abrahams; der Farbenton aber ist wahr, warm und kräftig, und unterscheidet sich von der Arbeit des Puligo, der in allen Bildern, die wir von ihm kennen, zwar den A. del Sarto nachzuahmen sich beflissen, in der Farbe aber meistens etwas Schwaches und Bläuliches hat, und vornehmlich daran erkannt wird.

Bathseba vom König David im Bade belauscht, Arbeit des Francia Bigio, ein in Deutschland seltenes Stück, wird von Hrn. Hirt nach Verdienst gewürdigt. — Die Buchstaben A. S. vor der Jahrzahl 1523 möchten wir indessen nicht dahin ausgelegt wissen, als ob And. del Sarto mit an dem Werke gearbeitet habe, welches auch wirklich von dessen Hand keine Spur zeigt; die besagten zwey Buchstaben werden besser auf Anno Salutis zu deuten seyn. Das Gegenstück, von nicht sehr verschiedener Manier und allegorisch-mystischem Inhalt, welches im Catalogus der Gallerie ebenfalls für ein Werk des Francia Bigio ausgegeben wird, will unser Verfasser dem Francesco Ubertini, genannt Bacchiacca, vindiciren.

B. Die Römer. Was hier überhaupt von der Kunst in Rom und den Malern der sogenannten römischen Schule gleichsam einleitend, um zur Betrachtung des großen Gemäldes von Rafael, der Madonna di S. Sisto, zu gelangen, gesagt wird, verdient durchaus Beyfall; so leidet auch, was wir über

die Verdienste des edlen Werks selbst lesen, keine Einwendung. — Zu vermuthen ist allerdings, daß Francesco Penni, oder irgend ein anderer Schüler des großen Meisters, das Stück untermalt habe. So vielbeschäftigt, wie Rafael in seinen letzten Jahren war, konnte er unmöglich alles selbst verrichten, und Hr. Hirt muß, wiewohl Untermalung von Penni annehmend, doch die Ueberzeugung aussprechen, Rafael habe das Dresdner Gemälde meistens mit eigener Hand übermalt und vollendet.

Dem Julius Romanus werden drey Stücke zugeschrieben, inzwischen kann aus erheblichen Gründen nur eines derselben, nämlich die heilige Familie, wo Maria das Christuskind badet, für wahrhaftig echt gelten; der Verfasser sagt von der Arbeit: »sie sey gut, habe aber für diesen kühnen und geistreichen Schüler Rafaels nichts Ausgezeichnetes.« Sachkundige werden ohne Schwierigkeit einräumen, daß Julius Romanus die christlichen Gegenstände mit weniger Glück behandelte, als mythologische, oder andere, wo er sich mehr Freyheit und zuweilen Scherz erlauben konnte. Doch gehört die heilige Familie zu Dresden unstreitig zu seinen besten Erzeugnissen, und es würde schwer halten, irgend ein Oelgemälde von ihm nachzuweisen, woran er mehr Aufwand von Fleiß und Kunst gemacht hätte, als eben hier. Die Madonna ist von großer Schönheit, edlen, reinen Zügen, und vortrefflich drapirt; die Anordnung im Ganzen und in den Theilen wirklich musterhaft.

Beyfall verdient, was über die in der Sammlung befindlichen Werke des Benvenuto Garofalo gesagt wird, eben so das eine große Altartafel von Dosso Dossi aus Ferrara betreffende, auch was S. 45 über das kleine, höchst liebliche Gemälde des Federigo Barocci, Hagar in der Wüste darstellend, vorkommt; nur können wir uns der dort geäußerten Meinung nicht fügen: Barocci scheine die Werke des Correggio nie gesehen zu haben. Seine Weise zu malen ist freylich eine andere, doch seine Gewandmaßen und der lächelnde Ausdruck seiner Gesichter, zumal jugendlicher, deuten auf das Studium nach Correggio; sodann besitzt die Gallerie des Pallastes Pitti zu Florenz eine vortreffliche große Copie der Madonna di S. Girolamo des Correggio, welche Barocci verfertigt hat.

C. Die Lombarden. Nach einiger Einleitung und ausgedrücktem Verwundern, daß die so große und berühmte Gemäldesammlung zu Dresden von der durch L. da Vinci gestifteten Mayländischen wie auch von der mit jener verwandten Cremonesischen Schule gar keine Werke enthält, kommt der Verfasser auf die Schule von Parma, den Antonio Co-

reggio und die in Dresden befindlichen, hoher Bewunderung werthen Arbeiten desselben, in vier großen Altargemälden, einem Cabinetsstück und einem Porträt bestehend, zu sprechen. Was in solcher Beziehung S. 46—57 mitgetheilt wird, ist vortrefflich, und wir glauben kaum, daß man den Meister und seine Werke mehr schätzen, besser beurtheilen könne; empfehlen daher diesen Theil des Buchs dem Leser zur vorzüglichen Aufmerksamkeit.

Von Franz Mazzola, gewöhnlich Parmegianino genannt, enthält die Sammlung drey Werke, welche sämmtlich angeführt werden. Ueber das eine, die thronende Madonna mit den Heiligen Franciscus und Sebastian zur Seite, urtheilt der Verfasser nicht, weil es zu hoch hänge; uns schien es allerdings von Parmegianino herzurühren, doch keine gelungene Arbeit desselben zu seyn. Von der Madonna della Rosa, einem hochberühmten Werke, heißt es: »Der Styl des Meisters trete deutlich hervor, aber in keinem vorzüglichen Exemplare.« Wir wollen nicht verhehlen, daß wir eine viel bessere Meinung von diesem Gemälde haben. Das dritte, die Madonna in der Glorie mit Johann dem Täufer und dem heiligen Stephan, ist nach Hrn. Hirt eine ausgezeichnete Arbeit des Parmegianino.

Als von Nachahmern der Kunstweise des Coreggio sind beyfällig erwähnt: der heilige Georg, geharnischt zu den Füßen der Madonna knieend, welchem das Jesuskind eine goldene Kette um den Hals hängt, von Girolamo Mazzola, und eine Allegorie, den Gott der Gelegenheit und die Reue darstellend, von Girolamo Carpi; die Enthauptung des Apostels Paulus von Nicolo dell Abbate dürfte mehr Verdienste haben, als Hr. Hirt derselben zugesteht.

D. Die Venetianer. Abermaliges Bedauern, daß die Sammlung an Gemälden der ältern Venetianer nicht reicher sey. Dann wird von Giorgione da Castelfranco gesprochen, und bezweifelt, ob das für dessen Arbeit ausgegebene Gemälde vom Gruß Jacobs und der Rachel wirklich von ihm herrühre; auch hat dieses Bild allerdings nicht viel von dem Eigenthümlichen des Giorgione in Farbe und Behandlung. Dagegen will unser Verf. das bisher, freylich ohne hinreichende Gründe, dem Julius Romanus zugeschriebene Stück, wo der bocksfüßige Satyr Marsyas den schönen Olympos auf der vielröhrigen Flöte unterrichtet, als eine Arbeit des Giorgione, und zwar als eine der besten, angesehen wissen; er nennt das Colorit wundervoll, und lobt besonders das Fleisch des Jünglings außerordentlich: »Die neuere

Kunst habe nie etwas Natürlicheres und Kräftigeres hervorgebracht.« Wir wollen nicht streiten, sondern lieber einräumen, daß andere vielleicht besser und richtiger von diesem Werke urtheilen können, weil es uns nie erfreulich angesprochen.

Tizian's berühmtes Gemälde, il Cristo della Moneta genannt, erhält die verdiente Anerkennung, desgleichen die heilige Familie vom spätern Styl des Meisters, und eine andere heilige Familie, vor welcher Alphons I. von Ferrara, dessen Gemahlin und Sohn, verehrend stehen, auch das Bildniß des P. Aretino; die liegende Venus aber soll nicht allein keine Arbeit von Tizian, sondern noch weniger als mittelmäßig seyn, und nicht einmal aus der Schule des großen Meisters herrühren. Gern möchten wir dieses nicht weniger harte also grundlose Urtheil aus dem Buche entfernt wissen, und gestehen, daß wir von demselben peinlich berührt worden sind, eben weil es ungegründet ist. Ohne Zweifel erreicht die Dresdner Venus des Tizian das florentinische Wunderbild der Göttin, worin Tizian sich selbst übertraf, nicht, auch war die Danae der königlichen Gallerie zu Neapel ehemals in unbeschädigtem Zustande ohne Zweifel besser, selbst eine der florentinischen fast gleichende Venus, welche sonst in der Villa Borghese bey Rom aufbewahrt wurde, möchte der Dresdner vorzuziehen seyn; diese aber besitzt dem ungeachtet noch große Verdienste, und es läßt sich nicht ein einziger, vor unparteyischen Kunstrichtern haltbarer Grund anführen, aus welchem rechtmäßiges Mißtrauen gegen die Echtheit dieses Werks hervorgehen könnte?

Von dem großen, oben die Madonna in einer Glorie und unten vier neben einander stehende Heilige enthaltenden, sonst dem Bagnacavalla zugeschriebenen Gemälde wird vermuthet, es rühre vom Fra Sebastiano del Piombo her. Recensent kann jedoch keine der Eigenthümlichkeiten des Geschmacks und der Behandlung des Fra Sebastiano del Piombo an dem, übrigens sehr hochzuachtenden Werke finden; es ist weder so gelehrt und fein gezeichnet, noch so sorgfältig vollendet, als die Marter der heiligen Agathe in der florentinischen Gallerie, nicht so graulich colorirt, als etwa spätere Madonnenbilder dieses Meisters zu seyn pflegen; doch wollen wir Hrn. Hirt nicht geradehin widersprechen, er beruft sich auf ein von uns nicht gekanntes Gemälde, Meisterwerk des F Sebastiano im Chore der Kirche St. Nicolo zu Treviso, und kann sonach besser unterrichtet seyn.

Zwey Werke des Palma Vecchio werden erwähnt, und billig ist das ihnen ertheilte Lob, zumal das, welches die Dar-

stellung einer Madonna mit dem Kinde, St. Joh. Bapt. und St. Katharina betrifft.

Mit Tintoretto wird S. 69 schnöde verfahren, und gesagt, es gebe keinen Maler, der dem Beschauer, in die Länge, bey seinen hochgepriesenen Werken in Venedig, so unausstehlich werde, wie Tintoretto. Wir im Gegentheil halten uns zu dem offenen Geständniß verpflichtet, daß die zu Venedig sich häufig vorfindenden Werke dieses Malers uns nie gelangweilt, wohl aber oft zu aufrichtiger Bewunderung angeregt haben. Uebrigens würde man Unrecht thun, das Maß der Verdienste des Tintoretto nach den von ihm in der Dresdner Gallerie befindlichen Werken bestimmen zu wollen; ein Paar vom Hrn. Hirt nicht erwähnte Bildnisse zeigen, was der Meister in dieser Art vermochte, und das große Gemälde von der Ehebrecherin ist wohl erfunden, hat aber bey weitem nicht solchen Farbenglanz, wie die großen Hauptgemälde zu Venedig.

Paul Veronese erhält im Ganzen genommen viel Lob; wenn man aber alles, was S. 70 und 71 über ihn gesagt wird, Wort für Wort prüfen wollte, dürften wohl einige Einwendungen nöthig werden. Die vorzüglichen Werke dieses großen Meisters, welche sich in der Dresdner Sammlung befinden, wie z. B. die venetianische Familie, welche die thronende, mit Heiligen umgebene Madonna anbetend verehrt, die Kreuztragung u. a., sind richtig gewürdigt.

Die vierte Epoche der neuen Kunst (Malerey). Zuerst einige einleitende Worte über Eklektiker und Naturalisten, wo wir S. 75 — nachdem beyläufig die Communion des heiligen Hieronymus von Agostino Carracci, jetzt in der Akademie zu Bologna, angeführt worden — mit Erstaunen die Worte lesen: »Dominichino, der später zu Rom denselben Gegenstand in einem berühmten Gemälde behandelte, läßt sich kaum damit (nämlich mit der Communion des Agostino) vergleichen.« Hannib. Caracci wird über seinen Bruder und Oheim hervorgehoben, und an den Bildern desselben zu Dresden die Fortschritte und Uebergang seines frühern Kunstgeschmacks zum spätern bemerkt. Von einem seiner großen Gemälde behauptet der Verfasser irrig, dasselbe stelle den Evangelisten Lucas dar, beschäftigt, das Bildniß der thronenden Madonna zu entwerfen. Die aufrecht stehende männliche Figur, schön gestellt, von edlem Charakter und vortrefflich drappirt, bedeutet keineswegs den malenden Evangelisten Lucas, sondern den Evangelisten Matthäus, sein Evangelium schreibend. Im Almosen des St. Rochus, welches, beyläufig gesagt, geringer als es werth ist geschätzt wird, soll die Correggio'sche Manier

nicht mehr rein, sondern bereits mit der venetianischen des Paolo Veronese gemischt erscheinen. Wir haben im Almosen des St. Rochus nie weder die Manier des Correggio, noch des Paolo bemerken können, sondern nur den großartigsten Styl der Carraccischen Schule, und stehen nicht an, hinsichtlich der Erfindung so wie der Ausführung das Werk für eines der edelsten Erzeugnisse der neueren Malerey zu halten.

Von Guido Reni werden S. 78 und 79 die verschiedenen Manieren, die er in seiner Art zu malen nach und nach angenommen hatte, berührt die bedeutendern Bilder von ihm, eine Venus und das mit Dornen gekrönte Christushaupt, jene der schönen Zeichnung, dieses seiner edlen Züge und der plastischen Rundung wegen gelobt.

Gleiches geschieht auch mit dem Guercino. Von den funfzehn Gemälden desselben, welche Dresden aufzuweisen hat, werden mehrere — wie solches auch wirklich der Fall ist — für trefflich gemalte Bilder erklärt; Loth mit den Töchtern sey vorzüglich gelungen, besser noch die Allegorie, wo die Malerey, für den alten Anacreon, den schlafenden Amor abconterfeit.

Von Francesco Albani sind einige Stücke mit Beyfall angeführt, vom Alessandro Tiarini, Angelica und Medor, vom Pietro Facini zwey Gemälde, auch eine heilige Familie vom B. Schidone, der letztere aber erhält nur beschränktes Lob.

Nic. Poussin muß es sich nachsagen lassen: »er habe sich sehr zu Dominichino gehalten.« Von seinen in der Dresdner Sammlung befindlichen Arbeiten werden die Anbetung der Könige und die Aussetzung des Kindes Moses für die verdienstlichsten gehalten.

Recht gut und mit wenig Worten sind die beyden Brüder Camillo und J. Cesare Procaccini charakterisirt, zugleich die Pest vom Camillo und die heilige Familie vom Cesare angezeigt.

Auch der drey Bilder des Carlino Dolce: Herodias, die heilige Cäcilia und Christus das Abendmahl einsetzend, gedenkt unser Verfasser; von der heiligen Cäcilia wäre indessen zu bemerken gewesen, daß sie das vorzüglichste, und eine der allerbesten Arbeiten des C. Dolce ist.

Die Naturalisten. Von Werken der unter diesem Titel aufgeführten Maler erhalten die Spieler von M. Aug. Coravaggio großes Lob; nach Hrn. Hirt gehört dieses Gemälde zu den schönsten des Meisters, und ist in mancher Beziehung noch pikanter, als dessen berühmte Spieler im Hause Barberini zu Rom.

Simon Vouet, Valentin und Gerhard Hondhorst werden nicht übergangen, auch der Cavalliere Calabrese und Spagnoletto; von des letztern in der Sammlung befindlichen eilf Gemälden hat die ägyptische Maria am meisten Anziehendes.

Fünfte Epoche: Die sinkende Kunst. Sie wird in den Zeitraum von der Mitte des siebzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gesetzt, und die Maler, welche während desselben lebten, meistens hart behandelt; vor andern Pietro da Contona, über den der Ausspruch ergeht: »er habe mit Leichtigkeit und einem Anschein von Colorit große Flächen in Fresco bedeckt, seine Staffeleygemälde seyen selten erträglicher.« Wir aber möchten die Frage aufstellen: ob denn das Gemälde in der Kapuziner-Kirche zu Rom, wo Paulus nach seiner Bekehrung das Gesicht wieder erhält, bloß den Anschein von Colorit habe, und ob dieses, so wie ein kleines Gemälde in der Sakristey der Chiesa nuova zu Rom, die Madonna mit dem Christkinde darstellend, welchem eine Heilige einen Lilienstengel hinreicht, nicht etwas mehr als bloß erträglich sey? Uebrigens kann das Gemälde von diesem Meister in der Sammlung zu Dresden allerdings nicht für vorzüglich gelten.

Haben wir das dem P. von Cortona geschehene Unrecht bestritten, so geben wir hingegen gerne zu, daß die Schaar der Bilder von Luca Giordano und Solimena, Celesti, Belucci, Nogari, Pittoni, Ricci u. a., auch die des Cav. Crespi, welche eine Reihe der besten Plätze einnehmen, ferner die des Cavalliere Cairo, des Ficherelli, Luti und Gabbiani, besser von den vortrefflichsten Werken der ersten Talente des sechzehnten Jahrhunderts entfernt wären, und vermischt mit denselben, wie sie es sind, ein wunderliches, der — Dresdner Sammlung eben nicht zum Vortheil gereichendes Gemengsel ausmachen.

Zwey Gemälde des Sasso Ferrata, der auch in dieser Zeit lebte, nämlich von 1605—1685, werden mit Zuneigung beurtheilt, und eine sonst für A. del Sarto gegebene heilige Familie, wo Maria neben der Elisabeth sitzt, Joseph einen Laufwagen für das Kind herbeybringt, ebenfalls, wir glauben nicht mit Unrecht, dem Sasso Ferrata zugeeignet.

Flamländische, holländische und deutsche Meister vom Anfange des siebzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ueber Rubens S. 88 und 89 könnte vielleicht manches anders gesagt seyn, gegen manches würde auch wohl Einwendung Statt finden, im Ganzen jedoch kann man sich zufrieden geben. Unter den kleinen

Gemälden dieses Meisters ertheilt der Verf. dem Urtheile des Paris und der Darstellung vom — jüngsten Gericht den Preis — bezüglich auf geistreiche Behandlung dürfte auch die Jagd des calydonischen Schweins, und wenn das geistreiche, angenehme der Erfindung in Anschlag kam, der Liebesgarten zu nennen gewesen seyn. Unter den großen Bildern gibt Hr. Hirt dem Neptun den Vorzug; unter den Bildnissen dem der beyden Söhne des Künstlers; unter den Thierstücken der Löwen- und der Tigerjagd; im Fache der Landschaft lobt er das Bild, welches die magere Gebirgsgegend vom Escurial darstellt.

Die Werke des Anton van Dyck und des Jacob Jordaens nehmen ebenfalls die Aufmerksamkeit kundiger Beschauer in Anspruch; vom erstgenannten Meister befriedigen vornehmlich die drey Kinder, K. Carl I. von England, auch die Bildnisse dieses Königs und seiner Gemahlin, und unter den historischen Darstellungen die Danae; vom Jordaens die Darstellung im Tempel, wie nicht weniger der verlorne Sohn, und vielleicht gebührt dem Diogenes noch über beyde der Vorzug. Ferner sind verschiedene Werke von Schutt v. Diepenbeck und von Quellinus nicht zu übersehen.

Rembrandts Kunstcharakter wird S. 90 nicht übel geschildert, obwohl wir, wir läugnen es nicht, diesen großen Meister höher stellen, als Hr. Hirt zu thun geneigt scheint; unter mehreren historischen Bildern wird zuerst das Fest des Aßverus genannt; unter den Bildnissen dem von der Tochter des Künstlers der Vorzug gegeben.

Von den Schülern Rembrandt's und Werken derselben sind mehrere der tüchtigsten in Erinnerung gebracht. Davids Briefübergabe an Urias ist ein Hauptbild von Ferdinand Bol, und die schöne Briefleserin am Fenster von ihm eines der pikantesten Gemälde dieser Schule.

Gerard Lairesse wird in der Composition wie auch in der Wahl der Gegenstände mit N. Poussin verglichen. — Wenn Composition für Anordnung des Ganzen und der Gruppen gelten soll, so möchte Poussin doch wohl bedeutende Vorzüge vor Lairesse haben, auch von Seite der geschickten Wahl der Gegenstände und poetischem Schwunge der Gedanken ist Poussin dem Niederländer überlegen; dagegen dieser, wie Hr. Hirt ganz richtig bemerkt, ein besserer Colorist und angenehmer in der Ausführung ist, doch nicht mit den holländischen Meistern, seinen Zeitgenossen, zu vergleichen.

Die spanischen Maler Diego Velasquez und Murillo finden wir auch angeführt. Von ersterem ein männliches Bildniß mit der passenden Bemerkung: die Porträte dieses Mei-

sters erinnerten viel an Rubens. Die Madonna mit dem Kinde, von Murillo, erhält das Lob eines vorzüglich gut colorirten Werks.

Eine ganze Schaar niederländischer Bildnißmaler werden namhaft gemacht, ihre mehr und weniger ausgezeichneten Verdienste kurz aber treffend angegeben. Balth. Denner und Seybold, zwey Deutsche, welche durch äußerste Vollendung ihrer Werke sich berühmt machten, sind ebenfalls nicht vergessen.

Der Verfasser geht nun zu den sogenannten Kleinmeistern über, und nachdem er mehreres Lesenswerthe in Betreff der von denselben behandelten mannigfaltigen Gegenstände gesagt, kommt S. 94 eine Stelle vor, welche wir ihrer Trefflichkeit wegen ganz mittheilen wollen: »Das Erfreuliche daran (an dergleichen Gemälden) ist das individuelle Auffassen, die Treue und Wahrheit, die nette und reinliche Ausführung, das Aufmerken auf jeden Schein, auf jede Beleuchtung, wodurch die Gegenstände pikant und harmonisch in der Farbe hervortreten. So wandert man mit inniger Lust an den Täfelchen hin, selten daß einmal eine etwas größere Leinwand einen umfassenderen Gegenstand aufnimmt.

Meister und Werke werden nun in Classen eingetheilt.

Erste Classe: Gesellschaftliche Gegenstände. Gerhard Dow erhält das große, wohlverdiente Lob: »in der Beleuchtung der Farbe und in der Zartheit des Pinsels ging keiner je weiter als er.«

Gleich gerechter Anerkennung seiner Verdienste hat sich auch Gerard Terburg zu erfreuen, und von beyden sind die besten in der Sammlung befindlichen Werke namhaft gemacht.

Franz Mieris und dessen Sohn Wilhelm werden mit gründlicher Sachkenntniß beurtheilt, ihr Verdienst richtig aus einander gesetzt, und die vorzüglichsten Bilder von ihnen erwähnt.

Das geschieht auch von P. Slingelard, dessen Spitzenklöpplerin ein Werk genannt ist, worin er dem Dow und dem F. Mieris den Rang streitig mache.

Eben so angemessen und wahr finden wir das über Gabriel Metzü Gesagte, und seine Bilder sind richtig gewürdigt, die Leistungen des Caspar Netscher desgleichen; dagegen möchte Gottfried Schalken etwas unter seinen wahren Werth angeschlagen seyn, indem von ihm gesagt wird: »er habe seinen Meister G. Dow hauptsächlich in den Lichteffecten nachgeahmt, aber bey weitem nicht erreicht, sein Feuer sey immer wässerig, nie Glut. Besseres widerfuhr dem Adrian von der Werf, ihm wird Zeugniß gegeben, daß er edel sey, und die Anordnung

verstehe; dagegen vorgeworfen: es fehle ihm an Ton; die Schatten seiner Gemälde seyen braunerdig, das Fleisch grau, elfenbeinern. Von mehreren Stücken dieses Meisters, welche Dresden aufweisen kann, wird Abraham, der die Hagar verstößt, als eines der vorzüglichsten betrachtet.

Dem W. E. Dietrich erweist Hr. Hirt die Ehre, ihn als glücklichen Nachahmer des A. v. d. Werf zu bezeichnen, und ein Bild der Gallerie von seiner Hand anzuführen, welches »zwar nicht den schönen Ton des G. Dow habe, aber selbst dem W. Mieris den Rang streitig machen könne.« Wir hätten den Dietrich, der doch hauptsächlich Landschaftmaler war, auch unter den Meistern dieses Fachs, wo er ganz übergangen ist, mit aufgeführt zu sehen gewünscht.

Zweyte Classe: Bambocciaden. So nennt gewöhnlicher Sprachgebrauch alle Gemälde, welche die mannigfaltigen Scenen aus dem Leben der untern Volksklassen darstellen. Hauptmeister dieses Kunstfachs sind D. Teniers, Hadrian von Ostade, die — Breughel, Hadrian Brouwer, David Ryckaert, Johann Steen, Corn. Dusart, Peter von Laar und Joh. Miel; ihre respektiven Verdienste und Vorzüge sind richtig angedeutet, und Werke namhaft gemacht, deren die Sammlung viele, zum Theil große Meisterstücke besitzt.

Dritte Classe: Thiermalerey. Franz Snyders, Carl Ruthart, Paul Potter, van der Velde, Heinrich und Philipp Roos, Ph. Wouwermann, Joh. v. Hugtenburg, Querfurt, Hans v. Lin, Anton van der Meulen, die beyden Courtois werden genannt, und der Leser auf mehrere in der Sammlung von ihnen vorhandene Arbeiten hingewiesen. Ph. Wouwermann dürfte wohl zu größerem Lobe, als ihm ertheilt wird, berechtigt seyn, und gewundert haben wir uns, unter den angeführten Meistern den B. Castiglione nicht zu finden, von welchem die Dresdner Sammlung doch ein ganz vorzügliches Stück besitzt.

Vierte Classe: Geflügel, Fische, Früchte, Blumen und Stillleben. Eine kurze Uebersicht der Meister und Werke aus dieser Classe wird gegeben; Melchior Hondekocter und Joh. Weninx, jener in Darstellungen von Federvieh, dieser im todten Wild und Vögeln, sind als die vorzüglichsten gepriesen; auch soll ein Gemälde von Lilienborg todte Vögel, mit wunderbarer Wahrheit nachgeahmt, darstellen. Was de Heem und A. Mignon in Früchten, Huysum und Rachel Ruysch in Blumen höchst Vortreffliches geleistet, ist unserm Verfasser nicht entgangen. Die Werke

des Asphoven, W. van Aelst, W. Kalf, M. van Osterwyk und D. Segers weiß er ebenfalls nach Verdienst zu würdigen.

Fünfte Classe: Architektur. Das Gemälde, worin P. Neefs das Innere der Hauptkirche zu Antwerpen dargestellt, nennt Hr. Hirt, und sicherlich werden alle Kenner mit ihm übereinstimmen, ein Meisterstück. Vier Bilder mit ungefähr ähnlichen Gegenständen von Heinrich Steenwyck, seyen von fast nicht geringerer Vortrefflichkeit, die Meisterschaft des Joh Ghering erhält ebenfalls das gebührende große Lob. Vier in der Sammlung befindliche Stücke von van der Heiden, die gothische Kirche, das Nonnenkloster und zwey andere Klosterprospekte, zeichnen sich durch äußerst fleißige Vollendung aus.

Sechste Classe: Landschaften und Seestücke. Der Verfasser hat diese Classe, besonders was Landschaften betrifft, umständlich behandelt; zuerst meldet eine geschichtliche Uebersicht, welche bis auf die anfänglichen Versuche zurückgeht: Die Niederländer hätten das Landschaftmalen zum eigenen Fach erhoben; den frühern, wie die drey Breughel, die Brill R. Savary, Aalbent, Momper, Viekeboom u. a. mangle es noch an genügender Luftperspektive und an Ton, ein wenig angenehmes grünliches Blau herrsche oft durch das Ganze. Erst Rubens brachte einen wahrern, kräftigern und schönern Ton in die Landschaft. Von da an theile sich diese Art Malerey in zwey Richtungen, in die italienische und in die eigentlich holländische; an der Spitze der italienischen stehe Cl. Lorrain, neben ihm Caspar Dughet und Salvator Rosa; an der andern Rubens mit seinen Hauptschülern Joh. Wildens und Lucas v. Uden.

Nun spricht Hr. Hirt von den landschaftlichen Gemälden der erwähnten und andern Niederländer, welche die Dresdner Gallerie enthält

Den beyden Gemälden des Cl. Lorrain daselbst wird das gebührende Lob ertheilt, dagegen erfahren wir, vom Caspar Dughet sey nur eine mittelmäßige Arbeit vorhanden, vom Salvator Rosa gar kein Original, sondern nur eine Copie; von Adam Elzheimer zwey kleine schätzbare Bildchen, von Joh. Both fünf Stücke, von dessen Bruder Andreas zwey, vom Nic. Berghem eine ganze Reihe schöner Bilder. Der Mangel an Gemälden von Hermann Svanevelt wird bedauert, dann noch Werke von einer Schaar anderer angeführt, zum Theil große Namen und vortreffliche Stücke, wie die von Jakob Ruysdael, Albert Everdingen, Arthur

van der Neer, dem Mondscheinmaler, Hermann Zachtleeven rc. rc.

Von denen, welche sich durch Seestücke hervorgethan, wird Bonaventura Peters zuerst genannt, und zwey Bilder von ihm; dann zwey von dem weniger bekannten, doch ebenfalls trefflichen Bereesstraten, eines von Simon de Vlieger und eines von Abraham Stork. Von Wilhelm van der Velde, Hauptmeister in der Kunst, Marinen zu malen, ist kein Gemälde in der Sammlung vorhanden, aber von Ludolf Backhuysen, der fast eben so hoch geachtet wird, ein vorzügliches Stück.

Der Zustand der Gallerie, die nach vorstehendem Bericht von mehreren der angesehensten Meister keine Werke besitzt, mit Erzeugnissen anderer hingegen überflüssig versehen ist, bewegt unsern Verfasser zu dem Vorschlag: es möchte den verwaltenden Behörden gefallen, durch Ertauschen und Vertauschen das Ganze mehr zu vervollständigen, die bestehenden Lücken auszufüllen.

Noch geschehen einige wohlgemeinte Aeußerungen, über die wenig zweckmäßige Art des Aufstellens der Gemälde in der Dresdner Gallerie; der Beschauer könne, so heißt es, theils wegen der Trennung der Gegenstände, theils der baulichen Einrichtungen wegen nur höchst mühsam sich einen Begriff von dem Umfang und Werth der Sammlung machen; zwar bewege man sich gemächlich in den breiten, von großen hohen Fenstern hell erleuchteten Gängen, wer aber die Gemälde ansehen wolle, fühle sich vielfach im Nachtheil. Viele Bilder hängen zu hoch, viele in ungünstigem Lichte, indem sie den Fenstern gerade gegenüber aufgestellt sind; die Errichtung von Scheidewänden je zwischen einem oder zwey Fenstern wäre darum sehr zu empfehlen, als wodurch nicht allein mehr Platz, sondern auch für viele der bessern und besten Gemälde vortheilhafte Seitenbeleuchtung gewonnen würde.

Als Nachschrift macht der Verfasser endlich noch von gründlicher Sachkenntniß zeugende Betrachtungen über Verderben und nöthiges Ausbessern der Gemälde, vornehmlich über die vor etwa vier Jahren unternommene Restauration mancher Hauptbilder der Gallerie, durch den in diesem Fach berühmt gewesenen, seither verstorbenen Palmaroli. Die Nacht des Correggio, sagt Hr. Hirt, sey glücklich ausgefallen, und das Bild habe viel gewonnen, eben so der heilige Sebastian und das Porträt des Arztes von diesem Meister, weniger dessen St. Franciscus, an welchem einige Stellen mehrere Reinigung bedurft hätten. Die Madonna di St. Sisto von Rafael scheint ihm weder gelungen, noch gerade mißlungen; glücklich ausgebessert

sey vornehmlich die große Madonna des Garofalo. Dieses ist mit dem Wunsch begleitet, daß mit dem Reinigen der Bilder fortgefahren werde; »der größte Theil derselben sey wirklich gewaltig eingeschmutzt. Möge die Gallerie bald erfahrene und gewissenhafte Hände hierzu finden!«

Das Augusteum, oder Sammlung antiker Marmorwerke und einige wenigen Antiken anderer Art zu Dresden.

Einleitendes über die Localität, und Aufstellung. Die Lage des Gebäudes sey vortrefflich, die Aufstellung weder besser noch schlechter als in vielen anderen Museen. Am meisten Vortheile für die archäologischen Studien gewähre das Anordnen, nach der Bedeutung der Monumente, seyen diese mythisch oder historisch. Der kunstgeschichtliche Gesichtspunkt, obgleich von hoher Wichtigkeit, könne bey Aufstellungen nicht wohl berücksichtigt werden, weil auch die reichste Sammlung nur wenige Stücke besitze, die man einem bestimmten Zeitalter mit Sicherheit anzueignen vermöge (ein Geständniß, welches freylich der ehrsamen Gilde der Alterthumskundigen wenig rühmlich ist). Zusammenstellung der Monumente in kunstgeschichtlicher Beziehung sey übrigens wünschenswerth, könnte aber bloß in Gypsabgüssen Statt finden. — Dann kömmt noch einiges vor über die Restauration antiker Sculpturen nebst der Bemerkung, welche schwerlich Widerspruch zu erwarten hat, daß dieselben an den Dresdner Antiken meistens schlecht seyen. Zugleich werden beherzigenswerthe Vorschläge gethan, diesem Uebelstand schicklich und ohne großen Aufwand abzuhelfen. Herr Hirt theilt nun seine Ansichten von den bedeutendsten Stücken der Dresdner Antikensammlung mit, und beobachtet die vorhin als die fruchtbarste empfohlne Anordnung, nämlich nach dem Inhalte der Monumente. Wir wollen das Erheblichste, was er zu mehrerer Werthschätzung der Arbeit oder auch zur bessern Kenntniß dessen, was sie darstellen, berichtet, dem Leser vorlegen.

Erste Classe: Obergötter. Jupiter: man findet den einer beschädigten, schlecht ergänzten und nicht sonderlich gearbeiteten Statue aufgesetzten Kopf in W. G. Beckers Augusteum, Taf. 39. 1. abgebildet; dieser Kopf soll in Betracht der glücklichen Andeutung des Charakters bemerkenswerth seyn.

Ganz richtig eignet unser Verfasser den in gedachtem Augusteum Taf. 102. 1. gestochenen weiblichen Kopf der Venus-Urania zu, ungeachtet des hohen Diadems, wie solches gewöhnlich Junonen pflegt gegeben zu werden; die eigentliche Bildung der Juno läßt sich aber in dem Kopfe erkennen, welchen Hr. Becker Taf. 121 und 122 abbilden ließ, und irrig Julia, Tochter des Augustus, genannt hat.

Neptun, die Statue desselben, etwa halb lebensgroß (Augusteum Taf. 47) stellt, wie behauptet wird, unter allen marmornen Denkmälern den Charakter dieses Gottes am besten dar.

Vorzügliche Bilder des Apollo und der Ceres enthält die Sammlung nicht.

Von der jugendlichen Diana, die im Busen des Fellumwurfes ein kleines Reh trägt (bey Becker Taf. 53 abgeb.), meint Herr Hirt: das Original, wonach dieser Sturz unter Lebensgröße gemacht sey, möge zu den reizendsten Werken der Praxitelischen Zeit gehört haben. Wir sehen aber nicht ein, aus welchem Grunde und nach welchen Merkmalen das Dresdner Denkmal für eine Copie, und nicht lieber für ein Original aus der guten, ja schönsten Zeit der Kunst gelten soll, da die Arbeit vortrefflich ist.

Von dem Minervensturz altgriechischen Styls wird, der Wahrheit gemäß, bemerkt, daß die Kämpfe der Göttin mit dem Giganten auf dem Besatz oder Streifen ihrer Kleidung, der von der Mitte der Brust herabläuft, in einem von dem übrigen verschiedenen Styl gearbeitet seyen, und sodann daraus geschlossen, das Denkmal gehöre nicht zu den original-äginetischen Werken, sondern zu den Nachahmungen. Wir wollen dieses Urtheil nicht anfechten, den dafür angegebenen Gründen ihren ganzen Werth lassen, doch dürfte wohl zu erwägen seyn, erstlich: spätere Nachahmungen des alten Styls zeigen, so viel uns deren bekannt geworden, nie die große Sorgfalt und Fleiß in der Ausführung, wie dieser Minervensturz; zweytens scheinet es wenigstens nicht unmöglich, daß eben die Gigantenkämpfe, um die Statue reicher zu verzieren, erst später gearbeitet sind: denn wofern der Meister des Monuments dasselbe nach einem ältern Werk copirte, so ist schwer abzusehen, warum jene kleinen Figuren nicht auch in dem alten, steifen Geschmack des Vorbildes gearbeitet sind, und wenn er in seiner Statue den alten Styl nachahmen wollte, so kann man billig fragen, warum er sich bloß an dem Bilderstreifen und nicht auch an den Falten des Gewandes, am Brustharnisch und dem Medusenhaupte auf demselben, Freyheiten und Abweichung von der alten Weise erlaubt habe?

Bezüglich darauf, daß Herr Hirt, indem er von diesem Monument spricht, sich des Ausdrucks äginetischer Styl und äginetische Werke bedient, können wir ihn zwar nicht geradezu tadeln, doch auch im Allgemeinen den Unwillen nicht verbergen über argen Mißbrauch der Worte: äginetischer Styl und hieratischer Styl; Mißbrauch, dessen sich viele der jetzigen Schriftsteller, wenn sie Gegenstände der alten Kunst behandeln,

schuldig machen. Allerdings hatte Aegina seine Schule und die Sculpturen derselben etwas Eigenthümliches, wie aus den Nachrichten der Alten mit unstreitiger Gewißheit hervorgeht; aber wenn nun alle Monumente mit Figuren in steifen Stellungen, steifen symmetrischen, wie geplätteten Falten und etwas fratzenhaften Gesichtszügen äginetisch seyn sollen, wie will man denn die ältern Werke aus Attica, aus dem Peloponnesus, den Inseln und Jonien unterscheiden, und wenn man, Aegina aufgebend, allgemeiner sagen will, sie seyen vom hieratischen Styl, so ist damit nichts gesagt; es gab ja Tempelbilder und solche, die für heilig geachtet wurden, auch aus der spätern Zeit, vom hohen und vom schönen Styl; wohl erwogen, sind wir also in dieser Sache weder durch Forschen an Denkmalen, noch durch Worte zu nähern Bestimmungen gelangt, und so kahl mag es wohl noch mit mehreren laut gepriesenen Fortschritten in der bildlichen Alterthumswissenschaft aussehen.

Von zwey andern Statuen der Minerva (abgebildet im Augusteum Taf. 14 u. 15) sagt Hr. Hirt: nebst den Minerven Giustiniani, Villa Albani und Velletri gehören sie zu den schönsten Bildern der Göttin; dieses vermögen wir indessen nur unter bedeutenden Einschränkungen zuzugeben. Die bey Becker Taf. n. 14 abgebildete Statue kann allerdings für alte Copie irgend eines edeln Werks aus dem Zeitalter des Phidias genommen werden, an sich steht sie aber sehr gegen die Giustinianische oder Albanische Minerva zurück; die auf Taf. 15 abgebildete Statue ist freylich von sehr guter Kunst, aber zertrümmert, und eigentlich nur Fragment.

Noch eine Minervenstatue (Augusteum Taf. 41) wird angeführt, mit aufgesetztem, der Figur ursprünglich nicht angehörigem, lieblichem Kopf.

Das Fragment einer Statue von trefflicher Arbeit, Kopf, Brust und Rippen bis beynahe auf die Hüften, hält Hr. Becker (Augusteum, Bd. 2, S. 3 u. 4, abgebildet Taf. 35), älterer Erklärungsweise folgend, für das Bild des Achilles; allein Hr. Hirt will darin lieber den Mars erkennen.

Bilder der Venus besitzt die Dresdner Antikensammlung mehrere; eine der mediceischen an Größe wie in der Gebärde ähnliche, welcher aber, außer beyden Beinen, der rechte Arm ganz, der linke Vorderarm zur Hälfte fehlt, das ebenfalls mangelnde Oberhaupt schlecht ergänzt ist, darf, wie unser Verfasser sich ausdrückt, mit den besten Werken des Alterthums rangiren; auch wir haben eine nicht weniger vortheilhafte Meinung von diesem hochachtbaren (Augusteum, Taf. 27—30, von verschiedenen Seiten abgebildeten) Monument.

Venus Urania, halbbekleidet, zu ihren Füßen Amor und Psyche, eine liebliche Gruppe, und nicht übel gearbeitet; man findet sie im Augusteum Taf. 62 gestochen.

Den vortrefflichen jugendlichen Kopf mit übergeschlagenem rechten Arm erkennt Hr. Hirt, und zwar mit Recht, für einen Bacchus, wenn gleich Hr. Becker (Augusteum, 2. Bd., S. 80, gestochen Taf. 77. 1) in demselben die Ariadne zu sehen vermeinte.

Mehrere, obwohl verstümmelte und nicht gut ergänzte Bilder des Amor werden mit Lob angeführt. Einen wunderschönen, stark beschädigten Kopf desselben (Augusteum, Taf. 61) möchte unser Verfasser für das Bildniß eines Mädchens halten, welcher Ansicht uns zu fügen wir aber nicht sehr geneigt sind; denn die Idealbildung des Amor ist gar zu wohl und treffend in diesem Denkmal ausgedrückt.

Die sitzende kleine Astragalenspielerin (Augusteum, Taf. 106) halten auch wir, besage des Kopfs, für ein Bildniß, und bewundern die Kunst der Anordnung des Ganzen; von Seite der Arbeit mag das Werk mit der berühmten Astragalenspielerin zu Berlin und einer der Berliner ähnlichen im Hause Colonna zu Rom vergleichbar seyn. Das Dresdner Monument hat übrigens eine andere Stellung, und das Gewand häufigere Falten.

Große Verdienste werden den drey herkulanischen Statuen eingeräumt (Augusteum, Taf. 20 — 22), und von ihnen behauptet, sie gehörten als Gewandstatuen zu dem Ausgezeichnetsten, was die Kunst des Alterthums auf uns gebracht habe. Die ältere lasse sich unschwer als Bildniß der Agrippina, Gemahlin des Germanikus, im Costüme der Mnemosyne erkennen, die beyden jüngern scheinen unserm Verf. zwey von den Töchtern der Agrippina, im Costüme der Polyhymnia darzustellen, alle drey Figuren seyen wahrscheinlich von Caligula oder auf dessen Veranlassung errichtet.

Dem gut gearbeiteten Silen (Augusteum, Taf. 71) wird das ihm gebührende Lob nicht entzogen; größeres erhält aber der schöne junge Faun (Taf. 25 u. 26) als Mundschenk dargestellt, die Gießkanne in der Rechten hoch, und in der gesenkten Linken das Trinkgefäß haltend. Dem ungeachtet meint Hr. Hirt, die Dresdner Statue, welche noch dreymal wiederholt in der Sammlung sich vorfindet, sey doch nicht die vorzüglichste solcher Art, eine bessere, von Bernini, zum Bacchus restaurirt, besitze die Borghesische Sammlung, so wie eine noch schönere die Villa Ludovisi. Letztere ist in der That ein sehr schönes Werk, der Kopf zumal überaus lieblich.

Von zwey ursprünglich ähnlichen, nur durch die mißverstandene Restauration der einen verschiedenen Gruppen (Augusteum, Taf. 95 u. 96), beyde den Liebeskampf eines Fauns mit einem Hermaphroditen darstellend, sagt der Verfasser: »Diese Gruppen sind seltene und einzige Erscheinungen.« (Letzteres ist aber nicht richtig, weil noch andere Wiederholungen sich vorfinden); wir vernehmen sodann: daß, obwohl die Arbeit gut, die erwähnten beyden Gruppen doch nur Copien seyen, aber von vorzüglichen Originalien. Hierwider zu streiten wäre gänzlich unnütz, denn es könnte nur eine unerweisliche Meinung einer andern entgegengestellt werden; bemerken müssen wir aber doch, daß die besser erhaltene Gruppe eine tüchtige Arbeit ist, das Eisen vom Verfertiger derselben mit ungemeiner Meisterschaft geführt worden.

Zweyte Classe: Die Heroen. Von Herkulesbildern enthält die Sammlung den Kopf dieses Helden ohne Bart, aus rothem Marmor gut gearbeitet (Augusteum, Taf. 85 abgeb.), nächstdem noch mehrere andere (Augusteum, Taf. 89, 90, 91).

Was S. 154 u. f. über Niobe und Kinder gesagt wird, gäbe zu weitläufigen Erörterungen Anlaß, welche sich hier nicht am rechten Platze befinden dürften; denn wenn unser Verfasser von dem schon bey den Alten in hohen Ehren gehaltenen Statuenverein der Niobe und ihrer Kinder spricht, und versichert, eine große Menge Denkmäler beziehe man mit Recht auf jenes große Gesammtwerk; aber was hiervon auf uns gekommen, lasse sich nur als mehr oder weniger glückliche Copie ansehen, mit Ausnahme jedoch eines Sohns, vormals in Kaiser Rudolphs II. Sammlung zu Prag, jetzt in der königl. bayerischen Glyptothek, und der verstümmelten Statue einer Tochter im Museum Chiaramonti; so wäre viel, sehr viel dagegen einzuwenden. Der angeführte Marmorkopf der Niobe in der Dresdner Sammlung und der eben daselbst befindliche bronzene Kopf, einer Tochter (Augusteum, Taf. 31), erwecken Verdacht, ob es auch wirklich antike Arbeiten seyen. Die Statue des todtliegenden Sohnes (August. Taf. 32), woran beyde Beine, der ganze rechte Arm und ein Theil des linken restaurirt sind, hat Verdienste.

Den Namen Ariadne erhält die am Oberleib nackte, nur um Hüften, Schenkel und Beine bekleidete Statue, welche sonst Agrippina und später Niobe hieß. Ob die Benennung Ariadne die eigentlich richtige sey, lassen wir dahingestellt; wenigstens ist sie annehmlicher als Agrippina, und eben so wahrscheinlich als Niobe. Sicherlich gehört dieses Denkmal zu den ausgezeichnetsten der Sammlung, wir finden aber nicht

bemerkt, was doch billig hätte geschehen sollen, daß der, obgleich mit großer Kunst gearbeitete Kopf keineswegs der Statue ursprünglich angehört.

Dritte Classe: Historische Gegenstände. Vornehmlich wird unter dieser Rubrik von dem herrlichen Sturz eines mit Oehle sich salbenden Ringers (August. Taf. 37 u. 38), Hauptstück und Krone der Sammlung, gehandelt, und alles über das Kunstverdienst dieses edeln Werks Berichtete ist ohne Einschränkung zu billigen.

An Bildnissen berühmter Personen unter den Griechen besitzt die Sammlung zu Dresden Weniges, und unter dem Wenigen erkennt man bloß den Kopf des Sokrates (abgeb. Augusteum, Taf. 70) mit Gewißheit, den übrigen sind ganz willkürliche Namen beygelegt.

Bildnisse berühmter Römer. Statue eines jungen Römers mit der Bulla um den Hals (August. Taf. 119), nicht übel gearbeitet, doch von dem aufgesetzten modernen Kopf sehr entstellt.

Von einer Statue (August. Taf. 124) mit weitfaltiger Toga und gut gearbeitet will unser Verf. wahrscheinlich finden, daß sie einen der Söhne des Agrippa, Lucius oder Cajus Cäsar darstelle, nicht, wie andere behauptet haben, den Britannicus, Sohn des Claudius.

Der Arbeit einer ganzen Statue des Antoninus Pius (August. Taf. 135), so wie an einer Statue des Caracalla, woran die Arme und beyde Beine fehlen (August. Taf. 142), wird viel Gutes nachgesagt.

Der abgebrochene Kopf einer Statue des Antinous im ägyptischen Costüm als Osiris gebildet aus rothem Steine (vielleicht nicht polirter rother Marmor) gearbeitet, ist, wie der Berichterstatter aus eigener Ansicht weiß, ein sehr schätzbares Werk (abgeb. August Taf. 4). Nicht minder die fast colossale, sonst für das Bildniß Alexander des Großen ausgegebene, halbbekleidete Statue, und obschon ihr der eigenthümliche Kopf mangelt, an dessen Stelle man einen schönen Pallaskopf gesetzt hat, künden doch sämmtliche Glieder unverkennbar das Bild des Antinous an. (August. Taf. 18 gibt die Abbildung dieses schönen Denkmals.)

Eine andere, bisher Antinous genannte Statue (im August. Taf. 132 u. 133) will Hr. Hirt als einen solchen nicht gelten lassen; die Körperformen hätten, behauptet er, mit den Körperformen des Antinous nichts gemein, der Kopf stelle zwar allerdings denselben dar, sey aber moderne Arbeit.

Mit Bildnissen römischer Männer sowohl als Frauen ist die

Sammlung zwar reichlich genug versehen, es geschieht ihrer aber nur allgemeine Erwähnung. Vom Kunstwerth der einen oder andern dieser Monumente erfährt man nichts.

Vierte Classe: Reliefs und Gemälde. Ueber den bekannten Altar- oder Candelaberfuß im altgriechischen Geschmack sagt Hr. Hirt: »Die Arbeit ist äginetisch, aber wie wir glauben im Nachahmungsstyl.« Dann werden die erhobenen Arbeiten auf den drey Seiten dieses Monuments genügend erklärt.

Mehrere Grab-Urnen aus Marmor mit bacchischen Bildern geziert dürften mehr des Inhalts als der schönen Ausführung wegen Aufmerksamkeit verdienen. Sie sind im Augusteum Taf. 111 bis 115 abgebildet, und scheinen ältern griechischen Vorbildern nachgeahmt.

Die Darstellung einer Jagd wilder Thiere auf einem andern Sarkophagrelief (August. Taf. 110) rührt aus später Zeit her, als Geschmack und Kunst schon sehr gesunken waren.

Antike Mauergemälde besitzt das Dresdner Museum drey. 1) Herkules die Alcestis aus dem Hades zurückführend, 2) Diana auf einer Säule stehend, und 3) zwey weibliche Masken. Ueber die Kunstbeschaffenheit derselben urtheilt der Verfasser nicht, wir wissen aber aus eigener Ansicht, daß keines dieser Stücke schlecht, der Herkules wohl gezeichnet, die Alcestis zierlich drappirt, Figuren von gutem Styl und Geschmack sind, wie auch das Kupfer, Augusteum Taf. 92, darthut.

Ueber zwey campanische Gefäße mit Malereyen, die ihrer Bedeutung nach zu den seltenern gehören, erhält der Leser genügende Nachricht; das eine, Theseus Kampf mit dem Minotaurus, hat schon Winkelmann bekannt gemacht (Monumenti antichi inediti, Nro. 100). Von dem andern versucht Hr. Hirt eine Erklärung. Nach ihm sollen die auf demselben gemalten Figuren den Perses, die Medea und ihren Sohn Medon bedeuten.

Diese Betrachtungen schließend, gesteht unser Verfasser freymüthig dankbar, daß er der vortrefflichen Antikensammlung in Dresden einen großen Zuwachs seiner archäologischen Kenntnisse zu danken habe. »Sie ist,« so sind seine Worte, »in Deutschland die erste gewesen, welche das Licht archäologischer Kenntnisse anzündete. Wer weiß, ob Winkelmann je Italien gesehen hätte, wenn die Denkmäler in Dresden ihn nicht aufgeregt hätten, das höhere Studium in jenem Lande zu verfolgen, wo es allein sich folgereich entwickeln und gestalten kann.«

Als einen Anhang zum Vorigen kann man den S. 175—197 noch beygefügten, Prag im Sommer 1819 überschriebenen

Abschnitt ansehen, worin Bericht ertheilt wird von den dortigen Kunstwerken, mit einigen durch dieselben veranlaßten Nebenbetrachtungen.

In Böhmen, wird behauptet, fänden sich die ältesten bekannten Ueberreste deutscher Malerkunst, und schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts seyen die Maler Theodorich, Kunze und Wurmser allda thätig gewesen. Reste ihrer Arbeiten sehe man nicht nur in der Hauptkirche zu Prag, sondern auch in dem von K. Carl IV. erbauten Schlosse Carlstein, welche Bilder ihrem Inhalte nach beschrieben werden. Thomas von Mutina, über dessen Geburtsort und ob er mit Oelfarbe gemalt so viel gestritten und geschrieben worden, trug ebenfalls zur Verzierung von Carlstein bey. Diesen Meister wollte man mit Unrecht zu einem Böhmen machen; allein angestellte nähere Forschungen zeigten, daß er ein Italiener, und aus Modena war, so auch daß seine Gemälde nicht mit Oelfarben, sondern a tempera gemalt sind.

Die deutschen Maler, bemerkt Hr. Hirt weiter, im Dienste K. Carl IV., seyen nach Maßgabe ihrer Werke weder besser noch schlechter, als gleichzeitige Italiener, die Brüder Orgagna, Angelo Gaddi oder Spinello.

Wir sind der Meinung, die Kunst habe sich nach ihrem Wiedererwachen, so lange die Künstler bloß die Natur zum Muster genommen, in allen Ländern diesseits und jenseits der Alpen ungefähr auf gleicher Stufe befunden, gleich mangelhaft und gleich empfehlenswerth; ausgezeichnete Talente überragten indessen ihre Zeitgenossen, und darin hatten die Italiener einen nicht abzuläugnenden Vorzug; ein Giotto, ein Orgagna konnte sich bey den Deutschen zwar auch finden, aber es findet sich keiner. — Mit dem funfzehnten Jahrhundert tritt bey den Italienern im Plastischen durch Donatello, Brunelleschi und Ghiberti, in der Malerey durch Masaccio eine neue Epoche der Kunst mit verbessertem Geschmack und Styl ein; denn die Bildwerke des Alterthums gewannen mehr Einfluß, und von derselben Zeit an zeigen sich die italienischen Schulen allen andern wirklich überlegen.

Das in der Kirche St. Veit befindliche Christushaupt, welches mehrgedachter Kaiser Karl IV. von seiner Römerreise (1345) mitgebracht, hält unser Verf. für das schönste Werk byzantinischer Kunst; das mag seyn, wir verstehen aber seine wahre Meinung nicht, wenn es weiter heißt: »Das Gesicht trägt ganz die Formen und die Züge, welche man in den frühern Mosaiken wahrnimmt, und wie man sie in den spätern Christusköpfen des Joh. von Eyck und in denen des Leonardo da

Vinci wahrnimmt.« Die Christusbildungen des L. da Vinci gehören doch bekanntlich zu dem Edelsten, Vortrefflichsten, was neuere Kunst hervorgebracht; sollten sie denn mit den barbarischen Mosaiken andere Aehnlichkeiten haben, als etwa die langen Haare und den sogenannten Judenbart mit zwey Spitzen?

Aus eben der Kirche werden auch Werke der Bildhauerkunst angeführt, nämlich das Denkmal des Erzbischofs Johann von Wlaschin, im Jahre 1350 aus Marmor gearbeitet, ein für jene Zeit ganz vorzügliches Stück; ferner das Denkmal der Ludomilla Bercha aus Erz, ihr vom Gemahl Grafen von Thurm 1558 gesetzt, wie es scheint, aus der Nürnbergischen Gießschule des Peter Vischer herrührend. Weiter das Mausoleum, welches K. Rudolf II. dem Kaiser Ferdinand I., der Kaiserin Anna und Maximilian II. errichten ließ; der Styl desselben, wird behauptet, stehe nicht hinter den besten Werken der italienischen Meister zurück.

Dieselbe Kirche besitzt auch ein Gemälde, von Luc. Cranach 1543 gemalt, den Tod des heiligen Wenzeslaus darstellend; es gehört indessen nicht zu den ausgezeichneten Arbeiten dieses Meisters. Am Hauptaltar mit Flügeln schreibt man das Mittelbild dem Holbein, den Flügel zur Linken dem Correggio, den zur Rechten aber dem Jul. Romano zu. Herr Hirt hält sich indessen überzeugt, das Mittelbild rühre von Bernhard von Orley, die Flügel von Orley's Schüler, Michael Coxcie, her.

Die ständische Gemäldegallerie. Von wohlgesinnten Personen, die, auf den Privatbesitz großmüthig Verzicht leistend, ihre Gemälde hergaben, ist diese zahlreiche, manches Gute enthaltende Sammlung zusammengebracht. Aus derselben werden zwölf merkwürdige Stücke italienischer Meister angeführt; sechs der ältern niederländischen Schule gehörige; einige wenige aus der spätern Zeit dieser Schule, und ungefähr ein Dutzend von altdeutschen Meistern, worunter ein schönes Frauenbildniß, von Holbein d. J. 1541 gemalt, besonders hervorgehoben ist.

Von Privatsammlungen sah der Verf. nur die nicht sehr zahlreiche, doch manches Treffliche enthaltende des Fürsten Colloredo, und gedenkt mehrerer schätzbarer Stücke aus derselben. Bey Gelegenheit zweyer großer Landschaften von Philipp Hackert wird diesem, jetzt von vielen verkannten, ja geringe geschätzten Künstler das verdiente Lob mit folgenden Worten ertheilt: »im Ganzen möchte unser Philipp von keinem der neuesten Landschaftmaler übertroffen seyn.«

Der Anzeige eines seltenen Gemäldes von Rafael Mengs, die heilige Nacht darstellend, welches der fürstliche Besitzer der

Sammlung aus des Künstlers Nachlaß erstanden, läßt Hr. Hirt richtige, wohldurchdachte Betrachtungen über Mengs, dessen Studien, Kunstansichten, Kunstverdienste und Einfluß auf den Kunstgeschmack folgen, und beschließt damit seine Schrift auf eine lehrreiche und befriedigende Weise.

* * *

Indem wir nochmals den Inhalt der angezeigten Schrift überblicken, den Reichthum an tüchtigen brauchbaren Bemerkungen, so von antiken Denkmalen veranlaßt, wie neuere Malerey, Meister und Werke betreffend, fühlen wir uns verpflichtet, unsere Zufriedenheit mit dem Ganzen wiederum auszusprechen; gleichwohl schließt solches den Wunsch nicht aus, daß es dem Herrn Verfasser gefallen haben möchte, an den Kunstwerken, von denen er in seiner Schrift handelt, auch auf den Werth der Erfindung zu achten, und über die, welche von dieser Seite sich vortheilhaft auszeichnen, wenigstens andeutende Worte mit einfließen zu lassen. Eine Statue, ein Relief verdient sehr oft nicht bloß Berücksichtigung wegen vortrefflicher Arbeit, eleganten, wohlverstandenen Formen und Falten, sondern ist auch schätzbar der Erfindung wegen, ja oft schätzbarer noch. Manche mittelmäßige Sculptur gibt uns als Copie einen, wenn schon schwachen, doch immer noch in Ehren zu haltenden Begriff von dem verloren gegangenen hohen Meisterwerk: manch an sich selbst schlechtes Basrelief von Sarkophagen ist seinem Inhalte, der in Bildern ausgesprochenen Dichtung nach, einem Epigramm der Anthologie gleich zu schätzen, und es würde keineswegs schwer fallen, diese Behauptung aus dem bekannten Werk Admiranda Rom. Ant. mit Beyspielen zu bekräftigen. Viele Gemälde sind nicht allein wegen des Farbenreizes, der effectvollen Beleuchtung, der richtigen Zeichnung, des fleißig vollendeten oder auch des kühnen Pinsels wegen schätzenswerth, die bessern und besten glänzen mehr noch durch das Gewicht der Gedanken, die Dichtertalente der Meister; nur solche sind als den Forderungen der Kunst ganz genügende zu betrachten, worin der Entwurf und die Ausführung um den Preis ringen. Von mehreren Bildern des Rafael läßt sich füglich behaupten, sie seyen noch besser gedacht als gemacht; dahin gehört vielleicht auch das Bild von Dominichino, wo Gott Vater schwebend, von Engeln getragen, unsere ersten Eltern wegen ihres Ungehorsams schilt, Adam, beschämt sich entschuldigend auf die Eva, diese auf die Schlange hinweiset. Das Almosen des heiligen Rochus von Hannibal Carracci ist gewiß hochschätzenswerth in Betracht des großartigen Styls, in welchem die Figuren gezeichnet sind,

nicht weniger wegen der kräftigen männlichen Behandlung ohne allen Pomp, von Seite der Erfindung aber mag es wohl ein Poem genannt werden; die Werke des Francesco Albani hat man schon öfter nicht unschicklich mit den Gedichten des Ovidius verglichen, und so wäre noch vieles anzuführen. Die Richtung der Gedanken hat überhaupt bey den italienischen Meistern mehr Würdiges und Edles, sie sind mit dem Alterthum, und daher mit dem Schönen, dem Reizenden vertrauter, als andere Nationen. Bey den Niederländern liegt oft das Sinnige, Bedeutende unter schlichter, ja selbst gemeiner Einkleidung verborgen; der Maler in seiner Werkstatt vom Hadrian v. Ostade ist ein Wunder der Malerkunst, und als ein solches muß man das Werk ehren, aber der Humor, die heitere Ironie des Gedankens haben ebenfalls ihren Werth; dasselbe gilt auch vom Gastmal des Aßverus von Rembrandt; mehrere Gemälde von N. Berghem sind wahrhafte Idyllen, und Ruysdael zeigte sich fast in allen seinen Bildern als ein eben so guter Dichter als Maler.

Wenn demnach die Erfindung an Kunstwerken der Theil ist, welcher denkende Beschauer am meisten anzieht, indem er die meiste Belehrung, dem Empfänglichen das beste Vergnügen gewährt; so kann kein Zweifel obwalten, ob es zweckgemäß sey, daß Kunstrichter bey Beurtheilung von Statuen und Gemälden darauf nicht weniger, als auf andere Eigenschaften derselben Rücksicht nehmend, das Erforderliche andeuten.

Weimar.

Art. XIII. Mathematisches Wörterbuch. Leipzig 1831, bey E. B. Schwickert.

Seit wenig Monaten besitzen wir nun endlich dieses Werk, die Frucht sieben und zwanzigjähriger Arbeit, vollendet. Der wackere Klügel hatte es im Jahre 1803 angefangen, aber nur bis zu Ende des dritten Bandes lit. Q fortgesetzt. Zwanzig Jahre später übernahm Mollweide in Leipzig die Weiterführung, aber auch er wurde vor der Vollendung seiner Arbeit von dem Tode überrascht. Er lieferte den vierten Band von Q bis T. Nach neuen acht Jahren schloß endlich Grunert in Brandenburg das ganze Werk durch Hinzufügung des fünften und letzten Theiles von T bis Z.

Da die vier ersten Bände bereits längst bekannt sind, so beschränken wir unsere Anzeige vorzüglich auf den fünften Theil.

Es wär immerhin ein etwas sonderbares Unternehmen des sel. Klügels, die reine Mathematik in eine lexicographische

Form zu gießen, zu welcher sich vielleicht keine andere Wissenschaft weniger eignet, da der innere Zusammenhang ihrer Wahrheiten mit dem losen Aggregate, welches ein Alphabet von Buchstaben bildet, im schneidenden Widerspruche steht, indem jener eine innere, aus dem Wesen der Sache hervorgehende Causalverbindung, dieser aber nur ein äußeres, der bloßen Form anklebendes und rein willkürliches Gefüge ist, das mit jenem nichts gemein hat. Klügel war ein Schüler Kästners, und seine früheren Arbeiten trugen auch das Gepräge seines Lehrers, indem sie sich durch Strenge und schulgerechte Ordnung auszeichneten. Erst in seinen spätern Jahren warf er sich, von unsern transrhenanischen Nachbarn verleitet, in das encyklopädische Fach, und obschon sein bekanntes hiehergehörendes Werk weder viel Aufsehen machte, noch verdiente, so hatte er doch diese Form einmal lieb gewonnen, und suchte nun sie auch der Mathematik selbst anzupassen, wozu ihn seine allerdings sehr ausgebreitete Belesenheit, die reichen Hülfsmittel in seiner Nähe und wohl auch die Bequemlichkeit der Arbeit selbst verleitete, die wegen ihrer fragmentarischen Gestalt sich jeden Augenblick unterbrechen läßt, und so recht eigentlich dem höheren Alter, das nicht gerne ganz unthätig ist, angemessen scheint. Auch wird man, bey aller Anhänglichkeit an die streng wissenschaftliche Methode, die dieser Disciplin mehr als irgend einer anderen angemessen ist, immer gestehen müssen, daß die mathematischen Lehren nicht alle so zusammenhängen, daß man nicht sehr viele derselben einzeln vortragen könnte, wenn man die allgemeinsten Kenntnisse bey dem Leser voraussetzen darf, oder wenn man seinem rhapsodischen Vortrag immer diejenigen Sätze vorausschickt, an welchen er eben geknüpft ist. Es kam darauf an, den Versuch zu machen, ob eine Unternehmung dieser Art auch wohl gelingen könne. Er ist nun gemacht, und, wenn man aus dem Beyfall schließen darf, mit welchem er aufgenommen worden ist, so kann man auch hinzusetzen, daß er gelungen ist. In der That enthält dieses Werk einen reichen Schatz von Wahrheiten, aus welchen sich jeder, für den es geschrieben ist, auf eine sehr bequeme Art Belehrung holen kann. Manches andere kostbare Werk läßt sich nun für den entbehren, der bereits die nöthigen Vorkenntnisse sich erworben hat, um aus dieser Quelle zu schöpfen.

Klügels erste Absichten gingen übrigens viel weiter, und die Ausführung blieb weit hinter dem Vorsatze zurück. Er wollte nebst diesem Wörterbuche, welches nur die sogenannte reine, niedere und höhere Mathematik enthält, noch ein ähnliches für die angewandte, und ein drittes für die Physik und Astronomie liefern, aber der Tod erlaubte ihm nicht einmal die Vollendung

des ersten Unternehmens. Es ist nun zu erwarten, daß deutscher Fleiß das Begonnene zu Ende führe. Für die Physik, scheint es, ist bereits gesorgt; aber die angewandte Mathematik, die Mechanik, die Maschinenlehre, überhaupt die Technik, und endlich die Astronomie erwartet noch den Mann, der es vermag, der Kraft und Lust und Zeit genug hat, einen Wunsch zu erfüllen, der gewiß von vielen gehegt wird.

Grunerts Fortsetzung und Beendigung des Werkes ist ganz der Arbeit seiner beyden braven Vorgänger würdig, und es kann den Lesern wohl nicht anders als angenehm seyn, von ihm noch einen Band Nachträge und Ergänzungen zu erwarten, da die Wissenschaft seit dem Beginnen dieses Werkes einen so bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Grunert vereinigt eine weit verbreitete Belesenheit mit Scharfsinn und lichtvoller Darstellungskraft, und diese Eigenschaften haben der Beendigung dieses Werkes einen Charakter aufgedrückt, der uns noch viel Gutes auf dieser Bahn von ihm erwarten läßt.

Es würde wohl nicht angemessen seyn, hier ein Verzeichniß derjenigen Gegenstände zu geben, welche in diesem letzten Bande behandelt worden sind. Als vorzüglich zeichnen wir aus die Artikel: Taylor's Lehrsatz, Tractoria und Trajectoria, Trigonometrie, Umkehrung der Reihen, unbestimmte Analytik, Variationsrechnung, Vieleck, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Zahl, unter welchem letzten Artikel das Wesentlichste von der Théorie de nombres und von den disquisitionibus arithmeticis aufgenommen worden ist.

Eine gewisse Ungleichheit der Behandlung ist wohl nicht zu vermeiden gewesen, da drey verschiedene Arbeiter in drey auf einander folgenden Decennien an dem Werke beschäftiget waren. Doch fällt diese Verschiedenheit hier wenig auf, wo die alphabetische Form und die rhapsodische Gestalt vorherrscht. In einer Beziehung aber sind sie sich alle drey gleich geblieben, oder vielmehr jeder suchte immer seinen Vorgänger zu übertreffen: in der ungemessenen Länge besonderer Artikel, die wahrscheinlich zu den Lieblingsgegenständen der Verfasser gehörten. So willkommen es nun auch manchem Leser seyn mag, einen Gegenstand, über welchen er sich eben belehren will, ganz erschöpft zu sehen, und alle fremde Bücherhülfe entbehren zu können, so wird doch, wie wir besorgen, der größte Theil der Leser mit dieser Anordnung nicht zufrieden seyn, und ihn, in einem lexicographischen Werke, nicht für einen Vorzug ansehen. So hat schon Klügel in dem ersten Bande dem Artikel Anwendung der Analysis und Geometrie 60 Seiten gewidmet, der Combination 70 Seiten; Mollweide gibt im vierten Bande der Quadratur

119 und der Summirung der Reihen 292 Seiten. Grunert endlich widmet der Variationsrechnung 116, der Wahrscheinlichkeitsrechnung 140, und der Trigonometrie 170 volle, enggedruckte Oktavseiten. Solche Aufsätze sind aber nicht mehr Artikel eines Lexikons, sie sind gleichsam für sich bestehende Abhandlungen, förmliche Bücher, die man hier weder suchen noch finden sollte.

Eine wesentliche Zugabe besteht bey den wichtigeren Artikeln in der Geschichte und Literatur des Gegenstandes, die oft selbst in unsern Lehrbüchern fehlt, und die besonders bey einem Werke dieser Art, wo der Gegenstand nicht gänzlich erschöpft werden soll, demjenigen willkommen seyn wird, der über die Sache weiteren Rath einholen, und den hier nur in seinen Hauptmomenten angedeuteten Gegenstand vollständig kennen lernen will. Auf diesen Theil scheint besonders Grunert viel Fleiß verwendet zu haben, wie z. B. folgende kurze Anzeige aus seiner Geschichte der Trigonometrie bezeugen wird.

Das älteste Werk über Trigonometrie, dessen die Alten erwähnen, ist das von Hipparch (150 vor Christo) in 12, und das des Menelaus (100 vor Christo) in 6 Büchern. Sie sind, bis auf einen Rest des letztern, untergegangen. Was uns von Trigonometrie aus den Zeiten der Griechen noch übrig ist, findet sich in Ptolemäus μεγαλη συνταξις. Zur numerischen Berechnung der Dreyecke bediente sich Ptolemäus einer Chordentafel von 30 zu 30 Minuten, den Halbmesser des Kreises gleich 60 vorausgesetzt. Ptolemäus lebte gegen 130 nach Chr. G. Das Verfahren desselben bey der Auflösung der ebenen und sphärischen Dreyecke wird hier kurz und deutlich durch einige Beyspiele gezeigt.

Die Araber führten statt der Sehnen die Sinus ein, und gaben durch diese leichte Aenderung der Trigonometrie eine neue Gestalt. Albategnius brach die Bahn, dem mehrere andere beygesellt werden. Die meisten Verdienste erwarb sich Geber Ben Aphla (1100 nach Chr.). Sein Werk erschien in lateinischer Uebersetzung in Nürnberg 1534. Er unterscheidet in der ebenen Trigonometrie schon die vier Hauptfälle, doch zerfällt er noch alle Dreyecke in rechtwinklige.

Die Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts trugen wesentlich zur Vervollkommnung der Trigonometrie bey. Regiomontan's Werk: de triangulis omnimodis libri V, Nürnberg 1533, unterscheidet sich, nach Montuclas Urtheil, mit Ausnahme der Logarithmen und einiger neuen Theorien, nicht wesentlich von den trigonometrischen Werken unserer Zeit, obschon auch er noch die schiefwinkligen Dreyecke in rechtwinklige

zerlegt. Durch seine Einführung der Tangenten in die Trigonometrie brach er dieser Wissenschaft eine neue Bahn. Auch kannte er den wichtigen Satz der ebenen Trigonometrie, der das Verhältniß der Tangenten der halben Summe und Differenz der Winkel durch die Seiten des Dreyecks ausdrückt. Hieher gehören ferner: N. Copernicus, de lateribus triangulorum, Vitebergae 1542, und die Werke des Bressius, Raymarus Ursus, Lansberg, Rheticus, Torporlay und besonders Pitisci Trigonometriae libri V, Francof. 1612, die hier alle näher angeführt werden. Das letzte Werk kann als das früheste gründliche und vollständige Lehrbuch der Trigonometrie betrachtet werden.

Mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der Trigonometrie durch die preiswürdige Erfindung der Logarithmen von Neper i. J. 1614, der sich auch durch die unter seinem Namen bekannten Elemente der Trigonometrie um diese Wissenschaft sehr verdient gemacht hat. In diese Epoche gehören die Werke des Ursinus, Girard, Gellibraed, Krüger, Frobenius, Cavalleri, Vieta, Schooten, Vlacq, Wideburg, Ward, Beyer u. a.

Bisher war die Darstellung der Trigonometrie immer nur rein geometrisch geblieben. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fing man nun an, die Analysis mit ihr zu verbinden. Mayer in Petersburg (Comment. Petrop. T. II. 1727) und Kresa (Analysis speciosa, Pragae 1720) scheinen die ersten diese neue Bahn geöffnet zu haben, wobey der noch frühern Entdeckung des Grafen Herberstein (Act. Erud. Lips. 1711) rühmlich gedacht wird Oppel's Analysis triangulorum, Dresd. 1746, war das erste vollständige Werk über analytische Trigonometrie. Durch die schon von Girard eingeführten Apocopirungszeichen Sin., Cos., Tang. u. s. w., die aber später wieder der Vergessenheit übergeben, und von dem großen L. Euler wieder der allgemeinen Annahme zugeführt wurden, hat die analytische Behandlung der Trigonometrie ungemein gewonnen, die, wie überhaupt beynahe alle Zweige der Mathematik, diesem bewunderungswürdigen Manne sehr viel verdanket. Sein erstes hieher gehörendes vortreffliches Memoir findet sich in den Act. Petrop. 1779. Klügels analytische Trigonometrie ist sehr gut, nur berührt er noch zu oft die Proportionen statt der Gleichungen. Das vollständigste neuere Werk ist das von Cagnoli mit vielen Anwendungen. Sehr vollendet und seines großen Verfassers würdig ist Lagranges Mém. sur la Trigon. sphérique (Journal de l'école polyt. Cahier VI). Noch werden die neueren Lehrbücher von Scherffer, Schulze, Pfleide-

rer, Zimmermann, Gerling, Emmel, Hestermann, Wilde, Münchon u. a. angeführt, und ihre Verdienste kurz gewürdiget. Diesen folgt eine Anzeige der vorzüglichsten französischen und englischen Werke von Trembley, Legendre, Lacroix, Lardner, Simpson, Playfair, Leslie u. a.

Die Grundformeln der sphäroidischen Trigonometrie wurden zuerst von Euler in den Mém. de Berlin 1753 entwickelt. Du Séjour und Legendre suchten diese Methode zu vereinfachen, und Oriani lieferte das erste vollständige Werk über diesen Gegenstand. Die Verdienste anderer, wie Thune, Bessel, Puissant, Stein, werden erwähnt.

Die ersten Ideen der Polygonometrie finden sich in Girards Sinustafeln. Nähere Veranlassung, diesen Gegenstand zu bearbeiten, gab Lambert in seinen Beyträgen. J. J. Mayer und Biörnsee versuchten die Ausführung dieses Vorschlages. Lexell's, L'Huiller's nnd Carnot's Arbeiten werden gewürdiget, und die vorzüglichsten Lehrbücher von Magold, Schiereck, Crelle u. a. werden angeführt.

Wenn gleich nicht alle vorzüglichen Artikel auf diese sorgfältige Weise behandelt worden sind, so ist doch überall das Wesentlichste beygefügt, und nur dieses darf man in einem Werke erwarten, welches so vielen Bedürfnissen genügen soll, und welches wohl nur in Deutschland das Werk Eines Mannes seyn kann, da ähnliche Unternehmungen des Auslandes immer nur von ganzen Gesellschaften, und auch da nur selten in der Vollkommenheit und Vollständigkeit ausgeführt worden sind, die wir an dem gegenwärtigen Werke mit Recht rühmen dürfen.

J. J. Littrow.

Art. XIV. Ludwig Anthom. Ein Fragment aus einer Biographie. Leipzig 1831. Verlag von Johann Ambrosius Barth. kl. 8. 256 S.

Wenn man die poetischen Erzeugnisse neuerer und neuester Zeit prüfend betrachtet, so findet man, bey einer überflüssigen Menge von Erscheinungen aus allen Arten der Dichtkunst, keine weniger ausgebildet, als die Epopöe und den psychologischen Roman. Referent hat bereits bey Gelegenheit der Beurtheilung von Pyrker's Rudolphiade im XXXVIII. Bande dieser Jahrbücher den Grund ausgesprochen, welcher der Vernachläßigung der erstgenannten dieser Dichtungsarten unterliegt. Er ist in der Nothwendigkeit, eine großartige Idee in sich aufkommen zu lassen, und viele materielle Schwierigkeiten zu überwinden, einerseits; andern Theils in dem Mangel der Theilnahme des Lese-

publikums für Dichterwerke jener Art zu finden. Man liebt nun einmal Epopöen nicht, weil man überhaupt das Kleine und Fragmentarische dem Großen und Ganzen vorzieht, vielleicht auch, weil man mit den Eigenschaften eines Epos noch von der Schule her vertraut, den Poeten der Gegenwart, deren Kräfte man im Allgemeinen kennt oder zu kennen glaubt, nicht die Kraft zuschreibt, ein Epos vollenden zu können. So legt man selbst die besseren Epopöen neuerer Zeit meist ungelesen zurück. Die Wechselwirkung aber zwischen Autor und Publikum hat einen bedeutenden, fast unerläßlichen Einfluß auf die Vollkommenheit eines Kunstwerkes. Jene Liebe und jene Glut, welche das Werk braucht, um in der Seele des Künstlers zu reifen, kann ganz und gar nur dann in ihr aufkommen, wenn der Künstler glauben und hoffen darf, von jenen, für die er wirkt, mit Theilnahme empfangen und verstanden zu werden. Ist dieß nicht vorauszusetzen oder hat der Künstler wohl gar Gründe, an jener Theilnahme zu zweifeln, so wird sein Werk nie lebenskräftig in die Welt treten. Der Zweifel, nicht begriffen zu werden, muß den Künstler entweder mit Scheu oder mit Trotz erfüllen, und so seine Arbeit in der Geburt schon verderben. Der Fall aber, daß der Künstler durchaus gar keine Rücksicht auf die Theilnahme des Publikums an seinem Werke nimmt, kann, alles Vorgebens ungeachtet, nie in Wirklichkeit eintreten; dieß Vorgeben wird schon durch die That, daß der Künstler sein Werk der Oeffentlichkeit Preis gibt, und es nicht in seinem Zimmer verschlossen hält, auffallend widerlegt. Auch ist nicht anzunehmen, daß der Künstler, dessen Inneres sich durchgehends durch eine größere Erregbarkeit auszeichnet, gerade vom Kaltsinne des Publikums (Pöbel und unwürdige Stimmführung sind, wie offenbar, darunter nicht mit begriffen) nicht feindlich angeregt werden sollte.

Warum also die Epopöe nicht gehörig kultivirt wird, ist begreiflich. Anders aber ist es mit dem psychologischen Roman. Dazu bedarf es nicht so gewaltiger Kräfte, wie zu einem Epos; die Theilnahme des Publikums für Erscheinungen der Art, zu welchen jener Roman gehört, fehlt nicht; man sucht sie gerade vorzugsweise vor den übrigen auf, und doch, wer hat außer Goethe und Tieck für die Vollendung der Gattung, zu welcher wir auch psychologische Erzählung und Novelle rechnen, viel Bedeutendes gethan. Wir haben Romane, Erzählungen und Novellen aller Gattung. Die Lust daran hat die am Lyrischen, ja selbst am Dramatischen verdrängt. Schriftsteller, denen poetische Anlage, Menschenkenntniß, Witz, Scharfsinn, Auffassungs- und Darstellungsgabe nicht abzusprechen sind, haben sich, und mitunter mit gutem Glücke, in den genannten Fächern abwech-

selnd versucht, Romane und Erzählungen aller Art geschrieben, nur die vorzüglichsten und bedeutendsten am wenigsten; die psychologischen nämlich.

Um dieses Räthsel zu lösen, müssen wir die Erfordernisse des psychologischen Romans dann die gegenwärtige Beschaffenheit des Wirkens in der schönwissenschaftlichen Literatur und die der Aufnahme ihrer Erzeugnisse von Seite des Publikums, einen Gegenstand, welchen wir später in einer größeren Abhandlung zu entwickeln gedenken, in allgemeinen Umrissen darzustellen versuchen.

Der psychologische Roman, ein Theil der epischen Dichtungsart, berührt sich mit den übrigen epischen Gedichten darin, daß er Gedanken und Empfindungen im Körper der Erzählung anschaulich macht, und unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß er die Anschaulichmachung der menschlichen Natur als Hauptaufgabe verfolgt. Er wird um so interessanter und wichtiger, je mehr wir durch ihn zu einer allgemeinen Anschauung und Erkenntniß kommen, und verliert um so mehr an Interesse und Bedeutung, je specieller Ansicht und Erkenntniß werden. Er steht darin ungefähr dem Charakterschauspiele gleich, daß er einem Hauptcharakter mehrere Charaktere unterordnet, und nur solche Eigenheiten derselben entwickelt, welche dazu dienen, alle Eigenheiten des Hauptcharakters in ein helleres Licht zu setzen. Aus der Berücksichtigung der Natur dieser Art des Romans insbesondere, und der der epischen Dichtungsart im Allgemeinen gehen die Regeln für die Behandlung jenes Kunstzweiges hervor.

Da die Hauptaufgabe, welche er zu lösen hat, psychologische Erkenntniß ist, so wird er, wenn wir diese nicht durch ihn erhalten, bey allen übrigen Vorzügen unbedeutend genannt werden müssen, und um so bedeutender seyn, je genauer uns diese Erkenntniß verschafft wird. Doctrin, Bild, Gleichniß, lyrische Schönheiten, Genauigkeit und Eleganz des Ausdrucks, alles dieß ist uns darin schätzbar und willkommen, aber nur in sofern, als es der Hauptsache unterstützungsweise dient. Es ist uns wenig, sogar oft störend, wenn es selbstständig in den Vorgrund treten will; wie uns die an und für sich betrachtete und in solcher Beziehung als musterhaft erscheinende Scene in einem dramatischen Gedichte höchst verwerflich seyn kann, wenn sie nicht zugleich ein organischer Theil des Ganzen ist. Darin unterscheidet sich auch der psychologische Roman von den übrigen epischen Gedichten, daß er durch Darstellung von Begebenheiten das Interesse viel weniger anregen und befriedigen kann, als jedes sonstige epische Gedicht. Das, was sich von außen her begibt, bekümmert uns, wie interessant es für sich seyn mag, im psychologischen Romane nur in so fern, als etwas im Inneren der darin vorkommenden

Personen dadurch anschaulich gemacht wird. Es ist demnach begreiflich, wie in gedachtem Kunstwerke die einfachste Handlung der mit der größten Geschicklichkeit verschlungenen und sehr befriedigend gelösten vorgezogen werden kann, wenn uns nämlich jene einen helleren Blick in die innere Welt des Menschen werfen läßt, als diese.

Wenn nun diese Aufgabe allerdings schwierig zu lösen ist, so ist sie dafür auch mehr bedeutend, als die, welche jedes andere epische Gedicht, die Epopöe ausgenommen, sich vorsetzt. Die Schwierigkeit kann Niemand verkennen. Der Dichter des psychologischen Romans braucht eben so gut eine reiche, thätige Phantasie, ein tiefes und leicht bewegtes Gemüth, als andere Dichter, und doch muß er mehr als jene sie zu zähmen verstehen. Außer der richtigen Auffassungsgabe der allgemeinen Verhältnisse des Lebens, bedarf er besonders eines genauen Studiums des menschlichen Herzens und Geistes. Wir begehren Anschauungen und Erkenntnisse von ihm, und doch dürfen dieselben nicht bloß zu unserem Sinne und Verstande, sie müssen auch zu unsern Herzen sprechen. Er darf nie darauf rechnen, durch die Masse oder geschickte Behandlung der Begebenheiten zu gefallen, Witz, Scharfsinn, Humor, Gewandtheit im Darstellen, alles das braucht er, und doch werden wir diese Dinge, die manchen Dichtern anderer Arten so hoch angerechnet werden, bey ihm nur als Nebensachen ansehen. Während der lyrische Dichter sich dem unmittelbaren Ergusse der Empfindung überlassen darf, und davon nur das auszudrücken braucht, was und wie es in ihm entstand, muß der Dichter des psychologischen Romans viel von dem, was zur Darstellung sich ihm aufdrängt, zurückweisen, bald zusetzen, bald wegnehmen, und wohl darauf Acht haben, daß die Stärke der Begeisterung, deren er, wie jeder andere Dichter bedarf, nicht durch die Wahl geschwächt werde, welche er mehr als andere Künstler braucht. Alle diese Eigenschaften aber sind nur in wenigen Menschen zu finden. Sie sind theils Gaben der Natur, theils müssen sie erworben werden. Wir sind demnach auch der Meinung, daß psychologische Romane von Bedeutung nur in höchst seltenen Fällen von jüngeren Schriftstellern geschrieben werden können. Sie setzen ein Studium und Erfahrungen voraus, welche meist der Jugend fehlen.

So ausgerüstet aber muß der psychologische Roman ein Interesse und eine Wirkung behaupten, deren sich nur wenige Dichtungen erfreuen können. Er wird denen gefallen, die mit ästhetischem Ergötzen zufrieden sind, und jenen, welche strengere Befriedigung des Erkennens begehren. Beyde erhalten durch ihn mehr, als sie im Allgemeinen fordern. Die ersteren: Kennt-

niß des menschlichen Herzens, außer dem ästhetischen Ergötzen, die letztern dieß zur Erkenntniß, nach der sie ringen. Wie viel ist damit gewonnen, wenn uns ein psychologischer Roman auch nur eine noch unbekannte Seite des menschlichen Herzens enthüllt, oder wenn er uns auch nur von der uns schon bekannten genauere Kenntniß verschafft, als wir vordem besaßen; wenn er uns mit dem Entwicklungsgange irgend einer Leidenschaft und eines Gefühls mit ihren Eigenthümlichkeiten und ihren Mischungen bekannt macht; wenn er uns mit einem Worte den Drang befriedigen hilft, der gefühlt ward, so lang es Menschen gab, und der nur mit dem letzten Menschen zu Grabe gehen kann; den Drang, die Nacht unseres Inneren aufzuhellen, und die Geheimnisse zu entschleyern, welche die menschliche Brust umschließt.

Jedem muß der psychologische Roman wichtig seyn, dem die menschliche Natur wichtig ist. Selbst jene, welche die Kunst mit ihren Täuschungen als nicht gehörig bedeutend verwerfen, und dabey übersehen, daß jene Täuschungen von außen her Wahrheit in uns erzeugen, Gefühle nämlich und Gedanken. Aber auch nur jene werden Befriedigungen von ihm erhalten, nicht jene, welche mit trockener Belehrung zufrieden sind, nicht jene, welche in der Kunst allem ausweichen, was ihnen mehr als ein sinnliches Ergötzen verschafft, und in Letzterem ist der Grund zu finden, warum der psychologische Roman in unserer Zeit wenig Blüthen treibt.

Man hat vielfach die Zeit des neuesten poetischen Wirkens der vergangenen, namentlich der, in welcher die schlesischen Dichter auftraten, gegenüber, als eine Zeit so beyspiellosen Fortschreitens der dichtenden Kunst angesehen, daß man auf die frühere Periode entweder gar nicht, oder nur mit mitleidigem Lächeln blickte. Ohne uns hier in die Entscheidung der Fragen einzulassen, ob und in wie fern man Recht dazu hat, und ohne zu bemerken, in wiefern Dichter neuester Zeit die einer vergangenen Periode in ihren Produkten überflügeln, beschränken wir uns auf die Behauptung, daß der Geist, in welchem in einer früheren Zeit gedichtet, und der, in welchem das Gedichtete aufgenommen ward, ein besserer, der Kunst gedeihlicherer gewesen, als der gegenwärtige es ist. Das dichterische Werk ging vordem mehr aus dem unmittelbaren Bedürfnisse des Künstlers, seine Gefühle und Gedanken auszusprechen, hervor, als jetzt, und die Liebe, mit welcher man das Werk aufnahm, war eine weit wärmere und reinere, als gegenwärtig. Dieses Wechselverhältniß aber mußte der Kunst sehr gedeihlich werden, deren Werke Erzeugung in reiner Absicht, und, geboren, warme, liebevolle Aufnahme brauchen. Das Unheil kam über die Kunst von dem

Augenblicke an, als die **Kritik** auszuarten anfing, und verbreitete sich immer mehr und mehr, je wuchernder diese Ausartung um sich griff. Die Deutschen hatten in der früher gedachten Periode mit Recht zu beklagen, daß sie keine selbstständige Kritik hatten, und sich immer bey der engherzigen französischen Raths erholen mußten. Sie haben nun noch gerechter die Ueberfülle zu betrauern. Die wohlthätige Einwirkung der Kritik auf die Kunst kann nicht geläugnet werden, sie gibt ihr Sicherheit und Dauer; sie ist ihre Lehrerin, ihre Freundin. Nichts destoweniger aber ist auch gewiß, daß eine schlechte Kritik der Kunst mehr schaden kann, als eine gute ihr zu nützen vermag. Diese kann nur das Gute vervollkommnen; denn sie macht nicht den Künstler, sondern leitet ihn bloß, jene aber kann Kunst und Künstler verderben. Besser demnach gar keine Kritik, als eine schlechte.

Betrachten wir nun den Zustand der Kritik unserer Zeit. Wir finden zuvörderst sie dem sumpfigen Boden der sogenannten Tageblätter entquellen, und können dadurch schon von vorne herein auf ihre Natur schließen. Die allgemeinste Betrachtung der Beschaffenheit jener Zeitschriften, welche über schönwissenschaftliche Werke Urtheile liefern, schreckt uns ab, uns mit diesen Urtheilen näher bekannt zu machen, und wir werden noch tiefer mit Ekel und Verachtung erfüllt, wenn wir zuweilen einige jener Aussprüche betrachten.

Ein Hauptgrund dieser kritischen Misere liegt in der **Menge** der in Deutschland erscheinenden Zeitschriften, welche mit Berücksichtigung ihrer Zahl in früheren Zeiten beyspiellos zu nennen ist; ein anderer liegt in der allgemeinen moralischen Verschlechterung der Zeit, welche auch auf die, die Kritik handhabenden Individuen übergegangen ist. Wenn man die zahlreichen Erfordernisse in Betrachtung zieht, derer der Kritiker bedarf; wenn man auf die Erfahrung Rücksicht nimmt, welche uns lehrt, daß große Kritiker eben so selten, als große Künstler zu finden sind: so muß man über das Heer von Kritikern neuerer Zeit, noch bevor man ihre Aussprüche erfahren hat, sich verwundern, und man kann dabey von vorne herein von ihnen behaupten, was **Lessing** gelegentlich von einem Kritiker sagte: daß der Kampf, in welchen er sich auf seinem Streithengste begibt, des Staubs nicht werth ist, den er erregt. Wenn wir die Vorbereitungen unserer Jünglinge verfolgen, diese sind nämlich unsere kritischen Stimmführer, so kommen wir zu der merkwürdigen Betrachtung, die Frucht vor der Blüthe zu finden. Es ist nothwendig, darauf Rücksicht zu nehmen, weil es zum Charakter der Zeit gehört.

Wenn denn nun weiter über nichts zu klagen wäre, als über die Ohnmacht und Albernheit der Kritiker, so würde die Kunst keine Rücksicht auf sie nehmen, sie würde wohl eines treuen Freundes

entbehren, aber immer noch nicht in ihrer Wesenheit gekränkt und verletzt werden. So aber verbindet sich in der Regel moralische Schlechtigkeit mit der Ohnmacht der unmündigen kritischen Referenten. Fürs Erste sind die allgemeine Zerstörungs- und Zertrümmerungssucht, welche jeden Tempel zu zerschlagen bemüht ist, um sich aus seinen Trümmern eine bequeme Hütte zu bauen, und der durch das kränkende Selbstbewußtseyn eigener Unbedeutenheit über alles Große und Bedeutende entstandene Aerger auch auf die modernen Kritiker übergegangen. In der lächerlichsten Inconsequenz des Handelns denken sie an nichts als daran, sich einen Namen zu machen, und verfolgen doch mit kindischer Wuth gerade die, welche sich einen gemacht haben. Sie lärmen auf das Ungezogenste über jede Beschränkung der Ansicht, und greifen dabey jeden an, der ihre Ansicht nicht theilt. Ohne irgend eine Vorkenntniß, welche der Beurtheiler braucht, ja oft ohne das Werk, was sie beurtheilen, auch nur gelesen zu haben, was bey der Menge ihrer Urtheile auch rein unmöglich wäre, loben und tadeln sie, dort die Unbedeutenheit, hier das Verdienst, und alles nur aus dem erbärmlichen Grunde, ihr armseliges Leben nothdürftig zu fristen.

Wenn man nun zugleich auf die Mittel Rücksicht nimmt, deren sich jene Leute bedienen, ihren Meinungen Eingang zu verschaffen, so sind die nicht minder verwerflich. Da der Beweis Kenntniß des Werks und Verstand voraussetzt, so fehlt er natürlich entweder ganz, oder er wird auf eine betrügerische Weise geführt. Geschieht das erste, so begegnen wir dem gewöhnlichen unbedingten Lob oder Tadel, welche in den meisten Kritiken des Tages uns anekeln. Im zweyten Falle ist das Mittel beliebt, bey einem Werke, welches man verdammen will, einige Stellen aus ihrem Zusammenhange zu reißen, die Interpunktionen zu verändern, Worte wegzulassen oder auch irgend eine wirklich schöne Stelle mit einem Fragezeichen oder ein paar Ausrufungszeichen zu versehen, um dadurch das Urtheil des Lesers zu verwirren. Daß man zu diesen Mitteln nur durch moralische Verwerflichkeit gebracht werden kann, liegt am Tage. Wenn auch nur noch die Scheu und Ehrfurcht vor der Kunst überhaupt bestände, ohne welche wir uns keinen Kritiker denken können, so wäre es um die Kritik besser bestellt, als es gegenwärtig der Fall ist. So aber sind die meisten Kritiker unserer Tage, wie jeder reiferen Kenntniß, auch jeder Achtung für das Heilige, Ehrwürdige, Erhabene der Kunst baar. Sie wollen nicht verbessern, nicht belehren, nicht leiten, sie wollen nichts, als ohne viel Mühe sich durch die Welt bringen, und sind überglücklich, wenn sie nebenbey auch irgend eine persönliche Rache haben befriedigen

können. Dieser Drang, ihre Existenz zu fristen, treibt sie, weil sie es bey ihrer Kenntnißlosigkeit nicht durch richtiges und gesundes Urtheil zu thun vermögen, zu den niedrigsten Umtrieben, unter welchen Verhetzungen und verleumderische Angriffe auf die Persönlichkeit der Schriftsteller noch die geringsten sind. Der einfachste Blick auf die Mehrzahl der beurtheilenden Zeitschriften unserer Zeit muß von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Ueberall Lob und Tadel, zu- und absprechend, ohne Beweis, nirgends auf die Sache gesehen, immer nur auf die Person; nirgends ein Kritiker, der sich der geringsten Achtung der Besseren und der Verständigeren erfreute; überall Leute, die in jeder Zeile gegen Sinn und Ausdruck verstoßen. Daß sich mitunter auch vortreffliche, den höheren Interessen der Kunst aufrichtig zugewendete kritische Institute und Kritiker finden, ist wohl noch ein erfreulicher Trost, aber da ihre Anzahl die geringere ist, können sie nicht durchdringen oder verlieren die Lust dazu, und das ist vom Uebel.

Von welchem Einflusse kann nun dieser Zustand der Kritik auf die Kunst und das Publikum in einer Zeit seyn, welche lange alle Freude am Großen und Tüchtigen verloren hat, welche alle Genüsse nur nach dem Eindrucke schätzt, der auf ihre Sinnlichkeit gemacht wird, und die, wie mächtig sie auch zum Ernste aufgefordert werde, nichts so sehr scheut, als eben den Ernst, und alles, was dazu gehört; auf eine Zeit, die um so mehr Interesse an den Erscheinungen nimmt, je kleinlicher sie sind, der das Lachen lieber als das Empfinden und das Denken ist, und der alles eigentlich Poetische als widernatürlich und langweilig erscheint. Muß nicht in einer solchen Zeit der Künstler die Lust zu jedem bedeutenderen Wirken verlieren, da er, noch ehe er das Werk angefangen, mit trauriger Gewißheit sich sagen kann, daß es ohne Erfolg bleiben werde. Kann der Unwille und die Betrübniß, mit welcher ihn die Betrachtung der literarischen Beschaffenheit unserer Zeit erfüllen, jene heitere Ruhe und jene liebevolle Glut in ihm aufkommen lassen, welche er zur Erzeugung des Kunstschönen braucht? Der wahre Künstler zieht sich demnach meist zurück, und vertauscht seine produktive Thätigkeit, die Andern eine Stufe zum Fortschreiten werden könnte, mit den Genüssen, welche ihm die Betrachtungen vorhandener Kunstschätze gewähren.

Ist auf der einen Seite nun die Unthätigkeit tüchtiger Künstler zu beklagen, so ist es auf der andern noch mehr die zu große Thätigkeit der Unvermögenden, welche beständig bemüht sind, dem Kleinlichkeitssinne und allen Launen der Zeit zu schmeicheln, dem Pöbel, der ihm das Brot gibt, sich als gehorsamer Diener

zu erweisen, und seine Sinnlichkeit möglichst zu kitzeln. Daher in der Musik Ohrengeklingel statt Geist und Tiefe; daher die Bildhauerey so karg betrieben, weil diese als die reinste und erhabenste der Künste am wenigsten mit dem Sinnlichen zu thun hat; daher Wollust in der Malerey statt Anmuth; daher in der redenden Kunst nichts so beliebt, als bon mots und alles Fragmentarische, weil man es am schnellsten überkommen, und darnach am bequemsten unter den Tisch werfen kann; daher eine Lyrik so gut als keine; in Romanen und Erzählungen nur äußerliche Ereignisse vorübergeführt, ohne inneren Zusammenhang, und in der dramatischen Kunst alles so läppisch als möglich, und mitunter für das Auge berechnet. Dazu ist nun Niemand, der dem Unfug wehre; die Mehrzahl findet daran Gefallen, und die Kritik unterstützt ihn nach Kräften. Mit dem Schlechten vollkommen einverstanden, gebraucht sie ihre Waffen nur gegen das Bessere, weil sie damit sich den Lesern am beliebtesten macht, und ist bemüht, wenn sie keinen lebenden Künstler findet, an dem sie die Sporen verdienen könnte, die Lorbern von den Häuptern großer Todten zu reißen. Wie dort von der Kunst bemerkt worden, ziehen sich auch hier die kritischen Meister zurück, Tieck, Schlegel, West halten es nicht mehr der Mühe werth, gegen das immer mehr anschwellende Verderben der Kunst zu Felde zu ziehen, oder werden nur zuweilen, wenn ein juvenalischer Zorn sie übermannt, laut; Menzel's, obgleich jugendliche Kraft wird schwerlich ausreichen, den Augiasstall zu säubern.

Wenn wir das Gesagte, welches in allgemeinen, aber wahren, nicht übertriebenen Zügen den Zustand der Kunst und Kritik unserer Tage schildert, und uns einerseits mit Trauer über das Bestehende, anderntheils mit Hoffnung schönerer Tage, denn das Schiller'sche Wort: »ein neues Leben blüht aus den Ruinen,« muß auch hier in Erfüllung gehen, betrachten, so finden wir die am Eingange dieser Beurtheilung gestellte Frage beantwortet, warum der psychologische Roman, als der beste von allen, am wenigsten kultivirt werde. Aus dem Grunde, aus welchem dramatische Musik, Epos, Tragödie, das echte Lustspiel wenig kultivirt werden, weil alle diese Kunstzweige mehr Anlagen und Willen von Seite des Künstlers und des Publikums voraussetzen, als die gegenwärtige Zeit erzeugt und nährt.

Je weniger aber diese Erscheinungen gefunden werden, um desto dankbarer müssen wir sie aufnehmen, wenn sie sich zeigen, und um desto mehr muß von allen denen, welchen es Ernst um die Kunst ist, alles gethan werden, dem Werke die möglichste Verbreitung zu verschaffen, selbst wenn ihm nicht die möglichste Vollendung geworden wäre, und das vorliegende Werk ist eines jener Art.

Das Werk, welches den Titel einer Biographie trägt, ist eigentlich ein psychologischer Roman, und erscheint als solcher als Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens. Ludwig Anthom, ein protestantischer Pfarrer, früher in diplomatischer Carriere, ein Mann von klarem Verstande und starkem, doch nicht leicht zu bewegenden Gefühle, mit einem Anflug zur Exzentrizität, hat eine Frau genommen, welche mit gewöhnlichen Anlagen des Geistes versehen, alle Pflichten einer Hausfrau mit der gewissenhaftesten Strenge erfüllt, dabey aber, was Geist und Herz betrifft, auch nicht mehr ist, als eben eine gute Hausfrau. Eine Zeitlang lebt Anthom in seiner Ehe gut, und sogar glücklich, bis er die Schwester seiner Frau, Seraphine, kennen lernt, die mit der interessantesten Originalität des Charakters, dem hellsten Verstande und dem feinsten Gefühle, zugleich den verführerischsten Zauber der Schönheit verbindet. Die Eindrücke, welche Seraphine auf Anthom macht, werden immer lebendiger und stärker; vergebens kämpft der Verstand gegen die aus ihren Ufern tretende Leidenschaft, welche selbst durch das Bewußtseyn der Pflicht nicht gedämmt werden kann. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, zwischen Verstand und Herz wird immer wilder und zerstörender, bis Anthom, da er durch Verhältnisse bestimmt wird, Seraphinen mit ihrem Geliebten trauen zu müssen, nach der Trauung heimlich sein Haus verläßt, um in der Einsamkeit seinem Schmerze Heilung zu finden. Seraphinens Gatte und sein Freund Wilhelm, eine kräftig männliche Natur, zu dessen ruhigem Verstand Anthom öfter geflüchtet, finden das Grab des lang Vermißten vor dem Benediktinerkloster einer kleinen Gebirgsstadt im neapolitanischen Gebiete.

Wie einfach auch die Fabel des Werkes erscheint, so ist sie doch vortrefflich erfunden, das, um was es dem Verfasser zu thun ist, die Entwicklung und Steigerung der Liebe im Manne, und ihren Kampf mit den intellektuellen und moralischen Gewalten anschaulich zu machen. Wer das Werk mit den Erwartungen zur Hand nimmt, welche man von einem gewöhnlichen Romane befriedigt wissen will, der wird freylich nicht sonderlich davon erbaut werden; der Fabel fehlt Neuheit, Masse und Verwicklung der Begebenheiten, welche eben das sogenannte Romanenpublikum aufsucht; aber gerade diese Einfachheit erscheint dem Leser, welcher mehr als augenblickliche Erregung seiner Neugierde haben will, sehr erwünscht, weil sie ihn nicht von der Hauptsache ablenkt, und ihm so gehörige Muße zur genauen Betrachtung der ihm interessanten Gegenstände vergönnt.

Eine andere Einwendung, welche wahrscheinlich auch hin

und wieder gemacht werden wird, wäre die, daß das Thema der Liebe, welches der Verfasser behandelt, und zwar der unglücklichen und der gegen die Pflicht ankämpfenden, schon oft und mitunter sehr geschickt behandelt worden sey.

Obschon die Richtigkeit dieser Behauptung zugegeben werden muß, so kann sie doch in nichts das Verdienst unseres Verfassers schmälern. Das Innere des Menschen wird immer das interessanteste Studium desselben seyn. Der Drang, es kennen zu lernen, steigt mit dem Bewußtseyn der Schwierigkeit, zu jener Kenntniß zu gelangen, und ergreift demnach mit dankbarer Theilnahme alles, was ihm zu jenem Behufe geboten wird. Jede Leidenschaft aber und jedes Gefühl ist von einer so schwer zu ergründenden Tiefe und von so wunderbaren Eigenschaften, daß die eifrigsten Bemühungen der bedeutendsten Schriftsteller von den ältesten Zeiten an bis in die neueste Gegenwart es nicht vermocht haben, uns auch nur eine derselben ganz und gar kennen zu machen. Am meisten wird diese Kenntniß durch den Umstand erschwert, daß jede Leidenschaft, obgleich sie sich nach denselben allgemeinen Gesetzen entwickelt und darnach verläuft, dennoch eine ganz andere Färbung annimmt, je nachdem sie sich in diesen oder jenen Individuen äußert, oder je nachdem sie mit anderen Leidenschaften in Verbindung tritt. Da nun die Zahl der einzelnen Individuen, deren jedes einen anderen Charakter besitzt, so wie die Möglichkeit der gedachten Mischungen ins nie sich Endende geht, so ist auch nie zu besorgen, ja es ist kaum möglich, daß je die Aufgabe, eine Leidenschaft ganz und nach allen möglichen Beziehungen und Schattirungen darzustellen, wird gelöst werden; und die Bemühungen eines jeden Schriftstellers müssen dankbar erkannt werden, der es unternimmt, eine neue Entwicklungsart einer Leidenschaft, oder auch irgend eine uns schon bekannte kräftiger und klarer zu zeigen, als bisher geschehen. Der Dichter des psychologischen Romans hat, wie der dramatische, besonders der Lustspieldichter, das vor andern Dichtern voraus, daß er eine schon von andern glücklich behandelte Aufgabe wieder unternehmen darf, wenn er es vermag, sie auf eine eigenthümlich interessante Art zu lösen; oder sollte kein Geiziger, kein eingebildeter Kranker, kein Scheinheiliger, den ein neuerer Dichter zu zeichnen unternehmen wollte, mehr auf die Bühne kommen dürfen, weil schon einmal Moliere diese Charaktere meisterhaft gezeichnet uns darauf vorübergeführt hat?

Haben wir also den Verfasser von dieser Seite in Rücksicht der Wahl seines Stoffes hinlänglich gerechtfertigt, so müssen wir auch bemerken, daß obgleich der Stoff im Allgemeinen nicht neu genannt werden kann, doch die Charaktere, den Besonder-

heiten ihrer Individualität nach, neu genannt werden müssen. Wenn uns auch die Kunst viele unglücklich Liebende, vielleicht ihrem Stande nach auch protestantische Geistliche, zeigte, so hat sie mindestens, dem Wissen des Referenten nach, der sich doch ziemlich mit den bedeutenderen Erscheinungen derselben vertraut gemacht hat, uns keinen Ludwig Anthom, das heißt, keinen Mann, bey dem Verstand und Gefühl gerade in solchen Verhältnissen erscheinen, wie der Verfasser sie dort uns anschaulich macht, die aber dem ungeachtet allgemein menschliche, und nur durch die Verhältnisse der Geburt, des Standes, der Erziehung und des Zufalls modificirt sind, gezeigt. In eben solcher Originalität erscheint Seraphine, und vielleicht in noch ausgesprochenerer, als Anthom. Alle Zauber der Schönheit mit denen des Geistes vereinend, ist sie doch keineswegs ideal gehalten, ihr Denken und Empfinden gehören dem Leben an. Es ist eine der interessantesten weiblichen Naturen, voll Verstand, Lust, Laune und Koketterie, alles aber in pikanter Eigenthümlichkeit. Emiliens Charakter, mit dem sich übrigens die meisten Leser befreunden werden, ist der des besseren, aber gewöhnlicheren Weibes. Wilhelm, Anthoms Freund, und der junge Graf A=stein, Anthoms ehemaliger Zögling, später Gatte Seraphinens, sind gleichfalls bessere, aber gewöhnliche Leute. Im Ganzen ist Ludwig Anthom ein interessanter Beytrag zur Biographie des menschlichen Herzens, und als solcher ungefähr ein Gegenstück zu Goethe's Werther, da er die Wirkungen der Liebe im Inneren der männlichen Natur abschildert, indeß dieser ihre Wirkung im Gemüthe des Jünglings zeigt.

Was die Durchführung des Ganzen betrifft, so ist sie, Einzelnheiten abgerechnet, die hier kaum berücksichtigt werden können, musterhaft zu nennen. Besonders vorzüglich ist die Zeichnung und Haltung der Charaktere. Sie ist scharf und klar, zwey Eigenschaften, die wir leider bey so vielen Charakteristiken neuerer Zeit vermissen, und die doch so nothwendig erscheinen. Die Art der Entwicklung der Leidenschaften ist naturgemäß, und alles streng motivirt.

Was Anthom betrifft, so könnte man gegen ihn einwenden, daß seine Persönlichkeit zu wenig interessant sey, aber es wäre ein Einwurf, welchen wir mehr von Leserinnen als von Lesern hören würden. Die äußere Beschaffenheit Anthoms, seine Gestalt, sein Alter u. dgl., sind allerdings mit zu weniger Bestimmtheit angegeben, und das hindert uns auch, uns ein vollkommen bestimmtes Bild von ihm zu entwerfen. Darin scheint auch der Verfasser gefehlt zu haben, indem er vergaß, daß die Beschaffenheit aller dieser Eigenschaften und Verhältnisse

gerade bey der Leidenschaft, die er zu schildern versucht, von bedeutendem Einflusse sind. Aber wie genau und vollkommen ist dagegen alles hingestellt, was in der innern Welt Anthoms sich begibt. Sein Verstand ist gebildet und scharf, doch nicht stark genug, die ungewohnten Ankämpfungen des mit aller Gewalt aufgeregten Gefühls zu ertragen. Alle vom Dichter gegebenen Umstände der früheren Carriere Anthoms, seines gegenwärtigen Standes, der Beschaffenheit seiner Umgebungen sind mit großer Geschicklichkeit benützt. Meisterhaft ist der allmälige Uebergang der Leidenschaft in Anthom vom Zustande ihres Schlummers bis zum regsten Leben. Wie richtig geschildert ist der Zweifel in Anthom, ob Seraphine ihn liebt oder nicht, und wie verständig wird er bald gehoben, bald genährt, und läßt so die Leidenschaft nie zur Ruhe kommen. Sehr zu loben ist der Vorgang mit dem Porträt in Seraphinens Zimmer, welches sie bey Anthoms Erscheinen verbirgt, und von dem er, durch Umstände verleitet, glauben konnte, daß es das seine sey. Daß Anthom die ihm mit der unverbrüchlichsten Treue und Anhänglichkeit ergebene Gattin verläßt, ist allerdings weder edel noch moralisch, allein der Verfasser wollte uns in Anthom nicht das Bild eines solchen Mannes aufstellen; auch tritt seine spätere Lebensweise als eine Gattung Sühne ein, und kann so diejenigen zufrieden stellen, die nach der Morale poétique fragen. Anthoms Stand als protestantischer Geistlicher ist von entscheidendem Belange für seine Gefühls-, Denk- und Handlungsweise, und nicht bloß wegen der, allerdings bedeutenden Situation erfunden, in welcher Anthom bestimmt wird, Seraphine ihrem Verlobten antrauen zu müssen.

Eben so geschickt und konsequent, wie Anthom, ist Seraphine gezeichnet, und anschaulich gemacht, wie die, zwar gutmüthige Koketterie, immer aber Koketterie, der weiblichen Natur ihre wichtigsten Handlungen bedingt und leitet. Es ist richtig und fein vom Verfasser gedacht, daß er sie einem Grafen ihre Hand reichen läßt; eben so, daß sie am Hofe lebt, wo sich ihre Individualität erst recht entwickeln kann. Sie merkt es, daß Anthom sie liebt, aber sie hält seine Leidenschaft nicht für so extravagant, als sie später erscheint, und indem sie sich im Schimmer seiner Verehrung gefällt, weist sie diese nicht ernst und trocken zurück, um jenen nicht zu verlieren. Wie genau der Verfasser Charaktere bis zu ihrem Entstehen verfolgt, mag aus einer Stelle S. 83 entnommen werden:

»Als Kind mag Seraphine eine wunderliche Heilige gewesen seyn, und ihren Aeltern, wie sie sagen, viele Noth gemacht haben. Vor allem hat sie immer spielen wollen, und ist

nie zur Arbeit zu bringen gewesen, obwohl auf der andern Seite ihre Wißbegierde so groß war, daß sie erwachsene Leute bis zum Ueberdruße mit Fragen behelligt hat. Ihr liebstes Spielwerk ist gewesen, den Figuren auf den Kartenblättern die Köpfe, die Arme und die Beine ebenmäßig abzuschneiden, und sie dann bunt durcheinander zusammen zu setzen. Damit soll sie sich stundenlang beschäftigt, und nach Umständen herzlich gelacht haben über die närrischen Leute mit den fremden Köpfen und fremden Armen und fremden Beinen.«

»Seitdem sie dann ernsthaft und mit Strenge zur Arbeit angehalten worden ist, hat sich der Grad ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Fortschritte lediglich nach ihrer Neigung und ihrem Antheil an der Sache gerichtet; so hat sie geschichtliche Anekdoten aller Art sehr leicht, aber nur mit Mühe eine Jahrzahl, und von der Geographie nie etwas gemerkt; desgleichen viel eher die feinsten Stickereyen machen, als ein Halstuch einsäumen gelernt. Ja was das Rechnen betrifft, meint Emilie, sey die Frage, ob sie heute herausbringen werde, wie viel 15 Schock Eyer in Thalern betragen; überhaupt scheint sich sehr frühzeitig in ihr ein Streben nach Selbstständigkeit und Freyheit gebildet zu haben. So ist es öfters vorgekommen, daß sie in den ihr zur Arbeit bestimmten Stunden ganz ruhig und gelassen fortgefahren oder angefangen hat zu spielen; das Gebot, aufzuhören, oder ihre Arbeit zu fertigen, damit sie zur gehörigen Zeit vollendet werde, nicht achtend, hat sie ihr Wesen fortgetrieben, bis Strafe erfolgt ist, und dann erst hat sie ihre Arbeiten, die sie heimlich vollendet hatte, als fertig vorgewiesen, und hat ihre Strafe schweigend ertragen, zufrieden, daß sie Unrecht erlitten habe. Das hat ihr nun den Vorwurf des Trotzes und der Bosheit zugezogen, und sie hat ihn desto öfter hören müssen, weil man wußte, daß es sie kränke, und dadurch sie zu bessern suchte; indessen mögen die Strafpredigen, die sie dafür erhalten hat, nicht sonderlich angeschlagen haben.«

»Die eigentlich hohe durchgreifende Weihe scheint sie erst in jener Zeit erhalten zu haben, wo sie die bestimmte unwillkürliche Empfindung dessen, was ihr fromme, von ihrer Familie getrennt hat. In dieser Zeit der Verbannung aus ihrem Vaterhause, die sie in demselben verlebte, muß sich ihr eine neue, höhere Welt aufgeschlossen haben. Emilie sagte, sie sey still und geduldig gewesen, und habe nie geklagt oder in eines anderen Gegenwart geweint, obgleich sie oft rothe Augen gehabt habe; sie habe sich die Zeit mit Lesen, Zeichnen und Schreiben vertrieben, weil sie das Gebot des Vaters von jeder Arbeit für das Haus und die Familie ausgeschlossen habe. Indessen sey es nur

gar zu deutlich gewesen, wie es sie innerlich angreife und aufzehre. Jetzt freylich sieht man ihrer freyen Stirn keine von den Furchen mehr an, die der Schmerz hineingegraben hatte, und ihre Wangen streiten wieder mit ihren Rosenlippen um den Preis — aber es ist nicht auszudenken, welche Veränderungen damals in ihr vorgegangen seyn müssen, wo sie alles in sich allein hat suchen und finden müssen. Ohne das würden vielleicht nie alle Springfedern ihres Geistes so gestählt, alle Quellen ihrer Kraft so geöffnet, alle Schlacken, alles Phlegma aus ihrem Leben so ausgeschieden worden seyn«

In der Durchführung von Emiliens Charakter ist besonders die Darstellung des Uebergangs von geringerer zu höherer geistiger Bildung zu loben, welche sich dieselbe, seit sie Anthoms Liebe zu Seraphinen merkte, angelegen seyn ließ, da sie fühlte, wie viel ihr die Schwester darin voraus sey, und weil sie es als Pflicht erkennt, ihrem Manne das zu bieten, was ihm interessant erschien. Man vergleiche deshalb den Brief Emiliens an ihre Mutter Seite 49 mit dem an Wilhelm Seite 233.

Was den Styl betrifft, so ist er klar und überaus präcis, bald kräftig, bald anmuthig, nach Bedürfniß. Die eingewebten Erkenntnisse sind wahr und tief; die Gleichnisse und Bilder poetisch gedacht und anschaulich dargestellt; nichts davon drängt sich in den Vorgrund, und ist, wie vorzüglich es auch für sich seyn mag, immer den Bedürfnissen des Hauptzwecks untergeordnet. Wir theilen als Probe intellektueller Bemerkungen des Verfassers eine Stelle S. 131, und als Probe seiner Beschreibungsart die Schilderung eines Sonnenuntergangs S 88 mit.

S. 131. »Das ist es, was ich am Manne verehre. Daß er ins Große und Ganze wirken kann; daß Weisheit und hoher Ernst auf seiner Stirne thronen, und ihm die Macht gegeben ist, mit gewaltiger Hand zu schaffen und zu ordnen; daß sein Haupt, geschmückt mit der doppelten Krone des Oelzweiges und des Lorbers, den weltbeherrschenden Gedanken erzeugt, und sein Arm das Schwert der Freyheit und Gerechtigkeit führt; daß die Geschichte sein Eigenthum und Menschenwohl seine Sorge ist; daß er im Dienste einer Idee der Unsterblichkeit zu sterben kann, und etwas Höheres kennen darf, als sein Glück und die Liebe? — — ist das nicht ehrwürdig, erhaben?« —

S. 88. »Die Sonne war bis jetzt immer mit einer Wolke niedergegangen, die sich gerade vor sie gelegt hatte; übrigens war der Himmel voll Flocken und Schäfchen im schönsten Gemisch. — Da trat mit einmal der Feuerball hinter der schwarzen Decke hervor, und ehe du es denken konntest, fuhr vom Nieder-

gange bis zum Aufgange die Flamme über die Welt hin, daß es eine Pracht ward am Himmel und auf Erden. Glut und Farben quollen von oben herab vom ewigen Throne des Lichts, und von unten hinauf zogen duftige Wolken, und schöpften Gold und Glanz am himmlischen Quell. Und der Wind stand auf in Osten, und fuhr über die Erde, und der Wald und das Feld zitterten und rauschten, und wallten vor seinem Wandeln. Und die Abendglocken tönten in den Gesang der Vögel hinein, die wieder aufwachten aus ihrem grünen, duftigen Lager, und sich noch einmal wiegten im blauen, reinen Aether. Und die Sonne stand über den rauchenden Bergen und den dampfenden Thälern, und es war, als riefe die Ewigkeit der Zeit zu: »Sey meiner werth!« Dann zog tiefere, dunklere Glut am Westen nieder, bis der Glanz von der Erde wich. Nur am Himmel brannten die Opferfeuer noch fort hinter der Erde hervor, und der Ostwind trieb die Wolken der Königin in das Grab nach, und es schwand das Licht und die Farben, und es ward Nacht und Stille!«

Wer gegen die Materialien zur Trauungsrede S. 247 etwas einwenden wollte, mag auf den Gemüthszustand Anthoms Rücksicht nehmen, in dem er sie entwarf. Kein verständiger Beurtheiler wird übersehen, daß manche schiefe und zu mißbilligende Ansicht nicht die des Verfassers ist, welcher sie nur der handelnden Person, ihrem Charakter gemäß, in den Mund legte.

Möge der Verfasser, dessen Wissen eben so reich und gebildet, als sein künstlerisches Vermögen echt und kräftig erscheint, uns bald wieder mit einem ähnlichen Werke erfreuen.

Deinhardstein.

Art. XV. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolás *Hugalde y Mollinedo*. Madrid, imprenta de D. Eusebio Aguado. 1829. 4. Tomo I. XI y 276 Pag.

Bevor i. J. 1804 Bouterwek's »Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit« erschien, war, außer einigen wenigen, hier und da zerstreuten Notizen und Bearbeitungen von ein paar der bekanntesten Werke der überreichen spanischen Literatur, Dieze's Uebersetzung von Velazquez »Geschichte der spanischen Dichtkunst« das einzige, einigermaßen vollständigere Werk über diesen Gegenstand in Deutschland. Wenn man dieses Buch, dessen nach einem äußerst mangelhaften und einseitigen Plan und ohne allen kritischen und pragmatischen Geist verfaßtes Original durch die allerdings große Belesenheit des gelehrten Uebersetzers nur wenig gewann, mit Bouterwek's

Arbeit vergleicht, so wird man keinen Augenblick anstehen, dem Letzteren den verdienten Ruhm zuzuerkennen, zuerst unter uns in diesem Felde Bahn gebrochen, und durch ein meist richtiges Urtheil und eine sachgemäße Darstellung in dieses Chaos Licht gebracht zu haben. Seitdem ist zwar sehr viel für die Verbreitung der spanischen Literatur in Deutschland geschehen, ausgezeichnete Kritiker haben einzelne Partien derselben richtiger gewürdigt, geistvoller und erschöpfender erörtert; Abdrücke einiger der ausgezeichnetsten Werke in der Originalsprache, die aus deutschen Pressen hervorgingen, und mit Umsicht und Geschmack angelegte Mustersammlungen [1]) nebst brauchbareren grammatikalischen und lexikalischen Handbüchern haben das Studium der spanischen Literatur aus den Quellen bedeutend erleichtert und befördert; und treffliche Uebersetzungen haben selbst jene, die der Originalsprache unkundig oder nicht mächtig genug sind, in den Stand gesetzt, sich von dem Geist und den Schätzen dieser Literatur einen genügenderen Begriff zu machen; so zwar, daß auch in diesem Felde Deutschlands Literatoren denen keiner anderen Nation nachstehen, ja außer den Eingebornen am meisten darin geleistet haben [2]). Aber dennoch ist Bouterwek's Werk noch immer das einzige geblieben, welches sich über das Gesammtgebiet der schönen Literatur Spaniens verbreitet, und er diente und dient noch allen unseren Literaturhistorikern zum Führer in diesem Bereiche [3]). Auch die Literatoren der nächst Deutschland gebildetsten Länder Europas, Frankreichs und Englands, haben sich begnügt, Bouterwek's Werk in ihre Landessprachen zu übersetzen, um dadurch eine fühlbare Lücke ihrer eigenen Literatur noch am besten auszufüllen [4]). Aber auch in Spanien selbst

---

[1]) Mit Recht können wir in dieser Beziehung auf die vortreffliche und noch nicht genug gewürdigte und benützte »Floresta de rimas antiguas castellanas« unseres eben so gelehrten als geschmackvollen Landsmannes Böhl de Faber stolz seyn; ein wahrer Schatz für die Lyrik des älteren Spaniens, und selbst von keiner im Mutterlande veranstalteten Sammlung übertroffen.

[2]) Dieses Zeugniß geben uns selbst die Spanier. S. Ocios de Españoles emigrados, Enero 1827, p. 97. — Wir dürfen ohne Nationaleitelkeit behaupten, daß erst durch unsere Bemühungen die Franzosen und Engländer neuerdings auf die spanische Literatur aufmerksam gemacht wurden, und sie richtiger würdigen gelernt haben.

[3]) Eichhorn, Wachler u. s. w. nennen, wie billig, in den der spanischen Literatur gewidmeten Abschnitten ihrer allgemeineren Werke hauptsächlich Bouterwek als ihren Gewährsmann.

[4]) Sismondi ist in dem Theile seines Werkes »über die Literatur des südlichen Europas,« der von der spanischen handelt, so sehr

erschien seit dem oben erwähnten Versuche des Velazquez keine genügendere, das Ganze umfassende Geschichte der National-literatur; denn die verdienstvollen Werke von Sarmiento und Sanchez beschränken sich nur auf die ältesten Epochen derselben, zu deren Geschichte sie allerdings sehr schätzbare Beyträge liefern, ohne jedoch das Material selbst zu verarbeiten; die mit planloser Breite und geschmackloser Gelehrsamkeit abgefaßte »Geschichte der spanischen Literatur« von den Brüdern Mohedano *) kann gar nicht hieher gerechnet werden, da sie in neun Quartbänden nur bis auf Mela reicht, und wahrscheinlich von der eigenen Last (eine wahre indigesta moles!) erdrückt wurde; die Abrisse endlich, die sich als Einleitungen vor Quintana's »Poesias selectas castellanas« und vor der »Biblioteca selecta de literatura española por *Mendibil y Silvela*« befinden, sind als solche sehr empfehlenswerth, mit Umsicht und Geschmack verfaßt, und insbesondere sind Quintana's Urtheile treffend und geistreich; allein eben weil sie sich plangemäß inner den Gränzen einer nur skizzirenden Uebersicht hielten, wurde auch durch sie dem auffallenden und fühlbaren Mangel einer, von einem Eingebornen verfaßten, ausführlichen und pragmatischen Geschichte der spanischen Nationalliteratur nicht abgeholfen.

Dieß veranlaßte die Herren José Gomez de la Cortina und Nicolás Hugalde y Mollinedo ebenfalls zu Bouterwek's Werk ihre Zuflucht zu nehmen, um durch eine vielfach bereicherte und nach einem erweiterten Plane bearbeitete Uebersetzung desselben diesen Mangel ihrer vaterländischen Literatur

---

in Auswahl und Anordnung des Stoffes und selbst im Urtheile Bouterwek gefolgt, daß er eher für eine Bearbeitung des deutschen Werkes, als für eine eigenthümliche Arbeit gelten kann.

*) Historia lit. de España; por los P. P. Fr. Rafael y Fr. Pedro Rodriguez Mohedano. 3. Ed. Madrid 1779—85. 9 Voll. 4. Aber nicht einmal brauchbare Beyträge oder neue Notizen enthält des Abbé Xavier Lampillas Ensayo hist.—apologetico de la lit. esp. contra las opiniones preocupadas de algunos escritores modernos italianos. Trad. del ital. por Doña Josefa *Amar y Borbon*. 2. Ed.; Madrid 1789. 7 Voll. 4., welches Werk, wie schon der Titel sagt, zwar mit Recht gegen Anmaßung und Unwissenheit zu Felde zieht, aber eben so geschmacklos als unkritisch das Vaterländische lobt, ohne doch den rechten Fleck zu treffen, und durchaus nur Bekanntes mit ermüdender Breite und unnützer Gelehrsamkeit aufwärmt. Und doch erlebten beyde Werke wiederholte Auflagen! — Wahrlich der Patriotismus und die Geduld des spanischen Publikums hätte durch etwas Besseres befriedigt zu werden verdient!

weniger fühlbar zu machen, zu dem in den neueren Zeiten leider nur zu sehr vernachläßigten Studium derselben anzuregen, und zu weiteren Forschungen zu veranlassen *). Freylich wäre es wünschenswerther gewesen, wenn diese beyden Herrn statt einer allerdings vielfach bereicherten und berichtigten Uebersetzung lieber ein ganz neues Werk auf dem Grunde des Bouterwek'schen aufgeführt hätten, wozu es ihnen als Eingebornen, in Spaniens Hauptstadt, bey ihren vielfachen Verbindungen, und bey der Menge noch unbenützter, in den Bibliotheken und Klöstern dieses Landes zerstreuten und vergrabenen Schätze, an Beruf, Gelegenheit und Aufforderung nicht gefehlt hätte. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß man, ohne parteyisch zu seyn, an der Arbeit unseres Landsmannes mehrere wesentliche Gebrechen ausstellen muß; so ist z. B. die Geschichte der ältesten und neuesten Periode der spanischen Literatur zu fragmentarisch und lückenhaft, als daß nicht dadurch eine auffallende Ungleichheit der Bearbeitung bemerkbar werden sollte; der Einfluß der ausländischen Literatur auf die spanische und ihr gegenseitiges Verhältniß, besonders im Mittelalter, nicht immer gehörig ausgemittelt und gewürdigt; die Gränzlinie zwischen Volkspoesie und den Erzeugnissen eigentlich künstlerischer Schöpfung nicht scharf genug gezogen, noch ihr Nebeneinanderseyn und ihre Wechselwirkung mit der gehörigen Klarheit aufgefaßt und dargestellt; die Geschichte der Entwicklung und der Fortschritte der historischen Darstellungskunst und der Beredsamkeit unverhältnißmäßig dürftig u. s. w.; welche Mängel sich nicht durch bloße Erweiterungen und Zusätze gänzlich heben ließen, sondern einer durchgreifenderen Umarbeitung bedurft hätten. So wenig wir daher anstehen, unumwunden zu erklären, daß trotz der unläugbaren und großen Verdienstlichkeit des Bouterwek'schen Werkes, trotz der bedeutenden Bereicherung desselben durch die vorliegende Uebersetzung, eine erschöpfende, pragmatische und gleichmäßige Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrem ganzen Umfange noch immer ein frommer Wunsch bleibe, so sind wir doch weit davon ent-

*) »Deseosos de suplir esta falta,« sagen sie in der Vorrede (p. IV) zu dem vorliegenden Werke, »ofrecemos la presente version castellana, bien persuadidos de que podrá tal vez servir de estimulo á la juventud para dedicar algunos momentos á tan útil y deleitable estudio, *descuidado tiempo hace en España mas que en parte alguna*, tanto por la serie de guerras y trastornos politicos, que desgraciadamente han entorpecido los buenos estudios, *como por la falta general de buena educacion*, consecuencia precisa de aquellos males.«

fernt, das Betragen Jener gut zu heißen, die mit der uns Deutschen eigenen Verkleinerungssucht des Heimischen den wohlerworbenen Ruhm unseres Landsmannes durch hämische Aufmutzung kleiner Versehen zu schmälern suchen, und das Andenken eines unserer würdigsten und ausgezeichnetsten Gelehrten, der leider für das Vaterland und die Wissenschaften zu früh starb, durch gedankenlos nachgeschriebene und mit eben so frecher Unbescheidenheit als greller Unwissenheit vorgebrachte Beschuldigungen besudeln *). Vielmehr freuen wir uns aufrichtig der ehrenden Anerkennung, die seinem Verdienste in dem Lande selbst wurde, dessen Literatur er so geistreich und geschmackvoll darstellte, schätzen an seinen Uebersetzern die rühmliche Bescheidenheit, mit der sie ohne Nationalvorurtheil der Arbeit des Fremden über ihre eigene Literatur huldigten, und erkennen dankbar die redliche Sorgfalt, mit der sie das Werk unseres Landsmannes zu übertragen und zu vervollständigen strebten, wenn wir auch lieber ein ganz neues, eigenes und umfassenderes von ihnen gewünscht und erwartet hätten. Auch hat das vorliegende Buch noch einen ganz eigenen Reiz für uns: es erscheint uns wie eine Erneuerung des geistigen Bündnisses zweyer nicht bloß dem Stamme, sondern mehr noch ihrem innersten Wesen nach eng verbrüderter Nationen; wie eine Erneuerung des altherkömmlichen Grußes der Spanier an die Deutschen: Somos hermanos! und wir erwiedern herzlich den lang entbehrten Gruß. Möchten durch diese Einbürgerung des deutschen Werkes in Spanien die schädlichen Einflüsse, die jene engherzige, sogenannte französisch-klassische Schule auf die spanische Poesie nur zu lange übte, völlig vernichtet werden, und die Spanier des Deutschen von jedem Schulzwange freye Ansichten, seine tiefe Auffassung ihres eigenthümlichen Geistes und richtige Würdigung ihrer Meisterwerke, die sie nur von einer geistesverwandten Nation erwarten durften, gänzlich von dem Irrwege zurückbringen, auf dem sie durch den falschen Glanz einer nüchternen Glätte und einer schulgerechten Gefeiltheit ohne Gemüth und Tiefe so weit verführt wurden, daß sie sich selbst mißverstehen, und über dem einseitigen Spotte phantasiearmer Aristarchen an der Seine die üppigen, lebensfrischen Blüthen der heimischen Fluren am Manzanares und Gua-

---

*) Mit Stillschweigen wollen wir die kleinlichen Ausfälle übergehen, die sich ein sonst mit Recht geachteter Dichter und geistreicher Kritiker aus gekränkter Eitelkeit gegen Bouterwek erlaubte, der ihm Nachlässigkeiten hoch anrechnet, die doch offenbar nur ein lapsus calami sind; er möge sich der erbaulichen Sprüchlein des weisen Sancho erinnern: »dixo la sarten á la caldera, quitate allá ojinegra,« und: »donde las dan las toman!«

dalquivir als wucherndes Unkraut unbeachtet lassen konnten! — Aber auch für die Freunde der spanischen Literatur in Deutschland ist die vorliegende Uebersetzung eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, denn sie enthält, außer vielen Berichtigungen und kleineren Zusätzen, einige sehr dankenswerthe größere Auszüge aus bisher noch ungedruckten und fast nur dem Namen nach bekannten Werken; so zwar, daß die Anmerkungen der Uebersetzer mehr als die Hälfte dieses ersten Bandes ausmachen. Wir glauben daher den vielen Verehrern der spanischen Muse unter uns, denen das theure und wenig verbreitete Buch nicht zugänglich seyn dürfte, einen Dienst zu erweisen, wenn wir es ihnen durch die vollständige Mittheilung der wichtigeren und bedeutenderen Zusätze der Uebersetzung entbehrlich zu machen, und Ein und das Andere aus eigener Lesung zu ergänzen suchen, wozu uns der Reichthum der hiesigen Hofbibliothek an den seltensten Werken der spanischen Literatur, die in Spanien selbst nur schwer mehr aufzufinden sind, in den Stand setzte.

Was zuvörderst das Verhältniß der vorliegenden Uebersetzung zu dem deutschen Originale überhaupt und die Oekonomie des Buches betrifft, so bemerken wir, daß es eigentlich aus drey Abtheilungen bestehe: die erste enthält nämlich den Text des deutschen Werkes, der im Ganzen richtig aufgefaßt und mit Treue und Eleganz übertragen ist; die zweyte enthält die Anmerkungen des Originals; die dritte, und für uns wichtigste, die (44) Anmerkungen und Zusätze der Uebersetzer; auf die ersteren ist im Texte durch Ziffern, auf die letzteren durch Buchstaben verwiesen. In Bezug auf diese letzteren äußern sich die Uebersetzer in der Vorrede (p. V): »Pero es preciso confesemos que aunque el autor trata de nuestra poesia con alguna estension, deja en todo lo demas un vacio que nos ha sido preciso llenar; *pues habla tan ligeramente de la mayor parte de nuestros historiadores, oradores, y de algunos ramos pertenecientes á la literatura*, que de no suplir este defecto, se nos incluiria, con razon, en el número de traductores rutineros y adocenados.« Daß sie aber auch zu der von Bouterwek ausführlicher abgehandelten »Geschichte der Poesie« im strengeren Sinne sehr bedeutende und wichtige Zusätze gemacht haben, ist von uns bereits früher erwähnt worden. Sie äußern sich darüber mit vieler Bescheidenheit und gerechter Würdigung der Verdienste unseres Landsmannes eben da (p. V u. VI): »Lejos de censurar en el autor algunos descuidos, y omisiones, reconocemos desde luego *que han procedido de escasez de datos y noticias sobre ciertas materias, y nunca de falta de talento*; pues en casi todo cuanto dice *son tan exactas*

sus citas, tan atinadas sus reflexiones y tan juiciosa su critica, que muy poco nos ha dujado que hacer, y si mucho que admirar en un estrangero, en cuya nacion las costumbres, el gusto y el lenguage difieren tan esencialmente de los nuestros.« Nicht weniger haben sie für eine würdige äußere Ausstattung des Buches gesorgt, das sowohl durch Korrektheit und Eleganz des Druckes, als Güte des Papieres unter die schönsten Erzeugnisse der spanischen Pressen gehört. Ueberdieß haben sie Nachstiche der wichtigsten von ihnen gebrauchten Handschriften beygefügt, wofür ihnen die Freunde der spanischen Paläographie gewiß Dank wissen werden. Noch dürfen wir die Unterstützung nicht unerwähnt lassen, welche die Uebersetzer von der k. spanischen Akademie der Geschichte, in deren Auftrag sie mit Ausarbeitung eines »Diccionario biográfico de Españoles célebres« sich beschäftigen, und insbesondere von dem würdigen und gelehrten Direktor derselben, D. Martin Fernandez de Navarrete, auch bey dieser Arbeit erhalten zu haben dankbar bekennen, einem Manne, der durch eigene gediegene Werke, durch Förderung und Herausgabe ausgezeichneter Schriften Anderer, durch die weise Leitung der ihm anvertrauten gelehrten Körperschaft, und durch die seltene Bereitwilligkeit und Humanität, mit der er seine umfassenden Kenntnisse und großen literarischen Schätze jedem Wißbegierigen mitzutheilen gewohnt ist, um sein Vaterland und die Wissenschaften überhaupt sich große und bleibende Verdienste erworben hat.

Der bis jetzt, unseres Wissens, allein ausgegebene erste Band (nach dem Prospectus wird die Uebersetzung wenigstens aus drey Bänden bestehen) enthält die Geschichte der spanischen Literatur vom Ende des dreyzehnten bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (im deutschen Originale: das erste Buch, S. 27—144). Die Einleitung des deutschen Werkes (S. 3—24) ist weggeblieben, so wie auch die Uebersetzer im Verfolge manche religiöse und politische Ansichten des deutschen Verfassers, durch Zeit- und Ortsverhältnisse bewogen, oder als Katholiken und Spanier von einem andern Standpunkte ausgehend, wie der deutsche Protestant, unterdrücken mußten, oder nach ihrer Ueberzeugung zu mildern für gut fanden. Ueber Beydes rechtfertigen sie sich in der Vorrede (p. VI und VII) also: »En cuanto á las *cuestiones politicas y teológicas* á que alguna vez se resbala Bouterwek con la licencia acostumbrada en el pais en que escribió, como no son de nuestra inspeccion, ni pertenecen directamente al objeto que nos hemos propuesto, nos ha parecido *conveniente y necesario* el omitirlas, del mismo modo que la *introduccion*

que pone á su obra, *por no ser mas que una repeticion* de lo que escribieron Velazquez y el P. Sarmiento.«

Auch wir folgen in Beziehung auf die Einleitung des deutschen Originals dem Beyspiele der spanischen Uebersetzer, da sie theils als allgemein bekannt vorauszusetzende Resultate enthält, theils über die Poesie der Troubadours durch die neueren, wichtigen, und bereits allenthalben anerkannten Werke eines Raynouard, Rochegude, der Gebrüder Schlegel und vorzüglich des gründlichen Diez nun schon veraltete, ungenügende und vielfach zu berichtigende Ansichten gibt; theils endlich mehrere schon hier berührte Gegenstände im Verfolge ohnedieß nochmals zur Sprache gebracht werden müssen.

Bevor wir jedoch zum Einzelnen übergehen, müssen wir noch bey dem Entwicklungsgange der spanischen Nationalliteratur im Allgemeinen, der Feststellung ihrer Perioden und Epochen, und den charakteristischen Merkmalen einer jeden derselben etwas länger verweilen. Denn die von Bouterwek aufgestellten und auch von dessen Uebersetzern befolgte Eintheilung scheint uns weder genau abgränzend, noch scharf genug bezeichnend zu seyn. Wir wollen daher eine genügendere zu entwerfen versuchen, wobey uns einige ausgezeichnete spanische Literatoren [1]) als Führer und Gewährsmänner dienen.

Wir glauben zuvörderst zwey Perioden unterscheiden zu müssen: die der alten, eigentlichen Nationalpoesie [2]), und die der modernen Kunstpoesie (poesia antigua y moderna). Die erste umfaßt den Zeitraum von den ersten poetischen Versuchen im kastilischen Romanzo bis auf die Einführung des italienischen Styls und Versmaßes durch Boscan und Garcilaso in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; die zweyte reicht von da an bis auf unsere Zeiten. Die Poesie der ersten Periode, die man eben so gut auch die Poesie des spanischen Mittelalters nennen könnte, entwickelte sich größtentheils aus sich, mit vorherrschender Nationalität und Lokalität in Bezug auf Gegenstand, Styl, rhythmische und metrische Bildung; nur die mit dem spanischen Volke in so vielfacher,

---

[1]) *Quintana*, Poesias selectas castellanas; introduccion; — *Mendibil y Silvela*, Biblioteca selecta de Lit. esp.; Tom. III. discurso preliminar; — und vorzüglich der Recensent von Böhl de Faber's Floresta de rimas antiguas castellanas in den »*Ocios de Españoles emigrados*,« Tom. V. p. 454 y sig.

[2]) Wenn wir hier beynahe ausschließend nur von »Poesie« sprechen, so nehmen wir diesen Begriff in seinem weitesten Umfange; also auch die Schöpfungen der Phantasie in ungebundener Rede in sich fassend.

bald feindlicher, bald friedlicher Berührung stehenden Mauren und die auch an den Höfen von Aragonien und Kastilien wohlgelittenen Troubadoure übten unverkennbaren Einfluß auf Spaniens Volks- und Hofpoesie. Aber wie das Charakteristische der neuern Zeit, im Gegensatze zu der Abgeschlossenheit und selbstständigen Entwicklung der Völker des Mittelalters, in der Verbindung und Verschmelzung des allgemein Europäischen, in dem Aufeinanderwirken und Streben Aller zu einem gemeinsamen Ziele besteht, so sind in der neueren Literatur die Nationaleigenthümlichkeiten der einzelnen Völker nur die prismatisch gebrochenen Farben eines Lichtstrahles, der von der wieder aufgegangenen Sonne der alt-klassischen Literatur ausging, die oft in einander zu verschmelzen scheinen. Daher beginnen wir auch mit diesem allgemeinen Wendepunkte des europäischen Lebens die zweyte Periode der spanischen Nationalliteratur *), die nun ebenfalls ihren früheren Charakter, jene naive Einfachheit, Frische und volksthümliche Originalität mit einem Anstrich von Orientalismus größtentheils verlor, und, mit Ausnahme der dramatischen und eigentlichen Volkspoesie, mittelbar nach altklassischen, unmittelbar aber und zunächst nach italienischen, dann französischen, und endlich auch zum Theil nach englischen Mustern sich bildete, und bald zu ihrem Vortheile, bald aber auch zu ihrem Nachtheile von dem allgemein europäischen Zeitgeiste bestimmt, und in Stoff und Form eine Nachahmerin der eben vorherrschend tonangebenden ausländischen Literatur wurde.

Hieraus ergeben sich von selbst die Unterabtheilungen beyder Perioden. Die erste Periode zerfällt nämlich in zwey Epochen, deren erste ungefähr vom Ende des eilften Jahrhun-

---

*) Bouterwek und Quintana haben diese Hauptabtheilung in zwey Perioden (antiguo y moderno) gar nicht, die wir jedoch für wesentlich halten. Der Recensent in den »Ocios« (l. c. p. 450 y 454) macht zwar auch diese Abtheilung, aber mit einem anderen Einschnitt, indem er die zweyte Periode (moderne Literatur) erst mit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts (Luzan) beginnt. Aber das Charakteristische der zweyten Periode: vorherrschende Nachahmung des Ausländischen und wechselseitiges Aufeinanderwirken aller gebildeten Nationen Europas nach dem gemeinsamen Muster der alt-klassischen Literatur im Gegensatze zu dem der ersten Periode; vorherrschende nationale Originalität und Selbstentwicklung, scheint uns durch den im Text angenommenen Abschnitt viel richtiger bezeichnet zu seyn, für welche Annahme, wenn es außer der Ueberzeugung von ihrer Sachgemäßheit noch einer Autorität bedürfte, wir auch die Herren Mendibil und Silvela (l. c. p. XV—XXVI) als Gewährsmänner anführen könnten.

derts bis auf die Zeiten König Johann's II. (1406—1454) von Kastilien reicht. Der Entwicklungsgang und Charakter dieser Epoche möchte sich im Allgemeinen etwa so angeben lassen: die erste Regung poetischen Lebens, wie überall, so auch hier, in der Volkspoesie (Romanzen); wahrscheinlicher Einfluß der Mauren auf Form und Versbau derselben (Redondilien, Assonanz); epische Auffassung des Gegenstandes aus den heimischen Kreisen des thatenreichen Nationallebens und den Sagenkreisen des romantischen Ritterthums (romances históricos y caballerescos); in der Darstellung: edle Einfachheit, naive Treuherzigkeit, Kraft und Kürze im Ausdruck. Erste Versuche der Kunstpoesie sich zu gestalten, von der Volkspoesie angeregt, und mit ihr durch Gleichheit der Richtung, des Gegenstandes und der Darstellung enge verbunden, nach den drey Hauptäußerungen damaligen Lebens (Volksthum, Kirchthum und Ritterthum) in epischer Form als National-Epos (Poema del Cid; — Historia del Conde Fernan Gonzalez; — National-Chroniken); als mystisch-religiöses Epos (Berceo; — el Beneficiado de Ubeda; — Legenden); und als romantisch-ritterliches Epos (Poema de Alejandro; — Votos del Pavon; — Ritterromane). Neben dieser mehr idealen Auffassung des Lebens in epischer Form, die mehr an das Wirkliche sich haltende abstrahirende und ironische in wunderbarer Verbindung mit religiöser Mystik in didaktischer Form (Juan Manuel Conde Lucanor; — Poesias del Arcipreste de Hita; — Ayala Rimado de Palacio). Die Sprache zwar noch rauh, ungelenk und sentenziös, aber nicht ohne Würde und Anmuth; der Versbau schleppend, schwerfällig und holpericht.

Die in dieser Epoche üblich gewordenen metrischen Combinationen waren in der Volkspoesie die verschiedenen Arten von Redondilien mit der einförmigen Assonanz (uniforme en versos alternos); in der Kunstpoesie die Alexandriner (beliebig gereimt oder auch bloß assonirend, und in vierzeiligen Strophen mit dem eintönigen Reime »rimados en cuartetos«) und die daktylischen Stanzen (versos de arte mayor) *).

---

*) Ob die kürzeren Versmaße (von 5—8 Sylben) durch Halbirung der »versos de arte mayor« und Alexandriner entstanden seyen, wie man gewöhnlich annimmt, oder umgekehrt die letzteren durch die Vereinigung von zwey kürzeren, lassen wir als eine wohl schwerlich ganz bestimmt zu beantwortende und wenig fruchtbare Frage dahingestellt seyn, wiewohl wir uns eher für die letztere, als die natürlichere, Meinung (Fortschreiten vom Einfachen zum

Die andere Epoche der ersten Periode beginnt mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, oder der Regierung König Johann's II. von Kastilien, und reicht bis in die ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts, oder die Zeiten Kaiser Karl's V. Inhalt und Ton der Volkspoesie (Romanzen) wurden in dieser Epoche bedeutend erweitert und verändert, und zwar in beyden Beziehungen abermals durch die Mauren: in ersterer wurde durch die Eroberung Granada's der Schauplatz dieser Gesänge von den Engpässen Kastiliens über die Ebenen Andalusiens bis an Afrika's Küsten ausgedehnt; in zweyter bekamen sie nun eine entschiedenere orientalische Färbung (romances moriscos). Neben dieser Iliade sollte den Spaniern aber auch eine Odyssee werden; denn nicht bloß ihr äußerer, der abenteuerliche Schauplatz kriegerischer und ritterlicher Thaten und Gefühle, wurde erweitert, auch die engeren Kreise des inneren, häuslichen Lebens, die Freuden und Leiden der Alltagswelt, Sehnsucht und Scherz der Liebe bey Tanz und Spiel, und das halb scherz-, halb ernsthafte Züchtigen und muthwillige Verspotten des Verkehrten und Lächerlichen im gewöhnlichen Treiben wurden allmälich Gegenstand des lebendig-frischen, einfach-naiven, ächt nationalen Volksgesanges (romances descriptivos, eróticos, joco-serios y satiricos; cantares, letrillas, coplas etc.). Neben dem rein-epischen Charakter der Volkspoesie, der ausschließend den der ersten Epoche bildete, sehen wir daher in dieser zweyten den episch-lyrischen und den rein lyrischen sich im Volksgesange entwickeln und festsetzen. In dieser letzteren Beziehung dürfte die Veränderung, die mit der Kunstpoesie in der zweyten Epoche vorging, nicht ohne Einfluß auf die Volkspoesie geblieben seyn. Denn eine noch viel wesentlichere Umgestaltung hatte die Kunstpoesie erlitten, in der sie, völlig

---

zusammengesetzten) entscheiden möchten; aber gerade dieser fehlt es an historischen Dokumenten (vergl. auch: *Warton*, history of english poetry; 2. ed. London 1824. 8. Vol. I. p. 37—38; — *Grimm*, silva de romances viejos. Viena 1815. p. VII). Eben so begnügen wir uns, die Behauptung des gelehrten Recensenten in den »Ocios« (Tom. IV. p. 210 y sig.): daß zu den verschiedenen metrischen Combinationen der Spanier die Prototypen in ihren Sprichwörtern zu finden seyen, als eine geistreiche Hypothese anzuführen (vergl. hiemit Depping, Sammlung span. Romanzen. Leipzig 1817. S. XI und XII). Auch zu dieser Behauptung findet sich jedoch die entgegengesetzte bey einem anderen Literator, der in den kürzesten Versen (von 3—5 Sylben, »de pie quebrado«) den Ursprung der Sprichwörter zu finden glaubt (*Lecouteulx de Canteleu et Malmontais*, Essai sur la Littérature espagnole. Paris 1810. 8. p. 40).

ausgebildet, schon in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erscheint. Sie hat die epische Richtung fast gänzlich aufgegeben, und die Lyrik ist ihr eigentliches Lebensprincip, aber wenn auch eine mit der Volkspoesie derselben Gattung verwandte, doch in Form und Inhalt auch merklich von dieser verschiedene. In ersterer Beziehung bemerken wir ein sichtbares Streben nach Eleganz im Ausdruck, einen viel künstlicheren Perioden- und Strophenbau, das Festhalten und Ausspinnen eines Gedankens, bis alle seine Wendungen erschöpft sind, ein gesuchtes Spielen mit Begriffen und Worten, ein beynahe schulgerechtes Argumentiren in poetischen Syllogismen, mit einer epigrammatisch-sentenziösen Pointe; in letzterer sind die in ein System gebrachte und in Förmlichkeiten festgebannte Liebe und eine dogmatisirende Andacht, verbunden mit einer grübelnden Spitzfindigkeit und einem reizbaren Geiste der Controverse fast die ausschließenden Gegenstände derselben. Zwar läßt sich auch den Erzeugnissen dieser kunstmäßigen Lyrik (die den Inhalt der Cancioneros ausmachen) Eigenthümlichkeit und Nationalität nicht absprechen; aber diese Umgestaltung der Kunstpoesie im Verhältniß zur vorhergehenden Epoche war doch zu auffallend, als daß sie ohne eine äußere Einwirkung so hätte vor sich gehen können. Diese äußere Einwirkung geschah schon zum Theil durch die ursprüngliche Provenzal-Poesie, noch mehr aber durch die spätere, zu Toulouse und Barcelona blühende. Historisch nachweisbar durch die politische Verbindung Kataloniens mit der Provence, den Aufenthalt vieler Troubadoure an den Höfen der aragonischen und kastilischen Könige, und die Unterstützung und Ermunterung, die sie von diesen erhielten (in Kastilien schon seit Alfons X. Zeiten), durch die Verpflanzung des consistorio de la gaya ciencia von Toulouse nach Barcelona, und die Einführung des Troubadourgesanges durch die Marqueses de Villena und Santillana am Hofe Johann's II. von Kastilien; noch mehr aber dokumentirt durch die innere Aehnlichkeit der Provenzal-Poesie mit der spanischen Lyrik dieser Epoche, so zwar, daß diese letztere, gleich ihrem Muster, recht eigentlich eine Conversations- oder Hofpoesie wurde. Die Sänger am Hofe ernteten aber Lohn und Ruhm, und dichteten wohl auch oft nur, um beydes zu erlangen; daher die vielen namhaft aufgeführten Dichter in den Cancioneros im Gegensatze zu der nam- und zahllosen Schaar der Sänger unter dem Volke in den Romanceros.

Noch verdient aber eine andere Seite der Kunstpoesie dieser Epoche hervorgehoben zu werden. Einige der erst bemerkten Hofdichter versuchten sich nämlich auch in Gedichten von größerem

Umfange, in denen sie eine moralisirende Weltanschauung in weit ausgesponnene und künstlich durchgeführte Allegorien poetisch einzukleiden, und mit aller ihnen zu Gebote stehenden, oft freylich sehr pedantischen und übel angebrachten Gelehrsamkeit auszustatten strebten. Der berühmte Marquis von Santillana war auch in dieser Gattung der Tonangeber, und unter seinen Nachahmern die bedeutendsten Juan de Mena (el Laberinto), Jorge und Gomez Manrique. Auch findet sich in diesen Gedichten die erste Spur von dem unmittelbaren Einflusse der italienischen Dichtkunst auf die kastilische, in denen die »Divina Comedia« des Dante so sichtbar zum Muster diente, daß man schon damals die Verfasser »Dantistas« nannte. Diese bilden den Uebergang zur zweyten Hauptabtheilung *).

Die in der ersten Epoche bemerkten metrischen Formen blieben in der Volkspoesie für die Romanzen auch in dieser wie in allen folgenden Epochen dieselben, so daß wir nicht weiter darauf zurückzukommen brauchen; nur für die rein-lyrischen Gedichte wählte man noch kürzere, raschere Versmaße, mit regelmäßig abgesetzten und gereimten oder assonirenden Strophen, und meist mit einem wiederkehrenden Refrain (estribillo), die unter dem Namen der Redondillas, Letrillas (romances cortos), Chanzonetas, Cantarcillos, Coplas u. s. w. die eigentlich volksmäßige Lyrik der Spanier bilden. Hingegen mußte bey

*) Bouterwek tadelt die spanischen Literatoren (S. 72), daß sie mit der Regierung Johann's II. eine neue Epoche der spanischen Dichtkunst beginnen; scheint aber an der angeführten Stelle fast nur diese allegorisch-gelehrten Gedichte vor Augen gehabt zu haben. Wenn er aber (S. 106) sagt: »Es war nicht Nachahmung der Gesänge der Troubadoure, was diese Uebereinstimmung (zwischen der Provenzalpoesie und der spanischen Liederpoesie der Cancioneros) bewirkte. Es war derselbe Geist der romantischen Liebe« u. s. w.; so konnte ihn nur seine mangelhafte Würdigung der ältesten spanischen Literatur und ihres ursprünglichen Geistes, eine nicht scharf genug durchgeführte Trennung zwischen Volks- und Kunstpoesie, ein geflissentliches Absehen von den äußeren geschichtlichen Verhältnissen, und daher willkürliches Verwechseln zwischen Ursache und Wirkung zu Gunsten der spanischen Originalität zu einer Behauptung verleiten, welche die ausdrücklichen Zeugnisse der Geschichte gegen sich hat (vergl. Eichhorn, allgem. Gesch. der Kultur und Lit., Bd. I. S. 119 ff. — und Diez, die Poesie der Troubadours, S. 234); wir glauben daher durch das im Text Gesagte ihn hinlänglich widerlegt, und uns nebst den spanischen Literatoren gerechtfertigt zu haben, wenn wir mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eine neue Epoche der spanischen Dichtkunst beginnen.

dem gänzlich umgestalteten Charakter der Kunstpoesie auch in ihrer Rhythmik und Metrik eine bedeutende Veränderung vor sich gehen. Zuerst bemerken wir im Gegensatze zur Romanzenpoesie, in welcher die einförmige Assonanz herrschend blieb, in den lyrischen Gedichten der Cancioneros den nach den unabweichlichen Regeln der Strophen abwechselnden Reim streng beobachtet, mit Ausschluß der Assonanz, da eben hierein, wie in der Provenzalpoesie, die größere Kunst oder Künstlichkeit gesetzt wurde. Dann sehen wir die schwerfälligen, schleppenden Alexandriner gänzlich verdrängt durch die nun ausschließend gebrauchten zwey kürzeren, gefälligeren und zum lyrischen Ausdrucke (Gesange) passenderen Versmaße von acht und zwölf Sylben (versos de arte real y de arte mayor), nebst den aus ihnen gebildeten Halbversen von vier und sechs Sylben (versos de pie quebrado, nacidos de aquellos), und durch deren verschiedenartige Bildung in Strophen (versos ó coplas) von zwey bis zwölf Zeilen (pies) unter dem Namen der »Letras, Villancicos, Canciones und Glosas« die üblichsten Dichtungsarten bilden [1]).

Ueber die zweyte Hauptperiode der spanischen Literatur können wir uns kürzer fassen, da sie theils die noch am meisten gekannte, theils der minder bekannte Theil derselben bey einer anderen Gelegenheit von uns ausführlicher besprochen worden ist. Sie läßt sich, unseres Bedünkens, nach den oben angegebenen Grundzügen am sachgemäßesten in drey Epochen abhandeln. Die erste Epoche würde hiernach mit der Einführung des italienischen Styls durch Boscan und Garcilaso beginnen, und bis auf Luzan und dessen Schule reichen (von den ersten Decennien des sechzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts [2]).

---

[1]) Wir wissen recht wohl, daß schon in der vorhergehenden Epoche bey dem Infanten Don Juan Manuel, dem Erzpriester von Hita, und Lopez de Ayala, ja selbst bey Berceo lyrische Versuche in kürzeren Versmaßen sich vorfinden, allein theils sind sie zu vereinzelt und unvollkommen, theils eine zu offenbare Nachbildung der Sprichwörter und Volkspoesie, um in einer allgemeinen Charakteristik der Kunstpoesie jener Epoche besonders angeführt werden zu müssen; in der Folge aber, wenn wir von Jedem einzeln berichten, werden wir dieser merkwürdigen Versuche ausführlicher gedenken.

[2]) Die spanischen Literatoren machen aus dieser einen Epoche gewöhnlich zwey, indem sie als Einschnitt die methodische Einführung des verdorbenen Geschmackes durch Góngora und dessen Nachfolger annehmen. Wir sind aber ganz mit Bouterwek einverstanden, der diese Abtheilung aus triftigen Gründen verwirft

Die Volkspoesie behielt in dieser so wie in den folgenden Epochen ihren alten, bis heut zu Tage noch unveränderten Charakter, so daß wir hier ihrer zum letzten Male erwähnen. Nur einige neue Arten oder Abweichungen in der Form kamen zu den früheren hinzu. So erschienen fast gleichzeitig mit der Einführung der Schäfergedichte in der Kunstpoesie die Schäfer-Romanzen (romances pastoriles), und nach der allgemein günstigen Aufnahme des eilfsylbigen oder italienischen Verses (endecasilabo) bey den Kunstdichtern auch Romanzen in diesem Versmaße (romances heróicos). Ueberhaupt scheinen die Romanzen die Gestalt, in der sie auf uns gekommen sind, großentheils erst im sechzehnten Jahrhundert erhalten zu haben. Auch die rein-lyrischen Gattungen der Volkspoesie, die ihrer Natur nach einer viel größeren Mannigfaltigkeit fähig sind, wurden durch neue Formen vielfach bereichert, so erfand man z. B. erst zur Zeit des Cervantes die nachher so beliebten und allgemein verbreiteten Manchegas oder Seguidillas, die wieder verschiedene Unterarten (Jota, Tiranas, Polos etc.) erhielten; und

---

(S. 158 ff.), denen wir noch hinzufügen wollen, daß selbst diese Geschmacksverderbung nur eine Nachahmung der italienischen durch die Marinisten war, daher schon deshalb nach dem von uns angenommenen Eintheilungsgrunde mit der vorhergehenden nur eine Epoche bilden kann; im Gegentheil aber man einen und denselben Schriftsteller, um konsequent zu seyn, in beyden Epochen (nach der Eintheilung der spanischen Literatoren) aufführen müßte. Ueberdieß kömmt uns das Beginnen einer neuen Epoche in der politischen wie in der Literaturgeschichte mit der Ausartung oder dem Verfalle, wie ein »Lebenslauf in aufsteigender Linie« vor. Eher halten wir es für zweckmäßig, der leichteren Anordnung und Uebersichtlichkeit wegen, einen historischen Ruhepunkt oder eine Unterabtheilung dieser Epoche anzunehmen, und auch hierin scheint uns das Verfahren Bouterwek's (eben da) zweckmäßiger, mit Männern von so entschiedenem Uebergewicht und Einfluß, wie Cervantes und Lope de Vega, den Einschnitt zu machen, als mit dem Auftreten der Gongoristen oder den wenig einflußreichen Argensolas (s. Quintana, l. c. Tom. I. p. LXIX). — Wenn wir aber in der Annahme des Endpunktes dieser Epoche von Bouterwek fast um ein ganzes Jahrhundert abweichen, so ist dieser Unterschied theils nur scheinbar, da die ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts für die Geschichte der spanischen Literatur fast spurlos vorübergingen, theils daraus hervorgegangen, daß Bouterwek einige Schauspieldichter im alten Nationalstyl und einige Nachzügler des Gongorismus, bloß weil sie etwas später lebten, nicht mehr in der früheren Epoche anführte, der sie doch ihrem Geist und Charakter nach, wie er selbst zeigt, unbezweifelt angehören.

mit Uebergehung der überreichen Anzahl und Mannigfaltigkeit der spanischen Tanzliedchen der älteren Zeiten nennen wir nur die heutiges Tages noch üblichen beyden Hauptarten, die Coplas des **Bolero** und **Fandango**.

Wir haben schon am Schlusse der vorhergehenden Epoche die Nachahmung italienischer Muster in der spanischen Kunstpoesie bemerkt, diese bildet aber eben den vorherrschenden Charakter der ersten Epoche der modernen Literatur Spaniens. Sehr viele Umstände vereinigten sich nämlich zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, die Spanier mit den Italienern in nahe Berührung zu bringen, die Literatur der Letzteren war eben damals in ihrer größten Blüthe, solch treffliche Muster nachzuahmen lag nahe genug, und war an sich reizend, die Sprachverwandtschaft beyder Nationen erleichterte den Versuch noch beträchtlich; es bedurfte daher nur eines talentvollen Mannes, der mit entscheidendem Erfolge diesen Versuch zu machen unternahm. Dieser Mann, nachdem der erste Anstoß hiezu von Navagero und Boscan ausgegangen war, fand sich in Garcilaso de la Vega, und durch dessen glückliches Beyspiel aufgemuntert, verfolgten die spanischen Dichter fast durch zwey Jahrhunderte dieselbe Bahn. Umsonst war das Widerstreben einer kleinen Partey, die am alten Nationalstyl festhielt, selbst wenn sie einen so talentvollen Wortführer hatte, wie Castillejo. Nur das Drama und der Schelmenroman waren und blieben eigenthümliche Erzeugnisse des spanischen Volksgeistes. Aber die Nachahmung war keineswegs eine sklavische, und die spanischen Dichter blieben nicht hinter ihren Mustern zurück, ja sie wußten das Ausländische so glücklich mit dem Nationalen zu verbinden, daß man ihnen nicht ohne Ungerechtigkeit Originalität absprechen kann. Bedenkt man nun noch, wie viele Dichter des ersten Ranges, und welch einen Reichthum an solchen, die sich weit über die Mittelmäßigkeit erhoben, diese Epoche aufzuweisen hat, so muß man den Spaniern vollkommen beystimmen, wenn sie mit gerechtem Stolze das Zeitalter der drey Philippe ihr klassisches, ihr goldenes Zeitalter nennen! — Was aber bey allen Nationen mehr oder minder der Fall ist, daß wenn sie einen gewissen Höhepunkt erreicht haben, hier kein Stehenbleiben, kein Erhalten auf dem Gipfel, sondern oft ein plötzliches Herabstürzen, öfter noch ein allmäliches aber unaufhaltsames Herabsinken Statt findet, daß wenn sie allzukühn im übermüthigen Selbstvertrauen auf ihre gigantische Kraft die ihnen gesetzte Schranke des Menschlichen überschreiten wollen, um in stolzem Fluge sich über den erreichten Gipfel zu erheben, sie dann vom Schwindel ergriffen, in der neblichten Region das Gleichgewicht

verlieren, und unwiderstehlich zur Tiefe herabgezogen werden; das geschah auch den Spaniern, die nach erreichtem Höhepunkte am Ende dieser Epoche sich selbst überbieten, Unerhörtes leisten wollten, und die Gränze überschreitend, die Erhabenheit durch Schwulst, den Bilderreichthum durch Bombast, den Scharfsinn durch Spitzfindigkeit und den dichterischen Ausdruck durch eine geflissentlich dunkle, ihnen selbst nicht mehr verständliche Sprache zu überflügeln wähnten. Auch hiezu hatte ihnen Italien die Muster gegeben; zu gleicher Zeit und in gleichem Geiste traten hier die Marinisten, dort die Gongoristen auf, nur die Sprache unterschied sie; hier wie dort gleiche Ursache, gleiche Wirkung; so daß man diese ganze Epoche die italienische Literatur in spanischer Tracht nennen könnte. Nur in einer Beziehung unterschieden sich die Spanier von ihren Vorbildern, und zwar zu ihrem Vortheile: sie suchten nämlich ihre Geschmacksverderberey gleichsam durch die Einführung (und Nachahmung) der damals allein ächt nationalen, der Volkspoesie, in die Kunstdichtung wieder gut zu machen, und hier haben sie mitunter Vortreffliches geleistet, wie z. B. gerade die Coriphäen des Culteranismus, Góngora und Quevedo. Ueberhaupt scheint der gebildetere Theil der spanischen Nation auf den Schatz, den sie in ihrer Volkspoesie besaß, erst in der letzten Hälfte des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts recht aufmerksam geworden zu seyn; das beweisen die um diese Zeit, obschon nicht mit kritischer Sorgfalt und Auswahl, veranstalteten, doch mit entschiedener Gunst aufgenommenen, schnell auf einander folgenden Sammlungen von Romanzen, die bisher auf eine unbegreifliche Weise ihrem Schicksal überlassen, nur durch ihren unvergänglichen Reiz und ihre innige Verzweigung mit der Geschichte und dem ganzen Leben und Treiben der Nation im Munde des Volkes sich erhalten, und nur durch Tradition fortgepflanzt, freylich viel von ihrer ursprünglichen Gestalt verloren hatten.

Was die in dieser Epoche üblich gewordenen metrischen Formen betrifft, so bemerken wir nur in Beziehung auf die der Kunstpoesie, da die in den früheren Epochen in der Volkspoesie eingeführten nun stabil geworden waren, daß mit denselben ebenfalls durch den Einfluß der italienischen Literatur, eine eben so große Revolution vorgegangen war, als mit dem Geist und Inhalt der Kunstdichtung. Von dem bedeutendsten Erfolge war in dieser Hinsicht die Einführung des eilfsylbigen, italienischen Verses (italiano entero oder endecasilabo) mit auf- und absteigendem Tonfall (jambisch und trochäisch) und der größten Mannigfaltigkeit der Dimensionen (man nimmt gewöhnlich vierzehn Arten derselben an), und der reimlosen Strophen

(versos sueltos). So wurden nun auch alle die aus der Verbindung von eilf- und siebensylbigen (italiano quebrado) Versen gebildeten metrischen Combinationen und Dichtungsgattungen der Italiener in der spanischen Poesie eingebürgert, wie das Sonett [1]), die Cancion real oder Cancion á la italiana, die Octava rima, das Terzett, die Sexta rima, die Sestine, Silva, Cantilena, das Madrigal und das Epigramm. Auch bey einigen älteren Dichtungsgattungen verdrängte nun der beynahe allein herrschende eilfsylbige Vers die früher üblichen, z. B. beym Villancico, der nun den Namen Balata erhielt. Von spanischer Erfindung aus dieser Epoche ist die Décima oder Copla real, auch von ihrem Erfinder Espinela genannt.

Die zweyte Epoche beginnt mit der Einführung des französischen Styls durch Luzan (1737) und dessen Schule, und reicht bis auf das Wiederaufblühen der spanischen Literatur unter der Regierung Karl's III.

Der Charakter der dritten Epoche endlich ist Abschütteln der Fesseln des französischen Schulzwanges, wozu das Bekanntwerden der englischen Literatur nicht wenig beytrug, und Verschmelzung allgemein europäischer Bildung mit dem Klassisch-Nationalen. Ihren Anfang kann man durch Melendez (1785) und dessen Schüler bezeichnen; sie reicht bis auf unsere Zeiten [2]).

Durch diesen freylich noch sehr unvollkommenen Versuch, die Perioden und Epochen der spanischen Literatur genauer zu bestimmen und zu charakterisiren, glauben wir zum mindesten so viel bewiesen zu haben, daß wie die Geschichte der neueren Poesie überhaupt, so doch ganz besonders die der spanischen, an Klarheit und Uebersichtlichkeit ungemein gewinne, wenn man den Unterschied zwischen Volks- und Kunstpoesie scharf auffaßt, und beyde getrennt abhandelt, wodurch erst ihr gegenseitiges Verhältniß und Aufeinanderwirken richtig ausgemittelt werden

---

[1]) Allerdings findet sich das Sonett und selbst der eilf- und siebensylbige Vers schon bey Dichtern der früheren Epochen, z. B. bey dem Marquis von Santillana, dem Infanten Don Juan Manuel und dem Juden Rabi Don Santo; doch sind diese Versuche, wahrscheinlich auch schon den Italienern nachgebildet, damals noch ohne Nachfolge, und daher vereinzelt und erfolglos geblieben.

[2]) Wir begnügen uns hier, den Charakter der beyden letzten Epochen nur anzudeuten, da wir bereits bey einer anderen Gelegenheit in diesen Jahrbüchern (Bd. XLV, S. 72 ff; — XLVII, S. 103 ff.: — und XLVIII, S. 45 ff.) darüber ausführlich berichtet haben.

kann. Dagegen haben bisher beynahe alle Literatoren, auch Bouterwek und dessen spanische Uebersetzer, gefehlt, indem sie die Geschichte der Volkspoesie nur gelegentlich und episodenartig einschalteten, durch welche Zerstückelung sich unvermeidlich Verwirrung und Undeutlichkeit in ihre Darstellung einschleichen mußten. Wir werden daher in dieser Anzeige des vorliegenden ersten Bandes (der nach unserer Eintheilung die erste Periode oder die Geschichte der Literatur Spaniens im Mittelalter, »poesia antigua,« enthält) in so weit von dessen Anordnung abweichen, daß wir zuerst die Kunstpoesie (nach unserer Annahme in zwey Epochen) betrachten, und dann die hier und dort zerstreuten Notizen über die Volkspoesie in ein Ganzes zusammenfassen, und eine zusammenhängende Darstellung derselben zu entwerfen versuchen wollen.

Zwar sollten wir zuerst von der Volkspoesie sprechen, da von ihr unbezweifelt die erste Anregung zu dichterischen Versuchen im kastilischen Romanzo ausging; doch haben sich leider von ihrer ältesten Periode keine unbestreitbar ächten Denkmäler erhalten, denn selbst die nach den bisherigen, freylich noch sehr mangelhaften kritischen Untersuchungen als die ältesten angenommenen Romanzen gehören in der Form, in der sie auf uns gekommen sind, gewiß einer viel späteren Zeit an. Wir haben es daher schon deshalb für zweckmäßiger gehalten, zuerst die Kunstpoesie abzuhandeln, deren älteste Dokumente, nach äußeren und inneren Gründen beweisbar, einer viel früheren Epoche angehören. Auch läßt sich die Geschichte der Volkspoesie am Schlusse der ersten Hauptabtheilung der Kunstpoesie am schicklichsten einschalten, und ohne scharfe Trennung in Epochen in ein Gesammtgemälde von ihrem Beginne bis auf unsere Zeiten zusammenfassen; Ersteres, da sie der auf uns gekommenen Form nach großentheils aus dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammt; Letzteres, weil ihr Grundcharakter von dieser Zeit an beynahe unverändert sich erhielt, und nur einige ältere Formen durch neue verdrängt wurden.

I. Kunstpoesie.

Erste Epoche: Von den ersten künstlerischen Schöpfungen im kastilischen Romanzo bis auf die Zeiten Johann's II. von Kastilien.

Episch-didaktische Richtung.

Daß die spanische Poesie in ihrer ersten Epoche, selbst in ihren lyrischen und didaktischen Erzeugnissen, eine vorherrschend epische Richtung nimmt, hat sie mit den Anfängen der Dicht-

kunst bey fast allen übrigen Nationen gemein. Denn auch das erwachende dichterische Bewußtseyn wird zuerst von dem Seyn und Geschehen in der Außenwelt angeregt und bestimmt, und seine ersten Schöpfungen sind rein objektive Reflexe derselben. Daher kann jede Nation auch nur einmal und in dieser Periode, in der das Selbstbewußtseyn (die Subjektivität) noch ganz von dem Insichaufnehmen der Außenwelt und dem reinen Reproduciren derselben zurückgedrängt ist, ein ächtes Epos hervorbringen, dessen unvergängliche Frische und bezaubernde Naivetät einer späteren, weit gebildeteren Zeit unerreichbar bleibt, die eben ihrer vorgeschrittenen Entwicklung und Verfeinerung wegen durch selbstbewußtes, künstlerisches Schaffen dieses gleichsam unbewußte Abspiegeln des Angeschauten nachzuahmen sich vergeblich bemühen würde. So konnten nur einmal und gerade in der ersten Epoche der kaum erwachten Dichtkunst die Hellenen eine Iliade und Odyssee, die Germanen ein Nibelungenlied hervorbringen, und wir wagen es hinzuzusetzen, die Spanier ihren Cid besingen. Zwar sind die mit dem gefeyerten Helden vielleicht gleichzeitigen Romanzen, in ihrer ursprünglichen Gestalt zum mindesten, nicht auf uns gekommen; aber das bis jetzt älteste Denkmal kastilischer Sprache und Poesie ist dennoch ein längeres, episches Gedicht auf diesen Nationalhelden, das von dem gelehrten D. Tomas Antonio Sanchez im Jahre 1779 zuerst herausgegeben *), und seitdem unter dem Namen: Poema del Cid, bekannt geworden ist. Bouterwek hat den hohen Werth und

---

*) Im ersten Bande seiner »Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.« Madrid, 1779—1790. 4 Vol. 8., welche für die älteste Geschichte der kastilischen Dichtkunst überaus köstliche Sammlung leider unvollendet geblieben ist. In einem für Deutschland zugänglicheren Nachdruck erschien das »Poema del Cid« auch im ersten Bande der »Biblioteca castellana, portuguez y provenzal. Por D. G. Enrique *Schubert*.« Altenburg 1804. 8.— Johannes v. Müller hat zuerst unter uns dieses Gedicht geziemend gewürdigt, und in seiner Lebensbeschreibung des Cid vielfach benützt (im achten Bande seiner sämmtl. Werke; auch in Herder's sämmtl. Werken zur schönen Lit. und Kunst, Bd. 3.— Vgl. auch Fr. v. Schlegel's sämmtl. Werke, Bd. I. S. 318—319). Sismondi hat in seinem Werke über »die Literatur des südlichen Europas« einen prosaischen Auszug daraus mitgetheilt (Bd. 2 der deutschen Uebers. S. 18—38), und der neueste, scharfsinnige Biograph des Cid, Herr Dr. V. A. Huber, seiner Geschichte des Campeador (Bremen 1829) eine metrische Uebersetzung der anziehenderen, zweyten Hälfte desselben (von V. 2288 an) angehängt (S. 230 ff.). Auch der berühmte Dichter Southey hat es in seinem »Chronicle of the Cid« vielfach benützt, und theilweise nachgebildet.

die tiefe Bedeutsamkeit dieses Gedichtes ganz verkannt, wie er überhaupt die ältesten Denkmäler der kastilischen Poesie mit sichtbarer Abneigung und beynahe oberflächlicher Flüchtigkeit behandelt; ja es scheint, als hätte er sich begnügt, hier bloß aus Sarmiento's noch mangelhafter Darstellung zu schöpfen, und die später von Sanchez ganz mitgetheilten Quellen nicht der gehörigen Aufmerksamkeit gewürdigt, obwohl er sie anführt. Denn wenn er sagt (S. 29): »Der Verfasser (dieses Gedichtes) mag nun, wie sein Herausgeber Sanchez will, schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, oder später, gelebt haben; der Mann, mit dessen Arbeit die Geschichte der spanischen Poesie anfangen dürfte, war er gewiß nicht;« so müssen wir ihm geradezu widersprechen. Gerade das »Poema del Cid,« abgesehen von dem äußeren, mehr zufälligen Umstande, daß es der Zeitfolge nach als das älteste unter den in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommenen Dokumenten kastilischer Poesie in der Geschichte derselben an der Spitze stehen muß *), ist seiner inneren wesentlichen Beschaffenheit wegen am geeignetsten, die Darstellung kastilischen Lebens und Dichtens zu eröffnen. In ihm sehen wir den Grundtypus des alt-kastilischen Nationalcharakters noch ganz rein von aller fremdartigen Beymischung ausgesprochen, und im besungenen Helden personifizirt. Es reiht sich schon um deßwillen bedeutsam an das germanische National-Epos, die Nibelungen, dem es allein auch den Vorzug einräumt, das erste neu-europäische Original-Heldengedicht in den Vulgarsprachen zu seyn. In ihm sehen wir, wie in den Nibelungen, die Grundzüge des germanischen Charakters repräsentirt: Selbstständigkeit des Einzelnen, Liebe des Weibes und der Familie und die Treue des Vasallen

*) Herr Prof. Aschbach stellt in seiner Recension des erst angeführten Huber'schen Werkes (Heidelberger Jahrb., 1829, Novemberheft, S. 1078—1080) eine sehr scharfsinnige Vermuthung auf, warum gerade die Thaten des Cid, mehr als die aller früheren Nationalhelden, die über ihm fast in Vergessenheit kamen, die Spanier zum Gesange begeisterten, in sofern dieses nur von äußeren Umständen abhing. Die Eroberung Valencia's durch den Cid geschah nämlich noch vor der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Der Papst hatte den spanischen Christen verboten, Theil an dem Kreuzzuge zu nehmen; daher mochte dieß die Spanier anreizen, ihre sonst als etwas ganz Gewöhnliches minder beachteten Kämpfe mit den Mauren den Kämpfen der Kreuzfahrer, und die Großthat des Cid der des Gottfried von Bouillon entgegen zu setzen, und zu besingen, um auch ihren Antheil an der damals für den höchsten Ruhm geltenden Besiegung der Ungläubigen herauszuheben.

gegen seinen Herrn *); nur daß im Cid diese Momente schon zum System einer Verfassung fortgebildet erscheinen, und sich auch schon das christliche Element in der bestimmten Form des römischen Katholizismus manifestirt, und im Kampf gegen die Ungläubigen noch ein besonderer Moment desselben hinzukömmt; nur daß in der großmüthigen Tapferkeit, dem stolzen, selbst gegen den natürlichen Herrn und König sich nicht verläugnenden Selbstgefühl, und dem die ritterliche Ehre über Alles Hochhalten des Campeador sich der eigenthümliche Charakter des spanisch-germanischen Stammes, und der Geist einer späteren Zeit schattirt. Daher ist der Cid, als der reinste Ausdruck und das Ideal des spanischen Volksgeistes, der Lieblingsheld der Nation bis auf den heutigen Tag geblieben, die nicht müde wird, die Thaten des berühmtesten Kastiliers (el mas famoso Castellano) zu besingen, und mit immer neuer Lust die alten Gesänge von dem »zur guten Stunde Gebornen« hört, dessen Ruhm den Ruhm aller Könige überstrahlt, denn in dem Lobe seines Helden sieht sich das Volk selbst verklärt.

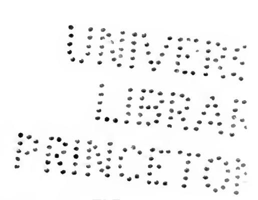
*) S. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Halle 1830. S. 98, 126 u. 212. Insbesondere herrscht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Charakter des Cid und Dietrichs von Bern nach der Schilderung der spanischen und deutschen Heldensage. Man glaubt den spanischen Helden vor sich zu sehen, wenn unseren Heros der geistreiche und tiefsinnige Verfasser des erst angeführten Werkes nach der heimischen Sage schildert (S. 105 u. 106).

(Die Fortsetzung folgt.)

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und funfzigster Band.

1831.



Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des sechs und funfzigsten Bandes.



Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LVI.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1831.

Art. I. 1) Description de l'Egypte ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française, publié par les ordres de Sa Majesté l'Empereur Napoléon le Grand. Préface historique par *Fourier*. Ein Folioband (Paris 1810). Antiquités: Descriptions. 2 Foliobände, der erste, Paris 1809, der zweyte 1818. Antiquités: mémoires. 2 Foliobände, der erste 1809, der zweyte 1818. Antiquités: Planches. 5 Bände in Atlasformat, der erste 1809, der zweyte und dritte 1812, der vierte 1817, der fünfte 1822. Etat moderne, 2 Theile in 3 Foliobänden, der erste Theil 1809, des zweyten Theiles erster Band 1812, zweyter Band 1822. Etat moderne: Planches. 2 Bände in Atlasformat, der erste 1809, der zweyte 1817. Histoire naturelle. 2 Foliobände, der erste 1809, der zweyte 1813. Histoire naturelle: Planches. 2 Theile in 3 Bänden in Atlasformat, der erste Theil 1809, der zweyte 1817. Dazu ein Atlas géographique in Einem Bande in Atlasformat.

2) Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli, königl. preußischem General-Lieutenant, Ritter des rothen Adlerordens zweyter Klasse mit Eichenlaub und des preußischen Johanniterordens, Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w., nach den Tagebüchern Sr. Excellenz herausgegeben und mit Beylagen begleitet von Dr. E. H. Tölken, ordentlichem Professor der Kunstgeschichte und Mythologie an der Universität zu Berlin; mit einem Atlas in größtem Folio von 38 Tafeln und einer Karte des Karavanenzuges. Berlin 1824. Großquart. 848 Seiten.

3) Nachträge zu meinem Werke, betitelt: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli, königl. preußischem General-Lieutenant rc. rc., mit sieben Kupfertafeln. Berlin 1827. Großoktav. 377 Seiten.

4) Mes souvenirs d'Egypte, par Madame la Baronne *de Minutoli*, revus et publiés par Mr. *Raoul-Rochette*, membre de l'institut et ornés de gravures. 2 Bändchen. Erstes 170 Seiten, zweytes 190 S. Duodez. Paris 1826.

5) Tableau de l'Egypte, de la Nubie et des lieux circonvoisins, ou itinéraire à l'usage des voyageurs qui visitent ces contrées, par M. *J. J. Rifaud*, de Marseille, membre de l'académie royale de Marseille et de la société statistique de la même ville, de la société de géographie de Paris, de la société Asiatique, membre corre-

spondant de la société royale des Antiquaires de France; et membre correspondant de l'Académie de Nantes; dédié à S. A. R. Madame duchesse de Berri. Paris 1830. 379 S. Oktav.

6) Narrative of the life and adventures of Giovanni Finati native of Ferrara; who, under the assumed name of Mahomet made the campaigns against the Wahabees for the recovery of Mecca and Medina; and since acted as interpreter to European travellers in some of the parts least visited of Asia and Africa, translated from the Italian, as dictated by himself and edited by *William John Bankes*, Esq. Kleinoktav. 2 Theile. I. Band 296 Seiten, II. Band 230 Seiten. London, John Murray. 1830.

7) Narrative of a journey over land from England, by the continent of Europe, Egypt and the red sea, to India including a residence there, and voyage home, in the years 1825, 26, 27 and 28, by Mrs. *Colonel Elwood*. Oktav. 2 Theile. I. Band 429 Seiten, II. Band 400 Seiten. London 1830.

Ein Menschenalter ist vorüber, seit an den Ufern des Nils die Arbeiten des großen französischen Werkes über Aegypten von den Mitgliedern des ägyptischen Institutes begonnen worden, und zwey und zwanzig Jahre sind seit der Erscheinung der ersten Hefte dieses Werkes im Jahre 1809, und neun seit der Vollendung im Jahre 1822 verflossen. Als Kunde literarischer Neuigkeit kömmt diese Anzeige wohl um dreyßig, oder wenigstens um zwanzig Jahre um so mehr zu spät, als seitdem sogar eine zweyte Ausgabe dieses Werkes im Buchhandel ist, und alle Zeitschriften mit einander gewetteifert haben, den Inhalt der verschiedenen Hefte in dem Maße, als sie erschienen, in alle Winde zu verkündigen. Diese Jahrbücher der Literatur allein haben seit den zwölf Jahren ihres Daseyns von dieser Riesenerscheinung keine Kunde genommen, weil sie die Vollendung desselben abwarten wollten, und tragen nun, da die zehn Foliobände vollständig geordnet und gebunden sind, ihre verjährte Schuld, durch die folgende kurze Anzeige ab; eine ausführlichere würde wenigstens Einen Band der Jahrbücher für sich fordern, und doch von der Nothwendigkeit, den Atlas und die Kupferwerke selbst nachzusehen, nicht entheben; es schien also vorzüglicher, die Anzeige jenes großen Werkes mit der anderer in den Jahrbüchern noch nicht angezeigten, in der jüngsten Zeit über Aegypten erschienenen Reisewerke in Einer Uebersicht zu vereinigen, und jenem Kolosse einige andere Standbilder und Statuen minderer Statur im Kreise beyzugesellen; diese nehmen sich wohl dem Umfange nach gegen jenen Koloß meistens sehr unansehnlich aus,

aber man bedenke, daß diese das Werk einzelner Reisekünstler, darunter sogar zwey Frauen, jene hingegen das Werk eines großen Künstlervereins von allen Hülfsmitteln einer großen Regierung unterstützt, welche erhaben über die kleinlichen Rücksichten politischer Leidenschaft, das im Namen Napoleons des Großen begonnene große Werk auf dieselbe großartige Weise fortgeführt und vollendet hat. Wie edle Kunsthumanität die Siegesdenkmale Napoleons zu Paris von Zerstörung gerettet, und zu Mailand sogar den von ihm entworfenen und begonnenen Triumphbogen ausbaut, so hat wissenschaftliche Humanität dieses Siegesdenkmal geistiger ägyptischer Eroberungen, welches mit dem Namen Napoleons des Großen geschmückt ist, trotz des eingetretenen Wechsels der Dynastie zu glücklichem Ende gefördert; die Triumphsäule auf dem Platze Vendome und der Triumphbogen zu Mailand werden zwar immer, wie andere große, von Napoleon begonnene Werke, und wie das vorliegende seinen Namen späten Enkeln ins Angedenken zurückrufen; aber die Humanität, womit die Sieger der Siegesdenkmale des großen Imperators geschont, und was ihm zu vollenden nicht gegeben war, vollends ausgeführt, ist nicht minder ehrenvoll und verdienstlich. Die Monarchen, Sieger und Wiederhersteller gesetzlicher Ordnung, haben hiedurch nicht dem revolutionären Usurpator, sondern dem Genius der Kunst und Wissenschaft gehuldigt, welchen das Jahrhundert an der Stirne führt, wie das obige Werk den Napoleons des Großen.

Der dreyjährige Aufenthalt der Franzosen in Aegypten, der brittische, zur Räumung des Landes unternommene Feldzug, der im ersten Jahre dieses Jahrhunderts Statt hatte, die seitdem unter einer den Reisenden günstigeren Regierung vervielfältigten ägyptischen Reisen, haben in den verflossenen dreyßig Jahren eine Menge reisebeschreibender und naturbeschreibender, geographischer und historischer Werke über Aegypten zu Tage gefördert, deren zusammenfassende Uebersicht fast die Gränzen dieser Blätter überschreiten möchte. Der französisch-brittische Feldzug in Aegypten allein hat mehrere Werke, welche die Begebenheiten desselben erzählen, veranlaßt, und erst jüngst ist von Paris aus eine umfassende Geschichte desselben in vier und zwanzig Bänden angekündigt worden, deren Verfasser, ausgezeichnete Offiziere des französischen Heeres, selbst historische Personen dieses Feldzugs, und »desselben großer Theil.« Solch ein Unternehmen war durchaus erforderlich, um die Lücke der Geschichte, welche (die historische Vorrede Fourier's ausgenommen) hier wenig gewinnt, auszufüllen. Der Titel Description berechtigt im engsten Sinne freylich nicht zu geschichtlichen Anforderungen, aber die Ge-

schichte selbst will ihr Recht haben, und konnte billig fordern, von jenem Riesenwerke nicht ausgeschlossen zu seyn. In Betreff der französischen Feldzüge in Syrien und Aegypten dürfte diese Forderung durch die angekündigten vier und zwanzig Bände wohl überflüssig befriedigt werden; für die Geschichte des ältesten Aegyptens konnte aus den längst bekannten und erschöpften Quellen nichts mehr Neues erwartet werden, aber desto mehr für die Geschichte Aegyptens im Mittelalter, und in der neuesten Zeit von der osmanischen Eroberung an bis zur französischen. Es ist zu bedauern, daß unter den Mitgliedern des ägyptischen Institutes sich kein Orientalist fand, welcher in der arabischen Literatur bewandert genug, um aus der Centurie arabischer Geschichten Aegyptens, wovon Hadschi Chalfa allein eine halbe aufführt *), eine Geschichte Aegyptens unter der Herrschaft der

*) Die funfzig, von Hadschi Chalfa unter dem Artikel Tewarichi Mißr angegebenen historischen Werke sind die folgenden: 1) Die Geschichte Aegyptens von Ebu Omer Mohammed Ben Jusuf Kendi, gestorben i. J. 464 (1071); 2) die Kodhai's, unter dem Titel Mochtar, d. i. der Auserwählte, deren Verfasser, wie Kendi, in den großen Hungerjahren von 457—464 starb; 3) die Ebu Abdallah's Mohammed Ben Berekiat des Grammatikers, gest. i. J. 520 (1126); 4) die Dschowani's unter dem Titel: En-nokt el-moadschem, d. i. der aufgesetzte Punkt; 5) die von Tadscheddin Mohammed Ben Mebtudsch, gest. i. J. d. H. 731 (1330), betitelt: Ittiasol-moteemil, d. i. die Warnung des Nachdenkenden, bis zum Jahre 720 (1320); 6) die Ibn Abdes-sahir's, betitelt: Er-raudhat-el-behijet es-sahiret, d. i. der vortreffliche blühende Garten; 7) die berühmte Makrisi's, gest. i. J. 845 (1441): Ermahnungen und Betrachtungen in der Erwähnung der Bezirke und Denkmale ägyptischer Geschichte; 8) die große Geschichte desselben: Einleitung zur Erkenntniß königlicher Dynastien; 9) desselben Mokfa, d. i. Geschichte der Bewohner und Ansiedler Aegyptens; 10) desselben: Perlenknoten über die Geschichte Fostat's; 11) desselben Geschichte der arabischen Stämme in Aegypten; 12) desselben Geschichte der fatimitischen Chalifen (siehe S. de Sacy's Chrestomathie I. B. S. 120); 13) die Dschemaleddin Abul Mehasin Jusuf Ben Tagriberdi's, gest. 874 (1469), betitelt: die glänzenden Gestirne in den Königen Mißr's und Kahiret's, in vielen Bänden; Tagriberdi, der Schüler Mekrisi's, setzte dessen Einleitung (oben Nr. 8) fort unter dem Titel: 14) Havadised-duhur, d. i. die Begebenheiten der Zeiten; 15) die Asolmülk Mohammed Ben Abdallah Mesihis von Haran, gest. i. J. 420 (1029), in 12 Bänden; abgekürzt von 16) Takieddin aus Fes; fortgesetzt von 18) Ibn Mesir; 18) die von Dschemaleddin Ali Ben Jusuf, gest. 646 (1248); 19) die von Kotbeddin Abdennur Ben Mohammed aus Haleb, gest. i. J. 735 (1334), in zehn Bänden; 20) die von Ibn Ebi Ali Jahja Ben

Araber, zusammenzutragen, oder auch nur aus Makrisi und Sojuti, den beyden Polen ägyptischer Historie und Topogra-

Hamid aus Haleb, gest. i. J. 630 (1232); 21 und 22) zwey Werke von Ibn Junis Abderrahman Ibn Ahmed eß-ßofi, gest. 347 (958); das größere enthält die Geschichte der Eingeborenen, das zweyte der Einsiedler Aegyptens; fortgesetzt von 23) Ebi, Kasim Jahja Ben Ali aus Hadhremut, gest. i. J. 410 (1019), fortgesetzt ebenfalls von 24) Husein Ben Ibrahim Ben Solak, gest. 387 (997); 25) vom selben das Buch der Bezirke (Chittar); 26) die Geschichte der Vornehmen Aegyptens, von Ali Ibn Junis dem Astronomen, gest. 399 (1008); 27) die ägyptische Abhandlung von Ebi ßalt Emin Ben Abdolasis aus Andalus, gest. i. J. 529 (1134); 28) Keschfol memalek, d. i. die Enthüllung der Länder, von Schahin Ebihafß Omer Ibn Ahmed Ben Osman Wais, gest. i. J. 385 (995), ausgezogen in de Sacy's Chrestomathie, II. Band; 29) ein Auszug aus demselben Werke unter dem Titel: Subd, d. i. Blüthe; 30) Sedschaol Hedil fi achbaren-Nil, d. i. das Girren der Waldtaube in den Kunden des Nils von Teifaschi; 31) Ukudol dschewahir fi men wela Mißir, d. i. Juwelenknoten derer, die Aegypten beherrschten, von Ibn Daniel; 32) Nushet en-nasirin fi men wela Mißr min el-Chulefa wes-Selatin, d. i. die Ergötzung der Anschauenden in den Chalifen und Sultanen, welche Aegypten beherrscht, von Merii Ben Jusuf Hanbeli aus Aegypten; 33) Nushetol mokletein fi achbar ed-dewletein, d. i. die Ergötzung der beyden Augenringe in den Kunden der beyden Dynastien (Fatimiten und Ejubiten); 34) Tefrihol kurbet li defil-thalebet, d. i. die Erheiterung des Grames zur Abwehrung der Begehrenden, ein Compendium vom Scheich Mohammed Ebi Surur el-Bekri, verfaßt zur Zeit der Unruhen Mohammedpascha's i. J. 1017 (1608); 35) El-intißar li wasitati akd-il-emßar, d. i. die Hülfe zur Vermittlung des Länderknotens, von Ibn Dekmak Ssarimeddin Ibrahim Ben Mohammed, gest. i. J. 809 (1406); ein Auszug daraus ist das Werk 36) Eddürret-el-madhijet fi fadhl Mißr wel-Iskenderijet, d. i. die glänzende Perle in der Vortrefflichkeit Kairo's und Alexandria's; 37) Achbarol-Mißr, d. i. die Kunden Aegyptens, von Mowaffik aus Bagdad; 38) Eschref et-tharef lil-melik el-Eschref, d. i. die edelsten Seiten für den edelsten König, von Schemseddin Mohammed Ben Ahmed Ben Mersuk aus Termesan, gest. i. J. 787 (1385); 39) El-inßaf ed-delil fi ewßafin-Nil, d. i. die leitende Billigkeit in den Eigenschaften des Nils, vom Scheich Tadscheddin Ali Ben Mohammed Ben Ed-Dürihem, gest. i. J. 763 (1361); 40) Nushet es-senijet fi achbaril-Chulefa we muluk el-mißrijet, d. i. die erhabene Ergötzung in den Kunden ägyptischer Chalifen und Könige, von Hasan Ben Husein Ben Ahmed Tulun el-Hanefi, reicht bis zum Jahre 909 (1503); dasselbe 41) übersetzte ins Türkische Abdeß-ßamed Ben Seid Ali Ben Daud, und widmete es dem Statthalter Daudpascha i. J. 974 (1566); 42) Feraid es-suluk fil-Chulefa wel-muluk,

phie, alle die Oertlichkeiten betreffende Stellen zu sammeln, welche nicht minder, als die griechischen und lateinischen in solch einem Werke einen Platz verdienet hätten.

---

d. i. die Zahlperlen des wahren Pfades der Chalifen und Könige, gereimt von Ebil-fadhl Mohammed Ben Ahmed el-Bauni für Kaitbai; 43) fortgesetzt von seinem Neffen Mohammed Ben Jusu bis zur Zeit Kaitbai's, unter dem Titel: Irschadol-wafijef ilel-Chaßaiß el-Eschrefijet, d. i. die genügende Leitungt von den edelsten Eigenschaften (Sultan Eschref Kaitbai's); 44) Bedaies-suhur fi wekaied-duhur, d. i. die Blumen so selten in den Begebenheiten der Welten, von Mohammed Ben Ajas dem Philologen, welcher seine Geschichte aus 37 Werken auszog, und bis ins Jahr 728 (1327) führte; 45) Dschewahirel-buhur we wekaied-duhur, d. i. die Juwelen der Meere und die Begebenheiten der Welten, von Waßif Schah; 46) Aalam min men wela Mißr fil-Islam, d. i. die Zeichen derer, welche Aegypten im Islam beherrschten, vom Richter Schehabeddin Ebil-fadhl Ahmed Ben Ali Ben Hadschr el-Askelani, gest. i. J. 852 (1449); dann die vier Werke Sojuti's: 47) Husnol-mohadheret fi-achbari Mißr wel Kahiret, d. i. die schöne Unterhaltung in den Kunden Aegyptens und Kairo's; 48) Kewkeb er-Raudhat, d. i. der Wandelstern des Gartens, nämlich die Topographie der Insel Raudhat gegenüber von Kairo; 49) Tohfetol-keram li achbaril-ahram, d, i. das Geschenk der Geehrten zur Kunde der Pyramiden; und 50) Dürres-sahabet fi men dachele bi Mißr min eß-ßahabet, d. i. die Perlen der Wolke über die Gefährten des Propheten, welche nach Aegypten gekommen. Außer diesem halben hundert allgemeiner ägyptischer Geschichten gibt Hadschi Chalfa noch die folgenden der Städte Sojut, Aswan, Alexandria's, Oberägyptens und der Richter Kairo's: 51) El-mashbuth fi tarichi Sojut, d. i. der Wohlbewahrte in der Geschichte Sojut's von Sojuti; 52) die Geschichte Aswan's von Ibn Sobeir; 53) die Geschichte Alexandria's von Wedschiheddin Ibn Mosaffer Ben Manßur Ben Selim dem Alexandriner, gest. i. J. 670 (1271); 54) die Geschichte Said's, d. i. Oberägyptens, von Ben Abdolasis dem Sekretär; 55) El-mufid fi achbar eß-Ssaid, d. i. das Nützliche in den Kunden Oberägyptens, von Mohammed Ben Abdolasis el-Idrisi, gest. i. J. 313 (925); 56) Talii es-said el-Dschami el-esmai fudhelai Ssaid, d. i. das glückliche Gestirn, welches die Namen der Vortrefflichen Oberägyptens sammelt, von Kemaleddin Ebi fadhl Dschafer Ben Saaleb aus Adrianopel, gest. i. J. 749 (1348); 57) El-akid fi achbar eß-Ssaid, d. i. der Knoten in den Kunden Oberägyptens; 58) die Geschichte Kairo's, von Ibn Hasan dem Sekretär; dann die Geschichten der Richter Kairo's; 59) der erste sammelte dieselben Ebi Omer Mohammed Ben Jusuf el-Kendi bis ins Jahr 246 (860); 60) fortgesetzt von Abu Mohammed Hasan Ben Ibrahim Ben Solak bis ins J. 386 (996); dann fortgesetzt 61) von Schehabeddin Ahmed Ben Hadschr, gest. i. J. 852 (1448); fortgesetzt 62) von seinem Schüler Es-Sachawi;

63) die Richter Aegyptens, von Ibn Meiser; 64) die Kunden der Richter Aegyptens, von Ibn Molakan, gest. i. J. 804 (1401); 65) Nudschum es-sahiret bi telchißi achbari kudhati Mißr wel Kahiret, d. i. die glänzenden Sterne in der Erläuterung der Kunden der Richter Aegyptens, von Sebt Ibn Hadschr; 66) ein Kompendium der Gesetzgelehrten Aegyptens, von Ebil-Latif esch-Schafii, gest. i. J. 900 (1494); fortgesetzt 67) von Hafiß Schemseddin Mohammed Ben Abderrahim es-Sachawi, gest. i. J. 902 (1496); dann die türkischen Geschichten Aegyptens: 68) von Ssalih Ben Dschelal, dem Bruder des großen Nischandschi; 69) die zu Konstantinopel gedruckte Soheili's; 70) die Geschichte der osmanischen Statthalter in Aegypten, von Mohammed Ben Jusuf; dann 71—77) die sieben im zweyten Bande der osmanischen Geschichte unter den Quellen aufgeführten Selimname von Uskubi, Sudschudi, Keschfi, Seaded-din, Dschelalsade, Schukri und Jusuf; eben da 78) die Geschichte Ahmed Ibn Seinel Er-remmal's; 79—82) die vier dort angeführten Werke: Seineddin Mohammed Ben Ebi Surur el-bekri eß-ßidikis; 83) eben da die Annehmlichkeiten der osmanischen Dynastie, ein Compendium ägyptischer Geschichte bis aufs Jahr 1038 (1628); 84) eben da Nushetol-thalib, d. i die Ergötzlichkeiten des Begehrenden, aus dem Arabischen ins Türkische übersetzt von Ahmed Tschausch aus Valona; 85) eine Geschichte der ägyptischen Statthalter vom J. 923—1056, auf der königl. Bibliothek zu Berlin unter den von Diezischen Handschriften in Oktav Nr. 51; 86) die Geschichte der Begebenheiten Aegyptens, von Elhadsch Mustafa Ben Ibrahim dem Meddah v. J. 1100 (1688) bis 1150 (1737), ein Quartband von 200 Blättern in meiner Sammlung; dann 87) das von S. de Sacy übersetzte Werk Abdollatif's (ralation de l'Egypte par Abdollatif. Paris 1810); 88) Kalaidol ikjan fi fadhaili Ali Osman, d. i. goldene Halsbänder in den Trefflichkeiten der Familie Osman's, vom Scheich Meri; die Einrichtungen der Osmanen in Aegypten betreffend: 89) die türkische Uebersetzung desselben Werkes, vom Arzte Schaaban Schifaji Efendi, beyde in der Sammlung des Recensenten; 90) eine Sammlung der auf Aegypten sich beziehenden Koran's und Ueberlieferungsstellen von ungenanntem Verfasser, ebenfalls in der Sammlung des Rec.'n; 91) Mochtarol achbar, d. i. die Auswahl der Kunden (nicht zu vermischen mit den Mochtar Kodhaais), erzählt die Begebenheiten der Regierung Sultan Bibars Ed-dewadar, auf der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand (s. Bibliotheca italiana XLII. p. 31); 92) die Eroberung von Behnese und anderer ägyptischer Städte, von Lokman Ben Mahmud Jaghmur auf der Ambrosiana; 93) Dschamijet-tewarich el-mißrijet, d. i. der Sammler ägyptischer Geschichten, welchen Reinaud (extraits des historiens arabes XXIV) irrig für Jafii gehalten; 94) Nusheton Nasir in fi tarich men wela Mißir, d. i. Ergötzung des Anschauenden in der Geschichte der Bewohner Aegyptens,

einige wenig bekannte türkische und arabische Werke, nach welchen, dem Vernehmen nach, Fourier mehrere Memoires zusammengetragen, welche aber in dem großen Werke nicht erscheinen, vermuthlich weil die Geschichte ganz davon ausgeschlossen seyn sollte, da es bloß den Titel Beschreibung führt. Diese Beschreibung umfaßt die Alterthümer, den gegenwärtigen Zustand des Landes und seine Naturgeschichte. Die antiquarischen Arbeiten zerfallen wieder in zwey Theile, deren erster bloß die Beschreibung, der zweyte die Denkschriften der Mitglieder des ägyptischen Institutes über antiquarische Gegenstände enthält. Ein Quadripartitum ägyptischer Alterthums-, Landes-, Sitten- und Naturbeschreibung, ein Quadrivium ägyptischer Wissenschaft und Kunst, so der ältesten als der neuesten Zeit. Dasselbe überragt durch seine Größe und Ausdehnung alle bisherigen über Aegypten erschienenen und wahrscheinlich auch die noch in der Zukunft zu erscheinenden Werke an Umfang und Ruhm, wie das alte Thebä alle alten und neuen Städte Aegyptens. Wie sich das alte hundertthorige Thebä an den beyden Ufern des Nils in vier großen Gebäudemassen, deren jede heute einen besonderen Ort bildet (Lukßor, Karnak auf der östlichen, Medinet Abu und das Memnonion auf der westlichen Seite des Flusses), erhob, und heute noch als ein großer Riesenleib geviertheilt daliegt, so erhebt sich der kolossalische Bau dieser Stadt ägyptischer Wissenschaft und Kunst mit der Centurie seiner Memoiren vor den Augen des staunenden Wanderers. Er wandelt durch das erste Viertel der Alterthumsbeschreibung wie durch die großen Ruinen von Medinet Abu, und durch das zweyte Viertel der Alterthumsdenkschriften wie durch die Hallen und Stand-

vom Jahre 526 (1131) bis 777 (1375), auf der k. k. Bibliothek zu Wien; 95) Achbar el-ewwel fi men taßarafe fi Mißr nim erbab ed-düwwel, d. i. erste Kunden von den in Aegypten herrschenden Dynastien bis zum J. 1031 (1621); eben da: 96) Et-tohfet el behijet fi temellüki ali Osmanli dijaril Mißrijet, d. i. das erhabene Geschenk im Besitze der osmanischen Dynastien in Aegypten, von Mohammed Ben Ebi Surur eß-ßidiki; eben da: 97) Ed-dürr essemin, d. i. die köstlichen Perlen, von Ali Ben Daud el-Dschewheri; eben da: 98) Kitabi futuhi Mißr, d. i. das Buch der Eroberung Aegyptens, auf der Vaticana (Bibl. ital. Tom. XLVII); 99) Tohfet es-senijet fi ekalimil Mißrijet, d. i. das erhabene Geschenk in den ägyptischen Ländern, ein ägyptisches Steuerregister v. J. 777; eben da: 100) drey andere; eben da unter Nr. 129, 130, 131 befindliche Geschichten der osmanischen Statthalter in Aegypten. Außerdem noch die Geschichten der Fatimiten, Ejubiten und der Mamluken in Aegypten.

bilder des Memnonions bis hinunter zu den Gräbern der Könige in das Reich der Amenthes. Wie vormals dort die Standbilder je zwey und zwey vor dem Eingange der Palläste und Tempel standen, so stehen hier die Verfasser der Denkschriften häufig je zwey und zwey als Verfasser eines und desselben Aufsatzes neben einander, und zusammengehörig, wie die beyden Kolosse, welche der Araber Thama und Chama nennt; so die Genie-Offiziere Devilliers und Jollois, die Brücken-Ingenieure Lancret und Du Bois-Aymé. Alle vier in denselben Schulen erzogen, und seit ihrer Kindheit durch Liebe der Studien und Vorliebe für ritterliche Abenteuer verbunden, hatten sie mit Hast die ihnen dargebotene Gelegenheit ergriffen, unter Bonaparte's Glücksgestirn fremde Länder zu durchwandern, und ihren Durst nach Kenntniß und Abenteuern zu stillen, und hatten sich, ohne zu wissen wohin der Zug ging, mit Bonaparte eingeschifft, welchen so ausgezeichnete Gelehrte, wie Mongé, Berthollet, Caffarelli, Dolomieu begleiteten, und kehrten nach vier Jahren gemeinschaftlicher Reise, Mühen und Arbeiten alle vier glücklich nach Frankreich zurück *). Wie sich unter jenen Kolossen und Standbildern der des Memnon, von welchem das Memnonion seinen Namen führet, rühmlichst auszeichnet, so vor allen anderen Mitarbeitern Jomard, der Vorstand der zur Herausgabe dieses Werkes zusammengesetzten Kommission und des ganzen Werkes »er selbst der größte Theil;« er allein Verfasser von 25 Memoiren, welche, in Einem Bande zusammengebunden, bey tausend Seiten stark, und folglich um vieles stärker, als der kolossalste der neun Foliobände des ganzen Werkes. Hat der Pilger ägyptischer Wissenschaft und Kunst die westliche Seite des Nils, wo das Alterthum tief in die lybische Wüste hineinschattet, verlassen, und betritt er jenseits des großen Zeitstroms, welcher ihn vom Alterthume trennt, das Revier des heutigen Lebens und Seyns vom östlichen Strahle der Sonne begrüßt, so findet er im Lukßor (dem Luxembourg des alten Theben), d. i. in der Beschreibung des heutigen Zustandes, die Palläste und Hallen, die Propyläen und Hypostylen, die Obelisken und Pylonen, womit die drey Bände des état moderne reich ausgeschmückt sind; überall spricht ihn Sitte und Kunstfleiß frisch und lebendig an. In das letzte Viertel endlich nach Karnak, in das Heiligthum des Reichs der Wissenschaften, zu den heiligen Hallen der Naturgeschichte führt ihn die lange Allee von so vielen hundert Sphinxen, die eben so viele Symbole noch zu enträthselnder Geheimnisse der Natur. Wie im großen Saale des Herrscherpallastes von Karnak die 345 Standbilder der alten Priester zu dem Wanderer sprachen, und alle Wände

*) Antiquités, descriptions, tom. I. Chap. XXI.

mit Bildern heiliger Thiere geschmücket waren, so sprechen in dem naturgeschichtlichen Theile die Priester der Naturwissenschaft zu dem wißbegierigen Wanderer, und erklären ihm die Wunder der neuen Thiere, Vögel und Fische, mit deren Prachtgemälden das Werk reich ausgestattet ist. Die Deutung der Hieroglyphen, womit die Wände aller Palläste, Tempel und Gräber reich verziert sind, wird von den Verfassern der verschiedenen Denkschriften wohl häufig versucht; allein (da sich der Hierophante Champollion noch nicht in ihrer Mitte befand), nicht immer der Wahrheit so nahe, und diese Deutung ist daher der schwächste und irrendste Theil des kolossalischen Gebäudes der Alterthumskunde. Die Triumphe des Sesostris unserer Zeit sind in dem Granitstyl seiner ägyptischen Bülletins für die Nachwelt eingegraben, und bedürften also hier keiner wiederholten Erwähnung; wie sich das kolossalische Standbild des ägyptischen Sesostris vor dem großen Herrscherpallaste Thebens erhob (wenn auch heute zerstört, doch noch lebend in der Geschichte), so steht für ewige Zeiten vor dem Eingange dieser Riesenstadt ägyptischer Wissenschaft und Kunst der Name Napoleons des Großen als des neuen Sesostris Standbild.

Wir überblicken nun des großen Leibes einzelne Glieder im Fluge, jedes Memoire mit besonderem Absatze beginnend:

1) Bey der Beschreibung der Insel Philä, wo das Grab des Osiris, bemerkt Lancret, daß wiewohl der Granit der Denkmale durch den Lauf von Jahrtausenden von außen gebräunt, doch der Grund der darin eingehauenen Umfangslinien der Hieroglyphen noch so roth, als ob die Arbeit von gestern wäre, woraus auf das hohe Alter des Steines selbst geschlossen wird, indem die vielleicht schon zwey- bis dreytausend Jahre alten hieroglyphischen Inschriften noch roth. Durch die weiße Farbe ihrer aus grès aufgeführten Gebäude springt Philä inmitten der braunen Berge und abgerundeten Felsen des Flusses hervor: L'austère beauté de cet aspect doit se retrouver, sans doute, au milieu d'autres grands fleuves qui, comme celui-ci, coulent entre les rochers: mais ce que nul autre ne peut offrir, ce sont les monumens encore subsistans d'un des plus anciens peuples du monde, ce sont les inscriptions qu'il a gravées sur les rochers, et par lesquelles il semble avoir parlé à la postérité. Die Terrasse eines der Tempel ist geräumig genug für ein ganzes Dorf. Für die viereckigen Mauermassen, welche sich am Eingange der Tempel und Palläste zu beyden Seiten des Thores in der Form von Basteyen erheben, haben die Verfasser der Denkschriften das von Diodor in der Beschreibung des Grabmales Osymandyas für diese Gebäude

gebrauchte Wort Pylon im Französischen beybehalten; im Deutschen dürfte Thorbastey besser dafür entsprechen, als Thorthurm oder Thorkastell; schon hier wird die in der Folge noch öfters wiederholte und auch durch Minutoli's Ansicht bestätigte Vermuthung geäußert, daß diese Thorbasteyen nicht nur zur Schirmung des zwischen dieselben eingepferchten Thores, sondern auch als Sternwarten gedienet haben. Den hieroglyphischen und lateinischen Inschriften der Thorbastey sind französische beygesetzt worden, welche die Eroberung Aegyptens durch Bonaparte, die Niederlage der Mamluken durch Desaix, den siegreichen Einzug der Franzosen nach der Insel Philä melden. Durch die sinnreiche Weise, womit die alten Aegypter ihre Figuren auf dem geglätteten Steine bloß durch tief eingehauene Linien umrissen, heben sich dieselben deutlich aus der Oberfläche hervor, ohne derselben vorzustehen, und also ohne Gefahr vor Beschädigung, welche zuerst die aus der Oberfläche hervorstehenden Theile treffen würde. Merkwürdig ist der auf einer Seite der Thorbastey abgebildete Aufzug des Nilschiffes, zwischen welchem und der hebräischen Arche so große Aehnlichkeit; dieselbe ruht auf Sparren, wie die Arche auf Sparren von Settimholz. Die Farben der hieroglyphischen Gemälde sind Grün, Weiß, Gelb, Blau und doppeltes Roth, ein helleres und dunkleres; die drey letzten sind bekanntlich die heiligen Farben des priesterlichen Ornats, des Hohenpriesters im Buche Exodus, so findet sind auch hier unter den Hieroglyphen der dort beschriebene Opfertisch. Die Altarnischen oder Götterblenden, welche in Granitblöcken oder anderen Monolithen eingehauen, so oft in Aegypten vorkommen, sind unstreitig das Urbild der Altarnische der Moslimen, welcher das Glaubensbekenntniß eingeschrieben ist, und gegen welche sich die Gläubigen beym Gebete wenden. Die Aegypter befestigten die Steine ihrer Mauern noch mit metallenen oder hölzernen Klammern in Form von Schwalbenschweifen, wodurch die Steine je zwey und zwey unzertrennlich an einander gefügt waren; größtentheils sind die ägyptischen Denkmale höchst vollendet: il est impossible de trouver des surfaces mieux dressées, des colonnes mieux arrondies, des arêtes plus vives, des courbes plus pures et plus continues. Mais, où cette perfection du ciseau se montre encore davantage, c'est dans les sculptures: les feuillages des chapiteaux, les ornemens les plus délicats, les parties les plus petites, sont taillées avec une rare pureté. L'exécution des figures n'est pas moins remarquable; si le contour en est roide et défectueux, les formes des reliefs sont au contraire pleines de souplesse. Auf Philä finden sich auch griechische und römische Bauten,

besonders durch die Gewölbe und Bogengänge kennbar; die ägyptischen sind zweifelsohne älter, als der Zug des Cambyses nach Aegypten. Dachrinnen, wodurch das Wasser abfloß, sind durch Löwen gebildet, denen das Wasser aus dem Rachen springt, ein sprechendes Symbol der Ueberschwemmung des Nils, welche beginnt, wann die Sonne in den Löwen tritt.

2) Syene, heute Aswan, mit den in der Nähe gelegenen Katarakten des Nils, welche auf arabisch Dschellal heißen, von Jomard beschrieben; vom selben auch

3) die Insel Elephantine, deren frisches Grün von der benachbarten Wüste so vortheilhaft absticht, daß sie den Beynamen der blühenden Insel, oder des Gartens des Wendekreises erhielt: On se promène, on se repose avec délices à l'ombre de ces arbres toujours verts; l'air pur et frais qu'on y respire cause une sensation inexprimable, dont le charme ne peut bien être senti que par ceux qui ont approché du tropique. C'est la douce impression de cette température moins brûlante, c'est l'opposition des prés et des rochers, des champs et du désert, de la verdure et du sable, des jardins et du site les plus sauvage, en un mot le contraste de la nature et de l'art, qui donnent à ce canton une physionomie distincte et tout-à-fait différente de l'aspect trop monotone de tous les autres points de l'Egypte. Elephantine war schon zur Zeit des Psammetichus ein Gränzplatz wider die Aethiopier, wie das pelusische Daphne wider die Syrer, wie Moeroe wider Lybien. Es lohnt sich der Mühe, mit dieser Angabe Herodot's, die eines arabischen Schriftstellers Ali Ben Daud el-Dschewheri's (s. oben Nr. 97) über die Gränzplätze Aegyptens zusammenzustellen. In dem zwölften Hauptstücke seiner kostbaren angereihten Perlen führt er als die Gränzhutplätze (Robath) Aegyptens die folgenden an: Gegen das mittelländische Meer Borlos, Reschid (Rosette), Alexandria, Ssiret, Satol-Hamam, Damiat, Schata, Farma, Waradet; gegen Nubien Aswan, gegen die Neger der afrikanischen Wüste, die Oasen, und gegen Aethiopien Fors. Auf Elephantine sammeln die Barabras, dieser schwarzbräunliche, gutartige, fröhliche Menschenschlag, Carniole, Agate, deren Lager in dem Granit zu seyn scheint (?). Aus Elephantine stammte der berühmte Monolith von Sais, der ein und zwanzig Ellen lang, drey Jahre und 2000 Schiffer zu seiner Ueberfuhr forderte. Der nördliche und südliche Tempel werden beschrieben, und aus den häufigen Gestalten der Widderköpfe und der blauen Farbe der meisten Gestalten die Bestätigung der alten Angabe, daß zu Elephantine Ammon und Knuph vorzüglich verehret wor-

den, gefolgert. Die Vermuthung, daß Fil der älteste Name der Insel, ist jüngst als ungegründet angefochten worden. Fil das arabische Wort für Elephant, ist wahrscheinlich arabische Uebersetzung von Elephantine.

4) Ombos (heute Kum Ombu) und seine Umgebungen sind von Chabrol und Jomard beschrieben. Auf der Decke des großen Tempels häufige Nachen, deren Schiffer Sterne auf dem Kopfe führen; diese Decke ist nicht vollendet, indem an vielen Stellen die Figuren nur noch mit rothen Umrissen gezeichnet sind. Juvenal's geographischer Schnitzer, Ombos und Tentyra, die 50 Lieues von einander entfernt sind, als benachbarte Städte zusammengereihet zu haben, wird gerügt. Die Ansicht, daß das Krokodill das Sinnbild trinkbaren Wassers sey, dürfen Mythologen rügen. Der Beschreibung von Ombos ist die vom Minen-Ingenieur Roziere des Kettenbergs (Dschebell selselet, oder richtiger silsilet) und der Steingruben, woraus das Baumateriale für die vorzüglichsten Gebäude Oberägyptens genommen wurde, angehängt.

5) Zu Edfu, d. i. Apollinopolis magna, beschrieben von Jomard, sind an den äußeren Wänden am Rande der Fenster die hieroglyphischen Figuren oft mitten durch scharf abgeschnitten; da die Vermuthung, daß ursprünglich diese Gebäude gar keine Fenster gehabt haben, und daß diese erst nach der Hand, als die Außenwand schon mit hieroglyphischen Vorstellungen bedeckt war, eingeschnitten worden seyn sollen, unstatthaft, so vermuthet J., daß der abgeschnittene Rest der Figuren auf den metallenen Fensterthüren angebracht war, so daß wenn diese geschlossen, die Figuren als ganz erschienen. Am Tempel von Edfu sind, der Dromos, d. i. der auf beyden Seiten mit Sphinxen besetzte Zugang, ausgenommen, alle anderen sechs Theile, aus denen ein ägyptischer Tempel nach der Angabe Strabo's bestand, in der größten Deutlichkeit zu schauen, nämlich die Thorbastey (*Πυλον*), der Vorhof (*Προπυλον*), die Vorhalle (*Προναος*), der Tempel (*Ναος*), die Flügel desselben (*Πτερα*), und das Allerheiligste (*Σηκος*). In der Verzierung des Tempels ist der Palmenknauf (Chapiteau dactiliforme) häufig wiederholt. Die 32 Knäufe des Peristyls und 30 der zwey Hallen sind mit einer ausgeschweiften Verzierung (galbe), welche keine andere, als das Ciborium der blauen Lotos. Unter den Hieroglyphen des Tempels von Edfu entdeckte J. zuerst die vor ihm unerklärte des Phönix, als Symbol der großen sothischen Sonnenperiode von 1461 Jahren.

6) Die vom Ingenieur Mr. Saint-Genis beschriebenen Ruinen von Kaab (Elethya) enthalten, wie bekannt, in den Grotten die reichsten Gemälde des bürgerlichen Lebens der alten

Aegypter, des Ackerbaues, der Fischerey, der Jagd, der Ernte, der Stoppellese, der Weinlese, der Schiffahrt, der Zubereitung des Fleisches, der Kinderspiele, der Opfer, der Einbalsamirung u. s. w.

7) Zu Esne, beschrieben von Jollois und Devilliers, ist mehr Luxus und Industrie, als in anderen Städten Oberägyptens; es wird hier eine große Menge der feinsten blauen Baumwollzeuge und die blau gestreiften Shawle (Melaije), welche in Aegypten so sehr im Gebrauche, erzeugt. Zwanzig Fabriken von Oel und fünf oder sechs irdener Waaren; die Karawane von Senar legt hier arabischen Gummi, Elephantenzähne und Straußenfedern nieder. Die Tempel von Esne, durch ihre Hieroglyphen und den Thierkreis des einen berühmt, werden beschrieben.

8) Der Name von Hermonthis, welches schon J. beschrieben, hat sich im Dorfe Erment erhalten; die Alterthümer sind nicht so stattlich, wie die von Philä, Esne, Edfu. Der Tempel selbst unterscheidet sich von anderen dadurch, daß er gänzlich vereinzelt steht, die Sculpturen sind einfach.

9) Die Beschreibung der Ruinen von Thebä von Jollois und Devilliers, in zwölf Abtheilungen ausgeführt, ist ein Buch für sich von fünfthalbhundert Folioseiten. Die Einleitung überblickt die großen Glieder des zerstückten Riesenleibes der alten Stadt auf der afrikanischen Seite Kum el-Bairat, Medinet Abu, Kurnah, das Memnonium und die Gräber der Könige, auf der arabischen Seite Lukßor, die beyden Karnak und die Ruinen von Medamud: Qu'est devenu le temps où une population nombreuse animoit tout ce vaste tableau! Ces pierres renversées, ces débris de granit dispersés de toutes parts, formoient alors des édifices réguliers, des statues de dieux et de héros. Ces colonnes, maintenant abattues, ornoient des palais et des temples qu'embellissoient l'or et les pierres, et que décoroient les meubles les plus riches et les plus précieux. Cette plaine immense étoit jadis tellement cultivée, que les plus réligieux observateurs du culte des morts ne pouvoient même en rien réserver pour les sépultures. Die Beschreibung der einzelnen Theile beginnt mit Medinet Abu, welches freylich, wie die arabischen Worte geschrieben sind, die Stadt des Vaters heißt, aber ursprünglich doch Medinet Tabu, d. i. Thebe, geheißen haben dürfte. In dem Pallaste von Medinet Abu kommen die Pfeiler-Caryatiden vor, nämlich viereckige Pfeiler, aus denen ägyptische Gottheiten bis zur Hälfte des Leibes hervorspringen. Die großen Granitsäulen aus Einem

Stücke, welche inmitten des Peristyls ein neueres Gebäude geformt, sind nicht ägyptische Arbeit, indem die Aegypter ihre Granitsäulen durchaus in Horizontal-Schichten aus mehreren Stücken aufgeführt. Die ägyptischen Pfeiler-Caryatiden unterscheiden sich von den griechischen dadurch, daß sie frey stehen, und keine Last tragen; das Vaterland der Caryatiden scheint also Aegypten und nicht Carien zu seyn. Der Beschreibung der Sculpturen, welche die Schlachten und Triumphe des Sesostris vorstellen, hier zu folgen, ist unmöglich. Die berühmten Kolosse Tama und Schama, deren jener die berühmte Memnonsstatue, werden beschrieben; von den Inschriften des ersten finden sich hier nur fünf und dreyßig gesammelt, während Letronne in einem vor der königl. Gesellschaft der Literatur in London gelesenen Memoire deren nicht weniger als zwey und siebzig gesammelt und erklärt hat [1]). Von dem angeblichen Klange der Memnonsstatue bey Sonnenaufgang haben die Verfasser nichts gehört, während andere Gelehrte des ägyptischen Institutes denselben gehört zu haben bezeugen. Tama und Schama sitzen wie die zwey Altväter in einer Versammlung von siebzehn kolossalen Statuen, welche saßen, standen oder gingen, und die nun alle größtentheils zerstört. In dem Memnonspallaste oder sogenannten Grabe des Osymandyas steht der Koloß, dessen Wiege Jomard in den Granitgruben von Siene entdeckt hat, fünf und dreyßig Ellen hoch. Von den Sculpturen der Gebäude wird die Bestürmung von Susa durch die Lilien, deren Name (Susen) zugleich der der Stadt, sprechend dargestellt. Die abgehauenen Hände und Geschlechtstheile sind nicht als eine Verstümmlung der Gefangenen zu betrachten, indem diese mit gesunden Händen gebunden vorgeführet werden, sondern als eine Controlle der in der Schlacht Gebliebenen; die letzte geschichtliche Spur dieser barbarischen Controlle, auf welche sich die Verfasser zur Bestätigung ihrer Ansicht hätten berufen können, ist die i. J. 1230 von seldschukischen Türken an den geschlagenen Churesmiern verübte Barbarey [2]). Die Zusammenstellung der Beschreibung Diodors des Grabes des Osymandias mit den Ruinen und Sculpturen des Memnonions, setzt die Identität desselben in hohes

---

[1]) Bulletin des sciences historiques. Octobre 1830. p. 185.

[2]) Keikoubad I. (Alaeddin I.) ayant remporté en 1230 une grande victoire près d'Arzerum sur Djelaleddin, le dernier Prince des Kharizmiens ordonna de couper les testicules de tous les morts ennemis, dont le nombre se montoit, dit on, à 30,000, et de joindre ensemble les tégumens de ces organes, pour en faire des tentes. Mouradjea d'Ohsson B. III. und bey Löwenklau musulmanische Historie S. 55.

Licht. In den Ruinen von Kurnah sind sechs andere kolossale Statuen, so daß auf dieser Seite des Nils allein ein Paar Dutzend Kolosse standen, auf der anderen Seite waren die Palläste von Lukßor und Karnak durch eine Allee von sechshundert Sphinxen verbunden. Obelisken, Kolosse, Sphinxe künden noch in ihren Trümmern die alte Herrlichkeit der Palläste und Tempel; eine Sonderbarkeit des ägyptischen Bausystemes ist, daß die vorderen Gebäude immer höher als die folgenden, so daß durch diese berechnete Abnahme die Wirkung der Perspective vermehrt, und die Länge der Gebäudeflucht für das Auge vergrößert wird. Das außerordentlichste Denkmal der Herrlichkeit ägyptischer Architektur ist in dem Pallaste von Karnak der große Herrschersaal, dessen Plafond von 134 kolossalen Säulen getragen wird, vermuthlich derselbe, in welchem die ägyptischen Priester dem Hekatäos die 345 Statuen der Oberpriester zeigten; die Säulen haben eilf Fuß im Durchmesser, dreyßig Schuh und neun Zoll im Umfange, jede so dick wie die trajanische Säule oder die Siegessäule auf dem Platze Vendome. Man denke sich einen Saal voll trajanischer Säulen. Der inneren Pracht entspricht die der äußeren Sculptur; die Sphinxe, deren Allee den Herrscherpallast von Karnak mit den Pallästen von Lukßor [1]) verbindet, haben Widderköpfe und Löwenleiber. Die Verfasser erklären diese Sphinxe nur als astronomische Sinnbilder solarischer Conjunktur im Widder und Löwen, die Sphinxe hingegen mit menschlichem Oberleibe als Sinnbild der Stärke und Klugheit, sie haben nicht an die Sphinxe des Pallastes von Persepolis gedacht, in welchen die Vereinigung der Adler-, Stier-, Löwen- und Menschengestalt so deutlich die hebräischen Cherubim ausspricht, deren einzelne Thiergestalten sich als die Symbole der vier Evangelisten bis auf heute erhalten haben. Aus dieser Zusammenstellung geht nicht unwahrscheinlich hervor, daß auch die ägyptischen Sphinxe vielmehr religiöse als astronomische oder politische Symbole gewesen, mit Einem Worte, daß dieselben die ägyptischen Cherubim, wie die Sphinxe vor Persepolis die persischen Cherubim, während die hebräischen vierfache Thiergestalt waren [2]). Schon Plutarch sagt, daß die ägyptischen Sphinxe das Symbol religiöser Geheimnisse und göttlicher Weisheit gewesen; dieselben fanden also hier natürlich Platz vor den

[1]) Lukßor ist nur die Verstümmlung von Alkußor, welche der Plural von Kaßr (Al-Casar), der Pallast.

[2]) 20. Ipsum est animal quod vidi subter Deum Israel juxta fluvium Chobar et intellexi quia Cherubim esset.
21. Quatuor vultus uni et quatuor alae uni et similitudo manus hominis sub alis. Ezechiel X.

Thoren der Palläste als Symbol der Gerechtigkeit und Weisheit. Da Recensent hier die ägyptische Symbolik mit der persischen in Verbindung gebracht, so kann er nicht umhin, auch ganz besonders auf die Sculpturen eines Saales des kleinen Tempels auf der Südseite des Pallastes von Karnak aufmerksam zu machen, weil in denselben die Gestalten mit Schlangen und Froschköpfen vorkommen, welche sich auf Kirchen des Mittelalters als Denkmale gnostischer Symbole finden, namentlich auf der so lange für einen alten Tempel gehaltenen gnostischen Kirche von Montmorillon [1]), und auf der von San Donino in der Nähe von Parma: Derrière l'Isis qui est à la tête du lit de repos, sont placées, l'une au-dessus de l'autre, deux rangées de trois figures debout. Celles du milieu ont des corps de femme sur lesquelles sont ajustés des *serpens* avec des coiffures symboliques. Les deux premières ont des corps d'homme avec des têtes de *grenouille*.

Sehr interessant ist die Zusammenstellung der vorzüglichsten Gebäude von Theben, und vorzüglich derer von Karnak mit denen von Palmyra, Persepolis, Baalbek, Babylon, Athen und Rom, dann unter denen unserer Zeit mit St. Peter, dem Louvre, den Tuillerien, dem Eskurial, Versailles und dem Pallaste von Caserta, welcher 693 Schuh lang und fast eben so breit, fast dieselbe Fläche bedeckt, wie der Pallast von Karnak. Im zehnten Abschnitte dieses Buches über die Ruinen von Theben behandelt Jomard die Hypogäen, d. i. die ober der Erde in Felsen gehauenen Grabgrotten (im Gegensatze mit den unterirdischen oder Katakomben). Der Name der Syringen oder labyrinthischen Gänge erklärt sich vielleicht am besten aus der Aehnlichkeit der senkrechten, auf einer Grundlinie laufenden Gänge mit den Saiten der Pansflöte (Syrinx). Aus einer Stelle des Plinius [2]) scheint es, als ob dieses unterirdische Syringensystem sich vormals unter dem Nile von einem Ufer züm anderen erstrecket, und Theben wie Babylon seinen Tunnel gehabt hätte. Die Gräuel der Finsterniß der Katakomben und der dieselben durchschwirrenden Legionen von Fledermäusen werden beschrieben, und ein gefahrvolles Abenteuer von zwey Franzosen, welche bald ein Opfer ihrer Neugierde geworden wären, wird erzählt, als Seitenstück zu dem, was dem englischen Reisenden und Dichter Aaron Hill im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in den ägyptischen Katakomben begegnet; das Abenteuer

[1]) S. Millin voyage dans les départements du Midi de la France, p. 790.

[2]) Lib. XXXVI. c. 14.

wird ganz kurz nach dem esprit des journaux erzählt; in der Note ist aber das Folgende ganz unrichtig: Cependant il (Aaron Hill) n'a pas publié la relation de son voyage; on n'a de lui en prose que des lettres d'amour. Aaron Hill hat außer mehreren prosaischen (in Adelungs und Watt's Gelehrten-Lexikon angeführten) Schriften auch die Beschreibung seiner Reise, seiner Rechenschaft des gegenwärtigen Zustandes des osmanischen Reiches einverleibt. Da dieses Buch troß seiner zweyfachen Ausgabe so selten, daß es sich weder auf der königlichen Bibliothek zu Paris (wo es dem Verfasser der obigen Denkschrift nicht unbekannt hätte bleiben können), noch auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sich befindet, so gibt Recensent hier aus seinem Exemplare nicht nur den Titel *), sondern auch die Erzählung des obigen Abenteuers in den ägyptischen Katakomben.

»Funfzehn englische Meilen südöstlich von Memphis liegen verschiedene berühmte Katakomben, die, weil mit Gefahr besehen, gewöhnlich vernachlässiget werden; indessen erweckte ein starkes Verlangen, etwas zu sehen, was seit so vielen Menschenaltern sterblichen Augen entzogen, und erweckte meine Neugierde so sehr, daß ich der Wagniß vergaß, und mir einen Führer verschaffte, einen Eingebornen des Landes, um mich mit drey Reisegefährten zu dem oberwähnten Platze zu führen. Der Kerl war ein wenig zähe, indem er zur Entschuldigung seines Nichtwollens vorbrachte, daß es großes Ungemach sey, die Nacht in offener Wüste zu liegen; als ich ihn aber versichert, daß wir lieber die ganze Nacht durchreisen wollten, so fand er sich willig, mit uns zu gehen; wir ritten auf Mauleseln, und reiseten mit wundersamem Vergnügen durch eine rauhe und sandige Gegend, bis wir zu einem Platze kamen, wo Steine von großer und ungemeiner Gestalt die Zugänge zu dem, was wir suchten, bezeichneten. Wir waren vergnügt, den Ort so rein zu finden, daß nicht die geringste Spur von Menschen oder Thieren vorhanden, um uns zu beunruhigen. Wir stiegen von unsern Mauleseln ab, banden sie zusammen, und begaben uns gegen den größten Stein, den wir sahen; nachdem wir denselben mit vieler Mühe auf die Seite geschafft, waren wir sehr erstaunt, von innen eine wohlbefestigte aufgerollte Strickleiter zu finden; wir dachten uns, daß dieselbe von Anderen, die vormals hinuntergestiegen, hier gelassen worden, ersparten uns die Mühe, uns des Hülfsmittels, das unser Führer bey sich hatte, zu bedienen, und nachdem wir dieselbe entrollet, stiegen wir rücklings hinunter, jeder mit einer Pistole in der einen Hand, und mit einer angezündeten Fackel in der anderen. Ein seltsamer und ungewöhnlicher Geruch begrüßte uns

*) A full and just account of the present state of the Ottoman Empire in all its branches: with the government, and policy, religion, customs, and way of Living of the Turks in general; faithfully related from a serious observation, taken in many years travels thro' those countries, the second edition with editions by Aaron Hill. Gent. London 1710. Cap. XXXVII. p. 265.

bey unserem ersten Eingange mit einem solchen Gestanke, welchen, wer denselben nicht aus Erfahrung kennt, sich nicht vorstellen kann; die Flammenfackeln, ein schwaches und glimmendes Licht durch die dichte Finsterniß versendend, machten, wie wir gingen, auf beyden Seiten die entfärbten Gesichter der Todten mit seltsamen und unaussprechlichen Entsetzen sichtbar. Wir waren kaum drey Klafter inner des Gewölbes fortgeschritten, als der Vorderste unserer Gesellschaft, zufällig über etwas, was in seinem Wege lag, stolpernd, der Länge nach darüber hinfiel; als wir hierauf unsere Fackeln senkten, erblickten wir zwey Männer in christlichen Gewändern, kreuzweis über einander liegend, und wie es schien vor Kurzem gestorben, mit allen den blassen und schrecklichen Abzeichen krampfhaften Gräuls in ihren zusammengezogenen Muskeln und Gesichtern. Zwischen den Füßen des einen lag eine Brieftasche und ein Bleystift; wir nahmen die Brieftasche, öffneten dieselbe, und lasen mit großer Schwierigkeit und noch größerer Theilnahme die folgenden Zeilen, welche italienisch, aber mit kaum lesbaren Zügen geschrieben waren, denn außer dem, daß die Buchstaben in einander sich verliefen, so waren die Zeilen hie und da kreuzweis über einander geschrieben, welche Memorandums für verschiedene Privatgeschäfte gewesen zu seyn schienen: »»Lorenzo und Ferdinando Bonavoglio, zwey unglückliche Brüder, geboren zu Pisa, starben hier aus Schmerz und Hunger barbarisch eingeschlossen und für immer verloren, am 18 Junius 1701. Guter Christ! wenn deine lieben Augen unser Elend lesen, bete für unsere Seelen! o Jesus! o Maria Mutter Gottts! erhöre uns und bitte für uns!«« Aus diesem melancholischen Inhalte der Brieftasche scheint es, daß diese unglücklichen Gentlemen bey ihrem Eintritte von einigen arabischen Mördern gewahret wurden, und die Folge dieses Berichtes wird, denke ich, den Leser zur selben Meinung bestimmen. Aus dem Datum der obenwähnten Schrift erkannten wir, daß sie nicht lange da gewesen, denn, nach meiner besten Erinnerung, war es am 22sten desselben Monats, daß wir dahin gekommen. Erstaunt und halb verwirrt durch die elenden Gegenstände vor unseren Augen, begannen wir an die Gefahr zu denken, in der wir uns befanden; unsere Furcht erwuchs zu doppelter Größe durch die gespensterhaften Blicke und die krampfhaften Todesqualen, welche den muthlosen Führer befielen. Da wir wußten, daß er mit den Gebräuchen des Landes mehr bekannt, als wir, so ermaßen wir unsere Gefahr so größer und außerordentlicher aus seinem Schrecken, und da wir es für nothwendige Klugheit hielten, Zeit und Gelegenheit besser zu benützen, kehrten wir in der größten Eile zu dem Platze zurück, wo wir hereingekommen, gewahrten aber zu unserem großen Erstaunen, daß in dem Augenblicke, als wir unter die Mündung der Einfahrt gekommen, der Stein darüber gewälzt ward; mit allen denkbaren Schrecken begannen wir den Strick zu suchen, mittels dessen wir herabgelangt, aber derselbe war hinaufgezogen, und alle Hoffnung von Befreyung aus diesem schrecklichen Gefängnisse ward durch die unerwartete Wendung so trauriger Katastrophe zu Nichts. Hier fühlten wir die Angst des Todes in ihren größten Schreckenissen. Der Führer, welcher uns in dieser Bodenlosigkeit unseres Elendes hätte stärken sollen, vermehrte noch die Wucht unseres Kummers durch gellendes Geschrey und oft wiederholte Flüche über unser rasches Beginnen, welches uns selbst und ihn in gemeinsamen Ruin begraben, welches in ihm die Stütze und den armen Nahrungsquell seines unglücklichen Weibes und seiner Familie zerstören würde. Für meinen

Theil, wiewohl in gleichem Maße dem angedrohten Verderben ausgesetzt, war ich durch die Seufzer, Schluchzer, Thränen und das Händeringen des jammernden Elenden so sehr bewegt, daß ich die Beschaffenheit des Ortes, worin ich mich befand, vergaß, und daß ich mich seltsamen unvernünftigen Hoffnungen, einen anderen Ausgang zu finden, überlassen, die Gesellschaft antrieb, weiter durch diese grause Höhlungen zu streichen. In Anbetracht des Gräuels, worin wir uns in einem solchen Orte aus Mangel des Lichtes bald befinden würden, und in dem Wunsche, die böse Stunde so lange als möglich zurückzuhalten, löschten wir vier von unseren fünf Fackeln aus, und mit glimmendem Lichte der einzig brennenden, schritten wir schweren Herzens von Gewölbe zu Gewölbe durch diese grauenvollen Stätten, bis wir in kleiner Entfernung vom Führer, welcher das Licht vorantrug, mit mehr als gewöhnlichem Schrecken, die luftigen Schemen von sechs blassen Gesichtern erblickten, hart an der Mauer, die vor uns stand. Wir entsetzten uns über diesen Anblick, und sahen, wie sie sich bewegten, als ob sie unentdeckt auf uns zuschreiten wollten; wohl ermessend, daß sie nichts Gutes im Sinne führten, feuerten wir einstimmig unsere Pistolen ab; es ist unmöglich, dem Leser einen Begriff zu geben von dem wunderseltsamen Wiederhalle und dem schmetternden Getöse, welches dieses Abfeuern in dem Gewölbe hervorbrachte; es rollte über unseren Köpfen gleich einem ungeheuren Donnerschlage, und dauerte noch lauter anwachsend eine geraume Zeit fort. Sey es aus Furcht, sey es durch einen anderen unglücklichen Zufall, was ich nicht wohl bestimmen kann, der erschrockene Führer ließ seine Fackel fallen, welche alsogleich verlosch, und indem er mit anfallender Wuth zurückrannte, schlug er einen der Gentlemen unserer Gesellschaft nieder, und selbst zu Boden fallend, lag er in dem tiefsten athemlosen Stillschweigen. Als der Wiederhall vorbey, erwarteten wir jeden Augenblick, die Personen zu hören oder zu fühlen, welche uns erschienen waren; aber alles war seltsam still, keine Stimme wärmte unsere Furcht auf, wir konnten nicht vermuthen, was für ein Zufall uns aus der Gefahr befreyt, bis wir in der Mauer vor uns unversehens einen Lichtstrahl hereinbrechen sahen, und als wir an Ort und Stelle kamen, ein Loch durch den Stein oder Ziegel gegraben fanden, welches in eine andere Katakombe führte, durch welche wir den Eingang sahen, der uns so viel Licht gegeben, und ein unverständliches Getöse und Rufen vernahmen, das von der aufgedeckten Mündung herabscholl; wir sahen deutlich sechs starke Männer schnell hinaufklimmen, die von instehender Gefahr verwirrt schienen. Die Furcht, in diesem gräuelvollen Orte zu sterben, hatte jeden anderen Gedanken von uns ferne gehalten, so daß wir auf das eiligste durch die zerbrochene Mauer mittelbar zu dem Eingange des Gewölbes rannten, und da wir weder Stimme, noch anderes Zeichen ihrer Anwesenheit von außen vernahmen, es wagten, hinaufzusteigen, wie sie es gethan, und fürwahr, nie hat das Tageslicht Menschen mehr beseelt, als unsere über so seltsame Befreyung erfreute Gesellschaft.«

Die Hypogäen sind voll von Skulpturen, auf welchen die Geräthschaften des täglichen Lebens der alten Aegypter, ihre Kleider und Gewohnheiten abgebildet sind; schon da finden sich die ungeheuren Bausch-Aermel der heutigen Mode: **On a déjà cité un costume bizarre, composé d'une étoffe rayée, reployée autour des reins de la figure qui le porte; les man-**

ches sont très-amples, évasées, et ne descendent pas au-dessous du coude. On ne concevroit pas facilement ces manches volumineuses, sans d'autres exemples où l'on reconnoît comment elles appartiennent au reste de la robe. Un des costumes les plus riches que j'aie vus, est celui d'une figure qui tient dans la main gauche une grande tige de lotus, entourée d'un liseron, plante qui n'a été remarquée qu'une fois parmi les peintures Egyptiennes. On distingue un voile à franges posé sur la longue tunique rayée; le collier est à quatre rangs de perles en poire, et la coiffure (s'il est permis d'y reconnoître les cheveux eux-mêmes) est toute formée d'une multitude de tresses qui descendent de dessous une toque ou diadème richement brodé. Il paroît que la coiffure en tresses détachées étoit d'un fréquent usage; on a dessiné en grand un fragment de petite statue ainsi coiffée, afin d'en donner un exemple.

Die in den Hypogäen gefundenen Mumien werden genau beschrieben; ob die Binden, worin die Mumien eingewickelt, Linnen oder Baumwolle, ist durch Ansehen und Anfühlen heute schwer zu unterscheiden. Die mikroskopische Probe, welche hierüber allen Zweifel löset, da der Faden des Linnen und der Baumwolle im Mikroskope jeder ganz anders gebildet erscheinen, jener als eine verworrene Kette, dieser immer als breites Band erscheint, war dem Verfasser unbekannt; nach derselben ist kein Zweifel, daß der Einband der Mumien, deren Faden hier zu Wien bey Freyherrn von Jacquin einem Plößl'schen Mikroskope unterleget worden, wirkliches Baumwollgewebe sey: On ne peut s'empêcher de remarquer la solidité du *jaune*, du *bleu*, du *rouge*, qui ont servi à teindre ces diverses toiles. Le bleu provient de l'indigo; quant au rouge, l'analogie qu'on lui trouve au premier coup-d'oeil avec la garance, est encore confirmée par l'existence très-ancienne de cette plante en Orient. Die ganze Sorge beym Einbalsamiren war auf die Erhaltung der Gesichtszüge gerichtet, während man alle anderen Glieder rücksichtslos zusammenschrumpfen ließ. Es war natürlich, daß der schönste Leib mit Spezereyen ausgestopft, wenn als Mumie zu Gast gebeten, für die Familie und für die Freunde des Verstorbenen wenig Werth haben konnte in Vergleich des Gesichtes, in welchem die Kunst des Einbalsamirens den Spiegel der Seele und des Gemüthes Jahrtausende hindurch unverändert erhalten hat. Nach diesen Gesichtern zu urtheilen, waren die alten Aegypter weder Kopten, noch Neger, noch Chineser, sondern ähnelten am meisten den Arabern und den Bewohnern Oberägyptens, die an Stirne, Nase und Profil die meiste Ueberein-

stimmung mit den Mumien und Skulpturen Thebens darbieten. Das ausgezeichnetste Merkmal der altägyptischen Physiognomie ist die Zurückweichung der Nase und der Stirne in einer und derselben Linie. Das Kinn ist gewöhnlich bartlos, doch finden sich bärtige Figuren genug auf den Skulpturen, und die Porträte auf den Mumiendeckeln haben häufig vergoldete Bärte; hieraus läßt sich die Ueberlieferung morgenländischer Geschichtschreiber erklären, daß Pharao seinem Barte Gold eingeflochten habe, so wie die vergoldeten Füße vornehmer Mumien mit den goldenen Füßen des Herrschers der Birmanen in Verbindung gesetzt werden dürften. Den Männern sind die Arme meistens über das Kreuz gelegt, den Weibern an die Hüften angeschlossen; falsche Mumien, von Arabern und Juden aus den Resten mehrerer zertrümmerter zusammengestückt, sind häufig, und haben oft die Käufer und Alterthumsforscher geäfft. Die vier Figuren, welche häufig auf dem Deckel der Mumiensärge gemalt sind, und deren Köpfe die Deckel der vier steinernen, den Sarkophagen beygesetzten Krügen, worin das Herz und die Eingeweide aufbewahrt worden zu seyn scheinen, haben unabänderlich dieselben Köpfe, nämlich des Sperbers, des Schakals, des Kynokephalos und einen Menschenkopf. Die obigen drey Thiere wurden ebenfalls einbalsamirt, wie der Ibis, die Katze, die Spitzmaus und das Krokodill. Ein Vogel, aus Sycomorenholz (woraus auch die Särge der Mumien) geschnitzt, und mit den lebhaftesten Farben bemalt, bringt Hrn. Jomard die Chimären in Erinnerung, womit griechische und römische Gräber verzieret waren, dem Recensenten aber die Sirenen, welche den Morgenländern bekannter, als die Chimären, wie denn wirklich im Ferhengi Schuuri der wunderbare, aus durchlöcherter Nase singende Vogel Sirnas aufgeführt ist *). Die Papyrusrollen, die Lebensgeschichte des Verstorbenen oder das ägyptische officium defunctorum enthaltend, befinden sich entweder unter den Armen oder zwischen den Schenkeln, so daß die Mumien damit wie mit dem Schuldbuche unter dem Arme der Auferstehung entgegen geben. Die Schrift der Papyrusrolle scheint mit Schilfrohr geschrieben zu seyn, dessen sich die Morgenländer noch heute zum Schreiben bedienen. In einem der Hypogäen wurden auch Ziegeln mit Inschriften gefunden; am häufigsten kömmt in denselben der Skarabäus als Bild der Zeugung und der Unsterblichkeit vor. Aus den Mumien sowohl, als aus den Skulpturen werden zum Schlusse einige Bemerkungen über die Aehnlichkeit der Gebräuche der alten und neuen Aegypter abgezogen; das

*) II. Band, Blatt 90.

Saiteninstrument Tambur, die Rohrfeder Kalam, der gestreifte Ueberwurf Milaje und der weiße Wollenmantel Bernus finden sich schon auf den Skulpturen. Die Gräber der Könige hat Hr. Costaz beschrieben, und dieselben heißen Bibanol-muluk, d. i. die Pforten der Könige; es sind die hohen Pforten des Todes und des Reiches der Unterwelt, und hier ist das hundertthorige Thebe des Amenthes. Drey Katakomben werden unter besonderen Titeln beschrieben, die der Harfe, deren vorspringendste Figur schon aus Bruce bekannt; die der Seelenwanderung, oder vielmehr der Reise in die Unterwelt, und die astronomische, in der sich die Himmelszeichen befinden. Vom Ingenieur Roziere ist eine Beschreibung der Steingruben, welche den Stoff zu den alten Denkmalen hergaben, und von den Herren Jollois und Devilliers eine Beschreibung der in Aegypten entdeckten astronomischen Monumente angehängt. Dieselben haben

10) die Alterthümer von Denderah, d. i. Tentyra, welches durch seinen Thierkreis so berühmt geworden, umständlich beschrieben. Da in dem kleinen Tempel die Hauptvorstellung die der Geburt des Horus, so dürfte derselbe eben so wenig ein Typhonium seyn, als die säugende Göttin die Isis, indem Champollions Erklärung dawider streitet. Hier kommen wieder die Figuren mit Froschköpfen vor: A la même hauteur, à gauche deux divinités à figure humaine, suivies de deux personnages à tête de *grenouille*, conduisent deux enfans à Isis, qui est assise: cette déesse allaite son fils Horus, et Thoth écrit devant elle. Derrière Thoth, un personnage à tête de chacal paroît frapper sur une espèce de tambour de basque posé à terre. Ensuite on voit encore Isis allaitant Horus: deux figures d'Harpocrate debout la précèdent; et derrière elle douze femmes, distribuées sur trois rangs, tiennent chacune un enfant qu'elles semblent vouloir préserver de maléfices. Die Ruinen von Koptos finden sich im heutigen Keft, die von Appollinopolis parva in Kuß.

11) Die Reste von Abydos und dem Memnonspallaste hat Hr. Jomard zu Medfuneh entdeckt: der Name der alten Stadt hat sich vierfach in den benachbarten Dörfern Abdieh, Abide, Abadie und Kafr-Abadie erhalten. Achmim ist das alte Chemmis, wo die größeren Ruinen die des von Herodot besuchten Perseustempel zu seyn scheinen. In der Nähe ist das Grab des Scheich Elharidi, welcher der Scheich aller heutigen Psyllen Aegyptens.

12) Wenn zwischen dem Namen der alten Stadt Antäopolis und dem heutigen Kau wirklich, wie Hr. J. meint,

einige Verwandtschaft obwalten sollte, so wäre Kau nur als Kawwi, d. i. der Allgewaltige, der Allstarke, zu erklären. Die griechische Inschrift auf dem Tempelfries ist späterer Zeit, als der Bau. Hr. J. glaubt, daß der Kampf zwischen Antäos und Herkules nur eine Nachbildung des Kampfes zwischen Isis und Typhon, dem befruchtenden Nile und dem Sande der Wüste.

12) Sijut sprechen alle Reisenden den Namen der Stadt aus, welchen französische Orientalisten Sojut schreiben, und nach derselben den größten arabischen Polygraphen Sojuti nennen; Sijut scheint das richtigere zu seyn, es ist das alte Nikopolis, dessen Alterthümer und Hypogäen die Hrn. Jollois und Devilliers beschrieben: so wie Hr. Jomard

14) die Ruinen von Aschmunim (Hermopolis magna); hier wurde Thot, der zweyte Hermes, der die Menschen die Rechnung, die Geometrie, Astronomie und das Alphabet lehrte, sammt dem ihm geheiligten Ibis besonders verehrt.

15) Jomard beschreibt die Ruinen von Antinoe, seine Hallen, Theater, Triumphbogen, Hippodrom, Säulengänge, Thermen und Antinous-Statuen. Hadrian baute diese seinem Liebling Antinous geweihte Stadt auf der Städte der alten Stadt Besa; so heißt auch (nach Ammianus Marcellinus und Eusebius) ein ägyptischer Gott, der zu Abydos Orakel sprach.

16) Das alte Aegypten war nach Strabo in 27 Statthalterschaften (Nomos) getheilt, wovon Oberägypten zehn, Unterägypten eben so viel, und Mittelägypten sieben in sich faßte. Diese sieben Nomen beschreibt Hr. J.: 1) Nomos Hermopolites, in welchem die Steingruben von Abufedah, das alte Cusae, heute Kußije; zu Kuße wurde Venus Urania (nach Aelianus) unter Kuhgestalt verehrt. Dieß ist (nach Champollion) Athor, die Göttin der Liebe und der Nacht, welche mit dem Kuhkopf vorgestellt wird. Dem Philologen sey es hiebey zu bemerken erlaubt, daß Kus (welches im Deutschen zum Kuß veredelt ist) das arabische Wort für Cunnus; in der Nähe sind drey koptische Klöster. Pesla heißt heute Medinetol-kaißar, d. i. die Kaiserstadt; Psinaula heißt heute Tell, d. i. Hügel; Jstabl Antar hat seinen Namen von Antar, dem Vater arabischer Ritterschaft, dessen Thaten aus dem Auszuge des bändereichen Romanes (Siret Antar) bekannt sind. Speos Artemidos, d. i. die Höhle der Diana, heißt heute Beni Hasan; in den Hypogäen von Beni Hasan sind wirklich gymnastische Scenen abgebildet, und eine Tonkünstlerin spielt auf einer Harfe mit sieben Saiten. Bey Medinet Dand sind die Ruinen eines Walles, welcher, wie alle alte Gränzmauern, von den

Arabern Haitol-Adschuf, d. i. der Wall des alten Weibes, genannt wird; dieses alte Weib ist nach den arabischen Geschichtschreibern die alte ägyptische Königin Deluke. Minijet ist die Hauptstadt der Provinz, wie vorher Meilawi, wie vor Meilawi Aschmunim, wie vor Aschmunim Hermopolis. 2) Nomus Cynopolites, hier ist das Vögelthal (Wadi et-tair), der Vögelberg (Dschebel el-tair), das Kuhkloster (Deir el-bakarah). La *montagne des Oiseaux* s'appelle ainsi, à cause de la multitude immense de ramiers noirs ou pigeons sauvages qui viennent s'y réfugier dans l'été. Pendant l'inondation, saison trop froide, ils vont dans les champs manger le dourah ou d'autres grains. Tous les voyageurs parlent du singulier spectacle que présente le rocher tout-à-fait à pic, long de plus d'une demi-lieue, jusqu'à el Seraryeh, souvent presque caché par ces milliers d'oiseaux, qui en tapissent la surface et lui donnent une teinte noirâtre. Je remarquai aussi, à mon passage, le bruit extraordinaire que produit le gazouillement de tous ces ramiers à la fois. 3) Nomus Oxyrhynchites; Abu Dschirdsche steht an der Stelle des alten Tamonti und Oxyrhynchus heißt heute Behnese; diese Stadt war schon zur Zeit des arabischen Einbruches so mächtig und groß, daß die Geschichte ihrer Eroberung der Gegenstand besonderer Werke, deren eines sich auf der Ambrosiana zu Mailand befindet. 4) Nomus Heracleotes ist zwischen dem Nil und dem Josephskanale eingeschlossen; Heracleopolis magna heißt heute Ahnas, Caene heute Beni Sujef, Busiris Abußir. 5) Nomus Crocodilopolites oder Arsinoites, welcher in dem nächstfolgenden Abschnitte besonders beschrieben ist. 6) Nomus Aphroditopolites, heute die Provinz Atfijet, nach der gleichnamigen Hauptstadt, auf deren Tempeln häufig die Vorstellung der Göttin der Liebe (nicht der Isis), welche den jungen Horus säugt. 7) Nomus Memphites, in welchem die Weltwunder der Pyramiden zuerst südlich, die von Meidun, die durch ihre Gestalt (zwey auf einander gesetzte, abgestumpfte Pyramiden) sich vor allen übrigen auszeichnen; dann die zwey fast zerstörten Pyramiden von Rekah el-kebir, dann die zwey Pyramiden von Metanije und eine große und zwey kleine zu Menijet Dahschur, südlich von diesen die neun Pyramiden Sakara, also in allem siebzehn Pyramiden, die sich an die zwey großen von Dschise anschließen, und mit der dortigen dritten, zerstörten, deren Bekleidung schwarzer Basalt war, zusammen zwanzig.

17) Dem Nomus Arsinoites, oder der heutigen Landschaft

Fajum ist dieser Abschnitt gewidmet. Das Land ist reich an jeglichem Erträgniß. Le Fayoum renferme de superbes champs de lin, des campagnes de roses et des oliviers. Il possède encore de l'indigo, du henneh, du carthame, du coton, du sucre et du tabac: on y voit des espèces de bois de figuiers et des haies d'opuntias; beaucoup de pêchers, de pruniers, d'abricotiers et d'arbres à fruit dans les jardins; enfin, ce qui n'existe point ailleurs, des vignobles. Unter den Ruinen von Crocodilopolis oder Arsinoe sind noch die Fußgestelle der Statuen zu sehen, welche am See Moeris Pharaonen errichtet waren, die Araber nennen sie noch heute Pharaonsfüße. Die Ruinen von Kaßr Karun (Charons Pallast) beschreibt J. als die eines Tempels, in welchem noch die Orakelhöhle erkenntlich. Die Pyramiden von Hawara sammt den Ruinen an derselben, welche für die des Labyrinthes angesehen werden, und die Pyramide von Lahun werden beschrieben; beyde sind von sonnengebrannten Ziegeln gebaut. Der heute trockene Kanal Bahr bi la ma, d. i. das Meer ohne Wasser, welchen mehrere Reisende für einen natürlichen Rinnsal des Nils gehalten haben, ist augenscheinlich ein Werk von Menschenhänden, und ein Anhängsel des Sees Moeris. Aus den zusammengestellten Beschreibungen des Labyrinthes der Alten schließt Hr. J., daß dasselbe ein Vereinigungsplatz für alle Statthalterschaften Aegyptens gewesen sey: Comme toute la nation s'y rassembloit, on y avoit élevé des temples pour tous les dieux, afin que chaque province trouvât le culte qui lui appartenoit. C'étoit donc à la fois une sorte de panthéon et un lieu où les chefs de l'etat traitoient des affaires secrètes. Le mystère qui apparemment devoit présider à leurs délibérations, avoit une image sensible dans l'obscurité des galeries que devoient traverser les députés pour se rendre à leurs cours respectives.

18) Die Beschreibung von Memphis und der Pyramiden, von Hrn. J., welche alles, was griechische, und vieles, was arabische Schriftsteller darüber hinterlassen haben, mit dem wirklichen Maße derselben, ihrer Richtung, ihrem dermaligen Zustande u. s. w. zusammenstellet, macht alle künftige Beschreibung derselben überflüssig. Nachdem die Pyramiden von Hawara und Lahun, die von Metanije und Meidun schon oben beschrieben worden, werden hier die drey Pyramiden von Dachschur, die neun von Sakara und die sieben von Abußir beschrieben. Was über die Mumien gesagt wird, veranlaßt die folgende Bemerkung des Recensenten über das heilige und älteste Tricolorit der alten Aegypter, Perser und Hebräer.

Die auf Mumien sowohl als Tempelgebäuden am häufigsten auf einander gereihten Farben sind gelb, blau und roth; so heißt es hier von einem Mumienüberzuge: le socle est formé de bandes alternativement jaunes, bleues et rouges. Gelb, roth und blau ist auch die Farbe der altpersischen Reichsfahne, welche ursprünglich, wie bekannt, das Schurzfell des Schmiedes Gawe war, welches dieser zur Erlösung der Tyranney Sohak's als Panier der Freyheit aufgesteckt. Feridun schmückte den Schurz mit Juwelen aus, und wie Firdewsi singt:

> Er ließ es flattern gelb und roth und blau,
> Und stellt als Fahne Giaw's es aus zur Schau [1].

und wieder auf dem Zuge nach Hamaweran:

> Voraus die Fahne Giaw's in hehrer Schau,
> Die Welt war aufgefrischt mit Roth und Gelb und Blau [2].

Das Wort für Blau ist Benefsch, welches aber zugleich der Name des Edelsteines, des Hyacinthes, welcher, wie bekannt, gelb. Ueber die drey Farben, welche im Buche Exodus bey der Beschreibung des Ornates des hohen Priesters zu wiederholtenmalen erwähnet werden [3]), sind die Bibelübersetzer nicht einstimmig, indem die Vulgata ex hyacintho et purpura cocoque bis tincto, Luther hingegen von gelber Seide, scharlachen und rosinroth übersetzt; in dem doppelten Roth sind beyde übereinstimmend, nur übersetzt Luther gelb statt blau, und nach des Recensenten Meinung richtiger, als die Vulgata, weil das ὑακινθος der griechischen Uebersetzung, als Farbe des Steins genommen, wirklich gelb und nicht blau ist. Indessen sprechen alle von Gesenius unter תְּכֵלֶת gesammelten Autoritäten für Purpurblau; dieses Purpurblau findet Recensent in der zweyten Farbe אַרְגָּמָן, das persische Erghiwan, welches die Syringa persica, deren Farbe auch für die von Purpurblau genommen wird; daß die dritte karminroth, wird nicht bezweifelt; abgesehen davon, daß Roth auf Roth nichts weniger, als eine geschmackvoll von einander abstechende Farbenfolge ist, spricht die höchste Wahr-

---

1) فروهشت از زرد و سرخ و بنفش * همي خواندش كاوياني درفش

2) به پیش اندرون كاوياني درفش * جهان تر شد سرخ و زرد و بنفش

Schahname. Kalkutta 1811. I. Bd. S. 56.

3) Exodus XXVIII. 15; XXXVI. 8, 35, 37; XXXVIII. 18; XXXIX. 2, 5, 8.

scheinlichkeit dafür, daß die hebräischen Tempelfarben keine anderen, als die ägyptischen waren, indem das meiste von dem Priesterornate und der Tempeleinrichtung des Exodus ägyptischen Ursprung verräth; es dürfte also auch im Exodus nicht von doppeltem Roth, sondern bloß von dem altägyptischen und altpersischen heiligen Tricolorit Gelb, Blau und Roth die Rede seyn. In dem Rapport fait à l'institut sur une tunique égyptienne ist der Satz: qu'il répugnoit aux Egyptiens d'être, ensévelis dans des tissus de laine, durch den oberwähnten mikroskopischen Versuch, nach welchem die Fäden eines Mumienhemdes Baumwolle, aber nicht Wolle war, bestätiget.

19) Die Beschreibung des ägyptischen Babylons von Dubois-Aymé, nur zwey Blätter; El-Kahiret, woraus der Name Kairo entstanden, heißt nicht, wie in der Note gesagt wird, die Siegreiche, sondern die Rächende.

20) Die Beschreibung der Alterthümer Kairo's von Jomard, worunter der Sarkophag, welcher bey Niebuhr die Fontaine der Liebenden heißt, eine der vorzüglichsten.

21) Die Beschreibung von Heliopolis ist von den Herren Lancret und Dubois-Aymé verfaßt, darin betrifft Recensenten folgende Stelle: M. de Hammer, cité par M de Sacy dans sa traduction d'Abd-Allatif, prétend, à la vérité, avoir vu de l'eau suinter de l'obélisque d'Héliopolis à environ un tiers de sa hauteur; mais on remarquera qu'il étoit à quarante pas de ce monument, dont le pied se trouvoit alors au milieu d'une mare formée par l'inondation du Nil, et que des reflets de lumière sur la surface brillante et colorée du granit, ou quelque erreur optique occasionnée par la raréfaction de l'air, auront pu le tromper: peut-être aussi étoit-il persuadé d'avance, par la lecture des auteurs Arabes, que cette source existoit; et quand l'esprit est prévenu, les yeux se trompent facilement. Rec. kann nur wiederholen, daß dorten keine optische Täuschung obwaltete, indem die herumstehenden Araber bestätigten, daß immer zur Zeit der Ueberschwemmung Wasser aus den Fugen des Obeliske's herunterfließe, übrigens hat Recensent so eben Hrn General-konsul Acerbi ersucht, zur Zeit der nächsten Ueberschwemmung neuerdings darüber Nachfrage zu halten, und ihn von dem Thatbestande zu unterrichten.

22) Die Alterthümer von Athribis, Thmuis und mehreren Nomen des östlichen Delta, hat Hr. J. beschrieben; er meint, daß Busiris nicht zu Abußir bey Semenhud zu suchen sey, und fällt dem Wesseling bey, welcher vicus Judaeorum

von castra Judaeorum unterscheidet; er glaubt mit D'Anville, daß Mendes zu Aschmun gestanden habe.

23) Die Ruinen von San, das alte Tanis, beschreibt Cordier,

24) die der Landenge von Suez Devilliers, und

25) die eines Theiles des Delta Jollois und Dubois-Aymé. Die vorzüglichsten sind die von Sais zu Sal-hadschr, wohin Recensent auf die Angabe eines Beduinen, der sich Sidi Ruhi, d. i. Herr meines eigenen Geistes, nannte, die englischen Reisenden Clarke und Cripps geführt, und in den Stufen der Moschee die Isisstatue entdecket hat, welche ihm Clarke dann für die Sammlung von Cambridge abgenöthigt.

26) Eine ausführliche Topographie des alten und neuen Alexandria, seiner Necropolis und Nicopolis, der Häfen Eunostos und Kibotos, des Eilandes, des Dammes und des Thurmes des Pharao, des Thurmes der Römer und der Araber, des Theaters, der Wasserleitungen, der Obelisken, der Cisternen, der Tempel und der sogenannten Pompejussäule gibt Hr. Saint Genis nicht ohne philologischen und historischen Irrthum. Der Verfasser meint, daß die arabische Benennung Amud es-sewari, d. i. der Pfeiler der Masten, durchaus die Säule des Severus heißen müsse, und setzt ex tripode hinzu: on écrit *Suari*, nom qui signifie la colonne avec les mêmes caractères, que le mot *Sévère*; c'est ce qui a donné lieu à l'erreur; hier ist mehr als ein Irrthum, zuerst heißt Sewari oder Suwari nicht die Säule, sondern die Masten, zweytens wird der Name Severus von den arabischen Geschichtschreibern nicht Sewari [1]), sondern Siweras [2]) geschrieben; die Araber haben in den römischen und griechischen Namen nie den Ausgang os oder us vernachläßigt, wovon schon die bekannten verstümmelten Namen der Siebenschläfer ein hinlänglicher Beweis; außerdem kömmt in der eben so seltenen als trefflichen Universal-Geschichte Aini's in dem Abschnitte der griechischen Kaiser Severus wirklich als Siweras geschrieben vor; eben so unrichtig als das Vorhergehende ist die Angabe, daß Hr. v. Chateaubriand zuerst die Inschrift der Pompejussäule nach Frankreich gebracht habe, indem Villoison darüber schon weit früher in den Mémoires de l'institut de France Bericht erstattet hat, was Hrn. Saint Genis nicht unbekannt hätte seyn sollen.

Die zweyte Abtheilung des großen Werkes enthält in zwey anderen Foliobänden, deren zweyter aber unverhältnißmäßig

---

1) سواري 2) سيوراس

klein, indem derselbe nur 235 Seiten stark, eben so viele, die Alterthümer Aegyptens betreffende Denkschriften, als die beyden ersten Bände Abhandlungen enthalten. Die Kunde von den Maßen des alten Aegyptens, die Geographie, die Astronomie, die Paläographie, die Architektur, die Statistik und die Kunde einiger Künste des alten Aegyptens sind die sieben Höfe dieses Memnonions. Wir lassen in dieser Anzeige, die sich durch den Gegenstand, den sie behandeln, verwandten auf einander folgen, welche Anordnung auch im Werke selbst die vorzüglichere gewesen wäre, statt daß z. B. das Memoire Girard's über den Nilometer Elephantine's und die ägyptischen Maße den ersten Band eröffnet, und das Buch (diesen Namen verdient es wohl, da es allein 328 Seiten stark ist) Jomards: über das metrische System der alten Aegypter, den Band schließt.

27) Girard sucht aus dem Nilometer Elephantine's zuerst die alte ägyptische Elle auszumitteln, und schickt die folgenden allgemeinen Bemerkungen über die Anschwemmungen der Flüsse voraus: Lorsque les eaux d'un fleuve qui charie des troubles, coulent avec une vitesse uniforme, telle qu'elle en permette le dépôt, on conçoit que ce dépôt s'effectue d'abord dans la partie supériere du cours de ce fleuve: d'où résultent l'exhaussement de son lit dans cette partie, l'augmentation de sa pente, et par conséquent de la vitesse de ses eaux, qui vont déposer plus bas les matières qu'elles abandonnoient précédemment plus haut. Ce dépôt effectué dans les parties inférieures, la pente primitive se trouve à peu-près rétablie; les dépôts s'accumulent de nouveau vers le sommet du plan incliné, qui représente le lit du fleuve, jusqu'à ce que, par un nouvel accroissement de pente, ils se déposent plus loin, circonstance qui rétablit une seconde fois l'ancien ordre, et ainsi indéfiniment: de sorte que le fond du lit des fleuves oscille sans cesse autour d'un certain état d'inclinaison auquel il ne peut s'arrêter. Ce que je viens de dire du lit des fleuves, doit s'entendre, sans aucune restriction, des plaines qu'ils submergent dans leurs débordemens: ainsi le sol de la vallée d'Egypte, en l'élevant de plus en plus, tend à ensévelir les édifices qui couvrent sa surface, de même que les fameuses cataractes s'abaissent continuellement, et deviennent moins apparentes par l'exhaussement du lit du Nil. Durch die Folge dieser Erhöhungen des Nilbettes war der Nilometer von Elephantine im Verlauf der Zeiten unnütz; die Elle desselben war die Länge des Ellenbogens, und eine Hand-Breite, oder richtiger vier

Finger-Breite (Palme), so daß der Ellenbogen zu 24 Finger-Breiten, die Elle aber zu 28 oder sieben Handbreiten gerechnet ward; es war die einfachste Art zu messen, daß man zuerst den Ellenbogen anlegte, und wo die Spitzen der Finger aufhörten, die Hand nach der Breite von vier Fingern anstieß, und von dem letzten derselben wieder mit der Anlegung des Ellebogens weiter zu messen fortfuhr. Diese siebentheilige Elle findet sich auch bey den Hebräern, als die heilige Elle Ezechiels (cubitus verissimus); in dem Maße der Grundlinie der großen Pyramide und in dem, dem Eratosthenes zugeschriebenen Erdmaße. In den alten ägyptischen Maßen findet sich der Finger, die Handbreite von vier Fingern, der Zereth von drey Handbreiten, der Ellenbogen von zwey Zereth oder sechs Handbreiten, die Elle von sieben Handbreiten und das Rohr oder der Stab von sechs Ellen; von einem Fuße ist keine Rede. Der Verfasser glaubt mit d'Anville, daß dieses Maß der Griechen und Römer von dem menschlichen Fuße, als dem siebenten Theile der menschlichen Statur, hergenommen sey. Die Griechen und Römer übersetzten damit den halben Ellenbogen Zereth. Nach den genauesten Messungen der Herren le Père und Coutelle beträgt die Länge der Grundlinie der Pyramiden 716 Schuh 7 Zoll französischen Maßes, welches mit dem von Plinius angegebenen Maße übereinstimmt. Die von Heron angegebenen ägyptischen Maße sind die unter den Ptolemäern modificirten. Der Verfasser widerlegt Cumberland's und Freret's Irrthümer, und schließt mit den heute in Aegypten üblichen drey Ellen, nämlich: 1) Pik beledi, d. i. die Landes-Elle (2 römische Schuh); 2) die Elle des Pik Mikias, d. i. des Nilmessers; und 3) Pik Stambuli, d. i. die konstantinopolitanische Elle.

28) In dem Memoire über die Ackermaße der alten Aegypter zeigt Hr. Girard, daß das Ackermaß derselben ein doppeltes gewesen, nämlich die einfache Arura von hundert Ellen im Gevierten, und die doppelte von 28 Stäben zu 5 Ellen, d. i 140 Ellen, die auch herauskommen, wenn man zwanzig Stäbe zu sieben Ellen annimmt. Die Oberfläche dieser doppelten Arura wäre also vierhundert siebenellige Quadratstäbe gewesen; andere Feldmaße traten nach der Eroberung der Römer ein. Der Verfasser geht immer davon aus, daß das alte ägyptische System seinen Grund in der menschlichen Statur gehabt (S. 346), und schließt mit dem arabischen Feldmaße Feddan, welches ebenfalls ein doppeltes; der Feddau hat immer zwanzig Stäbe im Gevierten, d. i. vierhundert Stäbe in der Oberfläche, aber die Ellen des Stabes (Kaßab) sind nicht von derselben Länge. Die doppelte alte Arura hat sich in dem Feddan der Kopten, Heron's

Feldmaß in dem Feddan der Fellah oder arabischen Bauern erhalten. Der Stab zu sieben Ellen und sieben Handbreiten von vier Fingern war das einfachste Feldmaß; die Oberfläche sowohl des arabischen als koptischen Feddan wird in 24 gleiche Theile getheilt, deren jeder $16^2/_3$ Stäbe im Gevierten enthält, und Kirat heißt. Es gibt auch örtliche kleinere Feddan von zwanzig, achtzehn, funfzehn, vierzehn und zwölf Kirat.

29) Die Feldarbeiten und mehrere Künste und Gebräuche des alten Aegyptens, welche sich in den beyden Grotten Kaab's, Elethyas, in der sogenannten Grotte nämlich des Sultans und des Wesirs abgebildet befinden, hat Hr. Costaz beschrieben (es sollte diese beschreibende Denkschrift also eigentlich dem ersten Theile einverleibt worden seyn). Bey den Arbeiten des Feldbaues ist die Form des alten ägyptischen Pfluges, welchen Kircher Hieralpha taufte, und für die Hieroglyphe des Agathodaimon hielt, außer allen Zweifel gesetzt. Die Ernte, die Weinlese, die Viehzucht, die Fischerey, die Jagd, die Schiffahrt, der Handel und die Leichenbegängnisse werden beschrieben.

30) Das Werk Hrn. Jomard's berührt und erschöpft alles, was über das metrische System der Alten überhaupt und der Aegypter insbesondere vor ihm geschrieben worden. Ueber den von ihm befolgten Gang erklärt er sich gleich Einganges: Les métrologues ont suivi trois voies différentes pour arriver à la détermination des mesures des anciens. La première et la plus directe consiste à rechercher les *étalons* mêmes des mesures; la seconde, à mesurer les espaces ou les édifices dont les anciens auteurs ont donné les dimensions précises, la troisième, à découvrir dans les monumens s'il y a quelques mesures communes qui en divisent exactement les dimensions, qui en soient parties aliquotes. Nous ferons usage de ces trois moyens différens, mais en donnant toujours la préférence aux preuves tirées des monumens, et ne faisant usage des preuves d'analogie que pour confirmer des valeurs déjà établies par les premières. La conservation actuelle des mesures dans le pays lui-même, avec des modifications qui ne les ont pas effacées, est encore une ressource précieuse à laquelle nous aurons souvent recours. Er beginnt mit der Ausmittlung des Grades des Erdmaßes in Aegypten mittels der Bestimmung der Wegmaße der geographischen Entfernungen verschiedener Punkte Aegyptens, und bestimmt die vorzüglichsten ägyptischen Maße nach denen der Pyramiden: C'est une erreur grave commise par Ed. Bernard, Fréret, Bailly, Paucton, Romé de Lille et d'autres métrologues, d'avoir cru que le côté de la

grande pyramide (ou, ce qui revient au même), 600 pieds de longueur. Diese Gelehrten beachteten auch nicht, daß Strabo der Pyramide ein Stadium an Höhe gibt, aber nicht an senkrechter Höhe, sondern an der Schiefe der Oberfläche. Herodot gab der Basis 8 Plethren, die französischen Vermessungen gaben 1 1/4 Stadium = 750 Schuh, das Plethrum von 100 Schuhen, was sechsmal im Stadium begriffen, die Basis hat also 7 1/2 Plethren, und Herodot scheint eine runde Zahl genommen zu haben, so wie auch die Angabe seiner Höhe nicht so genau, als die Strabo's ist. Die Basis der großen Pyramide = 500 ägyptischen Ellen und 750 ägyptischen Schuhen = 400 Landesellen oder 60 Stäben (Kaßab), ist genau der 480ste Theil des Erdgrades der mittleren Breite Aegyptens, die Höhe ist der 600ste Theil; dieß war das olympische Stadium der Griechen. Die Aegypter, wohl bekannt mit dem genauen Maße des Erdgrades, nahmen den 600sten Theil desselben für ihr Stadium oder Wegmaß von 100 Klaftern oder 600 Schuhen; folgen die Tafeln der Höhen der großen Pyramide nach ihren 155 Stufen, sammt den Maßen ihrer Grundlinie und Oberfläche. Hierauf werden die ägyptischen Maße weiter nach den vorzüglichsten ägyptischen Monumenten bestimmt. Die Statur der Aegypter und das Verhältniß des Fußes und des Elbogens der menschlichen Statur untersucht: Le pied naturel est compris six fois et demie environ dans la stature entière. Cependant l'orgyie, qui parmi les mesures de l'Egypte était la stature métrique, est censée renfermer le pied *six fois*. Qui ne voit que ce rapport senaire a été institué par la facilité des calculs! Vitruve confondoit les deux espèces de pied et de sa stature, quand il disoit que le pied était le sixieme, et la coudée, le quart de la hauteur du corps: ces rapports étaient ceux du systéme Egyptien et non ceux de la nature. La coudée naturelle est trois fois et demie environ, et non pas quatre fois, dans la hauteur de l'homme. Hieraus schließt Hr. J., daß der Fuß sowohl als die Klafter systematische Maße seyen, und daß der Schritt, als ein von Schuhen zusammengesetztes Maß, dieselbe Bemerkung darbiete; daß, wenn man alle Maße vom menschlichen Leibe herleite, man zu weit gehe, und Zeiten und Völker vermische, daß freylich der Naturmensch zuerst nach Fuß, Arm und Statur gemessen, und den Maßen diese Namen beygelegt, daß dieselben aber später nach dem Maße des Erdgrades systematisch verbessert worden seyen: Je suis donc fondé a conclure que les mesures des Egyptiens et celles qui en dérivent, n'ont pas été empruntées à la stature humaine. Les noms qu'elles portent de *pied*, de *coudée*, de *palme*,

de *doigt*, de *pas* etc., ne prouvent qu'une chose, c'est que les premières mesures, chez tous les peuples, furent, dans l'origine, tirées des parties du corps, et que l'on conserva les noms de celles-ci, quand les premières furent assujetties à un système régulier. Hiemit mag hier gleich in Verbindung gesetzt werden, was der Verfasser im etymologischen Kapitel über die Parallele der Benennungen der Maße als Theile des menschlichen Körpers und zugleich des Palmenbaumes beybringt. *Δακτυλος* heißt der Finger und die Dattel, palma die Handbreite und die Palme, *σπιθαμη*, die Spanne, scheint mit *σπαθη*, dem Stiele, der männlichen Blüte des Palmbaumes verwandt, *καρπος* heißt zugleich die Frucht und die Vorhand u. s. w. Hr. Jomard meint, die Ursache dieser Identität der Benennungen liege in der Analogie des Maßes des Fingers mit dem der Dattel; sie liegt aber viel tiefer, nämlich in einem uralten Typus des Morgenlandes, welcher die Palme durchaus als einen Menschen symbolisirt. Von diesem Typus ist in vielen orientalischen Werken die Rede, wir führen z. B. nur die uns zunächst liegende folgende Stelle aus dem Adschaibol Machlukat Kaswini's an, vermög welcher, nach der Ueberlieferung des Propheten, die Palme des Menschen Vetter ist: »Es »sprach der Prophet, über den Heil sey: ehret euren Vet»ter die Palme; er nannte sie Vetter, weil sie aus dem Ueber»reste des Lehmes, woraus Adam gebildet worden, erschaffen »ward; deßhalb ist sie in Allem dem Menschen ähnlich, in ihrer »geraden Statur, in ihrer Länge, in der freyen Bewegung ihrer »Arme, und in dem Unterschiede ihrer Geschlechter; wenn ihr der »Kopf (der Palmenkohl) abgeschnitten wird, so stirbt sie wie der »Mensch. Sie unterscheidet sich von allen übrigen Bäumen durch »die Begattung der männlichen und weiblichen Palme; wenn sie »blühet, gibt sie den Geruch des Samens von sich, ihre Be»deckung ist wie das Häutchen, womit das Kind auf die Welt »kömmt; der Palmenkohl vertritt die Stelle des Gehirnes, und »was demselben schädlich, ist für die Palme selbst verderblich, »wie für den Leib des Menschen, was dem Hirne schadet; ein »abgeschnittener Ast kömmt eben so wenig wieder, als ein abge»schnittenes Glied, die Fasern derselben sind wie das Haar des »Menschen« u. s. w. Hr. J. geht die Etymologien aller Maße durch, und bemerkt unter Arura bey Gelegenheit der *Ζείδωρος Ἄρουρα* Homers (II. p. 548), daß hierunter das Duraa tragende Aegypten verstanden sey; Duraa beledi, das Holcus sorghum des Linnäus; Hr. J. irrt sich aber, wenn er glaubt, daß vor ihm kein Philologe die Stelle des Plinius über das Zea (XVIII. cap. 8) beachtet habe; schon Köppen beachtete diese Stelle

(Anm. z. Ilias. I. 208), hielt aber das Zea für Spelt. In der Unmöglichkeit, bey beschränktem Raume auch nur den Inhalt der einzelnen Kapitel dieses gründlichen Buches anzuzeigen, können wir nur alle, die sich mit den Maßen der alten und neuen Aegypter näher befreunden wollen, auf das Studium desselben verweisen.

Unter den geographischen Memoiren nehmen die Hrn. Jomards wieder den ersten Platz ein.

31) Das, welches den Umfang des alten See Möris mit dem heutigen See von Fajum vergleicht, läßt keinen Zweifel übrig, daß jener im heutigen Birketol-Karun (Charonsteich) zu suchen sey. Die Meinungen Freret's und Gibert's, von welchen jener denselben im Bahr bila ma, und dieser im Josephs-Kanal zu finden glaubten, so wie die Angabe d'Anville's, welcher denselben nach Sicard in eine Thalniederung (Bathin) zwischen dem Nil und dem Josephskanale verlegte, werden durch die Oertlichkeit widerlegt.

32) Hr. Roziere, der Minen-Ingenieur, durchlief und durchsuchte das Gestade des rothen Meeres um Sues in Bezug auf den ältesten Handel Aegyptens; er sucht zu beweisen, 1) daß die Aegypter schon in der ältesten Zeit die Meere, vorzüglich das rothe, beschiffet, mit den Völkern des südlichen Afrika und Indien in Handlungsverbindung standen; 2) daß nie zwischen dem arabischen Meerbusen und dem inneren Wasserbecken der Meerenge von Sues, welche die bitteren Seen heißen, eine natürliche Verbindung bestand; 3) daß man nur diese drey Myriameter (4500 Klafter) betragende Strecke, welche das rothe Meer und die Salzseen trennt, durchschneiden dürfte, damit sich jenes durch diese und durch das Thal Sebaa bijar (der sieben Brunnen) nach Aegypten und ins mittelländische Meer ergieße; 4) in den von Indern und Persern zur Verbindung beyder Meere angefangenen Arbeiten wurde nur der Theil des Kanals vom Nil gegen das Innere gegraben; 5) der andere Theil der Landenge wurde weder von den ägyptischen, noch von den persischen Königen, vielleicht nicht einmal vom Ptolemäos Philadelphos durchgraben; 6) die Landenge hat seit den ersten historischen Zeiten keine merklichen Aenderungen erlitten, indem die Entfernungen von Bubastos am Nil nach Pelusium am mittelländischen Meere noch dieselben; 7) die Stadt Heroopolis war nicht am nördlichen Gestade der Landenge, wie es d'Anville beweisen wollte, sondern am südlichen gelegen; 8) die Breitebestimmungen von Heroopolis gehören einer älteren Zeit, als der alexandrinischen Schule, an; 9) Heroopolis und Babylon seyen nur verstümmelte ägyptische Namen (Heroopolis, d. i. die Stadt der Helden, soll nur eine

Uebersetzung von Ben Herin, d. i. die Söhne der Freyen, und Babylon nur eine Verstümmlung von Bab el=on, d. i. die Sonnenpforte, seyn; das letzte ganz gewiß falsch, denn el ist der arabische, und nicht der ägyptische oder koptische Artikel, und Babel wäre schon für sich als Gottesthor zu übersetzen; 10) die Lage der alten Stadt Awaris läßt sich noch heute bey Abukischeid nachweisen; 11) die alte Karawanenstraße führte vom rothen Meere gerade nach Awaris; 12) Arsinoe stand nicht, wie d'Anville glaubte, wo heute Sues, sondern nördlicher an der Mündung des Kanals, Kleopatrias war nur ein Theil von Arsinoe; 13) der Kanal des Ptolemäos Philadelphos erfüllte seinen Zweck nicht; und 14) Ptolemäos Philadelphos gab die Schiffahrt des heroopolitischen Meerbusens auf, um dem Handel einen anderen Weg zu suchen. Im zweyten Theile dieses Memoirs bestimmt der Verfasser die vorzüglichsten Stätten des alten Handels des rothen Meeres: 1) der Hafen von Myos Hormos, d. i. Mausstation, im Hafen von Dschebel Ahmer, 17 Seestunden nördlich von Koßair; 2) den großen Meerbusen Akathartos, d. i. der Unreine, in dessen größter Tiefe die Stadt Berenike stand, ist nicht, wo d'Anville denselben ansetzte, in der Parallele von Syene, sondern bey dem 3) Isthmos von Koptos zu suchen, wo Berenike an der Stelle des heutigen Altkoßair stand. Der Verfasser irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß Koßair im Arabischen Nichts bedeute (S. 245); es ist das Verkleinerungswort von Kaßir, der, die, das Kurze, und bedeutet der, die, das winzig Kurze; 4) die Insel Topazos und der Smaragdus mons ist in der heutigen Smaragden=Insel unverkennbar.

33) Du Bois=Aymé weiset die sieben Arme und sieben Mündungen des Nils nach, nämlich 1) die pelusische, 2) kanopische, 3) bolbitische, 4) sebennytische, 5) tanitische oder saitische, 6) mendesische, 7) bolbitische oder phatnitische.

34) Desselben Memoire über den Aufenthalt der Hebräer in Aegypten und ihre Flucht in der Wüste bemüht sich meistens nur damit, die sieben ägyptischen Plagen, das Wunder des Durchgangs durch das rothe Meer, die Wolken= und Feuersäule natürlich zu erklären, was freylich sehr leicht ist, wenn man den blutgefärbten Nil durch die röthliche Farbe des anschwellenden Flusses, den Tod aller Erstgeburt durch die Pest, den Durchgang der Israeliten zur Zeit der Ebbe, und die Verschlingung der Aegypter durch ungemein starke Fluth deuten, wenn man mit dem Verfasser die Wolkensäule als einen bloßen Sandwirbel, und die Feuersäule für gar nichts anderes, als

eine vorgetragene Pechfackel annehmen will, wie sie noch heute im Orient großen Heeren und großen Herren bey nächtlichen Zügen und Aufzügen vorgetragen werden. Das Wunder der Verwandlung des bitteren Wassers des Brunnens durch das von Moses hineingeworfene Holz erklärt er durch das vorhergegangene Ausschöpfen des Brunnens, indem immer nach ausgeschöpftem bitteren Wasser der Wüstenbrunnen besseres nachkömmt.

35) Den größten statistischen Werth hat das Memoire Herrn Jomards, welches die Angaben der alten und neuen Bevölkerung Aegyptens vergleicht, die alten arabischen Steuerregister berücksichtigt, und vergleichende statistische Tabellen liefert. Die Einwohnerzahl der volkreichsten Städte Aegyptens nach Kairo, dessen Einwohnerzahl 300,000 angegeben wird, ist die folgende: Rosette 12,000, Damiat 20,000, Mahallet kebir 17,500, Alexandrien 15,000, Sijut 12,000, Kene 5000, Dschirdsche 7000, Beni Sueif 5000, Medinet el-Fajum 5000, Atfie 4000, Dschise 3000, Kelijus 4500, Belbeis 3000, Manßura 7500, Menuf und Tant 15,500, Minijet und Meilawi 11,7500, also zusammen 447,750.

36) Das Memoire des Obersten Coutelle, welches die Maße der Pyramiden von Dschise und ihre innere Beschreibung gibt, hätte eigentlich in die erste Abtheilung des Werkes gehört, und steht also hier minder an seinem Platze, als

37) Hrn. Jomards reichhaltige Bemerkungen und Untersuchungen über die Pyramiden Aegyptens, deren Bestimmung zwar augenscheinlich Gräber, aber in welchen auch wahrscheinlich Mysterien und religiöse Ceremonien gefeyert werden mochten, wie der Vers Lucan's anzudeuten scheint: Votaque pyramidum celsas solvuntur ad aras.

An die geographischen Beschreibungen schließen sich die astronomischen an; so

38) der Versuch der Erklärung Hrn. Jomards des an der Decke des ersten Grabes der Königsgräber zu Thebe befindlichen astronomischen Gemäldes. Die Hieroglyphe, welche die beyden Aequinoctien anzeigt, ist nach Hrn. Jomard die ägyptische Wage.

39) Die Herren Jollois und Devilliers durchgehen alle Sternbilder, und erklären die astronomischen Vorstellungen als Gemälde zugleich aufgehender Gestirne, wie die Tafeln der Paranatellonten des Eratosthenes; nach diesen lehrreichen Basreliefs mochten die ersten Astronomen ihre Tafeln des Aufgangs und des Untergangs der Gestirne verfertiget haben; als ein rein ägyptisches Sternbild, welches in der griechischen Sphäre nicht vorkömmt, bemerkt Recensent den Phallus, welchen der arabische Astronom Abderrahman als den Regulus aufführt, welcher

vormals Aaol Kaßib, d. i. die Scheide des Phallus, geheißen haben soll, was ein Beytrag zu Ideler's Sternennamen, unter welchen diese Benennung nicht vorkömmt.

40) Fourier gibt in seinen Untersuchungen über die Wissenschaften und Regierungen Aegyptens den Plan von sieben Memoiren, in welchen er dieselben ausführlich zu behandeln sich vorgenommen, woran ihn aber der Tod verhindert zu haben scheint, indem von diesen sieben Memoiren

41) nur das erste, nämlich die Erklärungen der astronomischen Denkmäler, der Thierkreise und Sternengemälde von Dendera (Tentyris), Esne (Latopolis), von Hermonthis und Thebe gegeben wird, aus welcher erhellet, daß der griechische Thierkreis kein anderer, als der ägyptische; höchst unglücklich aber ist

42) der Versuch des verstorbenen Dolmetsches Raige, die Benennungen der koptischen Monate und des Thierkreises aus dem Arabischen zu erklären; das Wort Athor ausgenommen, dessen Verwandtschaft mit dem arabischen Thor (Taurus) sich um so mehr hören läßt, als Athor, die ägyptische Aphrodite, mit einem Kuhkopfe abgebildet ward, sind alle anderen Zusammenstellungen höchst gezwungen, und einige sogar dem Genius des Arabischen ganz zuwider, wie z. B. Thoth, die Fische, welches als zusammengesetzt aus Tawa und Hut (peregrinatio piscis) erklärt wird.

43) Auf weit sichrerem Grunde, als diese bey den Haaren herbeygezogenen Etymologien, ruht Hrn. Jomard's Entzifferung der ägyptischen Zahlzeichen aus den hieroglyphischen Gemälden, wornach die Einheiten durch senkrechte Striche, wie die römischen Zahlzeichen für die Einheit, die Fünf durch einen Stern, die Zehn durch die Wölbung eines Bogens oder Thores, die Hundert durch die Ranke einer Pflanze, und die Tausend durch eine Hieroglyphe bezeichnet wird, welche Hr. Jomard für die blaue Lotos hält, deren Samenkapsel beyläufig tausend Körner enthält; wenn so, so ist die blaue Lotos das eigentliche Tausendguldenkraut der alten Aegypter.

44) Hr. J. hat auch die sechzehn Kupfertafeln der berühmten Inschrift von Rosette, welche dem zweyten Bande der Memoiren beygegeben sind, mit sachkundigen Anmerkungen begleitet. Außer dem dreyzüngigen Inschriftsteine von Rosette wurden noch zwey andere dreyzüngige Steine gefunden, der eine zu Menuf, wovon weiter unten die Rede seyn wird; der andere in einer Moschee zu Kairo, welcher von den Franzosen im Pallaste Hasan Kaschif's, wo das ägyptische Institut seine Sitzungen hielt, zurückgelassen ward. Recensent, welcher hiervon bald

nach seiner Ankunft zu Kairo gehört, gab sich viele vergebliche Mühe, denselben ausfindig zu machen, und vernahm die jedoch unverbürgte Nachricht, daß die Inschrift des Steines nach Abzug der Franzosen muthwillig zerstört worden sey. Wiewohl die Inschriften des Steines von Rosette schon ein Menschenalter der gelehrten Welt vorliegen, so ist, trotz der von Ackerblad und Palin, von S. de Sacy und Champollion darüber angestellten Untersuchungen, die hieroglyphische Inschrift desselben bisher doch nur höchst unvollständig, und die alphabetische der Landessprache weder von Seiffarth noch von Janelli bisher entziffert worden, und kein befriedigenderes Resultat haben die Arbeiten von Grotefend und Saint Martin über die Keil-Inschrift gewährt, welche

45) Hr. Roziere auf einem persepolitanischen Denkmale der Landenge von Sues entdecket und beschrieben hat. Ueber die alten, in Aegypten aufgefundenen Inschriften gibt

46) Hr. J. in einem besonderen Memoire Kunde; er theilt dieselben 1) in ägyptische, sey es hieroglyphische, sey es vulgäre; 2) in die phönizischer, persepolitanischer oder äthiopischer Sprache (warum diese drey, doch ganz von einander verschiedenen Sprachen in Eine Klasse zusammengeworfen werden, kann sich Recensent nicht erklären); 3) griechische; 4) lateinische; es ist schade, daß die arabische ganz und gar leer ausgeht. Von den freyen Künsten der alten Aegypter hat die Musik den Tonkünstler Villoteau, die Glaserkunst den Oberapotheker Hrn. Boudet, der Stoff der murrhinischen Gefäße den Minen-Ingenieur Hrn. Roziere, und die Kunst des Einbalsamirens Hrn. Rouyer beschäftigt.

47) Hr. Villoteau geht in einem Memoire die Musik-Instrumente der alten Aegypter durch, die verschiedenen Arten des Tebuni, welches das Kinmor der Hebräer, die Lyra der Griechen, und welches auch Psalterion beygenannt ward; die verschiedenen Arten der Flöten, die Trompete, das Sistrum, die Trommel und Halbtrommel; in einem zweyten Memoire

48) behandelt er die Geschichte der alten ägyptischen Musik, und sucht die zwey widersprechenden Nachrichten Diodors von Sizilien, daß die Musik das Vergnügen der ersten Götter Aegyptens, deren einer die dreysaitige Lyra erfand, und wieder: daß die Aegypter die Musik als eine sittenverderbliche Kunst verwarfen, dadurch zu vereinen, daß die Musik, so lange sie nur als Singstimme, melodische und rhythmische Begleitung von Hymnen, ihren höchsten Zweck, Weisheit, Tugend und Religion einzuflößen, erfüllte, daß sie aber später durch die begleitenden Instrumente, besonders durch die Flöte, verweichlichte, und

durch die Schlaginstrumente die Sinne auflärmte. Dem Recensenten fällt dabey die sich ebenfalls widersprechende Doppelstelle aus der Ueberlieferung Mohammeds ein, vermög deren erster die Musik so feyerlich und himmlisch in die Ohren tönt, wie das Knarren der Paradiesespforte, nach deren zweyter aber der Teufel den Musikhörenden reitet, indem er ihm auf dem Nacken sitzt, und ihm mit den Fersen auf der Brust trommelt; so spräche sich der Araber noch heute über alte und neue Musik aus, über Händel und Rossini.

49) Den scheinbaren Widerspruch zweyer Verse des Propertius über die murrhinischen Gefäße [1]) löset die Annahme auf, daß es zweyerley murrhinische Gefäße gegeben, natürliche und künstliche; den Stoff der ersten hält Hr. R. für Flußspath, der zweyten für eine Art Hyalith, nach einer Stelle Arrian's, welcher dieselbe aus Theben kommen läßt [2]).

50) Hr. Boudet verbreitet sich bey Untersuchung der Produkte ägyptischer Glaserkunst über die der Alten überhaupt, zeigt um wie viel höher dieselbe in gewisser Hinsicht als die unsere stand, die weder gläserne Kolossen, noch gläserne Säulen, weder Alazontes, noch Murrhinen kennt.

51) Das Memoire über die Einbalsamirung handelt ausführlich von den Stoffen (Myrrhe, Aloe, Gewürznelken, Cassia lignea für die Reichen; Cedria, Harz, Natron für die Armen); von der Art der Ausweidung und den verschiedenen Arten der Mumien, den balsamisch ausgetrockneten, den mit aromatischen Harzen oder bloß mit Pech gefüllten, den eingesalzenen und durch Pisasphalt ganz zerstörten, von der Einwicklung derselben, den Papyrusrollen und der Einbalsamirung der Thiere.

Wir wenden uns nun zu der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes Aegyptens, welche allein drey dickleibige Foliobände ausmacht, und

52) mit den von Nouet binnen zwey Jahren gemachten astronomischen Beobachtungen beginnt. Die drey folgenden Memoires, größtentheils geographischen Inhalts, verbreiten sich über das Gestade des rothen Meeres, die Landenge von Suez und die Stadt Koßeir, mit stetem Rückblicke auf die darüber von den Griechen gegebenen Nachrichten, und hätten daher eben so wohl, als die oben angezeigten Memoires von Roziere, welcher dieselbe Gegend bereiset und beschrieben hat,

[1]) Murrcaque in Parthis pocula cocta focis.
Et crocino nares murreus ungat onyx.

[2]) Καὶ λιθιας ὑαλῆς πλείονα γένη. καὶ ἄλλης μυῤῥινῆς, τῆς γινομένες ἐν Διοσπόλει.

in der dritten Abtheilung ihren Platz finden, als jene hier untergebracht werden können.

53) Der Oberste der Ingenieure, Hr. Le Père, welcher die Verbindung des indischen Meeres mit dem mittelländischen durch das rothe und die Landenge von Sues untersuchet, will überall die Spuren des alten Verbindungskanales der beyden Meere gefunden haben, während nach Roziere die gänzliche Verbindung nie, oder wenigstens nur auf sehr kurze Zeit bestand. Dieses Memoire hat nicht weniger als 186 Seiten; der erste Abschnitt handelt von dem Kanale, welcher das rothe Meer mit dem Nile verband, vom Hafen von Sues und von der Schifffahrt des rothen Meeres; der zweyte von den verschiedenen Armen des Nils, die zu durchschiffen nöthig, um von dem Kanale von Sues in den von Alexandria zu gelangen; der dritte gibt die Beschreibung des alexandrinischen Kanals und den Plan seiner Wiederherstellung. Der Anhang beschäftigt sich mit den Mitteln, die Verbindung beyder Meere wirklich herzustellen, gibt einen kritisch-historischen Versuch über die Geographie der Landenge von Sues, den Auszug des geologischen Journals und der Nivellirung vom rothen bis zum mittelländischen Meere, und die in dem Memoire angeführten Stellen alter und neuer Schriftsteller. Darüber, daß die Verbindung der beyden Meere zur Zeit der Abbasiden wirklich durch einen Kanal hergestellt war, scheint nach den Stellen der arabischen Schriftsteller kein Zweifel obzuwalten; vor ihnen hatten die Pharaonen, die Ptolemäer, die Römer (unter Trajan oder Hadrian) daran gearbeitet; unter Selim I. und Mustafa III. war nur von dem Plane die Rede, ohne daß an die Ausführung selbst Hand angelegt worden, und selbst die französische Eroberung hat zu keinem anderen Resultate geführt, als zu dem des vorliegenden Buches, welches alle auf Befehl Napoleons unternommenen Ortsbesichtigungen, Grundabwägungen und Bauanschläge enthält Bey der Beschreibung von Sues wird (S. 89) aus Makrisi eine Stelle des arabischen Geographen Ibn Chordadije angegeben, welche dazu dienen kann, die Identität der für denselben gehaltenen arabischen Geographien zu erhärten. Unter dem Titel Aiguades werden acht Brunnen oder Quellen in der Umgegend von Sues beschrieben, dann achtzehn Häfen des rothen Meeres (Sues, Thor, Ras el-Mohammed, Moilah, Haura, Al-Scharm, Geddah (Dschidde), Lohaija, Mocha, Ghela, Bab-el Mandeb Aaden, Dahalak el-kebir, Schawak, Suakem (Sewakin), Koßair, und der alte Hafen von Myos Hormos). Die beschriebenen Mittelkanäle sind der Fluß von Muris, der Kanal und der Damm von Faraunije,

die Boghase, d. i. engen Flußmündungen (Barre), von Damiat, Rosette und Burlos. In der Geschichte des Kanals von Alexandrien wird die Ausbesserung desselben, welche unter Sultan Mahmud I. im J. 1746 Statt hatte, und wovon die osmanische Reichsgeschichte ausführlich meldet *), ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Unter den über Kolsum angeführten Stellen (S. 184) findet sich ein ganz falsches Citat, das dem Ibn Ajas beygelegt, und in der Note des zweyten Bandes S. 35—36 der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale citirt wird; in diesem II. Bande befinden sich nur die Auszüge der Geographie Ibnal Wardi's, S. 35 und 36 steht nichts dergleichen, und auch S 31, wo Kolsum aufgeführt wird, ganz eine andere, als die von Hrn. Le Pere aufgeführte Stelle. Die Auszüge aus Ibn Ajas befinden sich im VIII. Bande desselben Werkes, in denen aber gar nichts von Kolsum vorkömmt. Recensent unterschreibt das résumé des Memoire's, welches mit folgenden Worten endet: Ce Mémoire, consigné dans l'ouvrage de la Commission, monument durable de la gloire du chef auguste de l'expédition d'Egypte, sera pour notre âge et pour la postérité un gage authentique des vues grandes et bienfaisantes qui, au milieu même de ses conquêtes les plus rapides, ont toujours caractérisé le génie créateur de Napoléon I.

54) Hr. DuBois-Aymé untersucht, wie Roziere und Le Père, die alten Gränzen des rothen Meeres, und stimmt mit dem ersten darin überein, daß das rothe Meer sich ehemals weit tiefer als heute ins Land erstreckte, nämlich bis an die bitteren Seen, was Gosselin nicht wußte, und daher seine Hrn. Le Père mitgetheilte Meinung über die Lage von Heroopolis mit der Angabe der Lage dieser Stadt nicht vereinigen konnte.

55) Hr. DuBois-Aymé beschreibt auch die Stadt Koßeir und ihre Umgegend, welche ehemals von den Troglodyten bewohnt ward, und wo heute die Beni Ababde wohnen, ein Nomadenstamm, der immer im Kriege mit den Arabern Ankuni; die Ababde sind stolz, Soldaten zu seyn, wiewohl sie auch Handel treiben mit Senf und arabischem Gummi, mit Natron und Alaun; sie machen hundert Lieues in vier Tagen, jeder trägt auf seinem Dromedare drey Schläuche an den Sattel gebunden, den einen mit Bohnen, den anderen mit Wasser, den dritten mit Mehl gefüllt; sie unterscheiden sich durch ihre Sitten, Sprache und ihren Körperbau von den arabischen

*) Die Geschichte des osmanischen Reichs, Band VIII, S. 72, nach Isi, Blatt 27 bis 29.

Stämmen, die, wie sie, die Wüsten Aegyptens bewohnen; ihre Gesichtsfarbe ist schwarz, ihre Gesichtszüge europäischen ähnlich, ihre Haare sind krauser, aber nicht wollicht, sie lassen dieselben wachsen, und bedecken nie den Kopf, und ihre ganze Kleidung besteht aus einem Stücke Leinwand, das nur die Lenden bedeckt; die Weichheit der Haut zu erhalten, beschmieren sie den Leib mit Fett, vorzüglich aber den Kopf so stark, daß sie, ehe es geschmolzen ist, wie eingepudert aussehen; sie haben keine Feuerwaffen, jeder Mann ist mit zwey Lanzen, mit einem geraden zweyschneidigen Schwerte, einem kleinen, krummen, an den Rücken angebundenen Messer, und einem mit Elephantenhaut bedeckten Schilde bewaffnet; sie verstehen arabisch, sprechen aber eine eigene Sprache (vermuthlich die der Barabras). Der Verfasser hält sie für die unmittelbaren Nachkommen der Troglodyten, denen sie durch Waffen und Sitten ähneln.

56) Die Einrichtung der ägyptischen Oefen, um Hühner auszubrüten, haben der Ingenieur Roziere und der Apotheker Rouyer auf das umständlichste beschrieben; der letzte gibt in Kurzem

57) die Arzneykunde der heutigen Aegypter. Sie kennen nur drey Ursachen von Krankheiten: die Galle, gähe Erkältung und große Hitze; nur drey Arten von Arzneyen: reinigende, hitzende, kühlende; statt der Merkurialmittel gebrauchen sie nur schweißtreibende, sie haben zahlreiche Collyrien und Opiate, deren drey vorzüglichste Bersch, Diasmuk und Bernawi; folgt das Dispensatorium von 81 einfachen Arzneyen.

58. 59) General Andreossy, der nachmalige Botschafter in Wien, schon früher als der Verfasser eines schätzbaren Werkes über den Kanal von Languedoc und durch sein nachgelassenes Werk über Konstantinopel und den Bosporos rühmlichst bekannt, hat in zwey Memoiren, in dem einen den See Mensale, in dem andern den sogenannten wasserlosen Fluß (Bahr bilama) und die Natronseen beschrieben. Im ersten sind die sieben Mündungen des Nils mit ihren heutigen Namen folgendermaßen angegeben: 1) die Pelusische oder Bubastische, wovon nur die Spuren gegen Basta (das alte Bubastis), 2) die Tanitische oder Saitische, heute der Kanal von Ommfaredsch, 3) die Mendesische oder von Dibeh, 4) die Phatnitische oder von Damiat, 5) die Sebennytische oder von Burlos, 6) die Bolbitinische oder von Rosette, 7) die Kanobische oder von Abukir; die Tanitische und Mendesische mündeten ehemals wo heute der See Mensale. In dem Thale der Natronseen finden sich nur koptische Klöster, der wasserlose Fluß (ein altes Nilbett) läuft in derselben Rich-

tung, wie das Thal der Natronseen, welche jährlich von den Arabern Dschewabi, einem friedlichen arabischen Stamme, besucht werden, und welcher von den Seen des Natron aus der Oase von Siwa Datteln bringt. Die Araber der Wüste heißen Arabol-Cheisch, d. i. die Araber des Canefasses, wovon die Zelte gemacht werden; die Dörfer Bewohnenden heißen Arabol-Haith, d. i. die Araber der Mauern; diese letzten, ursprünglich Nomaden, siedelten sich in Aegypten wie die Fellah, d. i. Bauern, an.

60. 61) Zwey Memoiren, das eine vom verstorbenen Lancret, das andere vom Schatzmeister Grafen Estève, enthalten die ausführlichste Auskunft über die Finanzverwaltung Aegyptens zur Zeit der Mamluken Die Arbeit des zweyten zeichnet sich vor der des ersten durch größere Vollständigkeit der Belege (indem dem Schatzmeister alle Ausweise zu Gebote stunden), durch größere Klarheit und bessere Anordnung aus; wer sich in alle Verhältnisse der Finanzverwaltung und des Eigenthumsrechtes der Grundbesitzer in Aegypten unter der Herrschaft der Mamluken einstudieren will, muß mit diesen beyden die drey von Freyherrn S. de Sacy in den Verhandlungen des französischen Institutes [1]) enthaltenen Memoiren über die Natur und die Umwälzungen des Eigenthumsrechtes des Grundbesitzers in Aegypten vergleichen; Hr. S. de Sacy hat sich vorzüglich bemüht, den vom Grafen Estève und vom Recensenten [2]) aufgestellten Grundsatz, daß nach der Lehre des Korans alles Grundeigenthum ursprünglich des Landesherrn sey, zu bestreiten; aber die Aussprüche der osmanischen Rechtsgelehrten sind hierüber einstimmig, und wiewohl de facto Freyherr S. de Sacy Recht hat, daß der Grundeigenthümer in der Türkey durch die bloße Willkür des Sultans seines Besitzes nicht verlustig gehen kann, so wird doch de principio vorausgesetzt, daß alles Privateigenthum des Grundes ein ursprünglich vom Landesherrn verliehenes sey; selbst der Name des Grundeigenthümers in Aegypten, welcher Multesim, d. i. Pächter, heißt, bestätigt die Wahrheit dieser Ansicht, welche Graf Estève folgendermaßen ausspricht: On distingue trois sortes de propriétés en Egypte: la propriété des terres, la propriété des charges, la propriété des droits sur l'industrie et les consommations. Le Sultan est réputé pro-

---

[1]) Sur la nature et les révolutions du droit de propriété territoriale en Egypte, depuis la conquête de ce pays par les Musulmans jusqu'à l'expédition des François; das erste im ersten, das zweyte im fünften, das dritte im siebenten Bande.

[2]) Staatsverwaltung und Staatsverfassung des osmanischen Reichs.

priétaire universel; toutes les terres lui appartiennent, mais, comme il en transfère la possession à des cessionnaires appelés *moultezim* qui peuvent les aliéner, qu'il s'interdit le droit de révoquer ses concessions, et qu'il est rare qu'il en refuse la continuation aux héritiers de ceux qui en ont joui, cet ordre de choses se concilie avec des avantages équivalens à ceux de la propriété. Les *fellâh*, paysans cultivateurs, conservent la possession immédiate et héréditaire de la plus grande partie des terres assignées au *moultezim*, leurs obligations leur en interdisent la vente et l'abandon. Lorsqu'ils meurent sans enfans et sans héritiers, celles qu'ils possèdent sont à la disposition du *moultezim*, qui est obligé de les donner à un autre paysan. Après la mort d'un moultezim également privé de successeurs, sa terre revient au sultan, qui s'en dessaisit toujours pour la conférer à un autre feudataire. Was in der Einleitung über den Ursprung der letzten Mamluken unter osmanischer Herrschaft gesagt wird, als ob dieselben sich erst aus der Zeit Ibrahim und Rodhwan Kiaja's, d. i. aus der Hälfte des siebenten Jahrhunderts herschrieben, ist nicht historisch richtig, und beweiset gänzliche Unbekanntschaft mit der Geschichte Aegyptens unter osmanischer Herrschaft, worüber so viele oben angeführte Werke vorhanden sind. Die orientalischen Namen sind nach der Landesaussprache geschrieben, meistens leicht erkenntlich; doch fast bis zur Unkenntlichkeit sind die Namen der sieben Odschak (Herdschaften), d i. der sieben von Suleiman dem Gesetzgeber zu Kairo eingerichteten Milizen verstümmelt: 1) Metfaragah, 2) Tchâonchych, 3) Gâmoulyan, 4) Tâfekgyân, 5) Sarâksey, 6) Mousthafazân, 7) A'zabân; soll heißen: Moteferrika [1]), d. i. die Ausgezeichneten oder auch die Zerstreuten, von italienischen Schriftstellern gewöhnlich Lancie spezzate genannt; Tschauschije [2]), d. i. huissiers; Gönüllijan [3]), d. i. die Beherzten; Tüfenkdschijan [4]), d. i. die Flintenschützen; Tscherkesi [5]), d. i. die Tschirkassen oder eigentlich Mamluken; Mostahfisan [6]), d. i. die Besatzungsmänner oder die Janitscharen; und die Asaban [7]), d. i. die Ledigen. Die obrigkeitlichen Personen eines ägyptischen Dorfes sind: der Scheich; der Schahid, welcher die Register der Grundstücke führt; der Ssarraf (Wechsler), welcher die Steuern einnimmt;

---

1) متفرقه 2) چاوشيه 3) كوكلليان 4) چركسي 5) تفنكجيان
6) مستحفظان 7) عزبان

der Chauli, d. i. der Landvermesser; der Medschhed, d. i. der Gerichtsdiener; der Ghafir, d. i. der Grundwächter; der Wekil, d. i. der Verwalter herrschaftlicher Gründe; der Kalaf, d. i. der Hirte; dazu in jedem Dorfe ein Tischler, ein Barbier und ein Imam. Die von Suleiman eingesetzten ägyptischen Mauthen waren vier: zu Bulak (Kairo), zu Alexandria, zu Damiat und zu Sues; die Bege der Mamluken hatten noch zwey zu Kairo und zu Koßeir errichtet. Nach den gegebenen ausführlichen Ausweisen betrug der reine Ertrag der Finanzen nach dem Abzuge der Ausgaben von den Einkünften zu Sultan Suleiman's Zeit 30,883,876 Aspern; da zur Zeit Sultan Selims I. der Dukaten 60 Aspern galt *), so betrug diese Summe 514,731 Dukaten, welche Summe mit der von den osmanischen Geschichtschreibern angegebenen des damaligen ägyptischen Schatzes, nämlich jährlich 6,000,000 Aspern, so ziemlich übereinstimmt; in der letzten Zeit betrug der Schatz nur 16,785,451 Aspern.

62) Die Sitten und die Eigenschaften der Barabras, dieses schwarzbraunen, gutmüthigen, arbeitsamen Menschenschlages, welcher Nubien bewohnt, schildert Hr. Costaz; der Accent ihrer Sprache, welcher mit der der Berbers vom Atlas nichts gemein hat, soll dem französischen ähneln, so daß man Franzosen sprechen zu hören glaubt. Sie sind durch ihre Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit die Savoyarden und Auvergnaten Kairo's, durch ihre Moral, ihre Treue und Verläßlichkeit vor den Arabern höchst vortheilhaft ausgezeichnet; sie bewohnen schon Elephantine, und ihre Hauptstadt ist Ibrim.

63) Ueber die sogenannten Moisesquellen bey Sues erstattet der Chemiker Hr. Monge Bericht, und erklärt, wie in der Folge der Zeit diese Quellen (es sind ihrer acht), immer um ihren Rand Sand ansetzend, kleine Sandhügel bildeten, von deren Höhe sie herabströmen, deren höchster aber nun vertrocknet ist.

64) Die Verfertigung des Salmiaks aus dem gesammelten Ruße der thierischen Excremente, welche in Aegypten aus Holzmangel zur Feuerung dienen, beschreibt Hr. Collet-Descostils.

65) Die wichtigste Arbeit für den Arzt ist die wohlgeordnete des Freyherrn Larrey, des ersten Wundarztes der Garde Napoleons und dessen Leibarztes, über den Gesundheitszustand und die Krankheiten Aegyptens, deren Semiotik und Therapeutik systematisch durchgeführt wird: 1) die endemische Ophtalmie

*) S. die Geschichte des osmanischen Reichs, IV. S. 634.

Aegyptens, wider welche das beste Verwahrungsmittel mäßig zu leben, sich öfters die Augen auszuwaschen, und sich in den kühlen Nächten der Ueberschwemmung die Augen zu verbinden, was auch seitdem andere Reisende, namentlich General Minutoli und Recensent, als das beste Verwahrungsmittel erprobet haben. 2) Die Mundsperre der Verwundeten, die bey diesen um so minder Wunder nehmen darf, da sie durch Sonnenstich oft ganz Gesunden tödtlich wird, wie Recensent als Augenzeuge erhärten kann, daß ein junger Engländer, welcher mit ihm und den Herren Clarke und Crips frisch und gesund die Katakomben von Sakara besuchte, noch in der Nacht von der Mundsperre ergriffen, vor Tags verschieden war. 3) Die Pest hält der Verfasser für endemisch, nicht nur an der syrischen Küste, sondern auch zu Alexandrien, Rosette, Damiate und im übrigen Aegypten. 4) Die Blutegel, nicht als Heilmittel, sondern als Ursache fürchterlicher Zufälle, peinlicher Blutflüsse und selbst des Todes bey Thieren und Menschen, wenn dieselben mit Trinkwasser eingeschlürft, sich an das Ende der Halsröhre ansetzen, Hämorrhagien, Ueblichkeiten, Abmagerung und andere Krankheitssymptome verursachen, deren wahre Veranlassung erst durch die Erfahrung aufgedeckt ward. 5) Leberkrankheit (Hepatitis); 6) das Verdorren und Einschrumpfen der Hoden, vorzüglich durch das Trinken des Palmenbranntweins hervorgebracht; 7) das Anschwellen derselben; 8) das gelbe Fieber als Complication von Schußwunden; 9) der Aussatz und die Elephantiasis; 10) der Scorbut; 11) die Syphilis; 12) von dem Einflusse des ägyptischen Klima auf die Wunden; 13) von der Arzney und der Wundarzneykunst Aegyptens; 14) von der Jahreszeit Aegyptens, und dem Einflusse auf die Gesundheit der Bewohner.

66) Hr. Marcel, Direktor der kaiserlichen und seitdem königlichen Druckerey hat einen Aufsatz über die in Aegypten gesammelten kufischen Inschriften und über andere auf arabischen Denkmalen gebrauchten Schriftzügen geliefert, in welchem sich aber mehr als eine Unrichtigkeit befindet; z. B (S. 530) gleich die sprachwidrige Ableitung des Wortes Fersenk (Parasange) von Fers (Persien) und Senk (Stein). Die karmatische Schrift figurirt hier noch als die magere, schlanke, kufische, und ein Sulus- und Neschi Dscherisi, von welchem wohl in Herbin die Rede ist, aber wovon in arabischen Schriftstellern nichts vorkömmt.

67 und 68) Ueber die Araber Mittelägyptens hat Hr. Jomard, über die arabischen Stämme der ägyptischen Wüste Hr. Du Bois-Aymé ethnographischen Bericht erstattet. Die Araber, Bewohner der Dörfer, dieselben, welche Andreossy Arabol-

Haith, d. i. die Araber der Mauern, nennt, sind von den Fellah durch ihre Physiognomie, ihren Charakter und ihre Manieren unterschieden, das arabische Blut hat sich bey denselben so rein erhalten, daß man ihre Züge von denen der kriegerischen Araber nicht unterscheiden kann. Die Titel ihres Grundbesitzes sind reine Usurpation, die sich unter dem Vorwande von Anschwemmung von einem Ufer des Niles auf das andere erstreckt; sie bauen vorzüglich Helbe (foenum graecum) und Bersim (trifolium Alexandrinum); sie erzeugen Zucker und Indigo, die Weiber spinnen Wolle, und lassen durch Christen oder Fellah, die sie in ihren Dörfern dulden, daraus grobe Röcke von Bischt (eine Art von braunem Loden) verfertigen. Ihre Ansiedlung ist immer eine Gewaltthätigkeit, indem sie ihre Felder stets auf Kosten der Nachbarn überschwemmen; sie vermischen sich nie mit den Fellah, und glauben dadurch die Reinigkeit edlen Geblütes zu erhalten, das ihnen die Herrschaft über Aegypten sichern soll. Die Fellah der Dörfer, wo solche Stämme herrschen, sind störriger und den Landesgesetzen minder gehorsam, als ob der Schutz der Araber genug wäre, sie vor der Strafe der Empörung zu schützen. In diesen arabischen Lagern finden sich Windspiele, welche Hasen und Füchse, und besonders Gaselen jagen, sie kommen aus Siwa, und kosten einer 30 bis 40 Pataken. Die kriegerischen Araber sind die Hirtenstämme, die eigentlichen Beduinen, deren Aussprache weder die syrische, noch die ägyptische, die Härte der Gurgelbuchstaben mildert. Herr Jomard glaubt, daß die Araber eines Tages sich der ganzen Herrschaft Aegyptens bemächtigen werden. Von den Beduinen haben sich einige in Aegypten bleibend angesiedelt, wie die Hagare, welche bald nach der osmanischen Eroberung aus Tunis kamen. Diese nomadischen Stämme sind alle arabischen Ursprungs, die Ababde ausgenommen, von denen schon oben die Rede gewesen. Das patriarchische Leben hat sich bey ihnen in voller Reinheit erhalten, sie kennen den Zweykampf nicht, aber wohl den Mord, dessen Rache, wenn nicht durch Blutgeld gesühnt, sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Der Beduine schlägt sich nur zu Pferd, ihr selbstgemachtes Pulver ist schlecht, sie greifen nie bey Nacht an; da sie weder Artillerie, noch Infanterie haben, hält sie die geringste Scheidewand auf; schlechte Beobachter der äußeren Religionsgebräuche, haben sie keinen Imam, keinen bestimmten Betplatz, sie schwören bey ihrem Barte und bey ihrem Gliede, wie schon Abraham seinen Diener die Hand auf seinen Schenkel legen und schwören ließ. Der Vater nimmt seinen Zunamen von dem Namen seines ältesten Sohnes, heißt dieser Ali oder Kiamil, wird jener Abu Ali

oder Abu Kiamil beygenannt. Sie sind mager, aber gesund, weiß, aber von der Sonne verbrannt; die Weiber färben sich die Hände und Füße mit Henna roth, die Augenlieder mit Kohol schwarz. Die Mäßigkeit des Arabers begnügt sich mit einigen Datteln, einer Handvoll Getreides oder gerösteter Gerste als Nahrung für den ganzen Tag, bey Gastmahlen wird ein ganzer Hammel aufgesetzt. Der Glühwind und die Wasserspiegelung sind die bekannten Phänomene der Wüste, in welcher der Beduine mit seinem Windspiel die Gasele und den Strauß jagt. Das gewöhnliche Kamehl heißt Dschemel, das edlere, schlanke, leichtfüßige ist der Dromedar Hedschin, die edlen Pferde Koheil.

69) Ein Werk für sich sind die beyden großen Abhandlungen Hrn. Villoteau's über die orientalische Musik, welches für sich einen Band von 400 Seiten ausmacht, und an Umfang sowohl, als an erschöpfender Genauigkeit nur dem Buche Hrn. Jomard's über das metrische System der alten Aegypter an die Seite gesetzt werden kann. Die erste Abhandlung zerfällt in zwey Theile, deren erster von der in Aegypten und vorzüglich zu Kairo üblichen Musik, die zweyte von der Musik asiatischer und europäischer Völker handelt. Die erste Abtheilung beginnt mit der arabischen Musik, der vollständigsten Darlegung des musikalischen Systemes der Araber, mit den dazu gehörigen Notentafeln und Gesängen, deren Text sowohl im arabischen Original, als in der vulgaren ägyptischen Aussprache und in der französischen Uebersetzung gegeben ist. Ein besonderer Abschnitt handelt von den ägyptischen Sängerinnen (Awalim, Plural von Aalime) und Tänzerinnen (Ghawasi, Plural von Ghasijet), welche schon den Alten als gaditanische Tänzerinnen bekannt waren; vielleicht daß Ghasije, welches freylich im Arabischen Siegerin bedeutet, gar ursprünglich mit Gades verwandt. Es folgt hierauf die notirte kriegerische Musik der Aegypter, der Gebetausruf, die Hymnen des Geburtsfestes (Sitt Seineb's, der ältesten der vier Töchter Mohammed's aus Chadische), die Musik des Tanzes der Fakire (Derwische), der geistlichen Conzerte der Fakihe (Ulema) und der Todtenklagen. Die drey Arten des Gesanges der Alten, der modulirte (εμμελης), die oratorische Deklamation (εκμελης) und die poetische Deklamation, welche zwischen den beyden vorigen inne schwebte, finden sich noch alle drey in Aegypten; ein Beyspiel der zweyten Art ist die notirte Deklamation der ersten Sure des Korans, ein Beyspiel der zweyten die notirte Begleitung des Rebab, eines einsaitigen Instrumentes, womit die Dichter ihre improvisirten Gesänge begleiten. Dem Verfasser ist bey dieser Gelegenheit der Vers des Horaz nicht beygefallen:

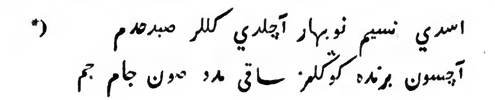
chorda qui semper oberrat eadem —
welcher durch diese einseitige einsaitige Begleitung der heutigen ägyptischen Poeten in volles Licht gesetzt wird. Die Mährchenerzähler werden nach den Romanen, die sie erzählen, benennet, als Antarije, Hilalije, Abuseidije, welche die Thaten Antars, des Stammes Hilal und des Helden Abuseid erzählen. Einer der beliebtesten Ritterromane, nämlich der Amazonen Sulhimmet, so wie der Alexanders und der des Chalifen Hakim Biemrillah, sind hier mit Stillschweigen übergangen. In der Note wird der Vater Antar's ganz irrig Selady statt Scheddad genannt. Die Aegypter haben solche Vorliebe für Melodie und Rhythmus, daß sie die gewöhnlichsten Handlungen ihres Lebens, vorzüglich die, wo mehrere gemeinsame Zwecke vereinigt sind, mit immer gleichen Takt haltenden Worten und Ausrufen begleiten; dergleichen sind die hier notirten Brautgesänge, die Lieder der bettelnden Scheiche, der Chor der Matrosen in den verschiedenen Lagen des Schiffes, der der Ruderer und Wasserschöpfer; Recensent wundert sich, nicht auch den der Lastträger gefunden zu haben, welche, wenn sie ihrer zwanzig oder dreyßig schwere Lasten tragen, ihr Jallah, Jallah in eben so eigenem Rhythmus ausrufen, als die tanzenden Derwische ihr Jahu. Hierauf folgen Tänze und Gesänge der Barabra, der Bewohner von Dongola, der Abessynier und Kopten. Die zweyte Abtheilung beginnt mit den persischen und türkischen Liedern; als Probe der letzten wird ein türkisches Distichon gegeben, dessen Aussprache und Uebersetzung vom Freyherrn S. de Sacy beyde gleich verfehlt sind; er liest:

Asady nesymi nev behâr atchildy gullar sobhedam
Atchsoun bizumdeh gungulumuz sâky madad son djâmi djam *).

»Asady, la rose matinale s'est ouverte au souffle des vents »printaniers; que nos coeurs s'ouvrent aussi au-dedans de »nous. Echanson, viens à notre secours en nous présen»tant la coupe de Djemchid.«

Es ist zu lesen:

Esdi nesimi new behar atschildi güller ßubhidem
Atschsun bisümde gönüllümüs saki meded ßon dschami Dschem.

*) 

Es bläs't der Frühlingswind, es öffnet sich die Ros' zur Morgenszeit;
So schließ' sich auf das Herz, o Schenke halt das Glas des Dschem bereit.

Das erste Wort ist esdi, die dritte Person der vergangenen Zeit des Zeitworts esmek, blasen; nämlich: es hat geblasen der Frühlingswind; ohne das Verbum stände der Nominativ Nesimi new behar in der Luft, und stände derselbe in dem von Freyherrn S. de Sacy übersetzten Dativ au souffle, so müßte es new behare heißen. Das Verbum ist also irrig für einen eigenen Namen gehalten worden, welcher in jedem Falle Esedi und nicht Asadi lauten müßte, weil der Löwe Esed und nicht Asad heißt. Hierauf wird kurz von der syrischen, sehr umständlich aber von der armenischen und neugriechischen Musik gehandelt. Das musikalische System der Neugriechen erscheint nach einem kostbaren, von Hrn. Villoteau entdeckten Manuskripte hier zum ersten Male in allen seinen Weisen und Noten; den Schluß macht das musikalische System der Juden. Das zweyte Memoire handelt von den musikalischen Instrumenten der Aegypter. Saiten-Instrumente: 1) die Laute, El-uud (die vom Recensenten längst bemerkte Etymologie der deutschen Laute vom arabischen Eluud wird hier durch die arabische Vulgar-Aussprache Lauta und das spanische Laudo vollkommen bestätigt. Von den arabischen Namen der einzelnen Theile des Instrumentes fehlen die meisten in den arabischen Wörterbüchern. 2) Tanbur, eine Art von Mandoline, nämlich die große türkische, die östliche (Scherki), bulgarische, die große persische (Büsürg), die kleine (Baghlama). 3) Kemandsche, Violine, deren Name nicht von Kemangiah abzuleiten ist, da derselbe bloß ein Diminutiv von Keman (Bogen). Wie der dreysaitige Kanon ein Symbol der drey ägyptischen Jahreszeiten war, so kann der zweysaitige als zweyzeitiges Symbol von Tag und Nacht betrachtet werden. Die arabischen Namen der Theile des Kanon ebenfalls eine Bereicherung der Wörterbücher; 4) Santir, eine Art von Hackbret; 5) Kemandsche Adschus, d. i. die alten Weiber-Violen, ein Gegensatz unserer viole d'amour, höchst phantastisch ausgeschmückt. 6) Kemandsche Farch, in der Stimmung nur um eine Quinte von der vorigen verschieden. 7) Rebab, die einsaitige Lyra, womit sich die Improvisatoren begleiten. 8) Kisar, die äthiopische Lyra. — Wind-Instrumente: 1) Semr oder Surna, eine Art von Hoboe. 2) Irakije, ein persisches Blas-Instrument. 3) Nefir, die Trompete. 4) Sufara oder Schebbabe, die ägyptische Schnabelflöte; dann die ver-

schiedenen Arten von Flöten (Nai), zwey Arten von Schalmeien (*Arghul*). 5) *Sukkana*, das hebräische Nebel, eine Art von Dudelsack. — Schlag-Instrumente; die Morgenländer haben eine Menge von Krotalen, deren berühmteste die Castagnette (*Dschaghanet*), Dschinellen (*Sil*) und Cymbalen (*Kas*), dann die Halbkrotalen, nämlich die Halbtrommel (*Deff*) und die dazu gehörigen *Maschar* und *Tar*; endlich die Trommeln und Pauken. Zum Schlusse wird noch kurz von den Musik-Instrumenten der Barabras, der Abissynier, der Kopten, der Perser, der Türken, der Syrer, der Neugriechen, der Juden gehandelt.

70) Freyherr *Larrey* gibt Kunde von der physischen Bildung der Aegypter und der verschiedenen Rassen, welche Aegypten bewohnen; er unterscheidet deren vier: 1) die *Mamluken* (eigentlich tscherkessischer Abkunft), welche bekannt ausgerottet worden; 2) die *Türken* (Osmanen) und *Turkmanen*, beyde türkischer Abkunft; 3) die *Araber*, welche in drey verschiedene Rassen untergetheilt werden können, in die der östlichen Araber, welche vom Gestade des rothen Meeres kommen, in die der westlichen Araber, die von der mauritanischen Küste, und die der Beduinen aus der Wüste; endlich 4) die *Kopten*, welche die Urbewohner des Landes, und keine Negerrasse, wie Volney glaubte.

71) Memoire Hrn. Le *Père's* über den westlichen Theil der Landschaft *Bahire*, ehemals der mareotische Nomos. Der von den europäischen Schiffahrern sogenannte Thurm der Araber, wird von diesen *Aamud*, d. i. die Säule, genannt; der Name der alten Stadt *Tabosiris* hat sich in *Kum Abußir*, so wie der von *Mareotis* in *Mariut* erhalten. Stämme der Araber in dieser Gegend.

72) Der Oberapotheker Hr. *Boudet* gibt kurzen Unterricht über die ägyptische Gerberey, über die Bereitung des rothen, gelben, grünen, schwarzen Maroquin u. s. w.

73) Das Memoire des Hrn. *Marcel*, Direktors der königlichen Druckerey, eines Schülers Hrn. Langles, über den Mikjas der Insel *Rudah* oder *Raudah* ist, wie die meisten Werke seines Lehrers, mit überflüssigem Stoffe philologischer Gelehrsamkeit angeschwellt, der dem orientalischer Sprachen nicht kundigen Leser mit einer Lanzensaat aller Alphabete entgegenstarrt, ohne deshalb von großen philologischen Mißgriffen frey zu seyn, so wie z. B. S. 77 *Teifaschi* als *Neifaschi* und *Seadeddin* *) als *Seadeteddin*, und S. 78 der Bey-

---

*) سعدة الدين statt سعدالدين

name des ägyptischen Josephs Siddik, d. i. der Wahrhaftige, als Ssadik, d. i. der Aufrichtige, gelesen, und als le juste übersetzt. Unter den Namen des Nils wird noch Gihon (Dschihun) als Paradiesesfluß aufgeführt, wiewohl derselbe zweifelsohne der Orus. Das homerische Epithet des Nils (διοπετης), des von Zevs kommenden oder himmelgesandten, will Hr. M. als durchbrechend erklären. Die auf den ägyptischen Sculpturen vorkommenden Abbildungen der alten Nilometer werden zusammengestellt, so auch die Titel arabischer Schriftsteller, welche von dem Nile handeln; der Verfasser nennt nur fünf oder sechs von der Eingangs dieser Anzeige erwähnten Centurie, dann aber zwey Werke, die den Titel ägyptischer Eroberungen führen [1]), und zwey andere, die sich speciell mit dem Nile beschäftigen [2]).

74) Die Herren Du Bois-Aymé und Jollois beschreiben ihre Reise durch das Innere des Delta, durch die Provinz Menufije; die Hauptstadt Menuf hat gegen 4000 Einwohner, darunter viele Weber, wo ein zerstörter Stein mit dreyfacher Inschrift gefunden ward; zu Schibin el-kum sind die Ruinen des alten Atarbechi's. Atar ist der Name von Athor, die ägyptische Aphrodite, und Bekke dasselbe mit Mekke (was auch ehemals so hieß), der Name für Stadt; der Name des alten Sebennytos hat sich in Semenud erhalten, so wie der von Sais in der Hälfte des heutigen Namens Sa el-hadsch. Mahallet el-Kebir ist das Stelldichein aller Freudenmädchen des Delta; zu Tanta ist das Grab des Scheich Seid Ahmed el-Bedewi, welcher zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung lebte, ein großer Wallfahrtsort; Metubit ist durch seine Almen (Tänzerinnen) berühmt.

75) Herrn De la Porte's chronologischer Auszug der Geschichte der Mamluken Aegyptens seit ihrem Ursprunge bis zur französischen Eroberung, ist der einzige rein historische Aufsatz des ganzen Werkes in drey Abtheilungen, deren erste eine kurze Uebersicht der Geschichte der baharischen Mamluken, d. i. deren vom Nile, die zweyte der tscherkessischen oder Burdschi, d. i. von der Burg auf der Insel Raudah so beygenannt;

---

[1]) Futuh Mißr von Abdel-Hukm und von Selman Ben Selim el-Külli.

[2]) Das eine Kitab el-inßaf ed-delil bid-delail fi insal el-Nil, d. i. Buch der leitenden Billigkeit zu den Beweisen des Laufes des Nils; das zweyte Sadschi el-hedil fi achbar el-Nil, d. i. das Girren der Taube in den Kunden des Nils.

die dritte der jüngsten Mamluken Ghas (Oghusen) enthält. Die Angabe, daß die Geschichte der letzten erst mit der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginne, ist ganz falsch; Selim der Eroberer und sein Nachfolger Suleiman behielten 24 Bege der Mamluken bey, und dieselben bestanden in Aegypten immer zugleich mit den osmanischen Statthaltern. Die zahlreichen Geschichten Aegyptens unter den osmanischen Statthaltern, besonders die Mohammeds Ben Jusufs, und selbst die osmanischen Reichsgeschichten, enthalten fortlaufende Kunde von Zerstörungen und Unruhen der Mamluken; eben so falsch ist die Angabe, daß der Verfasser des kleinen historischen Compendiums, Dschewahirel-Buhur, d. i. Perlen der Meere, woraus das Aufforderungsschreiben Holaku's genommen ist, Yny heiße; dem Recensenten liegt dieses kleine Werk aus seiner eigenen Sammlung vor, der Verfasser desselben ist Ibrahim Ben Waßifschah, dessen erster Name Ibrahim vielleicht durch Schreib- oder Druckfehler in Yny verwandelt worden ist, wie (S. 161) die Schlacht von Tschaldiran in die von Gialderoum.

76) Das Memoire der Herren Lancret und Chabrol über den Kanal von Alexandrien wäre besser in Folge des Hrn. Le Père's erschienenen (Nr. 53) erschienen, und theilt mit demselben die Unkunde über die unter osmanischer Regierung an dem Kanal vollführten Arbeiten.

77) Die hydrographische Beschreibung der Provinzen Sujef und Fajum gibt der Ingenieur Hr. Martin, das Resultat seiner Untersuchungen über den See Möris ist dasselbe derer Hrn. Jomards.

78) Hr. Bernard hat die alten und neuen arabischen Gewichte behandelt. Der Dinar hatte wie das Miskal 24 Kirat, welches eben sowohl ein Gewicht als Flächenmaß war; das Dirhem (Drachma) hatte 50 Gerstenkörner (Habb), der Dinar 72; 7 Miskale waren 10 Dirhem gleich; es folgt die Liste der heutigen Gewichte.

79) Die Liste der arabischen, zwischen Aegypten und Palästina, von Ghasa bis an den Orontes 109 herumziehenden Stämme hat Hr. Jaubert gegeben; und

80) Hr. Coutelle die topographische Beschreibung der Halbinsel des Sinai, der Sitten, der Gebräuche, des Kunstfleißes, des Handels und der Anzahl der Bewohner.

81) Hr. Malus hat den alten und neuen Zustand der östlichen Provinzen des unteren Aegyptens beschrieben, wo die Ruinen von Bubastis zu Tell Basta, die von Tanis zu San.

82) Hr. Doktor Desgenettes hat die Liste der Todesfälle zu Kairo in den vier Jahren 1798—1801 geliefert.

83) Numismatiker werden in Hrn. Samuel Bernards Memoire über die ägyptischen Münzen und das Münzwesen der Franzosen in Aegypten die genauesten Berechnungen und Aufschlüsse finden, doch ist die Geschichte des Münzwesens in Aegypten, wozu die Quellen der osmanischen so viele Daten liefern, mangelhaft. Der Piaster heißt Rial, der spanische Abu medfaa, d. i. der Vater der Kanone, weil die Araber die zwey Herkulessäulen für Kanonen ansehen; der Reichsthaler Abutaka, d. i. der Vater des Fensters, indem sie den Wappenschild für ein gegittertes Fenster (Taka) halten, daher der Name Pataque, die ideale Pataque gilt 90 Aspern (Medin). Die Inschriften der verschiedenen im Lande üblichen Münzen, ihr Werth, Gehalt, Zusatz u. s. w., wird auf das genaueste beschrieben. Die Tafeln der Münzentarife füllen 20 Seiten, der Kupferstich der Inschriften aber ist nicht am besten ausgefallen.

84) Hr. Gratien Le Père liefert die hydrographische Beschreibung der neun Seen Aegyptens, nämlich: 1) Mareotis, 2) Maadije, 3) Edku, 4) Burlos, 5) Mensele, 6) Sirbonis, 7) der See der beyden Meere auf der Landenge von Sues, 8) der Moeris und 9) die Natronseen, von welchen den fünften und neunten Andreossy, den achten Jomard besonders beschrieben haben.

85) Ein höchst schätzbares, für sich allein über 200 Seiten füllendes Buch ist das Hrn. Girard's über die Agrikultur, den Kunstfleiß und den Handel Aegyptens, welches, wiewohl sich seitdem unter Mohammed Ali's Statthalterschaft manches statistisch geändert hat, dennoch die Grundlage aller Werke bildet, welche seitdem sich mit diesen Gegenständen beschäftiget haben. Dasselbe behandelt zuerst das Bewässerungssystem, dann die verschiedenen Kulturen, welche dreyerley: 1) Bajadi, d. i. die Kultur der während der Ueberschwemmung ganz unter Wasser stehenden Felder. 2) Schitawi oder Winterkultur, d. i. die Kultur der zur Zeit der Ueberschwemmung vom Nil nicht bedeckten und nur künstlich bewässerten Felder. 3) Ssaifi, d. i. die Sommerkultur, welche nach der Ernte der beyden vorigen beginnt. Vom ägyptischen Pfluge, von dem ägyptischen Erdausgleicher (Maßugha), die Egge kennen sie nicht; vom Dreschwagen (Noreg), von den Ackermaßen, Gewichten und Münzen, der Verwaltung der Dörfer, von der Kultur des Getreides, des Duraa (Holcus Sorghum), des Mais (Duraa schami), des Reis, der Gerste, der Linsen, der Erbsen, der Saubohnen, der Zwiebeln, der Melonen, Wassermelonen, des Klees, des foenum graecum, der Kolsa (Brassica arvensis), des Salates,

des Sesams, des Karthamus, des Linnen, der Baumwolle, des Indigo, des Zuckers, des Tabaks, der Rosen (in Fajum), des Weinstockes (eben da), der Datteln, wovon aber nur drey Arten, die gelben (Emniri), die rothen und die Rahwakid genannten ausgezeichnet werden. Hierauf von den Hausthieren und dem Anbaue in den verschiedenen Provinzen Aegyptens, mit den ausweisenden Belegen der Aussaat, der Ernte, der Kosten und des reinen Ertrags. Was über das Grundeigenthum (S. 587) gesagt wird, stimmt mit der Ansicht des Recensenten, und nicht mit der vom Freyherrn de Sacy in drey Memoiren aufgeführten überein. Tel est encore l'état de ce qu'on appelle ici *propriétés particulières*: elles restent dans la même famille, moins par un droit de succession, que comme un témoignage de la faveur du Gouvernement, *qui conserve toujours la faculté d'en disposer à son gré.* Ces propriétés ne sont, comme on voit, que des espèces de fiefs amovibles, et par cela même, inaliénables. Keiner der europäischen Schriftsteller, welche über das Grundeigenthum Aegyptens geschrieben, kannte das kleine Werk Ibn Nedschm's über die ägyptischen Ländereyen, welches dem Recensenten vorliegt *); es wird darin nach den Quellen des islamitischen Rechtes der Grundsatz aufgestellt, daß alles Eigenthum des Eroberers ist, daß dieses aber in der Folge gegen Grundzins (Charadsch) den Besitzern zugestanden, unabänderlich bleibt, und daß die Eigenthümer gegen den Landesfürsten im selben Verhältnisse stehen, wie Waisen gegen den Vormund, welcher sich der Verwaltung des Gutes der Waisen annimmt, ohne sich dasselbe zueignen zu dürfen. In dem Abschnitte des Kunstfleißes wird gehandelt von den verschiedenen Gattungen irdener Geschirre, der Baumwoll- und Leinenzeuge und anderer Stoffe, der Matten, deren französischer Name (natte) von dem arabischen Nataa stammt, von den verschiedenen Oelen, Wein, Essig, Rosenwasser, Salmiak, von den Brutanstalten in Oefen, von der Jagd, der Fischerey, der Erzeugniß des Meersalzes und des Salpeters. Der dritte Abschnitt behandelt auf das genaueste den äußeren und inneren Handel Aegyptens, die Karawanen von Darfur, Senar und Fesan, den Handel mit den Barbaresken in Syrien, Arabien, Indien, Venedig und Triest, Toskana, Frankreich und die Tabellen der Mauthen. Der zu diesem Memoire gehörige Anhang von 40 nicht paginirten Blättern enthält den kurzen Text zu 31 Kupfertafeln, welche die verschiedenen Maschinen und Werkzeuge des

*) Et-tohfet-el merdhijet fil eradhi el-Mißrijet, d. i. beliebtes Geschenk über die ägyptischen Ländereyen.

Ackerbaues und der Handwerke vorstellen; die verschiedenen Oefen zur Hühnerbrut, zum Kalkbrennen, zum Glasschmelzen, zur Erzeugung des Salmiaks; die verschiedenen Bewässerungsmaschinen, die Zuckermühle, die Oelmühle, den Pflug, den Dreschwagen, die Maschine zur Reisbleiche, dann die Handwerke des Müllers, Bäckers, Pastetenbäckers, Zuckerbäckers, Essig- und Branntweinbrenners, Posamentirers, Schnürriemers, Gürtelmachers, Baumwollschlagers, Wollenspinners, Drechslers, Schlossers, Färbers, Seilers, Stickers, Filzmachers, Maurers, Ziegeldeckers, Zimmermanns, Tischlers, Mattenflechters, Koffermachers, Kesselschmiedes, Schmiedes, Töpfers, Glasers, Schleifers, Barbierers, Pfeifenmachers, Tabakstoßers u. s. w.

86) Hr. Du Bois-Aymé liefert Ende dieses Bandes (in der ersten Hälfte des zweyten Theiles) einen Anhang zu seinem Memoire über die alten Gränzen des rothen Meeres, worin neue Beweise gesammelt sind zu der in dem Memoire ausgesprochenen Ansicht, daß das Becken der Landenge von Sues (bassin de l'Isthme) ehemals vom rothen Meere bedeckt gewesen; diese Beweise sind von den Salzlagen und den Muscheln des Beckens hergenommen, die nicht vom Nile zurückgelassen worden seyn konnten. Die Vereinigung der beyden Meere konnte also damals, als das rothe Meer sich so weit landeinwärts erstreckte, und Heroopolis (heute Abu Keischid) am Ufer desselben lag, sehr leicht bewerkstelliget werden; wenn sie nicht zu Stande kam, so lag die Schuld nur an dem höheren Wasserstande des rothen Meeres, welches Unterägypten überschwemmt haben würde.

87) Die von Hrn. Jacotin erstattete Rechenschaft über die große, das Werk begleitende Karte Aegyptens ist in vier Kapitel getheilt, deren erstes von den zur regelmäßigen Aufnahme und zum Ersatze trigonometrischer Operationen, welche aus Mangel von Instrumenten und Zeit unterbleiben mußten, angewandten Mitteln handelt; das zweyte von den Schwierigkeiten des Stiches und den Verbesserungen der Karte während der Ausarbeitung; das dritte von dem Formate, der Projektion, dem Maßstabe und der Grundlage der Karte; das vierte endlich von dem zur Rechtschreibung der arabischen Namen im Französischen angenommenen Systeme. Der letzte Abschnitt, für Philologen noch interessanter als für Geographen, indem die über diese Schreibweise entscheidende Kommission aus den sachkundigsten Gelehrten und Orientalisten zusammengesetzt war (Volney, Mongé, Berthollet, Langles, S. de Sacy, Caussin, La Croix, Marcel, dem französischen Kaufmann von Kairo, Baudeuf und dem Syrer Michael Abeid).

88) In der zweyten Abtheilung des zweyten Bandes des

gegenwärtigen Zustandes Aegyptens befindet sich der zweyte Theil des schon oben erwähnten Memoirs Hrn. Marcel's über den Nilmesser der Insel Raudha oder Roudha und dessen Inschriften. Der Verfasser hat von arabischen Quellen bloß Elmakin und Ibn el-Makrisi benützt, und es ist wirklich höchst befremdend, daß das bloß über die Insel Raudha und ihren Nilmesser geschriebene Werk [1]) Sojutis durchaus unbenützt geblieben ist; sollte denn dieses in Aegypten nichts minder als seltene Werk sich nicht auf der königl. Bibliothek zu Paris befinden? sollte Hr. Marcel, der seine Studien vorzüglich dem Nilometer und dessen Inschriften geweiht, dasselbe sich nicht vor allen zu Kairo zu verschaffen getrachtet haben? sollte dasselbe denn der Aufmerksamkeit des ganzen ägyptischen Institutes während vierjähriger Residenz zu Kairo entgangen seyn? Recensent hat sich dasselbe, so wie Sojuti's Geschichte Kairo's [2]), binnen den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthaltes zu Kairo verschafft. Aus der Geschichte Raudha's würde Hr. Marcel im Stande gewesen seyn, sowohl über den Namen als über die alten Schlösser und Palläste der Insel, über das Arsenal (Dareß-ßanaat), über das von Sultan Ahmed Ben Tulun dort erbaute Schloß, über den von Achschidi angelegten Garten Muchtar, d. i. der Auserwählte, über den Pallast der Kamehlsenfte (Haudedsch), über den Lustort der Chalifen El-Muschteha, d. i. der Ersehnte, über das von Melek eß-Ssalih erbaute Schloß, über die dortige Moschee Ghibn, die Moschee Kaitbai's, über die Moschee des Reois u. s. w, von welchen dieses Werk in eben so vielen Kapiteln ausführlich handelt, genügende Auskunft zu geben im Stande gewesen seyn; wenn er dann auch Alles, was den Ursprung des Nils und das Wachsthum desselben betrifft, als nicht in sein Memoire gehörig bey Seite gelassen hätte, so würde eines der sechzehn von Sojuti gelieferten Kündigungsschreiben des genügenden Wachsthums des Nils (Wefa), welche eben so viele Uebungen arabischer Stylistik, orientalischen Philologen willkommener gewesen seyn, als die an rhetorischem Schmucke höchst armseligen beyden Dankschreiben des Diwans von Kairo an den Obergeneral Menou, und den Ober-Ingenieur Le Père wegen der Wiederherstellung des Mikjas, bey deren ersten der Stich der beyden beygesetzten Siegel sehr schlecht gerathen ist. Außer diesem, bloß von der

[1]) Kewkeb er-Raudhat, d. i. der Wandelstern des Gartens.

[2]) Husnol-mohadheret fi achbar Mißr wel-Kahiret, d. i. die schöne schlagfertige Rede der Kunden Alt- und Neu-Kairo's.

Insel Raudha, ihren Pallästen und Gärten handelnden Hauptwerke Sojuti's, finden sich auch in Mesuudi's goldener Wiese, aus deren auf der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Exemplare schon Deguignes geographische Auszüge gegeben, mehrere Kapitel über Aegypten, den Nil und die Pyramiden, Fayum, den See von Tanis, die Insel Raudha und die Nilometer. Wenn der historische Theil aus arabischen Quellen leicht vollständiger hätte ausfallen können, so ist wider die Vollständigkeit des paläographischen Theiles, welcher die Inschriften sowohl in der kufischen als Neschi-Schrift mit beygefügter Uebersetzung gibt, nichts einzuwenden. Das beygefügte kufische Alphabet mit allen Formen der Zusammensetzung ist bisher das beste Hülfsmittel zur Lesung dieses alten Schriftzuges [1]). Hr. Marcel folgt noch dem Beyspiele früherer Orientalisten, welche die magere, mit Schnerkeln verzierte kufische Schrift die karnatische nennen. Herr Staatsrath Frähn hat sich wider diese Benennung [2]) als die eines besonderen Schriftzuges aus dem guten Grunde erhoben, daß in morgenländischen Quellen nirgends von einem solchen Schriftzuge die Rede; indessen läßt sich doch nicht läugnen, daß laut den arabischen Wörterbüchern Karmatat eine sehr kleine und gedrängte Schrift bedeutet. Nun ist zwar die bisher von europäischen Orientalisten sogenannte karmatische Schrift gedrängter, als die gewöhnliche kufische, aber keineswegs eine kleine, oder wie der Oesterreicher sagen würde, gefuselte Schrift, so daß die Erklärung der Wörterbücher auf dieselbe keineswegs paßt. Da die Schnörkel der sogenannten karmatischen Schrift Blätter, Zweige und Ranken vorstellen, so dürfte die wahre Benennung derselben entweder Schedschri oder Rihani seyn, welche beyde Worte als Schriftzüge vorkommen, jenes von seinen Verzweigungen die Schrift des Baumes (Schedschr), dieses von seinen Ranken die des Basilicon (Rihan) genannt. Beyde diese Schriften bestehen noch heute,

---

1) Es sey hier nur eine einzige, für Hellenisten noch mehr als Orientalisten interessante Bemerkung erlaubt, weil durch dieselbe das im LII. Bande dieser Jahrbücher S. 43 über die Einwanderung des griechischen Alphabetes aus Osten und der Folge der griechischen Buchstaben-Zahlzeichen Gesagte augenscheinlich bestätigt wird. Der sechste Buchstabe des arabischen Alphabets, dessen Stelle in der griechischen Zahlenfolge heute das Βαυ επίσημον vertritt, ist das Waw oder Vau, aus dessen Figur augenscheinlich die des griechischen Βαυ oder Digamma hervorgegangen F; durch diese Annäherung wird aber das Alter arabischer Schrift freylich weit höher hinaufgerückt, als dasselbe historisch bekannt ist.

2) Im Journal asiatique.

jenes als ein geschnörkeltes, kleines, dieses als ein gezogenes, großes Neschi, und so könnte der bisher sogenannten karmatischen Schrift sehr wohl eine von diesen beyden Benennungen gebühren. Die dem Mikjas eingeschriebenen Koransverse sind der 9te der Lsten Sura, der 5te und 62ste der XXIIsten, der 27ste der XLIIsten, der 37ste der XIVten, der 10te und 11te der XVIten, der 50ste der XXVsten, der 90ste der XIten, der 18te der IXten, der 13te der LXIsten, welche alle auf das Wasser und auf die Wohlthaten der Vorsehung sich beziehen.

89) Das Memoire Hrn. Gratien Le Père's über die Stadt Alexandria hätte eben sowohl, als das des Hrn. Saint Genis, welches (s. oben Nr. 26) den Schluß der ersten Abtheilung macht, dort, als jenes hier Platz finden können, doch ist dieses bey weitem nicht so ausführlich, wie jenes, und beschäftigt sich ausschließlicher mit dem gegenwärtigen Zustande der Stadt und des Hafens Die Halbinsel des Pharos heißt Raudhat el-tin, d. i. der Feigengarten; die 308 Cisternen, welche zu den zwanzig Moscheen der Stadt gehören, fassen 15,400 Kamehlladungen Wassers, die Ladung zu 200 Maß (Pinte) oder 400 Pfund gerechnet, und dieses Wasser reichet hin, während 4 Monaten 8000 Personen, welche die gewöhnliche Bevölkerung der Stadt, zu tränken. Von den Moscheen sind die, welche für die Kirche gilt, wo die griechische Uebersetzung der Bibel zu Stande gebracht ward, und die auf der Stelle der Kirche des heil. Anastasius gebaute, die beyden merkwürdigsten. Ueber die sogenannte Pompejussäule ist Hr. Le Père nicht besser als Hr. Saint Génis unterrichtet, er sagt: Abou-l-fedâ dit que, de son temps, la colonne portoit le nom de Septime-Sévère, comme ayant été élevée par les Alexandrins en reconnoissance des bienfaits qu'ils reçurent de cet empereur, und schließt, daß zu Abulfeda's Zeit die Inschrift, welche den Kaiser Septimius Severus als Errichter der Säule nannte, wohl erhalten seyn mußte, allein in Abulfeda befindet sich kein Wort von dieser angeblichen Stelle *). Der zweyte Abschnitt handelt von dem Zustande Alexandria's unter den Griechen und Römern, und weiset die alten Oertlichkeiten in den neuen nach.

90) Derselbe Ober-Ingenieur der Brücken und Straßen theilt seine Beobachtungen über das Profil der Nivellirung des Nilthales zwischen dem Mikjas von Raudhat und der großen Pyramide von Dschise mit, aus welchen man in der Folge der Zeiten die Veränderungen und Erhöhung des Nilbettes in

---

*) Abulfeda descriptio Aegypti. Gottingae 1776, erwähnt nicht einmal dieser Säule.

Vergleich mit dem heutigen Wachsthume des Niles berechnen können wird. Sein älterer Bruder (Divisions-Inspektor der Brücken und Straßen) hat sich ebenfalls

91) mit dem Nilthale, dem Nile und dem Nilometer beschäftigt; es wäre zu wünschen, daß hier Sojuti's weitläufige Angaben über den Ursprung, den Lauf, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit des Niles (in seinem Werke über die Insel Raudhat) benützet worden wären; Hr. Le Père gibt die Tafeln der Ueberschwemmung, ob sie gut, mittelmäßig oder schlecht gewesen, von 50 Jahren, und die Grade des Wachsthums während des Aufenthaltes der Franzosen in Aegypten. Schätzbarer für den Geographen sind

92) die Tafeln des Obersten Jacotin des Flächeninhaltes Aegyptens, mit der beygefügten trigonometrischen Karte.

Wie Alexandria zwey besondere Topographien erhalten hat, so verdienten eine solche die beyden anderen Hafenstädte Aegyptens, Rosette (Reschid) und Damiette (Damiat), und die Hauptstadt selbst. Damiat ist leer ausgegangen, aber Rosette ist von Hrn. Jollois bey Gelegenheit der Beschreibung seiner Nilreise von Rosette nach Kairo topographisch beschrieben worden, und über Kairo hat Hr. Jomard ein besonderes Buch geliefert, welches dem seinigen über das metrische System des alten Aegyptens und seiner Beschreibung von Memphis und den Pyramiden als die dritte Pyramide seiner literarischen Arbeiten in diesem großen Werke zur Seite steht.

93) Rosette, die lachendste Stadt Aegyptens, verdient durch die Anmuthigkeit ihrer Lage, das ihr von allen Reisenden und auch von Hrn. Jollois ertheilte Lob; Recensent ist nirgends in Aegypten so sehr als zu Rosette durch die Palmenauen des Niles an die heimatlichen Ufer der Donau und ihre Weidenauen oberhalb Nußdorf erinnert worden. Die außer Rosette auf der Anhöhe gelegene Wallfahrt Abumandhur's, d. i. der Vater des Gesehenen, hat ihren Namen vielleicht eben so wohl von der schönen Aussicht, als von dem dort begrabenen Scheich, dessen Name der Vater des Gesehenen, und nicht, wie Hr. Jollois sagt: le père de l'éclat, de la beauté, heißt. Die der Stadt gegenüber gelegene große Insel heißt Dschesiret Farscheh, Hr. J. intercalirt (Gezyret-Warsi), Recensent weiß nicht, ob dieses vielleicht einen Bezug auf den lange in Rosette und heute zu Marseille angesiedelten französischen Handelsmann, Hrn. Varsy, Bezug hat, dessen Haus Recensent in der Nacht vor dem Einrücken der englischen Truppen in Rosette mit zwey auf Bitte des Hrn. Varsy und seiner Mutter von Sir Sidney Smith ihm als Ordonanzen beygegebenen englischen

Dragonern besetzte, um dasselbe während der Nacht vor der Plünderung der schon einrückenden türkischen Truppen zu schützen, was ihm auch glücklich gelang, indem er das ganze Haus beleuchten ließ, und wann Türken eindringen wollten, die Dragoner englisch zum Fenster hinausschreyen ließ, während er selbst in türkischer Tracht auf türkisch hinaus versicherte, daß das ganze Haus von Engländern besetzt sey; Rec könnte daher eben sowohl als Hr. J. sagen: Nous eûmes l'occasion d'entrer dans la maison de l'un des plus riches particuliers de Rosette, qui avoit prit la fuite à l'approche de l'armée française, nur müßte turque statt française stehen. Rec. war nicht minder als Hr. Jollois über das von diesem sehr treu beschriebene Innere eines solchen großen ägyptischen Hauses verwundert, denn selbst in den schon vorher zu Konstantinopel gesehenen türkischen Häusern war ihm keine so labyrinthische Eintheilung der Gemächer, keine solche Verzweigung von geheimen Treppen, Schlupfwinkeln, Kabinetten, Alkoven und vergitterten Fenstern vorgekommen, wie hier, so daß er sich wirklich in ein Haus zu Bagdad in der Tausend und Einen Nacht versetzt glaubte, und in dieser ersten zu Rosette eine Entdeckungsreise durch diese Zimmer, Gallerien, heimlichen Gemächer und Kabinette eintrat, in deren einem (dem Studierkabinette Hrn. Varsy's) er mehrere in der Schnelligkeit der Flucht der ganzen Familie verzettelte Schriften, und unter diesen die Regeln und Instruktionen des Lehrlings-, Gesellen- und Meistergrades der französischen Freymaurer in Aegypten fand, mit deren Lesung er sich als Profaner nach Mitternacht, als es auf der Straße ruhig geworden war, bis an den Morgen beschäftigte.

94) Der Versuch Hrn. Chabrol's über die Sitten der heutigen Bewohner Aegyptens enthält zwar nach dem, was die neuesten Reisebeschreibungen über Aegypten berichtet haben, wenig Neues, und sogar hier und da etwas Irriges, gehört aber nichts desto weniger unter dieses Werkes größte und gehaltvollste Aufsätze, welche nach ihrer Ausdehnung Bücher für sich ausmachen könnten. Die Bevölkerung Aegyptens wird nach vorausgegangener genauer Berechnung auf dritthalb Millionen, die von Kairo auf dritthalbhunderttausend Kopfe geschätzt; unter den Religionen werden die vier orthodoxen Ritus des Islams eben so unrichtig, wie die katholischen Maroniten, als eine Sekte aufgeführt, welche immer ketzerische Irrlehre voraussetzt. Sekten gibt es im Islam zwey und siebzig, aber die vier Ritus der rechtgläubigen islamitischen Kirche sind nicht darunter. Der Verfasser handelt von den Kopten, Arabern und ihren Stämmen, von den Sitten der Fellah und der Beduinen, der Kopten und

Armenier, betrachtet dann das erste Alter des Menschen, seine Kindheit und Erziehung, Künste, Wissenschaften und Literatur. Die Aegypterinnen säugen alle selbst, doch nicht die Beduininnen, indem die Väter, in der Meinung, daß die Mütter die Kinder verzärteln würden, dieselben Ammen anvertrauen. Der Verfasser hat noch nachzuweisen, wo sich denn die folgende Stelle im Koran befinden soll: Mahomet a fixé lui-même dans le *Qoran*, dans ce code religieux et politique à-la-fois, l'âge que l'enfant doit avoir pour commencer son éducation morale: »Fais-le jouer pendant sept ans, dit-il; instruis-le »et corrige-le les sept autres années suivantes; conduis-le »sept autres années dans le monde pour qu'il en apprenne »les usages: il est alors homme parfait.« Diese Stelle ist eben so wenig im Koran zu finden, als die oben angeführte über die Pompejussäule im Abulfeda. Sehr mangelhaft ist das über die Wissenschaften Gesagte, indem der Verfasser von dem Reichthum arabischer Encyklopädie gar nichts ahnet, und die einzige Wissenschaft, die er nennt (El-maani wel-bejan), nämlich die Rhetorik, noch überdieß falsch für die Logik ausgibt; von der Poesie werden nur ein paar Volkslieder gegeben, deren Text überdieß nicht korrekt gedruckt ist [1]). Hierauf wird der Mensch im Jünglings- und reifen Mannesalter betrachtet. Die Heirathsceremonie kann sehr kurz abgethan werden; der Bräutigam sagt vor zwey Zeugen: »ich heirathe dich,« die Braut antwortet: »ich nehme dich,« und die Heirath ist ohne weitere Förmlichkeit geschlossen; eben so bündig ist die Ehescheidung mit der Formel abgethan: »ich scheide mich von dir, ein-, zwey-, dreymal.« Die Kleidungsstücke sowohl im Männlichen als Weiblichen werden mit ihren arabischen, persischen oder türkischen Namen gegeben, so z. B. sind persisch: Kaftan, Pabusch; türkisch: Binisch, d. i. Reitmantel, von Binmek, Jelek, Kauk. Andere sind gar altpersisch, wie Scharschir, die Sommerhosen (*αναξυριδες*); Scharwal oder richtiger Schalwar, die Winterhosen (*σαρβαριδες*). Ueber die weiblichen bemerken wir, daß Fustan, der Kittel (im Neugriechischen *φυσανι*), aus dem Arabischen Wustani, d. i. das Mittelstück, verstümmelt ist, und daß Chalchal, die goldene Fußfessel, schon den Alten bekannt war, indem sich dieselbe auf alten Gemälden und auf dem Fuße des kleinen bacchantischen Genius der jüngst zu Pompeji entdeckten schönsten bekannten Mosaik gefunden hat [2]). Unter den

---

1) Z. B. ياحصرتى, regrets amer's, statt ياحسرتى

2) Sua gamba destra visibile ha un nastro d'oro al di sopra

Charakterschilderungen wird die charakteristische Eigenheit ägyptischer Habsüchtigkeit erwähnt, welche, man mag Goldstücke geben, so viel man will, immer noch Eines (Keman wahid) begehrt; ein Beduinenscheich, dem der französische Kommandant funfzig Mann als Eskorte zugestanden, rührte immer den Daumen der rechten Hand mit den Worten: Keman wahid, bis er ein und funfzig Mann erhalten hatte. Ueber die Sitten der Araber Henadi und Dschewabi in der Provinz Bahiret wird besondere Auskunft gegeben; die Fellah mißhandeln die Beduinen, wenn sie dieselben auf dem Diebstahle ertappen, oft schrecklich, tödten sie aber selten, aus Furcht der unerläßlichen Blutrache. Ueber die Bäder, Kaffeehäuser, Spiele, Leibesübungen, öffentlichen Feste, deren größtes das der Eröffnung des Kanals. Der Verfasser betrachtet den Menschen in seinem Greisenalter, wobey über Tod und Leichenbegängnisse; den Leichenzug eröffnen Blinde in drey Reihen, je sechs in Einer, mit verschränkten Armen; die Dienerschaft, dunkelfärbig gekleidet, unmittelbar vor dem Sarge die Klagefrauen in langen, blauen Kleidern und weißen Schleyern; hinter dem Sarge die Familie und die Scheiche. Der Freytag ist dem Gräberbesuche geweiht. Der ganze Abschnitt über das Gesetz und den Glauben ist sehr mangelhaft in Vergleich mit Mouradjea's vortrefflichem Werke; neu ist, daß sich auch zu Kairo ein Kadiasker oder Oberstlandrichter befand, wie zu Konstantinopel, wie von Rumili und Anatoli, und daß derselbe in der Zahl der sechs und dreyßig Richter Aegyptens mit einbegriffen. Weder Chabrol, noch Mouradjea d'Ohsson, noch irgend ein anderes Werk geben den Rang dieser Richter, und den Namen der Oerter, wo sie residiren; dem Rec.'n sind die folgenden aus Konstantinopel bekannt geworden: I. Richter des ersten Ranges: 1) Alexandria, 2) Ebjar, 3) Abukir, 4) Reschid, 5) Schikkßani, 6) Mahollet Kebir, 7) Manßurije, 8) Menuf; II. des zweyten Ranges: 9) Beni Sujef, 10) Belbeis, 11) Dschirdsche, 12) Dschise, 13) Fajum; III. des dritten Ranges: 14) Chankah, 15) Munije, 16) Mansale, 17) Manfalut, 18) Meschamade; IV. des vierten Ranges: 19) Sujut, 20) Beni Charam, 21) Tismend, 22) Mahallet Ebi Ali, 23) Nehr Erba; V. des fünften Ranges: 24) Aschmunün, 25) Ejunidsch, 26) Senebu, 27) Menschije, 28) Feschne; VI. des sechsten Ranges: 29) Borlos, 30) Kenne, 31) Kuß,

---

della nocca (tale come si vede spesse volte nei quadri antichi). Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica N. II. di Febbraro 1831, p. 20.

32) die Oasis (hier fehlen noch drey, außer dem Heeresrichter). Ueber das Eigenthumsrecht und den Grundbesitz bestätigt der Verfasser, was schon oben gesagt worden, daß die Mamluken dasselbe nicht respektirten. Les tyrans de l'Egypte, en foulant aux pieds tout principe de sagesse et de justice, n'ont pas respecté ce privilège sacré, qui est tout ensemble la base et la garantie du bonheur social. Hierauf über Sklaverey, Freylassung, deren Folge und Zeugenschaft, Schulden, Ehebruch, Diebstahl, Mord, Wiedervergeltung, den Handel, Ackerbau und Kunstfleiß Aegyptens; im Anhang über das Vorsegnen ägyptischer Wöchnerinnen am siebenten Tage nach der Geburt eines Knaben. Gerste, Korn, Linsen, Bohnen, Reis, Weihrauch und Salz, sieben Sachen, den sieben Tagen entsprechend, werden ins Zimmer gestreut; diese Ceremonie heißt Subue, die Almen tanzen dazu. Diese Siebensachen als dargebrachtes Opfer finden sich zweymal im altpersischen Kalender am Feste Newruf und am Feste Mihirgian, deren jenes zur Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, dieses zu der des Herbstes gefeyert ward Zu Athen wurde vormals am Theseusfeste ein ähnliches Gemengsel aufgetischt, und im heutigen moslimischen Kalender geschieht es noch am Feste Aaschura, d. i. am 10. Moharem.

95) Hrn Jomards Beschreibung der Stadt und Citadelle von Kairo, mit dem beygegebenen Plane der Stadt und ihrer Umgegenden, mit den Ausweisen seiner Denkmale, Bevölkerung, seines Handels und Kunstfleißes, ist ein topographisches Werk, das, über 200 Folioseiten stark, für sich einen starken Oktavband bilden würde, und welches nichts zu wünschen übrig läßt, als daß dabey die topographischen Angaben des mittelalterigen Kairo aus Makrisi und Sojuti damit verschmolzen worden wären. Kairo hat 53 Viertel, welche Harat, 71 Thore, welche Bab, 10 Teiche, welche Birket heißen, ohne die beyden Plätze Esbekijet und Birketolfil dazu zu rechnen, welche durch die Ueberschwemmung in Seen verwandelt werden; Kairo zählt 8 große Straßen, 300 Gassen, welche Sekket oder Derb, und eben so viele Gäßchen, welche Atfet genannt werden; die 56 Märkte sind theils periodische, theils stehende; 20 Brücken stellen die Verbindung über den Kanal her; die Bevölkerung betrug zur Zeit des französischen Feldzugs 363,700 Köpfe. Höchst schätzbar ist die Liste von dritthalbtausend örtlichen Namen, die arabisch und französisch geschrieben, mit der nöthigen Hinweisung versehen sind, um dieselben zugleich auf dem beygegebenen Plane zu finden; solch eine Arbeit ist noch für keine außereuropäische Hauptstadt, ja nicht einmal für Konstantinopel geliefert worden, und es fehlt vom letzten sogar bisher ein Verzeichniß der Stadt-

viertel. Wir können hier dem Verfasser in der Aufzählung der Moscheen, Spitäler (Moristan, verderbt aus dem persischen Bimaristen), Klöster (Tekije), Kirchen, Palläste, Bäder, Begräbnißplätze, und in der Beschreibung der Citadelle unmöglich folgen, und bemerken nur als einen der verdienstvollsten und interessantesten Abschnitte des Werkes den über den Kunstfleiß und die Handwerke Kairo's, weil überall die vorzüglichsten Benennungen im Arabischen beygegeben sind, deren viele in Bocthor's Wörterbuche des vulgären Arabischen fehlen, oder mit nicht ganz richtiger Bedeutung angegeben sind; S. 142 werden allein zwanzig Namen für verschiedene Trinkgeschirre und Gefäße aufgeführt, wozu Recensent noch das zwar zu Kairo in dieser Bedeutung nicht übliche Alkerraset setzen möchte, welches aus dem Arabischen ins Spanische als Alcaraza übergegangen ist. Außer den gewöhnlichen moslimischen Hauptfesten der beyden Bairam, der Nächte des Ramasan und der Geburt des Propheten, wird noch zu Kairo das Fest Fatima's, der Tochter, und Seineb's, der Gemahlin des Propheten, drey Tage lang durch nächtliche Beleuchtungen gefeyert. Das wahre Volksfest Kairo's ist die Eröffnung des Kanals; mit Recht bemerkt Hr. J., daß Fostat oder Maßr el-aatika *) uneigentlich von europäischen Reisenden le vieux Caire genannt wird, indem es niemals den Namen Kahiret trug. Hierauf wird von der Insel Raudha oder Rodha, von Dschise, Bulak und anderen Umgebungen Kairo's gehandelt, als von dem rothen Berge (Dschebel el-ahmar), von dem Feigenkloster (Deir el-tin), von der Moschee, wo die Fußstapfen des Propheten zu sehen (Atar el-Nesi). Diese moslimische Wallfahrt hat ihren Ursprung vermuthlich bloß der Verstümmlung des altägyptischen Wortes Ator, das sich noch in Athar bechis (Stadt der Athor) findet, zu danken, indem Athar auf arabisch die Fußstapfen heißt. Im Anhange wird von dem Klima und den Thoren Kairo's und von der besonders in Oberägypten üblichen Bewässerungsmaschine (Chaduf) gehandelt.

96) Die Krone der geographischen Arbeiten der Ingenieure der französischen Expedition ist die große Karte Aegyptens, welche unter Napoleons Regierung nicht ausgegeben, jetzt der Welt vorliegt. Hr. Jomard, welcher sich durch die obgedachte Liste der Oertlichkeiten ein so großes Verdienst durch die Topographie Kairo's erworben, hat kein minderes um die Geographie des ganzen

*) العتيقة nicht العطيقة, wie es in der Topographie irrig geschrieben ist.

Landes und um die Brauchbarkeit der Karte durch das Register der 5000 in der Karte eingetragenen arabischen Ortsnamen, welche arabisch und in doppelter französischer Aussprache, der der Karte und der des Werkes selbst, gegeben sind.

An diese drey Theile der Beschreibung der Alterthümer Aegyptens, der Abhandlungen über dieselben, und an die über den gegenwärtigen politischen und bürgerlichen Zustand des Landes schließen sich die zwey Bände naturhistorischer Abhandlungen an, welche von einem Naturforscher mit Uebersicht der neuesten, zunächst für Naturwissenschaft unternommenen Reisen besonders angezeigt zu werden verdienen. Aus der hier gelieferten Anzeige und Uebersicht der Centurie antiquarischer, geographischer, topographischer, paläographischer, ethnographischer, astronomischer und statistischer Aufsätze und Abhandlungen erhellet, daß mehr als ein Viertel derselben aus der Feder des unermüdet thätigen Präsidenten der ägyptischen Kommission, Hrn. Jomard, geflossen, aber nicht nur der Zahl der Aufsätze, sondern auch ihrem Gehalte nach sind die Hrn. Jomards der eigentliche Blumenkohl dieser hundertastigen Fruchtpalme, die so schöne Früchte wissenschaftlicher Forschung trägt, an welcher aber auch außer Palmenkohl und Datteln noch das Holz und die Blätter und die Fasern nützlich verwendet werden mögen. Der Name Hrn. Jomard's, auf arabisch geschrieben, könnte nicht anders als Dschomar [1]) lauten, welches der Palmenkohl, das ist, wie die arabischen Wörterbücher das Wort definiren, das Mark und Hirn der Palme ist, das nicht weggeschnitten werden darf, wenn der Baum nicht zu Grunde gehen soll [2]).

Wir haben Eingangs dieser Anzeige der allein aus einem Foliobande bestehenden Vorrede dieses zehntheiligen Riesenwerkes erwähnt, eine würdige Vorhalle zu dem großen, der Wissenschaft und der Kunst geweihten Pallaste. Ungeduldige Schaulust erlaubte uns nicht, in der Vorhalle zu weilen, und wir durchliefen sogleich die einzelnen Säle und Gemächer; jetzt, nach vollendetem Durchzuge, wollen wir bey der Rückkehr in der Vorhalle selbst ausruhen, die uns auf die Geschichte zurückführt, mit welcher unser Umgang begann.

---

[1]) جمّار

[2]) Medulla seu cerebellum palmae in vertice trunci enascens candida mollique substantia, quo resecto arbor perit. *Gigeus* et *Golius*.

(Der Schluß folgt.)

Art. II. Rameidos Valmiceiae libri septem. Ramayana, i. e. Carmen epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi *Valmicis* opus. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecit *Aug. Guil. v. Schlegel*, Dr. Prof. P. O. cet. Voluminis primi Pars prior. LXXII u. 380 S. allergr. Oktav 1829. Bonn, mit königl. preuß. Lettern, auf Kosten des Herausgebers.

(Schluß.)

C. 31 (M. 27). Commoratio in Eremo consummato.

Visvamitra, von Rama abermals um eine Gegend, zu der sie nun kommen, befragt, erzählt: dieses sey der ehemalige Andachtsaufenthalt Vishnu's, genannt Siddhasrama, Hain des Vollendeten oder der Vollendung, weil daselbst dieser hohe Büßer siddha, vollendet geworden, Vollendung oder Vollkommenheit erreicht. Als nämlich Bali, der Daityafürst, der die drey Welten beherrschte, und allen seinen Anhängern alles Erbetene gab, wieder einmal opfern wollte, beschworen hier Indra und die übrigen Götter den Vishnu, als Zwerg zu erscheinen. Worauf die bekannte Geschichte des Zwergs, der die drey Schritte erbittet, womit er, zum Riesen werdend, von den drey Welten Besitz nimmt. — So muß Rama, der selbst Vishnu ist, sich von Visvamitra über seine eigenen früheren Verwandlungen belehren lassen. Diesen Vollendungshain nun, fährt Visvamitra fort, bewohne ich selbst aus Andacht zu Vishnu; und hier eben ist es, wo meine Opfer die Rakshasa's stören, die du erlegen sollst. — Sie kommen nun dahin, wo sie, von den dortigen Einsiedlern empfangen, die Nacht zubringen.

In diesem Cap. hat Hr. v S. v. 9 — 16 mit Sternchen bezeichnet und eingeklammert. Und wirklich ist diese Partie, wie sie hier steht, ganz fremdartig, und unterbricht den Zusammenhang, der zwischen v. 8 u. 17 ist. Denn v. 8. Indra bittet Vishnu'n, Zwerg zu werden; v. 17: so angeredet, ward er Zwerg ꝛc. Dazwischen liegt nun: Kasyapa bittet Vishnu'n, sich von Aditi, Kasyapa's Gattin, gebären zu lassen, um Indra's jüngerer Bruder zu heißen (eine etymologische Mythe, zur Erklärung des Namens indr'anuja). Und Vishnu wird so geboren in der Gestalt eines religiösen Bettlers, mit Sonnenschirm und Almosenbüchse. — Aber was hier so auf den ersten Blick als fremdartig sich kund thut, ist bey M. in eine ziemlich scheinbare Verbindung gebracht durch einige Zusätze und Aenderungen. Unbedeutend sind die Einschiebsel einer Zeile nach v. 13 b. und zweyer nach v. 14 a.; bedeutender zwey Zeilen nach v. 15 b., wodurch an v. 3 angeknüpft wird. Aber statt v. 17, der sich bey S. auf v. 8 bezieht, steht hier:

vâmanam rûpam âsthâya vairocanim upâgamat;

»Zwerggestalt annehmend, erschien er vor Virocana's Sohn, Bali.« Was sich in der Construction so ziemlich an das Nächstvorhergehende des Einschiebsels anschließt, wenn auch die Zwerggestalt nicht ganz verträglich scheinen sollte mit der vorbeschriebenen des Bettlers. Doch er kommt ja wirklich als Bettler, als Bittender zu Bali, und ist nur nebenbey ein Zwerg. Er kommt als Bittender in Bezug auf das v. 7 Gesagte: daß Bali allen ihm nahenden Bittenden alles Gebetene gewährte. Darauf hat M. nach der oben angeführten Zeile noch drey, worin Bali den Bettlerzwerg in der Verkappung als Vishnu kennt; was, je nachdem man es ansieht, unpassender, oder auch tiefsinniger, als das bey S. vorausgesetzte Nichtkennen, da Bali gleichwohl dem Erkannten die erbetenen drey Schritte bewilligt.

C. 32 (M. 28). Visvamitrae sacrificium.

Am Morgen darauf wollen die Jünglinge ungeduldig von Visvamitra wissen, wann denn die Riesen kommen. Dieser antwortet nicht, sondern sämmtliche Einsiedler: daß Visvamitra eine sechstägig-nächtige Vorweihe zum Opfer mit Stillschweigen angetreten; während der Zeit ihn nun die beyden Brüder bewachen. Am sechsten Tage wird das Opfer angehoben, und die beyden Riesen kommen, es zu stören, mit vielen Gesellen durch die Lüfte. Der schon bereitstehende Rama wirft durch einen Pfeil, der zu den verliehenen Zauberwaffen gehört, den Hauptriesen Marici volle hundert Meilen weit ins Meer, und erlegt dann mit eben so leichter Mühe alle übrigen, wobey Lakshmana nur das Zusehen hat. Worauf denn das Opfer ungestört vollendet wird.

C. 33 (M. Forts. von 28). Commoratio in ripa Soni.

Am andern Morgen wollen die Jünglinge wissen, was sie weiter thun sollen. Die Einsiedler: Janaka, König von Mithila, wird ein großes Opfer halten, zu dem wir gehen wollen, und ihr sollt mit uns, daselbst den großen, von den Göttern gegebenen Bogen zu sehen, den kein Mensch zu spannen vermag. Visvamitra nimmt Abschied von den Gottheiten des nun durch Rama erst wirklich vollendeten Vollendungshaines, um ferner am Himavat zu wohnen. Sie ziehen mit einander nordwärts, und übernachten am Sona.

C. 34 (M. 29). Brahmadattis (datti) nuptiae. C. 35 (M. 30). Stirpis Visvamitrae praeconium.

Von Rama wieder um die Geschichte der Gegend befragt, erzählt Visvamitra diese, und dadurch die seiner eigenen Ahnen: Brahma's Sohn, Kusa, hatte vier Söhne, die, vom Vater

aufgefordert, das Land zu schirmen, vier Städte bauen, der erste die nach seinem Namen Kusamba genannte Kausambi. Der zweyte Sohn, Kusanabha, hat hundert Töchter, die einst singend, tanzend und saitenspielend im Lustwalde sich ergehen, wo sie Vayu, der Gott des Windes, sieht, und sämmtliche zu Gattinnen begehrt. Sie verlachen ihn. Er aber fährt ihnen in die Glieder, und lähmt sie. Von diesen hundert lahmen oder schiefen (kubja) Mädchen (kanyà) heißt die Stadt ihres Vaters Kanyakubja (Canoge). Der Vater entschließt sich darauf, sie zur Ehe zu geben dem Brahmadatta, König von Kampilya, mirakulösem Sohne der Gandharvin Somada, die ihn durch die Fürbitte und Andacht des in brahmageweihter Enthaltsamkeit lebenden Culin, dessen Schülerin sie war, vom Brahma zum Geschenk erhalten hatte; davon eben hat er seinen Namen: der Brahma-gegebene. Wie dieser zur Verlobung der Reihe nach die Hand der Mädchen berührt, erhalten sie ihre graden Glieder wieder. C. 35. Kusanabha nun, nachdem seine Töchter mit dem Manne gezogen, selbst ohne Söhne, veranstaltet ein Sohnopfer, und erhält dadurch den Gadhi; der ist Visvamitra's Vater. Eine ältere Schwester Visvamitra's ist Satyavati, die an den Reika vermählt, ihrem sterbenden Gemahl folgend, mit dem Leibe zum Himmel ging. Darauf ward sie um des Besten der Welt willen gewandelt in einen reinflutigen weiblichen Fluß, Kausiki, d. i. die von Kusa stammende, im Himavat. Daher aus Liebe zur Schwester Visvamitra im Himavat an der Kausiki-Satyavati wohnt, von wo er nur zu einem besondern Gelübde auf einige Zeit in den Vollendungsbußhain gezogen war. — So erzählend, merkt Visvamitra das Vorrücken der Nacht, und mahnt zum Schlafe. Dabey folgendes Nachtgemälde, zu vergleichen mit Savitri 5, 73:

v. 15. Regungslos sind die Bäum' alle, Vögel und Thiere sind zur Ruh,
Eingehüllt sind von Nachtdunkel die Gegenden, o Raghulust!
16. Die Abendröth' entweicht mählig, der Himmel wie von Augen voll,
Von Gestirnen und Sternfunken dicht besäet, ersprüht von Glanz.
17. Und aufstehet der Kühlstrahler, Weltfinsternißzerstreuer Mond,
Erfreuend in der Welt aller Wesen Gemüth mit seinem Schein.
18. Doch die nächtlichen Unholde kommen hervor von da und dort,
Die Yakscha-Rakschasas-Heere, die fleischfressenden Raudras auch.

Hierin weht eine Nachtluft, die mich wunderbar an das

Jetzt beheult der Wolf den Mond

im Sommernachtstraum erinnert. Und das, noch wunderbarer, erinnert mich daran, daß unser unübertroffener Ver-

deutscher Shakespeare's nun für Europa der erste Diaskeuast des indischen Epos ist.

Von Abweichungen bemerke ich C. 34, 5 a. loka-sammatâh, M. loka-sattamâh, eins aus dem andern entstanden. Eben so 7 a. mahipateh, M. mahâmatih. Bey der letzteren Lesart muß der vorhergehende Name amûrtarajaso, der bey S. Genitiv von amûrtarajas ist, als Nominativ verstanden werden, und dann ist die Construction besser, als bey S. Eine eben solche Form I. 55, 16 a. sângopângopanilhadas (M. — nilhad) und 54, 5 b. paramaujasâ, als weiblicher Singular-Nominativ.

19 a. statt sthânâc cyâvayitum hat M., doch wohl nach Handschriften: sthânât cyâvayitum; was mich in meiner Ansicht bestärkt, daß man beym Getrenntschreiben nicht den Palatal statt des Dentals ans Ende des Wortes stellen sollte, wo er sich so barbarisch ausnimmt. Der Grund, warum M nicht sthânaccyâ — schreibt, ist doch wohl, weil cc, wegen des mit dem letzten c verbundenen y, selbst nicht schicklich verbunden werden kann, außer der Verbindung eben aber kein Grund vorhanden ist, c statt t zu schreiben. Doch Hr. v. S. stellt vor das cyâ das c mit dem Ruhezeichen.

33 a. statt vai M. besser vâ.

34 b. klhamâyâm dhishthitam jagat; vermuthlich statt adhishthitam, wie va statt ava, und besonders pi statt api. M.: kshamaya veshthitam (veshtitam) jagat. Vielleicht: kshamayâ 'dhishthitam jagat.

37. Dieser Vers von den Namen kanyakubja hat M. nach 50. Dort weniger passend, obgleich auch hier nicht ganz schicklich gestellt. Der, wie es scheint, ursprünglich nicht zu dieser Erzählung gehörende Vers mußte eben (wegen v. 8) irgendwo untergebracht werden.

44 b. brâhman'a als Vocativ. M. viel schöner brâhmyen'a, durch Brahmathum; wofür brâhmen'a zu setzen, nach brâhmam v. 38 S., wo M. brâhmyam hat.

C. 36 (M. Forts. von 30). Nymphae Gangae origo.

Visvamitra, als sie über den Sona an die Ganga gelangen, erzählt, wie diese, die älteste Tochter des Bergkönigs Himavat von ihrem Vater den bittenden Göttern verabfolgt, zum Vortheil aller Götter in die Götterwelt geführt ward. Uma, die jüngere Tochter, aber ward zum Lohn ihrer strengen Bußübungen von ihrem Vater dem Gott der Büßungen, Siva, gegeben.

C. 37 (M. 31). Umae magnanimitas. C. 38 (M. Forts. von 31). Carticeii generatio.

Zwey wunderliche Mythen, oder vielmehr einer (daher M. nur 1 Cap. hat), der von Visvamitra erzählte Ursprung des Kriegsgottes Kartikeya, wozu die sogenannte Umae magnanimitas, nämlich ihr hoher Zornmuth, nur die Einleitung bildet. C. 37. Siva und Uma bringen ein göttliches Jahrhundert in Minnekampfspiel zu, ohne eins das andere besiegen zu können, und ohne einen Sohn zu erzielen. Die Götter, denkend: wer wird das Wesen, das hier geschaffen wird, zu ertragen im Stande seyn? begeben sich zu Siva, bittend, zur Schonung der Welt seine Kraft zu hemmen, und enthaltsame Andachtsübung mit Uma zu unternehmen (v. 11 u. 12). Siva willfahrt, die Götter danken ihm und der Uma (v. 21). Diese aber flucht ihnen zornig, daß zur Strafe jener Störung ihre Weiber künftig unfruchtbar seyn sollen (v. 23). Da nun Siva die Götter hierüber beschämt und verlegen siehet, zieht er mit Uma sich in den Himavat zurück. C. 38. Die Götter vermissen ihren Senapati, Kriegsanführer Siva, und bitten Brahma, Rath zu einem andern zu schaffen. Brahma gibt den Bescheid: Bey Uma's Fluch muß es sein Bewenden haben (d. i keine Götterfrau kann den gewünschten neuen Heerführer gebären). Aber mit der jungfräulichen Ganga soll ihn Agni zeugen (v. 7). Agni, dazu aufgefordert, spricht zu Ganga: Empfange den Keim, o Göttin, das ist der Götter Wunsch (v. 12). Sie brauset dagegen auf, er umzingelt sie mit Gluten, die sie nicht mehr ertragen zu können gestehen muß (v. 16). Agni deutet ihr an, den empfangenen Keim dem Himavat zu übergeben. Sie ergießt die aufgenommene Glut in Strömen; daraus entsteht Gold von verschiedenen Arten und Namen, nebst andern Metallen (v. 20). Damit ist der ganze Himavat bedeckt, und dazwischen ist der Knabe, Kumara, der künftige Heerführer geboren (v. 22). Den aufzusäugen mit seinen sechs Munden, werden die sechs Nymphen Kr'ttikas von den Göttern gerufen, als deren Pflegesohn er den Namen Kartikeya erhielt.

Abweichungen. C. 37, 1—3. S. eine sehr ungefüge Anschließung des Mythus an das vorhergehende Capitel: »Als der Muni dieses erzählt hatte (was C. 36 besagt), sprachen die beyden Brüder: Erzähle nun von der ältesten Tochter des Bergkönigs, aus welcher Ursache sie, die Weltreinigerin, die drey Pfade bespüle, und was in den drey Welten ihr Thun sey.« Dieses geht nicht auf die nächstfolgende Umae magnanimitas und Carticeii generatio, sondern auf den weiterhin folgenden Nymphae Gangae descensus, Ganga's Herabkunft aus der Götterwelt (wohin sie nach C. 36 entführt worden), zur Mittel- und Unterwelt, wodurch sie die Dreypfadgängerin in der Drey-

welt wird. Vermuthlich schloß ursprünglich an diese drey ersten Verse, sammt dem vierten, worin gesagt ist, daß Visvamitra nun umständlich erzähle, sich sogleich C. 39 an, und zwar v. 2, weil v. 1 nur eine Anpassung ist; und die ganzen beyden Capitel, 37 u. 38, mit obigem Mythus von Uma und Kartikeya, sind später dazwischen geschoben. Bey S. ist nun v. 1—3 von Cap 37 unverändert stehn geblieben, ohne eine Anpassung an das nun nächstfolgende Eingelegte vorzunehmen. Eine solche Anpassung aber, freylich ungeschickt genug, scheint bey M. versucht, durch zwey Verse, die an die Stelle des einen v. 2 von S. getreten sind, was dann ferner die Einschiebung einer Zeile zwischen den beyden Zeilen des bey S. dritten Verses nach sich zog; durch welche Zeile nun die bey S. zweyte Zeile dieses Verses überflüssig wird. Bey M. lautet die Anfügung, mit Weglassung der letzten überflüssigen Zeile, so:

2. kath'e'yam kathitâ, brahman, pun'yas'ravan'a-kîrtanî
yâ tvayâ, tâm punah s'rotum ichâmi bahu-vistaram':
2 b. Umâ ken 'a'bhavad devî kaumâra-brahmacârin'î,
avâpa deva-pravaram patim bhûta-mahes'varam;
3. trîn patho hetunâ kena plâvayed lokapâvani,
katham Gangâ tripathagâ vis'rutâ sarid-uttamâ.

d. i. (v. 2): Diese Erzählung, die reine Sage kündende, die von dir, o Brahman, erzählt worden ist, wünsche ich nochmals zu hören mit Ausführlichkeit: (v. 2. 6) auf welche Weise die Göttin Uma in ihrer Jugend eine Enthaltsamkeit übende ward, (und) erhielt zum Gemahl den herrlichen Gott, den großen Wesenherrn; (v. 3) aus welchem Grund (auch) Ganga die drey Pfade bespüle, wie sie, der Ströme trefflichste, die Dreypfadgängerin genannt ward. — Durch v. 2 b. ist also der Inhalt der nächsten Erzählung, wie durch v. 3 der der ferneren, angegeben, ersterer freylich sehr ungenau, und mehr rückwärts weisend auf C. 36, als vorwärts auf den Mythus von C. 37 u. 38. Aber diese beyden Verse, 2 b. und 3, mit ihrer so verbindungslosen Construction, sind auch eigentlich überflüssig, und v. 2 allein genügt vollkommen:

Die erzählte von dir, Brahman, die reine Sage kündende
Erzählung, noch einmal hören mit Ausführlichkeit will ich sie.

d. i. erzähle das von den beyden Schwestern Ganga und Uma (C. 37) nur angedeutete nun ausführlich. Was denn Visvamitra thut, indem er schicklich mit der kürzeren Sage von Uma (und der dazu gehörenden von Kartikeya) anhebt, um dann die längere der Ganga als Hauptsache folgen zu lassen.

Im Schlußverse von Cap. 37 sagt Visvamitra. So hast

du denn, o Rama, ausführlich die Geschichte der Uma vernommen; höre nun auch —

Gangâyâh prabhavam c'ai'va s'r'n'u me sahalakshman'a —

Höre nun auch mit Lakshmana von mir den Ursprung der Ganga. Beyläufig bemerke ich, daß statt des Vocativs sahalakshman'a M. den Nominativ hat, der mir logisch richtiger scheint. Aber statt der so angekündigten Geschichte Ganga's folgt ja erst in C. 38 Carticeii generatio. Diesen abermaligen Uebelstand einigermaßen auszugleichen, setzt M. eine Zeile zu: »höre desgleichen (und zwar zuvörderst — wie man hinzu denken mag) den Ursprung des Kartikeya«:

kumâra-prabhavam c'ai'va.

Wenn man diese Worte an die Stelle derer bey S.: Gangâyâh prabhavam c'ai'va, setzt, so ist der Zusammenhang leidlich. Wenigstens sieht man daraus, daß M. prabhava als »Ursprung« verstanden hat. Denn man könnte es etwa auch als »Entsprungenes« verstehn, und also Gangâyâh prabhavam als »Ganga's Geburt,« d. i. Gebornen, d. i. eben kârtikeya. Doch ich denke, daß diese Bedeutung nur die Composition Gangâ-prabhava haben könnte.

C. 38, v. 8 ist ein völlig störender Zusatz, des Inhalts: »Die älteste Tochter des Bergkönigs (d. i. Ganga) wird den Sohn der Uma ehren; von ihr sehr geehrt (ich lese *bahumato* statt bahumatam) wird er seyn ohne Zweifel.« Das ist, wenn ich nicht irre, aus einer ganz andern Darstellung des Mythus, wonach Kartikeya der Sohn ist, in dessen Erzeugung Siva und Uma von den besorgten Göttern verstört werden (C. 37), der dann vermuthlich als unzeitiger Keim, doch schon Uma's Sohn, der Ganga nur zur Pflege übergeben ward; dagegen er in dem oben mitgetheilten Mythos wirklich als Agni's und Ganga's Sohn erscheint.

Bey v. 13 hat Hr. v. S. eine erste Zeile als Lücke angenommen, hier nicht so einleuchtend, als im vorhergehenden Cap. v. 19, wo man wirklich das Fehlen gerade einer ersten Zeile zu fühlen glaubt. Hier aber könnte man zweifeln, ob nicht vielmehr von 12 b. eine Zeile der Rede-Ankündigung ausgefallen, oder auch, ob nicht 15 b. auszuwerfen sey.

v. 22 Der hier erklärt werden sollende Name des Goldes jâtarûpam ist sehr schlecht erklärt durch Zeile a; deßwegen M. davor zwey Zeilen einschiebt. Zeile b aber ist ganz ungeschickt, und hat auch als Schlußzeile keinen Vorfall. M. hat vor ihr eine freylich bloß versfüllende aber klangvoll füllende; dadurch wird nun die als Schlußzeile klanglose zu einer hinlänglich klin-

genden neuen Anfangszeile, der dann eine — auch für den Inhalt des folgenden Verses nothwendige — Schlußzeile beygegeben wird. So hat nun M. (statt S. v. 22):

53. tam des'am tu tato Brahmâ samprâpy, 'e' nam (corr. 'e' dam) abhâshata:
jâtasya rûpam yat, tasmâd jâtarupâm bhavishyati.
54. jâtarûpam iti khyâtam tadâ prabhr·ti, Râghava,
suvarn'am, purusha-vyâghra, hutâs'ana-samaprabham.
55. suvarn'am prâdur abhavad, vahnitejobhavam, s'uci,
Kumâras c'a'bhavat tatra tarun'a'rka-samadyutih.

C. 39 (M. 32). Sagaridarum procreatio. C. 40 (M. Forts. v. 32). Terra effossa. C. 41 (M 33). Capili conspectus. C. 42 (M. 34). Procuratio sacrificii a Sagaro suscepti. C. 43 (M. Forts.). Munus Bhagirathi (ratho) concessum. C. 44 (M. 35). Nymphae Gangae descensus.

Visvamitra erzählt nun Ganga's Herabkunft auf Erden, und somit die Geschichte der Ahnen des Rama, Sagara rc., die herrliche Episode, die Hr. v. S. in so herrliche Hexameter übertragen hat, in seiner indischen Bibliothek I. 1, worauf ich verweise. Hier vermißt man nun bey S. manches, was einem in jener nach M. gegebenen Bearbeitung lieb geworden, z. B. statt 40, 19 a. die stärkere Zeile:

kuddâlaih, parighaih, s'ûlair, mushalaih, s'aktibhis tathâ;
»Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreyzacken und Aexten«
(Stöhnte die Erde vor Qual rc.)

Oder die nach v. 17 fehlende Zeile:

Gatvâ tu pr·thivîm sarvâm, adr·shtvâ 's'vam, mehâbalâh;
— — »Als sie die Erde
Ganz durchwandert, und immer die Spur vom Roß ungesehn blieb.«

Oder endlich, in C. 44 den nach v. 16 fehlenden herrlichen Sloka, den Hr. v. S. selbst dort in den Anmerkungen mit Recht bewundert:

Bhagîratho 'pi râjarshir, divyam syandanam âsthitah,
prâyâd agre mahâtejâ, Gangâ tam c'a'py anuvrajat (c'a'bhyanuvrajat).
»Jener, der fürstliche Weise, bestieg sein strahlend Geschirr jetzt:
Wie er voranschritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden.

C. 45 (M. 36). Ambrosiae origo.

Sie setzen über die Ganga, und sehen auf deren nördlichem Ufer von weitem die große Stadt Visala (M. Vaisali). Rama fragt nach dem Geschlechte der dortigen Könige; Visvamitra hebt höher an, von urweltlichen Dingen, deren Schauplatz diese

Gegend gewesen: Im Krtyayuga waren die gewaltigen trefflichen Söhne der Diti und der Aditi, gegeneinander eifersüchtige Brüder, Kinder des Kasyapa; diese vereinigten sich zu einem Unternehmen, um unalterlich und unsterblich zu werden, aus dem Milchmeer eine Lebensessenz zu rühren. Sie machten zum Rührstrick die Schlange Vasuki, zum Rührstecken den Berg Mandara. Nach tausend Jahren des Rührens bissen die Häupter der Schlange giftspeyend mit den Zähnen die Felsen; da kam heraus (aus Mund oder Felsen?) das Großgift Halahala, das die Welt zu verbrennen drohte. Die besorgten Deva's suchen den Siva auf. Vishnu erscheint (er war so wenig als Siva unter den Rührenden), und erklärt lächelnd dem Siva: Was die Götter zuerst hervorgerührt (hier scheint das Gift nicht von der Schlange gespien), gebühre ihm, dem Göttererstgeborenen, als Ehrengeschenk, und verschwindet wieder. Siva, der Götter Furcht sehend, verschlingt das Gift wie Amrit, und geht. Sie rühren weiter, und der Berg versinkt in die Unterwelt. Die Deva's sammt den Gandharven (die also nun auch dabey sind) rufen Vishnu'n an, der, als Schildkröte ins Meer tauchend, den Berg auf seinem Rücken heraufholt. Dann die Spitze desselben mit der Hand fassend, rührt er selber mit (es scheint, Vishnu selbst mußte mit Hand anlegen, sonst wäre ewig nichts als Gift herausgekommen). Nach tausend Jahren des Rührens kommt nun hervor »der Ayurredische Mann mit Stab und Kamandalu« (v. 32, den M. in einer zugesetzten Zeile Dhannantari, sage Dhanvantari, nennt), d. i. der Arzt der Götter; desgleichen die Apsarasen (mit der sehr gezwungen beygebrachten Etymologie apsu râsat, v. 33), an Zahl 600,000,000, mit ihren Mägden ohne Zahl, allzusammen gleichsam eine zersplitterte Aphrodite, von den Deva's und Danava's nicht (zur Ehe) angenommen, werden sie gemeinschaftliche oder öffentliche Mädchen. Dann kommt hervor die Tochter des Varuna, die Varuni (geistiges Getränke), und will angenommen seyn. Die Söhne der Diti nehmen sie nicht an, wohl aber die der Aditi, die nun (weil die Varuni auch Sura heißt) davon den Namen Sura's, wie die andern den Namen Asura's erhalten Dann kommt auch noch das Roß Uccraih-sravas, d. i. Hoch-Ohr, hervor, und der Edelstein Kaustubha, und Sumadeva, der Mond (v. 39). — Endlich (v. 44) war das Amrit hervorgerührt, über welches die Söhne der Diti, sammt den Rakshasa's, mit denen der Aditi in Streit gerathen. In der dadurch entstehenden Weltzerstörung nimmt Vishnu das Amrit, und schlägt die ihm entgegenkommenden nieder. Die Söhne der Diti werden von denen der Aditi erlegt, und Indra erhält die Weltherrschaft. —

Die Darstellung des Mythus ist eine sehr geringhaltige, schwache, besonders gegen das Ende. Die Verse 40—43 sind bey S. als Einschiebsel besternt und eingeklammert. Ihr Inhalt ist: »Alsdann nach langer Zeit kam hervor Lakshmi im vollen (wortreich beschriebenen) Reiz und Schmuck, und mit dem Lotos in der Hand ging sie an die Brust des Lotosnabligen (Vishnu).« Wenn wir nun die Ausschließung der in Styl und Anordnung abweichenden Partie zugeben, so erscheint doch dann der folgende v. 44 jämmerlich geflickt. Zwar dessen erste Zeile:

sur'a'surâs ca gandharvâh kshobhayâmâsur ambhudhim.

»Und die Sura's und Asura's (und) die Gandharven rührten das Meer;« kann in sich selber einigermaßen geheilt werden durch sagandharvâh statt ca gandharvâh; doch ist sie immer ganz verbindungslos mit v. 39. Es sollte doch billig heißen: Sie rührten nun ferner das Meer. Aber die zweyte Zeile:

tasmâd etat samudbhûtam tath'ai'v 'a'mr'tam uttamam,

taugt gar nichts; denn sie sagt nicht, was sie sollte: »Daraus (aus diesem Rühren) kam nun das herrliche Amrit hervor;« sondern: »dasselbige (etat τοῦτο) herrliche Amrit ebenfalls (tath'ai'va) war daraus hervorgekommen (samudbhûtam, nicht samudabhavat)« *). — Bey M. nun steht die erste Zeile dieses gestoppelten Verses vor dem bey S. als Einschiebsel behandelten v. 40—43, wodurch sie ihre Ungefügigkeit verliert, indem sie sich an eben diese Verse anschließt, diesen selbst aber ins Geleise hilft: »Die Sura's und Asura's, sammt den Gandharven, rührten (nun sofort, wie vorher gesagt ist) das Meer, da war darauf nach langer Zeit hervorgebracht Lakshmi &c.« Auch die ausführliche Beschreibung Lakshmi's in diesen Versen fällt dadurch weniger auf, daß vorher, nach v. 34 a. bey den Apsarasen zwey Zei-

*) Die hier gegebene Auslegung ist, zwar nicht veranlaßt, aber begründet durch eine Theorie der Sanskrit-Tempora, von der ich hier nur ohne Ausführung und ohne Beweise diese allgemeinen Sätze aufstellen kann: die drey Präterita entsprechen den drey griechischen so: 1) praet. augm. (der Form nach das imperf.) entspricht der Bedeutung nach dem Aorist, bezeichnet das Einmalige, Momentane &c. 2) praeter. redupl. (der Form nach das perfect.) entspricht dem Imperfect, bezeichnet das Oeftere, Dauernde, oder auch nur in einer gewissen Breite angesehene Einmalige &c. 3) praeter. multif. (der Form nach die beyden Aoriste), entspricht dem perfect. u. plusquamperf., wird aber in weiterer Ausdehnung als im Griechischen gebraucht, und nicht selten, gerade wie im Deutschen, auch für die erzählende Zeitform. — Völlig gleich mit ihm steht das Particip tavat im Activ, ta im Passiv und Neutro.

len ähnlicher Beschreibung bey M. eingeschoben sind. — Die zweyte Zeile aber des gestoppelten Verses, bey M. in dieser Fassung:

udatishthan, naras'reshtha, tath'ai'v 'a' mr·tam uttamam,

»Und eben so nun, o beste der Männer, kam hervor das herrliche Amrit;« steht nach dem v. 40 — 43, und knüpft so ganz ordentlich erzählend alles an einander. Ich will nicht diese Anordnung bey M. für das Ursprüngliche ausgeben; immer aber ist es eine geschickte Verschmelzung einzelner Stücke zu einem Ganzen, die bey S. verbindungslos, nur äußerlich an einander geschoben, erscheinen.

Von den übrigen Abweichungen bemerke ich nur: v. 16 a. mâtr·shvâseyâh sâpatnyât paraspara - jigishavah. M. hat mâtisvâseyâh, ohne die unregelmäßige Verwandlung des s in sh, die doch in ähnlichen fix gewordenen Zusammensetzungen nicht selten ist; eben so 57, 3 a. die beyden Namen havishyanda und madhushyanda, die M. auch mit dem s schreibt — Für sâpatnyât hat M. sâpatnyâh als Nominativ Plural, der sich ganz richtig so erklärt: sapatnî, Mitweib, sâpatnya statt sâpatna, oder sâpatneya, der von einem Mitweibe geborne; also: die von den beyden gemeinschaftlichen Weibern, Diti und Aditi, geborenen; was mit einer andern Wendung mâtr·svâseyâh auch sagt. Dagegen sâpatnyat, »aus Mitweibschaft,« scheint für die Kinder, deren Neid erklärt werden soll, keinen richtigen Sinn zu haben. — v. 17 b. syâm'e'ti râghava. M.: syâmo nirâmayâh; entweder Buchstabenverderbniß, oder alte Form eines Potential-Plurals mas statt ma.

C. 46 (M. 37). Foetus Ditidis diffissus.

1. Diti, nach dem Verlust ihrer Söhne nun allerhöchst betrübt,
   O Rama, zum Gemahl sprach sie, zu Kasyapa, Marici-Sohn:
2. Ich bin Söhne-beraubt, Sel'ger, durch die gewalt'gen Söhne dein;
   Nun durch Buß' einen Sohn will ich erwerben, der den Sakra *) schlägt.
3. Die Buße will ich antreten, geben sollst du den Lebenskeim,
   Allda den Sakra-Todtschläger sollst du selbst mir bewilligen.

Casyapa:

5. Also soll es geschehn, Heil dir! o Bußereiche bleibe rein!
   Gebären einen Sohn wirst du, der den Sakra im Kampf erschlägt.
6. Wenn du ein volles Jahrtausend also wirst rein geblieben seyn,
   Gebierst du einen Todtschläger der Dreywelt, einen Sohn von mir.
7. Also sprechend, der Hochmächt'ge, mit der Hand er berührte sie;
   Und sie umfassend: Wohl! sprach er, ging dann hinweg zum Bußgeschäft.

*) Indra.

8. Nach dessen Gehn, o Mannzierde, Diti nun allerhöchst erfreut,
Die Kusa-Strömung antrat sie, und übte Buße furchtbar.
9. Als dieselbe nun Buß' übte, that höchster Unterwürfigkeit
Sakra ihr selber Dienstleistung, eigens dazu herangenaht.
10. Holz, Feuer, Wasser, Weihgräser, nicht minder Frücht' und Wurzeln auch
Bot ihr der Tausendaugstraler, und was sie andres wünschte noch.
11. So auch mit Gliederabreibung, der Müdigkeit-benehmenden,
Hat zu jeglicher Zeit Sakra die Diti wohl bedienet da.
12. Aber bey vollem Jahrtausend (zehn nur fehlten, o Raghusproß),
Die Diti höchstvergnügt itzo sagte zum Tausendaugigen:
13. Von den Jahren der Bußübung zehn nur, o Preis der Tapferen,
Sind noch übrig allein, Heil dir, dann wirst du sehn ein Brüderchen.
14. Deinetwegen, o Sohn, werd' ich pflegen den siegverlangenden,
Den dreyweltbesiegenden Sohn fröhlich du mit genießen sollst.
16. So gesprochen, als vorrückte nun zur Mitte das Tagsgestirn,
Sank die Göttin in Schlaf nieder, die Füße kehrend übers Haupt.
17. Sakra, sehend die Unreine, mit den Füßen zum Haar gemacht,
An der Stelle des Kopfs stehend die Füß', er lacht' und freute sich.
18. Einging itzo der Stadtsprenger in die Höle von ihrem Leib,
Und siebenfach den Keim, Rama! zerschnitt der hochgemuthete.
19. Aber der Keim, zertheilt also durch hundertkerb'gen Donnerkeil,
Weinte mit lautem Ton, Rama! Diti wachte darüber auf.
20. Weine nicht! weine nicht! also rief da Sakra dem Keime zu,
Indeß zerschnitt der hochmächt'ge Vasava *) auch den weinenden.
21. Nicht umbringe! nicht umbringe! so rief Diti demselben zu;
Und es stürzte heraus Sakra durchs gewichtige Mutterwort.
22. Handfaltend, Donnerkeilhaltend, Sakra sprach zu der Diti da:
Unrein lagst du im Schlaf, Göttin, mit den Füßen zum Haar gemacht.
23. Die Gelegenheit wahrnehmend, den der den Sakra tödten sollt',
Ihn macht' ich siebenfach, Göttin, solches mögest du mir verzeihn.

(C. 47.)

1. Nach zerschnittenem Keim aber, Diti die tugendhafteste
Zum starken Tausendaugstraler sprach mit Freundlichkeit dieses Wort:
2. Durch meinen eignen Fehl wurde siebenfältig der Keim zerstückt;
Nicht gefehlt hast, o Gottkönig, darin, o Balitödter, du.
3. Doch gethan eine Gunst wünsch' ich zum Ersatze des Keimes mir:
Sieben der sieben Windorte Wächter mögen nun diese seyn.
4. O Sohn, als sieben Windwenden laß meine Söhn' am Himmel gehn,
Maruta's, so benannt künftig, meine Geburten göttergleich.
5. Begeh' die Brahmawelt einer, die Indrawelt ein anderer,
Und in der Luft der Wind heiße selber ein dritter hochberühmt.
6. Die vier andern, o Gottherrscher, sollen die Himmelsgegenden
Begehn auf dein Gebot, Heil dir, meine Geborne göttergleich.

Anmerk. Bey M. sind die 7 Marutas in 7×7 verwandelt (vergl. Wilson), vielleicht zuerst aus Mißverstand des Ausdrucks von C. 47. v. 3 b.: »Sieben der sieben Windorte Wächter.« Diese Umbil-

*) Indra.

dung ist aber erst in C. 47 versucht; dann in C. 46. v. 18 b. ist das saptadhâ, »siebenfach,« stehn geblieben, dagegen in C. 47. v. 2 b. zu bahudhâ, »vielfach,« verwandelt. »Neunundvierzigfach« war hier nicht in den Vers zu bringen. Aber v. 1 a., wo ich »nach zerschnittenem Keim« gesetzt, S. aber bestimmter »nach siebenfach gemachtem« hat, lautet bey M. so:

ekonapancâsaddhatte bhinne garbhe tato Ditih,

was wohl zu corrigiren: ekonapancâs'ad-dhâ tu etc., »nach ein-weniger-als-funfzigfach, d. i. neunundvierzigfach, zerschnittenem Keim etc. Die vier folgenden Verse sind dann so umgearbeitet:

3. Da es also erging, Lieber, mögest du eine Gunst mir thun!
Hier diese siebenfach sieben, Maruta's, also wohlbekannt,
4. Sieben in sieben Windwenden sollen sie gehn befehlbereit;
Mit Maruta's vereint, schlage die Feinde, mit den Söhnen
5. Begeh'n die Brahmawelt ein'ge, die Indrawelt dann andere,
Andre, dir zu Befehl, gehen in allen Himmelsgegenden,
6. Himmlischer Leibesform, Götter, Maruta's, Amrit-essende,
Thuend deinen Befehl, Sakra! du erfülle mir dieses Wort.

Bey S. sind sieben Räume, je einer für einen, nämlich die drey Himmel, Brahma-, Indra- und Lufthimmel, und die vier Himmelsgegenden; bey M. sind sieben Himmelsgegenden so verstanden, als sey Brahmawelt und Indrawelt selbst eine solche.

Dieser Mythus, den ich wegen seiner ungemeinen Abgeschmacktheit, als ein Muster in diesem Fache ganz mitgetheilt habe, beruht auf der in C. 46. v. 20 liegenden Etymologie: weine nicht! mâ rudah, wofür M. mâ rodih hat, weniger anklingend an den Namen Mâruta.

Nach Erzählung dieses Mythus fährt Visvamitra

C. 47 (M. Forts. von 37). Congressus cum Sumate,

(v. 11) fort: »Dieses ist nun die Gegend, wo Indra als Diener der büßenden Diti wohnte. Die Stadt hier aber hat der Sohn des Ikshvâku, Visala, erbaut.« — Dessen Geschlechtsfolge bis auf den jetzt herrschenden Sumati (M. Pramati) — »bey diesem werden wir die Nacht zubringen, und dann zu Janaka weiter ziehn.« — Der König Sumati hat Visvamitra's Ankunft erfahren, und kommt ihm ehrerbietig entgegen.

Abweichung. v. 22 b. M. munih statt mune, welcher Vocativ kaum zu construiren ist. M. ganz ordentlich: Ich, zu dessen Gebiet und zu dessen Anblick der heilige Mann gekommen ist, d. i. du gekommen bist. Muni, wie sonst bhagavat, und dieses wie bhavat construirt. Eben so II. 49, 17 M.

C. 48 (M. 38). Exsecratio Indrae et Ahalyae. C. 49 (M. 39). Ahalyae liberatio a Diris.

C. 48. Am andern Morgen ziehn sie nach Milhila. Vor der Stadt sieht Rama einen heiligen, aber verödeten Wald, und fragt nach dessen Geschichte. Visvamitra erzählt: Hier hat Gautama mit seinem Weibe Ahalya viele tausend Jahre als Büßer gelebt. Einst, als er ausgegangen war, verführte Indra in Gautama's Gestalt die ihn gleichwohl erkennende Ahalya.

Darauf fluchte Gautama dem Indra: die Hoden zu verlieren; dem Weibe aber: so lange unsichtbar in dem Walde zu wohnen, bis Rama kommen werde, sie zu erlösen, und sie durch Buße gereinigt mit ihm zu versöhnen, der sich inzwischen in den Himavat zurückzieht. C. 49. Indra stellt den Göttern vor, daß er zu ihrem Besten obige Rolle gespielt, um den Gautama zum Zorne zu reizen, und dadurch seine den Göttern gefährliche Buße zu vereiteln. Sie müßten ihm also für den dadurch genommenen Schaden entschädigen. Die Götter, die Billigkeit der Forderung anerkennend, begeben sich zu den Pitr·deva's, d. i. Vätergöttern, Manen: Indra zürnet mit uns: ein Widder hat Hoden, die Indra fehlen. Nehmet also die des Widders, und gebt sie ihm. Das thun sie denn; und seitdem essen die Pitr·deva's nur hodenlose Schöpse, Indra aber heißt meshavr·shan'a, der Widderhodige. — Rama geht in den Wald, und sieht die allen andern unsichtbare, von Buße strahlende Ahalya. Gautama, die Erlösung im Geiste sehend, kommt vom Himavat, und nimmt die Gattin wieder an.

Statt der in ihrer letzten Hälfte mir unverständlichen Zeile 49, 11 b. hat M. vollkommen verständlich:

aphalam bhunjate mesham, saphalam tu na bhunjate;

so einfach und flüssig, daß es, wie das Ursprüngliche, weder wie eine Verunstaltung, noch auch wie eine Umgestaltung aussieht.

C. 50 (M. 40). Congressus cum Janaco.

Janaka kommt dem Visvamitra höchst ehrerbietig entgegen, der ihn vor der Stadt an einem Orte, wo sie einstweilen ihren Aufenthalt genommen haben, mit den beyden Söhnen des Dasaratha bekannt macht, Rama's bisherige Thaten, und zuletzt Gautama's und Ahalya's Wiedervereinigung erzählend.

C. 51 (M. Forts. von 40). Episodium de Visvamitra.

Das hört mit großem Vergnügen der mit Janaka aus der Stadt gekommene Hauspriester desselben, Satananda, des Gautama und der Ahalya ältester Sohn. Er dankt dem Rama, und preist ihn glücklich, einen solchen Führer zu haben, wie Visvamitra — dessen ganze Geschichte er nun erzählt, wie er, einst nur ein König, auf wunderbare Weise, durch ungeheure Bußen und besondere Gnade Brahma's, es erlangt, durch Vasishtha zum Brahmanen geweiht zu werden, durch Vasishtha, seinen vorherigen unbesiegbaren Feind, den jetzigen obersten Hauspriester des Dasaratha, der hier als ein Hoherpriester des ganzen Ikshvaku-Königsgeschlechtes erscheint, C. 58, 3 Diese Geschichte bildet eine Episode von 15 Capiteln, die in der Reihe

der übrigen mitgezählt, bis 65 (M. 52) laufen, deren Ueberschriften und Inhaltsangabe ich weglassen darf, weil Hr. Prof. Bopp bereits im Jahre 1816 im Anhange zu seinem Conjugationssystem der Sanskritsprache, dieses großartige Mährchen in glücklicher metrischer Verdeutschung des Textes von M. zur allgemeinen Kunde gebracht hat.

Einzelne Bemerkungen zu 55, 2 b. Die Barbaren, Barvara's, die bey S. aus dem Euter (ûdhas) der Wunschkuh, entstehen bey M. aus deren Brust (uras), schicklicher für die Etymologie, auf die es hier eben so abgesehen ist, wie bey den aus der yoni derselben entstehenden yavana's, Joniern. — 25 a. Statt der, in Bezug auf 26 constructionslosen Zeile, worin auch der Singular mâ bhair nicht zu den angeredeten vielen paßt, hat M. die in doppelter Beziehung richtige:

abravît ca Vas'ifhthas tân mâ bhaifht'e'ti muhur muhur.

58, 2 b. Statt dieser halb und nicht gar bildlichen Zeile hat M. drey Zeilen, deren mittlere (die beyden äußern sind überflüssig) das Bild richtig stellt:

mûlam utsr'jya, kasmât tvam s'âkham ichasi sevitum?
»Was, von der Wurzel abgehend, willst dem Aste du huldigen?«

61, 18 u. 29. M. vermeidet durch schlechte Wendungen an beyden Stellen das auffallende, durch das Metrum bedingte kaniyasam statt kaniyan'sam, das schwache Thema im starken Casus, entsprechend den Verbalformen dadmi, kurmi statt dadâmi, karomi. Vergl. sa-strî-pun'sam janam II. 55, 37 M. und yaviyasam II. 75, 34 M. Noch auffallender ist 57, 15 a. das umgekehrte, stark statt schwach, mahâtmânah als Acc. pl., da man doch selbst im Verbo, so viel ich weiß, noch kein dadâmas, karomas, für dadmas, kurmas, gefunden.

64, 7. Statt des Vocativs Rambhe hat M. in anderer Wendung rambhoru, nämlich:

manoharam tu, rambhoru, kr'tvâ rûpam ath'a'dbhutam,
tam r'fhim, rucir'a'pangi, gacha lobhayitum vane.

Die Nymphe Rambha wird also rambhoru, Rambhaschenkelige, angeredet; ein Wortspiel, doch vielleicht kein als unepisch verwerfliches. Es könnte eine alte Namensdeutung oder eine in der Sprache fest gewordene volksmäßige Vergleichung seyn. Wenigstens kehrt die Vergleichung des Schenkels mit dem Baume rambhâ bey den späteren Dichtern immer wieder, wie Nalod. I. 17 b., wo auch die Nymphe Rambha mit reimen muß. Dieselbe Vergleichung, mit völliger Identification der beyden Rambha's, hat Gitagov. X. 3 b. — Was aber den weiblichen Vokativ rambhoru, statt rambhoro, betrifft,

so ist er wie karabhoru, Amarus'. 69. und subhru, Draup. II. 1.

64, 17. Hier hat S. eine Lücke eigener Art, nämlich die halbe Zeile:

babhûv 'a' sya punascintâ

und das Uebrige des ganzen Verses mit Punkten ausgefüllt. Also nicht, wie sonst das Fehlen einer Zeile aus metrischen Gründen angenommen wird; hier scheint vielmehr in den Handschriften die Lücke zu seyn. Aber in allen? M. hat eine volle Zeile:

babhûv 'a' sya manascintâ tapo'paharan'e kr'te.

Und so, oder ähnlich, ists wohl auch in der Handschrift des Hrn. v. S. Warum hat er nun die letzte Halbzeile tapo'paharan'e kr'te, die einen vollkommen passenden Sinn gibt, weggelassen? Etwa bloß, weil dieselben Worte vorher in v. 16 a stehn, und ein Schreib- oder Gedächtnißfehler sie hier statt ursprünglich anderer wiederholt haben könnte? Doch diese bloße Möglichkeit rechtfertigt eine solche Verstümmlung nicht, und Hr. v. S. wird wohl bessere Gründe dazu haben.

C. 66 (M. 53). Janaci sermo.

König Janaka hat, nach beendigter Erzählung, bey untergehender Sonne sich andachtshalber verabschiedet von Visvamitra und Rama, die draußen vor der Stadt übernachten (C. 65, 34—38). Am andern Morgen besucht sie dort der König, und fragt nach ihrem Begehren. Visvamitra: Diese beyden Söhne des Dasaratha wollen den berühmten Bogen sehn. Dasaratha erzählt dessen Geschichte: Ihn hat mein Vorfahr, Devarata, sechster Nachfolger des Janaka-Stammherrn Nimi, zur Aufbewahrung übergeben erhalten von Siva, nachdem dieser mit dem Bogen beym Opfer des Daksha, erzürnt über seine Ausschließung davon, die Glieder der Götter zerschmettert, und dann, um Gnade gefleht, wieder hergestellt hatte. Mir selber aber ward beym Pflügen des Feldes ein Mädchen, Sita, welche aus der Erde geburtlos entsprossene ich als Viryasulka, Preis der Tapferkeit, den um sie freyenden Königen bestellte. Diese, in Mithila versammelt, zur Probe ihrer Stärke sollten den sivischen Bogen spannen, vermochten ihn aber nicht einmal zu halten. Darüber erzürnt, belagerten sie mich, doch von den Göttern (M. von Siva) ward mir ein Kriegsheer zur Rettung. Den Bogen will ich nun auch dem Rama und Lakshmana zeigen, und wenn ihn Rama zu spannen vermag, so erhält er die Sita. — Die Geschichte des Bogens und der Sita ist wie im Traume erzählt, in schwankenden nebligen Zügen, die den mythischen

Charakter nicht ganz abgelegt, und den epischen nicht recht angenommen haben. Man vergleiche damit den Bogen im 21. Gesang der Odyssee, den dort Penelopeia den Freyern herbeyträgt.

C. 67 (M. 54). Arcus diffractus.

Janaka läßt den Bogen aus der Stadt holen, funfzighundert starke Männer (M. begnügt sich mit achthundert) vermögen ihn kaum in einem achträderigen Gehäuse herbeyzubringen. Rama betrachtet ihn ehrfurchtsvoll, und nach erbetener Erlaubniß, ihn herauszunehmen, spannt er ihn so, daß er in der Mitte zerspringt, und vom Krach ein Erdbeben entsteht, wovon betäubt alle Gegenwärtigen zu Boden stürzen, ausgenommen Visvamitra, der König und die beyden Raghusprosse. Janaka, auf Verabredung mit Visvamitra, sendet Boten nach Ayodhya, den Dasaratha zur Vermählung seines Sohnes Rama mit Sita Viryasulka herzuholen.

C. 68 (M. 55). Legatorum Janaci oratio.

Die Boten gelangen nach drey Nächten von Mithila nach Ayodhya. Dasaratha nimmt die Einladung an.

Eine Abweichung v. 15 b. S.:

dr·shtavîryas tu kâkutstho Janakena mahâtmanâ,

»Geschauter Kraft ist Kakutstha vom hochgesinnten Janaka;«

d. i. Kakutstha's (Rama's) Kraft ist geschaut, erprobt, von Janaka. M. hat kühner, wenn nicht fehlerhaft:

dr·shtavîryas ca Kâkutsthe janakah sumahâyas'âh,

»Geschauter Kraft an Kakutstha ist der geprief'ne Janaka;«

d. i. Janaka hat die Kraft an Kakutstha erprobt; was sich dann in der Construction der zweyten Zeile besser anschließt.

C. 69 (M. 56). Colloquium Janaci cum Dasaratha.

Dasaratha mit seinen Priestern und Räthen, mit Wagen und Heer, kommt in vier Tagen ins Reich Videha zur Stadt Mithila. Die beyden Könige begrüßen sich, und Janaka macht die Hochzeitanstalten.

v. 14 Das Sprichwort pratigraho dâtr·vas'ah, »die Annahme ist in des Gebers Gewalt,« lautet bey M. im anders gefaßten Verse: pratigr·hitâro dâtr·vas'âh, »die Annehmer sind in des Gebers Gewalt,« d. i. von ihm abhängig.

C. 70 (M. 57). Puellarum petitio.

Am andern Morgen läßt Janaka seinen Bruder Kusadhvaja, der in der nahen Stadt Sankasya residirt, herbeyholen. Beyde Brüder setzen sich auf Throne, und senden nun nach den Ikshvaku's oder Raghu's, d. i. Dasaratha und dessen Söhne, die

ihre eigene Herberge in Mithila haben. Dasaratha läßt durch seinen Hauspriester Vasishtha (den er die Gottheit der Ikshvaku's und ihren Sprecher in allen Angelegenheiten nennt) seinen Vortrag machen. Diese hebt an mit dem Geschlechtsregister, von Brahma unbekannten Ursprungs, dessen Sohn Marici, dessen Sohn Kasyapa u. s. w., 39 Namen (M. hat im Eingang einen mehr) bis auf Dasaratha und dessen Söhne, in deren Namen er nun die Werbung thut.

v. 27 b. — 36 b. sind mit Sternen besetzt, doch nicht eingeklammert, also wie es scheint nur halbverdammt. Wirklich kann die Partie nicht weggedacht werden, ohne den grammatischen Zusammenhang mit dem Folgenden aufzuheben. Es mußte dann an deren Stelle eine Zeile stehn des Inhalts: Asita's Sohn war Sagara. Und vielleicht stand sonst eine solche da, statt deren dann die etymologisirende Namensgeschichte des Sagara eingeflochten worden, die nun zwar eine Digression (denn alle übrige Namen sind mit bloßer Nennung, meist 2 in einer Zeile abgethan) zu nennen ist, aber durchaus keine unstatthafte. Uebrigens hat dieses und das folgende Geschlechtsregister ganz die Haltung derer in der Genesis oder des Schiffkatalogs in der Ilias.

C. 71 (M. 58). Janaci prosapiae declaratio.

Janaka selber, nicht durch seinen Hauspriester, trägt nun seinen Stammbaum vor, der lange nicht so hoch anhebt, von Nimi an, zwischen welchem und Janaka nur 21 Glieder. Janaka's Vater Hrasvaroma hat, ehe er als Einsiedler in den Wald zog, seinen ältesten Sohn Janaka zum Herrscher gesalbt, den jüngsten Kusadhvaja aber zu einer Art von Mitregentschaft eingesetzt (v. 14 S. samâves'ya bhâram mayi, M yauvarâjye tyaktvâ râjyam). Nach des Vaters Tod hat Janaka den Bruder hoch in Ehren gehalten, bis der König Sudhanvan von Sankasya (dieser wie andere Stadtnamen ist aber bald neutrisch, bald weiblich, je nachdem man *puram*, oppidum, oder *puris*, *πόλις*, dabey supplirt) gegen Mithila zog, Bogen und Sita fordernd; er ward im Kampf erschlagen, und Kusadhvaja an seiner Statt über Sankasya gesetzt. Und nun gebe ich, sagt Janaka, höchstfreudig (v. 20 b. M. mit besserer Anfügung sagt dafür: ich gebe in Verbindung mit meinem Bruder Kusadhvaja) o großer Muni (bey S. geht die Anrede bisher an den Visvamitra, und erst v. 22 an den König Dasaratha, an den sie bey M. gleich von vorn herein und so auch hier geht), meine beyden Töchter, Sita und Urmila, den beyden Königssöhnen, Rama und Lakshmana. Du aber, o König, mache

die gebührlichen Geschenke, und am dritten Tag soll die Vermählung seyn.

Es kommen hier zwey Töchter statt der einen zum Vorschein, so wie schon zu Ende von C. 70 für beyde Söhne geworben war. Früher, in C. 67, war nur von Sita und Rama die Rede, indem Lakshmana dort nur als Rama's begleitender Schatten erschien. In 68, 8 bey S. läßt Janaka dem Dasaratha durch die Boten sagen: »Diese meine Tochter ist von deinen unter Visvamitra's Führung von ungefähr zu mir gekommenen Söhnen gewonnen worden. Also nur noch die Eine Tochter, aber schon Söhne, und zwar — ein neues Wunder — Söhne im Plural, nicht im Dual (siehe darüber unten C. 72). Aber M. hat dafür nur den einen Sohn:

s'e'yam mama sutâ, râjan, Vis'vâmitrasya s'âsanât
purîm imâm samâgatya tava patren'a nirjitâ.

»Diese meine Tochter, o König, ist von dem auf Visvamitra's Geheiß in diese Stadt gekommenen Sohn von dir gewonnen worden.«

S. v. 11 fährt fort: »Laß mich, o König, meine Zusage erfüllen (nämlich: die Tochter von v. 8 zu vermählen, komm hieher), und du wirst die Lust deiner beyden Söhne wahrnehmen.« Die Lust der beyden Söhne könnte da vielleicht nur so viel sagen sollen: du wirst beyde gesund und vergnügt bey mir finden. Doch 69, 9 b. kehrt die Phrase mit einer bedeutenden Nüance wieder, indem Janaka, den angekommenen Dasaratha bewillkommnend, sagt: »Du wirst die durch Stärke gewonnene Lust deiner beyden Söhne wahrnehmen.« Also deutlich: Sita, von beyden Söhnen, nicht von Rama allein, gewonnen. Hier das zweyte Mal hat M. die Phrase ganz eben so, das erste Mal aber (68, 11) völlig abweichend, und sehr geflickt:

prîtim pûrva-pravr·ttâm me san·vardhayitum arhasi;
putrayor ubhayor eva badhvau te ditsite mayâ.

»Mögest du (durch deine Hieherkunft) meine zuvor ergangene Lust vermehren; allen beyden Söhnen sollen die beyden Bräute von mir gegeben werden.« Also bringt M. die zweyte Tochter schon hier an, die bey S. erst später erwähnt wird, nämlich zuerst nur so nebenbey, in C. 59, ult., wo es heißt: »Janaka, nachdem er Anstalten zu dem Opfer und den beyden Töchtern gemacht, brachte die Nacht zu;« wie der Ausdruck seltsam und gezwungen genug lautet:

— kriyâ dharmen'a tattvavit
yajnasya ca sutâbhyâm ca kr·tvâ, râtrim uvâsa ha;

wofür M., hier ohne die beyden Töchter, da diese vorher schon angebracht sind, und deswegen ohne Zwang, also hat:

— kriyâm dharmen'a dharmavit
kr·tvâ yajn'o'citâm sarvâm, tâm râtrim avasat sukham;

»Nachdem er jede zum Opfer gehörige Anstalt gemacht, brachte er die Nacht vergnügt zu.« — Im Vorbeygehen bemerke ich, daß kriyâm und dharmavit bey M., das eine deutlicher, das andere schöner, als kriyâ und tattvavit bey S. zu seyn scheint.

Ganz bestimmt erscheinen die beyden Bräute, für die beyden Freyer, erst hier C. 71, v. 20—22 S. Doch auch hier erregt die Construction den Verdacht der Einschiebung. v. 20: »Dieser (der vorher genannte Kusadvaja) ist mein jüngerer Bruder, ich der älteste, o großer Muni, ich gebe höchstfreudig die beyden Bräute, o Munifürst, v. 21: die Sita dem Rama, Heil dir, die Urmila dem Lakshmana, meine Tochter die Viryasulka Sita, die Götterkindähnliche, v. 22: und desgleichen die zweyte, Urmila, sage ich dreymal zu, ohne Zweifel, ich gebe höchstfreudig die beyden Bräute, o Munifürst!« Wenigstens hat das nun Zusammenhang, obgleich die Abschnitte des Verses mit denen des Sinns im Streit sind; doch der Zusammenhang selbst fehlt bey M., wo die drey Verse so lauten:

(20) Kaniyân esha me bhrâtâ satyasandhah Kus'advajah;
dadâmi sahito 'nena badhvau te 'ham sute, nr·pa,
(21) Sitâm Râmâya tanayâm, Urmilâm Lakshman'âya ca.
Viryas'ulkâ mama sutâ Sitâ surasutopamâ
(22) ayonijâ samutpannâ *kshetrakulamukhät svâbhut.*
tâm Râmâya prayachâmi patnim vîryabal'a'rjitâm.

Die zweyte Hälfte von 22 a. ist verdorben; es soll entweder heißen: Kshetrakúlamukhât svabhûh oder tv abhût. Die Verse sagen: (v. 20) »Dieser ist mein jüngerer Bruder, wahrhaft von Zusage, Kusadhvaja; in Verbindung mit ihm gebe ich die beyden Töchter als Bräute, o König, (v. 21) das Mädchen Sita dem Rama, die Urmila dem Lakshmana. — Meine Tochter (ist) Viryasulka Sita, die götterkindgleiche, (v. 22) geburtlos entsprungen aus der Ackerfeldfurche von selbst entstanden; diese gebe ich dem Rama als die durch Heldenthumskraft gewonnene Gattin.« — Hier erscheint, in v. 21 b u. 22 b., Viryasulka Sita, gegen die vorhergehende Construction, im Nominativ, und kann auch, wegen des svakhûh oder tv abhût am Ende, nicht in den Accusativ verwandelt werden, ohne die Zeilen ganz umzubilden. Eine solche Umbildung scheint mir nun bey S. vorgenommen zu seyn zur Conformirung mit den beyden vorhergehenden Zeilen, die ich für die eingeschobene halte. Wirft man sie aus, so entsteht bey M.:

Kaniyân eſha me bhrâtâ satyasandhah Kus'adhvajah: .
Viryus'ulkâ mama tutâ etc.

»Dieſer iſt mein jüngerer Bruder, wahrhaft von Zuſage, Kuſadhvaja; meine Tochter iſt Viryaſulka Sita ꝛc., dieſe gebe ich dem Rama.« Und es wäre auch hier urſprünglich nur die eine Tochter vorhanden.

So viel konnte ich hier nur hinwerfen, und ich glaube gerne, daß Hr v. S., dafern er in ſeinem Commentar auch ſolchen Nebenunterſuchungen einen Raum gönnen kann, dieſe Verwirrungen viel lichtvoller aus einander zu ſetzen wiſſen wird.

C. 72 (M 59). Vaccarum donatio.

Haben wir vorher geſehen, daß die zweyte Tochter für den zweyten Sohn vermuthlich eingeſchoben worden, ſo kommen nun ganz unerwartet noch zwey Söhne, und für ſie noch zwey Bräute zum Vorſchein. Nämlich neben dem vorigen Werber Vaſiſhtha, tritt hier Visvamitra ſelbſt auf, und ſpricht: Ihrer gegenſeits würdig ſind die Geſchlechter der Ikſhvaku's und der Janaka's; ſo auch Sita und Urmila des Rama und Lakſhmana. Nun aber wähle ich die beyden Töchter des Kuſadhaja für Bharata und Satrughna. Alle dieſe (hier gegenwärtigen, ime, v. 11) Söhne des Daſaratha ſind höchſt würdig u. ſ. w. Janaka ſagt darauf auch dieſe beyden (gegenwärtigen, ime, v. 11) Töchter des Kuſadhvaja zu. An Einem Tage ſollen die vier Königsſöhne die Hand der vier Königstöchter zur Ehe faſſen. Daſaratha geht darauf in ſeine Herberge zurück, wo er am andern Tag das herkömmliche Hochzeitgeſchenk, das Kuhgeſchenk, an die Brahmanen macht, 100,000 Kühe für jeden der vier verlobten Söhne, die Kühe ſammt den Kälbern, mit vergoldeten Hörnern und Milchkübeln von weißem Blech. Und ſo (v. 24) von ſeinen Söhnen, für die das Kuhgeſchenk gemacht war, umgeben, ſtrahlte der Fürſt. — Es ſind alſo wirklich alle vier Söhne gegenwärtig, ohne daß man weiß, woher die beyden letzten gekommen. Sie müſſen mit dem Vater gekommen ſeyn, doch war nirgends davon die Rede, weder bey ſeiner Reiſe, noch ſeiner Ankunft und Begrüßung von Rama und Lakſhmana, wo doch die ſchicklichſte Gelegenheit war, auch die Brüder ſich begrüßen zu laſſen (C 69, v. 17 u. 18). Der Sage ſcheint es eben hier erſt eingefallen, auch die beyden zu vermählen; und um für ſie die Bräute herzugeben, iſt gerade recht Kuſadhvaja da, deſſen Gegenwart ohnehin eines beſſern Motivs bedarf, als C. 70 und 71 aufzubringen wußte. Doch glaube ich nicht, daß dieſes der urſprüngliche, nur dort nicht ausgeſprochene, Zweck ſeiner Herkunft ſey; vielmehr muß er ſich hinterher nur von der Sage zu etwas, wozu er eben brauchbar ſcheint, gebrauchen

lassen. In C 71, v. 20 ist noch keine Ahnung davon. Doch blicken wir zurück auf eine Spur von den vier Söhnen, die sich uns schon oben gezeigt hat in der Botschaft Janaka's an Dasaratha (C. 68, 8): »Diese meine Tochter ist von deinen unter Visvamitra's Führung von Ungefähr zu mir gekommenen Söhnen (im Plural) gewonnen worden;« so könnten wir vermuthen, daß es vielleicht auch ursprünglich eine abweichende Sage gegeben, nach welcher gleich Anfangs alle vier Söhne des Dasaratha nach Mithila kommen und gemeinschaftlich die Sita gewinnen, wie die vier Pandu-Söhne im Mahabharata ihre Gattin Draupadi. Doch brauchen nicht eben alle vier wirkliche Gatten zu seyn. Die drey außer dem Rama sind nur Nebenmänner, denen man deswegen auch Nebenfrauen gegeben hat; und Rama und Sita bleiben auch so das Hauptpaar. Doch ist das nicht zu viel gefolgert aus einem statt des Duals gesetzten Plural, was eben nur eine Ungenauigkeit, wie tausendmal im Griechischen, seyn wird? Aber das Sanskrit ist hierin nicht so ungenau, wie das Griechische, sondern völlig so genau wie das Arabische; und ich halte für eine sichere Spur der vorausgesetzten vier Söhne, außer der angeführten Stelle, auch C. 70, 11 S., wo Janaka ebenfalls im Plural sagt: »Hole mir den Dasaratha mit den Söhnen (aus ihrer Herberge in der Stadt) hieher;« wo M. nach seiner Art den Anstoß dadurch vermeidet, daß es für âtmajaih saha, »mit den (vielen) Söhnen,« das zusammengesetzte Beywort saputram, »den Sohnbegleiteten,« setzt. Anders ists mit dem Plural statt Dual in C. 72, 2: »Die Geschlechter (kulâni) der Ikshvaku's und der Janaka's sind unvergleichlich (aprameyâni). In diesem Fall, wo der Dual zweydeutig ist, setzt auch das Arabische den Plural. Gleichwohl hat M. auch da, nicht ohne großen Zwang, den Dual angebracht. Eben so ängstlich setzt M. weiterhin (C. 74, 13 a) den Dual für einen ganz unschuldigen Plural, wo zwar nur zwey Haupt-, aber mehrere Nebenpersonen vorhanden sind.

Von den übrigen Abweichungen in diesem Capitel 72 bemerke ich: Bey S. redet Visvamitra anfangs den Dasaratha an, dem er räth auch für die beyden andern Söhne die beyden Töchter des Kusadhvaja zu freyen. Dann freyet er selbst für sie, und redet den Janaka an. Durch diesen Anredewechsel entsteht eine gewisse Dunkelheit, die bey M. vermieden ist durch Anrede des Janaka gleich vom Anfang, wozu dann alles übrige accommodirt ist. Auch der durch Gedrängtheit dunkle v. 8 ist von M. zu zwey geringern, deutlichern Versen erweitert. Eben so ist v. 10 verständlicher gefaßt u. s. w., so daß also hier dasjenige Verhältniß der beyden Recensionen recht fühlbar wird, welches Hr.

v. S. selbst in der Vorrede mit den Worten ausspricht, daß B. (hier M.) die Stelle des Commentars zu C. (S.) vertrete.

Besonders ist der bey S. seltsam gefaßte v. 17 bey M. zu 5 schlechten, zum Theil wohl verdorbenen Zeilen umgebildet. In der ersten Zeile des Verses bey S. will König Janaka von Mithila gegen Dasaratha, König von Ayodhya, seine Freundschaft und Ergebenheit ausdrücken, und man erwartet, daß er etwa sage: dem Dasaratha gehört diese meine Stadt Mithila ganz wie seine eigene Ayodhya. Oder, um einen Schritt weiter: dem Dasaratha gehört diese meine Stadt, wie nun seine Ayodhya mir gehört. Dafür sagt er aber:

yathâ Das'arathasy 'e' yam, tathâ 'yodhyâ purî mama;
»Wie des Dasaratha's diese, so ist Ayodhya meine Stadt.«

Man könnte dieses nun ansehn als eine Umdrehung von Satz und Gegensatz, oder Hervorhebung eines Nebenumstandes statt der sich von selbst verstehenden Hauptsache; dergleichen Redeweisen man an den griechischen Dichtern beobachtet hat. Doch scheint die Freyheit hier zu weit getrieben, und ich vermuthe eine Versetzung der Vergleichungswörter wie und so; yathâ und tathâ. Nämlich:

tathâ Das'arathasy 'e yam, yathâ 'yodhyâ, purî mama;
»Des Dasaratha's ist diese, so wie Ayodhya, meine Stadt.«

d. h. diese meine Stadt gehört ihm, wie seine eigene Ayodhya. Oder auch mit anderer Abtheilung:

»Des Dasaratha's ist diese, so wie Ayodhya meine Stadt.«

d. i. dem Dasaratha gehört mein Mithila, wie mir selbst auch sein Ayodhya gehört.

C. 73 (M. 60). Das'arathae filiorum nuptiae.

Während Dasaratha das Kuhgeschenk macht, kommt Yadhajit an, der Sohn des Kekaya-Königs und Bruder der einen Dasaratha-Gemahlin Kaikeyi, also mütterlicher Oheim Bharata's. Er war nach Ayodhya gesandt, um den Bharata zu dem sich nach ihm sehnenden Großvater abzuholen, und ist nun dem nicht zu Hause gefundenen Dasaratha hieher nach Mithila nachgereist. — Am andern Morgen ist Rama mit den Brüdern festlich zur Hochzeit geschmückt. Vasishtha, in seiner Eigenschaft als Werber, meldet sie bey Janaka an:

S. v. 10. O Fürst, der Fürst Dasaratha mit seinen feyerlustigen Söhnen, o Männerpreis bester, itzo den Geber wünschet er.
11. Da für Geber und Hinnehmer alles ist nach Gebühr bestellt, Vollziehe deine Pflicht, mache die Brauthingabe bestens nun!

Bey M. spricht dafür Dasaratha selbst:

Wir sind genaht, o Fürst, Heil dir, zur Brauthinnahm an deinen Hof;
Also nun: es sey gut! denkend, Eintritt uns geben mögest du.
Dir unterthänig hier stehen sammt den Verwandten alle wir;
Gemäß nun deinen Stammrechten zur Hochzeitfeyer schreite vor!

Janaka antwortet bey S.:

13. Wer steht mir denn als Thorhüter? wessen Befehl erwartet er?
Was braucht's im eignen Haus Frage? da dieses Reich dein eigen ist?

M. Wer steht mir denn als Thorhüter? wessen Befehl beachtet man?
Brauchst du im eignen Haus Frage? getrost hereingetreten sey!

Gewiß liegen diesen Reden und Gegenreden wirklich gebräuchliche Formeln zu Grunde. Die Antwort bey M. paßt besser zu der Anrede, die an sich schlechter als bey S. ist, besser auch zu dem Folgenden, wo M. und S. ohne wesentliche Abweichung den Janaka fortfahren lassen:

14. Hier genahet dem Altare stehen die feyerlustigen
Meine Mädchen, die vier, strahlend wie die Flammen der Opferglut.
15. Auf geweihetem Grund stehend, also erwart' ich dich bereits;
Unverbrüchlich geschieht alles, denn warum soll gezaudert seyn?
16. Dieses Janaka-Wort itzo wie nun hörte Dasaratha,
Ließ er die Söhn' hereintreten, sämmtliche sammt der Priesterschaar.

Vasishtha, nun von Janaka aufgefordert, die Hochzeitgebräuche zu verrichten, geht ans Werk zugleich mit Visvamitra und Satananda (dem Hauspriester Janaka's), errichtet einen Altar oder Opferplatz, vedî (der doch v. 14 u. 15 schon da ist), schmückt ihn mit Blumenvasen, und schürt das Opferfeuer, an das er dann die Sita zum Rama führt.

v. 24. Janaka spricht zu Rama:

Diese Sita, meine Tochter, deine Tugendvermählete;
25. Nimm dieselbe nun hin, Heil dir (fasse die Hand mit deiner Hand)
Die gattentreue, glückreiche, gleich dem Schatten dir folgende.
26. Der König sprachs, und ausgoß er Wasser gebet-geweihetes.
Herrlich! herrlich! also erschollś nun von Göttern und Heiligen.

So vermählt er auch die drey übrigen Paare, indem er Bharata's Braut Mandavi, und Satrughna's Srutakirti nennt. Worauf sich die vier Söhne sammt dem Vater mit ihren Gattinnen in ihre Herberge begeben.

C. 74 (M. 61). Congressus cum Jamadagneio.

Am andern Morgen beurlaubt sich Visvamitra, und geht nach dem Himavat (s. C. 33 und 34). Auch Dasaratha mit den seinigen beurlaubt sich von Janaka, um mit den vom Vater reich beschenkten Bräuten nach Ayodhya zu ziehn.

v. 7. Der Ayodhya-Befehlshaber mit seinen Söhnen hochgemuth,
Ließ die Priester vorantreten und zog gefolgt von seinem Heer.
8. Dem hinziehenden Manntiger mit Heil'genschaar und Raghusproß,
Thaten die Vögel furchtbare Rede von allen Seiten kund.
9. Aber des Bodens Reh' alle gingen ihm hin zur rechten Hand.
Dieses der Fürstenleu sehend, den Vasishtha befragt' er drum:
10. Furchtbare Vögel, unholde, dann die Rehe zur rechten Hand,
Was ist dieß? das die Brust schüttert! das Gemüth will erliegen mir!
11. Des Dasaratha Wort also hörend der hohe Heilige,
Die linde Rede drauf sprach er: Höre was deß Ergebniß ist!
12. Eines furchtbaren Schrecks Nahen kündet der Himmelsgänger Mund;
Ihn beschwichten die Reh' aber; also gelassen sey die Angst!
13. Wie sie zusammen dort sprachen, erhob ein großer Wind sich da,
Erschütternd rings die Erdveste, niederstürzend die Bäum' im Wald.
14. Die Sonn' in Qualm verhüllt, Niemand kannte die Himmelsgegenden,
Von Asche zugedeckt völlig als wie verzagt war jenes Heer.
15. Vasishtha sammt dem Altheil'gen, mit den Söhnen der König nur,
Waren's die selbstbewußt blieben, alle die andern gedankenlos.
16. In dem schrecklichen Qualmdunkel die gleichsam eingeaschte Schaar
Sahe den furchtbarantlitz'gen, vom Büßerschopf umwalleten
17. Sohn Jamadagni's, Sproß Bhrigu's, den Kriegerstamm-Zerschmetterer,
Den Kailasagebirg-gleichen, Weltbrandgleich unertragbaren;
18. Auf der Schulter das Beil tragend, den blitzsennigen *) Bogen auch
Fassend, und einen Pfeil, furchtbar, wie Siva gegen Tripura.
19. Ihn erblickend, den graunhaften, sprühenden, einer Flamme gleich,
Mit Vasishtha die Einsiedler fingen Gebet zu murmeln an.
20. All versammelt, die Altfrommen, unter einander sprachen sie:
Wegen des Vaters Tod wird er doch die Krieger vertilgen nicht?
21. Längst nach der Krieger Hintilgung abgelegt hat er Zorn und Groll;
Fernere Krieger-Ausrottung kann gewiß nicht von ihm geschehn.
22. Also sprechend, und Spendwasser nehmend, zum furchtbaren Bhrigusproß
»Rama! Rama!« hinan riefen die Heiligen mit mildem Wort.
23. Er, die Huldigung annehmend, nichts erwidernd den Heiligen,
Zum Dasaratha-Sohn Rama sprach Rama Jamadagni-Sohn.

C. 75 (M. 62). Jamadagneii sermo.

Rama J. hat von Rama D.'s Großthaten und Stärke ge-

*) Ich lese gun'a statt gan'a, welches ich nicht verstehe.

hört, besonders vom zerbrochenen Sivabogen bey Janaka. Er bringt ihm nun den stärkern Vishnubogen, womit er selbst die Welt besiegt hat, indem er seinen treulos von den Kshattrya's ermordeten Vater durch deren Vertilgung rächte. Kann Rama D. diesen Bogen spannen, so bietet ihm Rama J. zur Ehre dafür einen Zweykampf an. Dasaratha (in gleichem Charakter, wie C. 22) bittet um Schonung seines jungen Sohns, beruft sich darauf, daß Rama J. Friede gemacht, daß er dem Kasyapa die Welt abgetreten, und sich als Einsiedler zum Berg Mahendra zurückgezogen habe. Rama J. erwidert auch ihm nichts, und wiederholt seinen Antrag an Rama D.

C. 76 (M. Forts. v. 63). Jamadagneius Superum sedibus exclusus.

Rama D., bisher von der Ehrfurcht vor seinem Vater zurückgehalten, spricht:

v. 2. Ich hörte, welche Machtthaten du gethan hast, o Bhrigusproß;
Wir preisen dich dafür, Brahman, daß du gerächt den Vater hast.
3. Weil wie kraftlos und untüchtig an Kriegerthum, o Bhrigusproß,
Du meinen Muth gering achtest; meine Gewalt erkenne nun!

Er nimmt den Bogen, und spannt ihn, während die Götter als Zuschauer erscheinen. Er verschont den Rama J. als einen Brahmanen, er verschont ihn um Visvamitra's willen. Aber der gespannte Vishnubogen kann nicht umsonst abgeschossen werden. »Entweder werde ich dir (durch den Schuß) diesen dritten, durch Bußkraft erlangten Luftgang, oder deine jenseitigen unvergleichlichen Welten nehmen.«

v. 8. Denn dieser Vishnupfeil, göttlich, der Friedestadtbesiegende,
Vergebens nicht mit Kraft fliegt er, der Heldendünkel-brechende.

Rama J., die Götter sehend, und den Rama D. als Vishnu selbst erkennend, fleht, ihm den Luftgang zu lassen. Denn er habe dem Kasyapa bey Abtretung der eroberten Welt versprechen müssen, nicht auf seinem Grund und Boden zu übernachten:

v. 14. Drum, des Gebieters Wort haltend, ruh' ich auf Erden keine Nacht.
Werden will ich nicht wortbrüchig, Kakutstha, so ist mein Entschluß:
15. Nicht diesen meinen Gang, starker, wollest du nehmen, Raghusproß!
Ich will gedankenschnell gehen zu Mahendra dem hehren Berg.
16. Welten, die unvergleichbaren, mir durch Buße gewonnenen,
Diese nimm mit dem Pfeilschusse unverzüglich, o Rama, mir!
19. Und es wird mir, o Kakutstha, nicht zur Schand gereichen dieß,
Von dem Horte der dreyfalt'gen Welt, von dir, mich besiegt zu sehn.
20. Den ungleichbaren Pfeil, Rama, wollest du schießen, Biederer!
Ich will gehn mit dem Pfeilschusse zu Mahendra dem hehren Berg.

C. 77 (M. 63). Bharatae dimissio.

Nachdem nun Rama J., der jenseitigen Welt verlustig, hinweggegangen, übergibt Rama den Vishnubogen sammt den Pfeilen dem Gott des Wassers Varuna. Dasaratha erholt sich von seinem Schrecken, und kommt mit den Söhnen ꝛc. nach Ayodhya, wo sie festlich empfangen werden. Der Hof hat jetzt ein etwas anderes Ansehn; neben den drey uns bekannten Frauen des Königs gibt es noch andere Königsfrauen, râjna-yoshitas (v. 10) oder nr'pa-patnayas (v. 11. — Statt dieser seltenen Form von patni statt patnì, wovon aber auch patnishu, und II. 8, 27 sapatni sich findet, hat M. nr'pa yoshitas), diese empfangen die vier jungen Weiber. Letztere begrüßen sich auch mit allen Königstöchtern (v. 13), von denen vorher nirgends eine Spur sich fand. Die vier Söhne leben vergnügt mit ihren Frauen. Nach einiger Zeit beruft der König seinen Sohn Bharata, und gedenket des Yudhajit, der hier sey, ihn zum Großvater abzuholen. Bharata, mit seinem Unzertrennlichen, Satrughna, rüstet sich zur Reise (v. 18), nimmt Abschied von Vater und Müttern, so wie von Rama (von seiner eignen Frau ist keine Rede), und kommt mit Oheim Yudhajit zum erfreuten Großvater (v. 19 und 20).

Was hier in zwey Versen (19 u. 20) abgethan ist, dafür hat M. deren 42 (24 — 65), eine ausführliche Schilderung von Bharata's Reise. Darin ist v. 19 S. mit geringer Veränderung als v. 45 vorhanden, dann zur Wiedereinlenkung ist v. 21 S. zu v. 66 umgebildet, auch das nächstfolgende bedeutend verändert, doch immer Vers dem Vers entsprechend. Nach 28 S. ist ein Vers eingeschoben, und von da an fast alles wörtlich gleich bis zum Schluß, v. 29 S.

Inhalt der Schlußverse: Rama, nach Bharata's Abreise, ist die Lust seines Vaters, des Landes und Sita's, die hinwieder die seinige.

Die Episode von Bharata's Reise finde ich nicht so geringhaltig und übel angebracht, wie Hr. v. S. in der Vorrede S. LIV. Sie scheint mir auf eine gute Art den Zeitraum zu füllen, den man zwischen Rama's Heirat und seiner Erwählung zum Jugendfürsten, oder Mitregenten an der Seite des Vaters, zu denken hat, da diese Erwählung vom Wunsche der Bürger ausgeht, die Rama's Tugenden im Krieg und Frieden kennen lernten, wozu sie doch einige Zeit haben mußten. Auch steht diese Reise des Bharata in richtigem Gegensatze zu der vorhergehenden des Rama selber; wie dieser mit Lakshmana unter Visvamitra, so besteht Bharata nun mit Satrughna seine Lehrjahre im Hause des Großvaters, auf eine weniger glänzende,

seinem Charakter angemessene Weise. Und für die hier fehlenden wunderbaren Abenteuer und mythologischen Herrlichkeiten mögen uns leicht die einfachen Schilderungen natürlicher Gefühle und Zustände entschädigen, wie z. B. da der Abreisende sich vom Vater beurlaubt:

M. v. 29. Der Vater, ihn ans Haupt küssend, ihn auch umarmend fest gedrückt,
Sprach zu dem Löwenschwungkühnen in der Versammlung dieses Wort:
30. Geh, o Klarer, mit Glück gehe zu deines Muttervaters Haus;
O Lieber, meinen Rath höre, den wolle thun geflissentlich!
31. Von hier aus ins Haus des Großvaters geh dem Satrughna zugesellt;
Denn Satrughna ist ganz eigen dir ergeben und zugethan.
32. Und er selber auch dir lieber als Leben selbst, o Feindeschreck,
Angesehn wie dein Ich werde dein Bruder und bewacht von dir.
33. Gestrickt mit hundert Huldbanden von dir ans Herz, o Feindeschreck,
Daß er dich nie, o Sohn, lasse, der Satrughna, so füge du's!

— Er soll sich die Untergebnen zu verbinden suchen, den Oheim gleich den Vater achten, die Brahmanen ehren und hören, welche die Götter auf Erden vorstellen.

40. Von ihnen heil'ge Schriftsatzung, auch Rechtskunden die ewigen,
Pflichtkunden auch die hochwicht'gen, und Waffensatzung nimm an dich.
41. Auf Elefant- und Roßrücken und Wagen tummle du dich stets,
Auch in Gandharrakunstübung mach dich zum Meister, lieber Sohn!
42. Jeder Beschäft'gung Handgriff' auch erlern', o Feindebändiger;
Nur einen Augenblick, Bester, müßig sitzen ist dir nicht gut.
43. Auch Boten klug und wohlkundig sind mir zu senden stets von dir;
Denn es wird sich mein Herz freuen, zu erfahren dein Wohlergehn.
44. So den Bharata anredend, der König mit bethräntem Aug,
Mit Weinen das die Stimm' hemmte, gehe! sprach er, o lieber Sohn!

Allerdings ist dann das Weitere etwas langweilig; das Wichtigste aber scheint mir, daß beym Abschied, auch in dieser ausführlichen Darstellung, von Bharata's und Satrughna's Frauen keine Rede ist. Es waren eben nur Nominal-Bräute (s. zu C. 71 u. 72), die der Dichter dieser Episode nicht weiter beachten zu müssen glaubt, und von ihnen ist am wenigsten eine Einwendung gegen die Schicklichkeit dieser Reise herzunehmen.

M. rechnet nun noch das folgende Capitel, bey S. das erste des zweyten Buchs, als C. 64 zu B. I., und hat darin, statt der drey ersten Verse bey S., in 32 Versen eine umständlichere Darstellung von Bharata's Aufenthalt und Lehre beym Großvater, von wo er Boten mit guten Nachrichten nach Hause sendet. V. 33 ist dann ein ziemlich ungefüger Uebergang zum folgenden, worin, wie bey S., wieder Dasaratha mit Rama in Ayodhya erscheint u. s. w. Auch bey dieser Gelegenheit zeigt sich keine Frau Bharata's. Er trägt den Boten auf, zu grüßen zuerst den König und die Königin, die Hauptgemahlin Kausalya, dann seine Mutter Kaikeyi, dann die Brüder Rama und Lakshmana. Zwar ganz zuletzt (v. 23) ist auch von einer Videherinn die Rede, was seine Frau, aber auch Sita, seyn könnte; doch der Vers ist gar zu ungeschickt, nicht nur dadurch, daß Kausalya wieder kommt, sondern auch durch seine Struktur:

bruyas ca mâtaram me tvam, Kaus'alyâm abhivâdanam,
Sumitrâm api ca brûyâ Vaidehîm c'a'bhivâdanam.

Doch ich eile nunmehr zum Ende. Der Druck, von unvergleichlicher Schönheit, ja unglaublicher, augenentzückender Pracht, ist zugleich so correct, daß für die 376 S. nur 23 unbedeutende Verbesserungen vom Herausgeber nachgetragen zu werden brauchten. Und ich finde wenig dazuzusetzen, was ich geradezu als Druckfehler ansprechen darf; manches andere möchte abweichende Ansicht, verschiedene, vielleicht bessere Schreibung seyn, und dergleichen mehr, worüber die Auslegung des Hrn. v S. abzuwarten ist. Ich will hier zum Schlusse nur folgende Zweifel und Bedenken, mit einigen theils sichern, theils wahrscheinlichen Verbesserungen zusammenstellen.

B. I. 2, 14 b. khe paribhramâ, M. eben so getrennt; doch wohl zu componiren, da paribhrama ein Substantiv, Nalod. 3, 54, wie die gewöhnlichen sambhrama u. vibhrama auch. — 2, 31 a. kauncîm lies krauncim. — 3, 20 a. marîcasya, M. richtig mâricasya. — 4, 30 b. jana-san·madi, doch wohl san·sadi. — 32 b. sabhâsadair, abnorm, da sad nicht sada, der Nominativ ist M. samâyatair. — 7, 9 a. die Räthe des Königs, narendravacanâs'aktâs, M. -âsaktâs, attachirt, ergeben. Was ist âs'akta? — 14, 25 b. hat'aka, M. hât'aka, wie Wilson. — 29 a. apracâh, als Singular: der Nachkommenlose. Eben so 39, 2. 43, 12. II. 20, 34 und 35, zuletzt als Feminin. Also Declination s'ankhadhmâ von jâ = jan? Aber es ist ja adj. comp. vom Nomen praja. Doch kaikeyî suprajâs tvayâ II. 74, 17 M. scheint die seltsame Form völlig sicher zu stellen; wozu vielleicht ein prajas wie iaras an-

zunehmen. — 15, 4 b maharshibhih. Vielleicht besser saha rshibhih. — 16, 31 a. bali, M. Bâli, richtig. — 19, 21 b. vahihprân'ah, vielleicht zu trennen, vahih zu s'ariratah zu construiren. — 22, 12 b. katham pramân'ah (M. eben so). Da pramân'a Neutrum, so ist zu componiren Katham-pramân'ah, wie vorher Kim-viryâh — 26, 2 a. s'an·sita. Bopp's Glossar san·s'ita. — 26, 3 b arishtam, M. arishtam, wie Wilson. — 28, 7 b. srita. M. hat das herkömmliche sr·ta. Eben so 30, 17 a. nihsrita (M. nihsr·ta). Aber 39, 17 vinihsr·ta, und 67, 25. und 68, 3 prasr·ta. — 30, 15 b. vr·ksha-Kan'dam, eine unbekannte Form; Kân'dam, Stamm? Doch soll es Wald seyn. M. — Khan'dam. Baumstück, d. i. Wald. — 17 b. sukhavaitayâ, unbekannte Form. M. sukhavattaya, amoenitate (loci). — 38, 29 a. sukumâravapûs, mit langem û, nach der Analogie von as. Doch 64, 15 sucakshus. — 41, 13 a disâgaja (eben so v. 20 u. dis'âpâla v. 16). M. dis'âm gaja, was vielleicht besser, doch zu componiren wie vis'âmpati. Gegen dis'â-gaja gilt zwar nicht der Einwurf, daß hier überall dis' nicht dis'â steht, wo der Vers beydes erlaubt, z. B. v. 19, 21, 24. Doch fragt sich, ob dis'â überhaupt, wie dis', »Weltgegend« bey den Epikern bedeutet. — 43, 14 b. abhr'a'vakâs'ika, aber 63, 24 b. abhr'a'vakâs'aka. — 34, 12 a. abibhramat. M. abahramat. — 55, 9 b. sadyah l. sadyo. — 56, 17 b. brâhm'a'stram. M. richtig brahm'a'stram. wie S auch 14 a. hat. — 59, 15 a. naishturyam. M. mit th (nishthuram vacas). — 60, 28 a. dhârishyanti. M. dharishyanti, metrisch und grammatisch richtig. — 61, 17 jyeshta, kanishta, schreibe shth. — 66, 3 b. bhavatâm. M. bhavatâ. — 70, 28 a. s'as'ivindu, wohl besser als s'as'avindu, wie M. und Wilson hat. — 72, 12 a. und 73, 32 b. catasr̂n'âm mit langem r̂, M. mit kurzem, nach der bisherigen Regel. Das kurze r· beweist kirâtârj. 13, 17. tisr·-n'âm, wo r̂ metrisch unmöglich. — 74, 21 b. khilu, etwa khalu? — II. 15 b. fehlt eine Sylbe, wird nach dadhi ein ca einzuschieben seyn — 17 a. aparaca, Wilson avaraca. — 4, 22 a. fehlt eine Sylbe; vermuthlich ist tvaya 'dya für tv adya zu lesen. — 8, 30 a. Das erste Wort mit falschem oder abgebrochenem Vokalzeichen soll s'rûyate heißen. — 9, 15. Hr. v. S. nimmt eine Lücke für die letzte Zeile des Sloka's an. Mir ist einleuchtend, daß 14 b. und 15 zusammen einen Sloka bilden, also die Lücke vorher anzunehmen, und zwar nach der constructionslosen Zeile a. von 13, wenn man sie nicht lieber auswerfen will. — 32 a. vakrâ, l. vakrâh. — 11, 9 a. udvarasva; vielleicht uddharasva von hr·, oder unbekanntes Compos. von vr·.

11 b. harshâcc l. harshâcca (barshât ca). — 12, 50 a. sarpo. Es sollte mich wundern, wenn nicht eine Lesart sûryo sich fände, die doch viel schlechter wäre. — 105 b. Ob absichtlich statt des sonstigen Kekaya-râja hier Kaikaya-râja? Allerdings sagte Kekayarâja-pan's'ana, »schlechter Kekayakonig,« da es hier heißen soll: »schlechtes Kekayakönigs-Kind.« Aber kann ein solches formelles Appellativ wie Kekayarâja als wirkliches nom. pr behandelt, ein patronym. Kaikayarâja geben? nämlich im schlichten epischen Styl. Vergl. auch Kula-pân's'ali II. 49. 70. M. und Kulapân'sanî II. 75, 5 M. — 15, 9 ist obelisirt, unschuldig, wie es scheint. Die hier tausendweis paradirenden Bayaderen sind eben so an ihrer Stelle, wie II. 14, 37. Vielleicht konnte aber das ganze Stück von 14, 60 bis 15, 26 obelisirt werden, weil sich die Handlung unnütz im Kreise dreht. — 31 a. vitardi, vermuthlich besser, als die Wilson'sche Schreibung mit dh. — 17, 4 a. âs'irvâda ohne Verlängerung des i. Vergl. dhurdhara und dhûrdhara, dhurvaha ꝛc.

Erlangen. Rückert.

Art. III. Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. I. Theil. II. Theil. Stuttgart und Tübingen. 8. Cotta. 1830.

Ueber Schiller — wie verschiedene, zum Theil weit von einander abweichende Ansichten und Urtheile, ihn betreffend, aufgestellt worden sind: doch gewiß, und nach dem Urtheile Aller ohne Ausnahme, einen der würdigsten, gehaltvollsten, und dem nationalsten unserer Dichter — über Schiller, und auch über sein Leben und seine Schicksale, besitzen wir eine große Menge da und dort zerstreuter Notizen, wahrer, falscher, halbwahrer, halbfalscher. Sie sind meistens bald nach seinem Tode, und bey dem allgemeinen, sehr lebendigen Antheil, den dieser erregte, weit verbreitet worden; dann hat Einer dem Andern sie nachgesprochen, Einer dem Andern sie nachgeschrieben, wie sie eben ihm zu Ohren oder zu Handen gekommen sind. Es ist nicht viel daraus zu machen; wir reden nicht weiter davon.

Ueber Schillers Werke besitzen wir eine überaus große Anzahl Kritiken (auch Krittelereyen), geistvolle und geistlose, wissenschaftlich durchgeführte und bloß nach Eindrücken von Einzelnem auf Einzelne ausgesprochene; viele unklare, mit denen man wenig anfangen kann; viele maßlose, die entweder unbedingt huldigen und vergöttern — wobey man die Achseln zuckt, oder hochfahrend tadeln, wohl gar keck oder frivol herabwürdigen —

wobey man sich zu ärgern kaum unterlassen kann. Daß über die dramatischen Werke die Anzahl der Kritiken und Kritteleyen am zahlreichsten ist — wiewohl eben über sie am schwierigsten zu urtheilen: das wird Niemand verwundern. Hält doch fast Jeder im Publikum, der ein Schauspiel gelesen, und einigen Eindruck davon empfangen hat, sich auch für fähig, und durch sein Legegeld für berechtigt, dafür abzuurtheilen; ja, weiß er die Feder leidlich zu führen, dieß öffentlich zu thun. — Die lehrreichsten dieser Kritiken, besonders über die dramatischen Werke Sch.'s, dürften noch heute seyn: die gründlichen und zugleich milden August Wilhelm Schlegels: die gleichfalls gründlichen, aber schärfern Friedrich Schlegels; die noch schärfern, aber auch tiefer in das Einzelne dringenden Ludwig Tiecks; und die, mehr nach französischer Weise auf geist- und sinnreiche Bemerkungen ausgehenden, als nach deutscher, auf philosophisch durchzuführende Ansichten es anlegenden, der Frau von Staël-Holstein. Der echte Freund der Poesie und Literatur will es ganz deutlich und lebendig vor Augen und im Herzen haben, was uns in Wahrheit der theure Schiller dargebracht, und was nicht: dieser — vorausgesetzt (was wohl zu merken) er bringt den festen Punkt und Anhalt inmitten all' dieses Für und Wider mit — wird durch alle die angeführten, rühmenswürdigen Kritiken nicht irre werden; er wird aus ihnen allen viel lernen können; er wird — was für ihn noch mehr Werth und Folge haben dürfte — beym Studium derselben, treibt er's nur ernst und treulich, die schöne Erfahrung machen: es entwickeln sich in ihm selbst, über den speciellen Gegenstand und über das, was ihm verwandt, eigene, weiter ausgreifende, viel weiter anwendbare Gedanken, welche er als eine wahre und bleibende Bereicherung seines gesammten geistigen Wesens anzuschlagen hat.

Wir besitzen auch nicht wenige ausgezeichnete Hülfsmittel zu einer Biographie Sch.'s, und zwar zu einer Biographie im höheren Sinne des Worts; über welchen Sinn wir uns hernach weiter erklären werden. Unter diesen Hülfsmitteln steht der Briefwechsel zwischen Sch. und Goethe oben an. Aber bekanntlich umfaßt er nur einen sehr mäßigen Zeitraum, und bewegt sich fast allein in wissenschaftlichen Erörterungen, theils über gewisse Werke beyder Dichter, theils über Gegenstände, die diesen Werken sehr nahe lagen. Sch., ohne diese Absicht zu haben, stellt da sich selbst dar, wie er leibt und lebt, doch nur sein Inneres, besonders sein Inneres in Hinsicht auf Philosophie und Kritik, und wie es damals um dieß stand: es beschäftigte dieß aber damals, wenn er nicht dichtete, vor

Allem die Fortsetzung, die Erweiterung, und die, zuweilen nur allzumühselige Anwendung der Kantischen Kunstphilosophie — nach der Kritik der Urtheilskraft; seine Stimmung, durch Kränklichkeit veranlaßt, zeigte nicht selten etwas Hypochondrisches, und, im Bunde mit seinem Scharf- und Tiefsinn, verlockte sie ihn mitunter in ein gewisses sich selbst Abquälen mit Untersuchungen und weither geholten Erweisen von Dingen, die dem natürlichen geistigen Auge nahe genug, und dem einfachen poetischen Sinne offen dalagen.

Endlich: wir besitzen auch Biographien Schillers; solche, die sich selbst also benennen, und andere, die das nicht thun. Es mögen die am meisten verbreiteten (nach eingezogenem Buchhändler-Urtheile) hier angeführt werden Ein gewisser Hr. Döring, den wir nicht weiter kennen, als daß er sich auch an andern großen Männern, eben so wie an Sch., vergriffen, hat ein Leben unsers Dichters herausgegeben (Weimar, b. Hofmann). Wir haben nimmer mit jener hochfahrenden, in der Einbildung ihrer Meister zermalmenden Kritik zugehalten, und werden es nimmer: aber dies Buch, obschon eine gewisse Art von Fleiß darin zu bemerken, können wir von keiner Seite loben, wie viel weniger im Ganzen. Es enthält die allbekannten, sehr einfachen Ereignisse in Sch.'s Leben; fügt einige wenige specielle Notizen hinzu, die man dem Verf. in Jena und Weimar erzählt haben mag, und von denen erst zu untersuchen wäre, in wiefern sie wahr, in wiefern sie irrig oder mißverstanden sind — was uns hier zu weit abführen würde: übrigens aber, und über allen Vergleich zum größten Theile, ist das Buch zusammengeschrieben aus Zeitungs- und Journal-Notizen, Zeitungs- und Journal-Kritiken (vorzüglich aus letztern), und diese werden meistens in all ihrer Breite wörtlich eingerückt, unter dem Texte mit vielfältigen Beweisen solcher Belesenheit ausgeschmückt u. s. w. Es sollen aber das Buch viele Leute gekauft, wo nicht gelesen haben. Leicht möglich; und dieß zu erklären, auch leicht möglich. — Interessanter, wenigstens von Einer Seite, ist des Schotten, Thomas Carlyle, Leben Sch.'s; von der Seite nämlich ist es interessanter, daß es uns darthut, wie ein wackerer Ausländer, und der deutsch versteht, über unsern Dichter urtheilt, und was er überhaupt von ihm zu sagen weiß. Wie C. nun aber urtheilt, und was er von ihm sagt: das ist großentheils aus bekannten deutschen Schriften genommen, und scheint dem Ganzen nach seinem Gange der ausführliche, gar nicht übel gearbeitete Aufsatz im Brockhausischen Conversationslexikon zu Grunde zu liegen. Es wäre daher gewiß nicht nöthig gewesen, dieß ganze Buch, wie es ist, zurück zu übersetzen (Frankfurt

am Mayn, b. Willmans). Das ihm wirklich Eigenthümliche wäre zweckmäßiger in einem Journale ausgehoben worden. Doch die Deutschen machen es nun einmal so, und drängen damit ihre eigenen besseren Schriften in Schatten und in baldige Vergessenheit.. Schiller hat in Schottland stark eingegriffen, weit stärker, als in England, und vielleicht stärker, als in irgend einem fremden Lande, denn daß es mit solchem Eingreifen, alles Gegenredens ungeachtet, z. B. in Frankreich, nicht sonderlich geglückt ist: das zeigen uns die dortigen Nachahmer mit ihren tragischen Karikaturen hinlänglich. Stark, sagen wir, hat Sch. dort eingegriffen, denn die Schotten sind feste Leute: wo sie stehen, da stehen sie. Nun vergleiche man die Ansichten und Urtheile des genannten Freundes Sch.'s mit denen der frühern aus dieser Nation über dieselben Gegenstände, vornehmlich über Sch.'s Leben und seine Werke! man vergleiche Carlyle z. B. mit Macdonald, der gleichfalls ein Mann von Geist, gleichfalls des Deutschen kundig, gleichfalls geraume Zeit in Deutschland gewesen, sogar mit Sch. persönlich bekannt geworden war! Da Carlyle's Buch erst kürzlich in diesen Blättern, und zwar mit Aushebung mehrerer der eigenthümlichsten Aeußerungen des Verf.'s, angezeigt worden ist: so begnügen wir uns, auf diese Anzeige — Jahrbücher, 1830, LII. Band, S. 256 u. folgg. — zurück zu weisen. Die Vergleichung aber zu erleichtern, kann folgendes Wenige schon dienen. Auch dem Verf. dieser Anzeige hatte sich der derbe, kernhafte Macdonald damals — es mögen vier und zwanzig Jahre seyn — bekannt und werth gemacht: aber alles Bemühen war umsonst, den Mann in seinem Urtheile auch nur wankend zu machen; in dem nämlich: Sch.'n, den edlen, kraftvollen Sch., hat die Schule verdorben, und das von Grund aus. Seine Räuber sind ohne Vergleich sein köstlichstes Werk. Fiesko steht ihm nicht fern, mag aber übereilt worden seyn. Kabale und Liebe hat mehreres Fratzenhafte, der Gallerie zu gefallen: aber daneben auch Unvergleichliches. Doch schon im Carlos geräth Sch. auf den Abweg; vom Wallenstein an ists aus mit ihm in seiner Originalität, und die Schulmeister haben ihn in den Klauen bis an sein Ende. Nicht anders ists im Lyrischen. Laura am Klavier, die Kindsmörderin, auch noch die Freude: das sind echte Schiller'sche Gedichte! Von da packt ihn eure Philosophie und Kritik: da ist das Leben hin! der Dichter sinkt tiefer, immer tiefer herunter u.s.w. Und im Jahre 1808 (in seinen Reisen) ließ Macdonald mit großem Beyfall zu Hause, neben vielem Geist- und Sinn-Verwandten, wörtlich zu deutsch drucken: »In dramatischen Werken, besonders höherer Art, sind die Deut-

schen noch weiter, als in epischen, hinter den Franzosen und Engländern zurück. Man kann ihre Schauspiele für nichts Besseres ansehen, als für Uebersetzungen oder Nachahmungen englischer und französischer Stücke« ꝛc. »Die Trauerspiele Lessings, Goethe's und Schiller's verdienen allerdings geschätzt zu werden. Ihre Sprache ist oft reich und edel, und wenn ihre Einbildungskraft sie nicht immer so sicher führt, wie Racine'n, oder wenn sie nicht mit Riesenschritten daherschreitet, wie Shakspeare's: so ist sie doch in hohem Grade vielumfassend. Emilia Galotti von Lessing, einige Scenen im Wallenstein und Wilhelm Tell von Schiller, Iphigenia und Tasso von Goethe, machen ihrem Theater Ehre. Sie nähern sich der höhern Klasse dramatischer Werke« ꝛc. »Die Deutschen sind von Natur phlegmatisch; darum gefällt ihnen alles, was sie der Fühllosigkeit entreißt: und sind sie einmal angestachelt, so bleiben sie lange in diesem unnatürlichen Zustande, gereizt durch den Zauber der Neuheit und durch den Stolz auf ungewohnte Energie. Im Drama können sie sich demnach mit den Italienern messen: allein bis jetzt (1808!) müssen sie bekennen, daß sie in der Schule der Franzosen und Engländer nur noch Kinder sind.« So Sir Macdonald, und mit voller Zustimmung seiner Nation: und jetzt hat Carlyle's Buch bey ihr entschiedenes Glück gemacht, und macht es noch — C.'s, der in seinem Enthusiasmus für Schiller wohl hin und wieder über die Schranken hinwegsetzt! Jaja: Stark hat Sch. in Schottland eingegriffen! — Wir hoffen bey unsern Lesern auf Entschuldigung dieser Abschweifung, wenn es eine ist; und nennen ihnen nun die dritte, und unwidersprechlich die beste der bisher erschienenen Biographien Sch.'s, obgleich sie sich nicht als Biographie angekündigt hat. Es ist die, Körners, des vertrautesten Freundes Sch.'s, von dessen frühen männlichen Jahren in Leipzig bis zum Tode; Körners, des Vaters unsers Theodor, der »Leyer und Schwert« nicht nur dichtete, sondern auch übte, und mit seinem Blute verbriefte. Bekanntlich erschien dieses, nun auch entschlafenen Ehrenmanns Schrift zuerst vor der Cotta'schen Sammlung der Werke Sch.'s, aber sie ist kurz. Sie berührt den Gang des äußern Lebens nur nothdürftig; den des innern — wie und wodurch allmälich Sch. ward, was er auf seinem Höhepunkte war, und wie er da auch nimmer rastend Posto hielt, sondern immer bald da = bald dorthinaus zu dringen rang: auch diesen Gang läßt sie uns mehr abnehmen, als daß sie ihn darstellete; sie ist mehr — wie das auch ihrer nächsten Bestimmung genügte — eine mit Geist und theilnehmendem Freundschaftsgefühl verfaßte, wohlverbundene, wür-

dig ausgesprochene Geschichte der dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen Sch.'s, nach deren Absichten, wesentlichsten Eigenschaften und damaligen Wirkungen. (Nur wenige Jahre nämlich war es den Freunden beschieden, persönlich verbunden zu leben. Dann führte das Geschick sie an verschiedene Wohnorte, so daß sie sich in der ganzen Folge ihres Daseyns nur einige Mal und auf kurze Zeit wiedersahen; es führte sie auch in ganz verschiedene Verbindungen, Lebensumstände und Berufsarten: was alles zwar nie ihre Gesinnungen gegen einander und ihren Antheil an einander, doch aber unvermeidlich gar manches änderte, was dann auch nicht ohne Einfluß auf jene Schrift bleiben konnte.)

Fassen wir nun dieß zusammen, so ergibt sich von selbst: Wir haben bisher noch keine Biographie Sch.'s besessen, wie wir sie uns wünschen gedurft, und wie sie auch gewiß sehr Viele sich längst gewünscht haben; nämlich eine eigentliche Biographie, nicht bloß einen Lebenslauf noch bloß eine Charakterschilderung, viel weniger bloß eine Darstellung der nach Außen gehenden Wirksamkeit des Geschilderten, oder wohl gar eine Uebersicht der Meinungen der Menschen über diese Wirksamkeit u. dgl. m. Wir haben solch eine Biographie Sch.'s bisher noch nicht besessen: besitzen wir sie nun in der hier anzuzeigenden? Auch dieß wird sich von selbst ergeben, wenn wir dem Werke mit gänzlicher Unparteylichkeit, möglichst treu und sorgsam folgen. Das wollen wir; und wir dürfen sogar, oder müssen vielmehr, um mancher unsrer Zusätze und andrer Aeußerungen willen — uns wenigstens Eines Haupterfordernisses zu einer beurtheilenden Anzeige eben dieses Buchs selbst berühmen: Wir haben Sch.'n persönlich gekannt, sein Vertrauen in mancher uns und ihm wichtigen Angelegenheit genossen, einem solchen Vertrauen gemäß dann Briefe mit ihm, wenn auch nicht häufig, gewechselt, und dieß bis kurz vor seinem Tode; auch sind selbst die Seinigen, namentlich die beyden trefflichen Frauen, von welchen theils mittelbar, theils unmittelbar dies Werk fast gänzlich herrührt — Sch.'s Gattin nämlich und deren Schwester — uns keineswegs unbekannt geblieben.

Die kurze Einleitung ist von Frau von Wolzogen, der älteren Schwester der Gattin Sch.'s, mit vielem Bedacht geschrieben, und erleichtert es dem Leser, gerechte Erwartungen von dem Buche zu fassen. Wenn darin gesagt wird, es solle dem Umrisse des Lebens Sch.'s von Körner nur eine weitere Ausführung geben: so ist das mehr noch als bescheiden gesprochen, und wohl nur eine Verbindlichkeit gegen den würdigen, damals noch lebenden Mann. Im Nachlaß der Witwe Sch.'s

fanden sich viele Notizen über des Gatten Leben; meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm. Diese, so wie Körners Schrift, wurden hier sorgsam benutzt. Zu ihnen kamen noch Erinnerungen aus Sch.'s Jugendzeit, von seiner ältern Schwester (nachherigen Reinwald in Meinungen) mitgetheilt, Nachrichten eines Jugendfreundes (von Hoven ist gemeint), und das eigene lebendige Andenken der Verfasserin an siebzehn in innigster Freundschaft mit ihm und größtentheils in seiner Nähe verlebte Jahre. Dieß, aber auch, was sehr hervorzuheben, die zahlreichen Briefe Sch.'s, von denen wir später mehr sagen werden, waren die Quellen dieser Lebensbeschreibung.

Der erste Abschnitt handelt von Sch.'s Aeltern, Kindheit, frühen Studien, Jünglingsjahren, ersten Versuchen in dramatischer und lyrischer Dichtkunst u. s. w. Bisher ganz Unbekanntes enthält dieser Abschnitt nicht, aber mehreres Bekannte bestimmter, zusammenhängender, anschaulicher, als man es früher gewußt hat. Hier dienten der Verfasserin vorzüglich die Mittheilungen des Hrn. v. Hoven (er war mit Schiller aufgewachsen, und blieb dann auf der Carlsschule sein treuer Gefährte: jetzt ist er Medicinalrath in Nürnberg). Diese rückt sie meistens wörtlich ein. Sie verdienen Dank: aber tief dringen sie nicht. Der Verf. hält sich weit mehr an das, was Sch'n begegnet, als was er gewesen, mehr daran, wie er sich bezeigt, als wie er geworden: und dieß ist um so mehr zu bedauern, daß eben die spätern Jahre in Stuttgart auf Sch.'n für sein ganzes Leben von so großem Einfluß waren, selbst nicht bloß auf sein Geistiges, sondern auch auf sein Physisches, von dem wieder so vieles bey ihm und für immer mit abhing. Auch wollen wir nicht läugnen, daß wir von Sch.'s vertrautestem Freunde und Dutzbruder auf jener Schule — von dem geistvollen, liebenswürdigen, und Sch.'n bis zum Tode in Verehrung und Liebe treulichst ergebenen Zumsteeg — manches hier Berichtete mehr oder weniger abweichend: anderes, was hier übergangen oder leichthin zu errathen gegeben worden, was aber von Wichtigkeit für Sch.'s ganze Zukunft war und blieb, weit ausführlicher, zusammenhängender und bedeutsamer vernommen haben. Nachtragen können wir eben dieses nicht, wenn man uns auch den dazu nöthigen beträchtlichen Raum vergönnte: wohl möglich, daß es in der Absicht des Hrn. v. H. lag, gerade hier also zu verfahren — was wir um dieser Absicht willen zu achten haben; und noch leichter möglich, daß bey weitem die meisten Leser, und sollten uns auch Leserinnen werden, diese sämmtlich, es uns übel verdanken würden, indem es keineswegs Jedermanns Sache ist, was man verehrt und liebt nicht immerdar verehrungs- und

liebenswürdig zu finden, viel weniger das Hochverdienstliche ungestört zu betrachten und unverkümmert anzuerkennen — das Hochverdienstliche, nach großen Verirrungen so verehrungs- und liebenswürdig geworden zu seyn, als Sch. besonders von mittlern Mannesjahren an, erst durch eine tugendhafte Liebe, dann durch Stärke des Charakters und unablässiges Leben und Weben in den reinen Regionen der Ideen, wahrhaftig war, und von nun an bis zum letzten Lebenstage blieb. — Leser, die in unserm Buche weniger dergleichen ernste Betrachtungen, als anziehende Unterhaltung suchen, werden vielleicht vorzüglich bedauern, daß hier die Hauptsachen über die erste Entstehung der Räuber auf der Carlsschule, die Wirkung der ersten Stücke daraus nicht nur auf die vertrauten Mitschüler, sondern auch auf den Dichter selbst; das Entsetzliche gewisser Scenen, wie sie damals geschrieben waren, aber nie öffentlich bekannt worden, und doch in mehr als einer Hinsicht so bezeichnend sind; daß selbst die ganz charakteristische Entfernung Sch.'s aus der Carlsschule — theils ganz übergangen, theils so leise gewendet worden ist, daß sie kaum Jemand verstehen wird, der nicht schon vorher unterrichtet ist. — Der Brief, S. 85 u. folgg., ist äußerst bezeichnend für Sch., den damals noch nicht ganz vierundzwanzigjährigen Mann, der von seinem heftigen Temperament und leicht angestochenen Wesen bald da- bald dorthin gerissen wird, seine Uebertreibungen für Evangeliensprüche hält, und sie als solche bewiesen glaubt, wenn er sie in wohllautenden Sentenzen zusammendrehen, und diese wie einen Trumpf draufsetzen kann: dazwischen aber doch auch wieder sich besinnt, daß ers mit einer Dame zu thun habe, und sich hübsch mäßig, wohl gar galant zeigen müsse.

Es ist dieß nicht der erste der mitgetheilten Briefe Sch.'s an die Mitglieder jenes Hauses, das hernach so nahe ihm verwandt wurde: aber der erste von so bezeichnendem Ausdruck; und so nehmen wir Veranlassung von ihm, über diese Briefe insgesammt einige Worte zu sagen. Sie sind zahlreich, laufen fortan, obschon später mit manchen Unterbrechungen, durch Sch.'s ganzes Leben hin, und machen einen Haupttheil des ganzen Buchs aus. Sie machen solch einen Haupttheil aus schon durch ihren Umfang: wie vielmehr aber durch ihren Inhalt! Frau v. W. hätte allen Freunden Sch.'s kein angenehmeres Geschenk machen können. Es ist keine Redensart, sondern buchstäblich zu nehmen, wenn wir sagen: Man sieht in ihnen den Sch. — nämlich in seinen reinmenschlichen Verhältnissen und Lebenslagen — vor sichtlichen Augen herankommen, werden, sich heben, sich halten lernen, sich befestigen. Es ist ein

herrlicher Anblick; nicht nur daß er den Geist fortwährend beschäftigt, bewegt er auch oft das Herz im Innersten. Indem nun aber Sch. hier in Angelegenheiten und Verbindungen tritt, und immer weiter in sie sich einspinnt — in Angelegenheiten und Verbindungen, die bisher ihm ganz neu und weit entlegen gewesen sind, worein er mithin nur nach und nach sich finden, ja wohl sich selbst über sie nur nach und nach verstehen lernt vorher so manchen, mitunter sonderbaren Verstoß und Mißgriff, auch eben denen, die er am meisten liebt, manche Noth macht — was nun alles hier in naiver Bewußtlosigkeit zu Tage gelegt wird: so wird der Leser, bey allem Ernste, der durch das Ganze dieser Briefschaften geht, doch auch in heiterer Stimmung erhalten, und was die frühere Zeit betrifft, nicht selten sogar zum Lächeln gereizt. In alle diesem zusammengenommen, sind selbst die Briefe, welche sonst nur den Schreiber und die Empfängerin höchlich interessiren, andern Lesern leicht langweilig werden — nämlich die hier ziemlich zahlreichen Liebes- und Bräutigams-Briefe Sch.'s an seine nachherige Gattin, nicht hoch genug zu schätzen; und wer Sch.'n nur als Dichter, gar nicht als Menschen kennte, und läse diese und die sich an sie schließenden Briefe — vorausgesetzt: er hat für dergleichen zarte und edle Verhältnisse überhaupt Sinn: wahrhaftig, er müßte ihn schon aus ihnen herzlich lieb gewinnen. Und damit wir gleich hier über alle Briefe dieses Buchs unser obiges Urtheil näher bestimmen, setzen wir Folgendes hinzu. Eine Biographie in dem höheren Sinne, welchen wir oben andeuteten, vom Lebenslauf, von Charakterschilderung u. s. w. unterschieden, und die wir, wie zu den allerschwierigsten, so zu den allerseltensten literarischen Werken zählen: solch eine Biographie kann Keiner von dem Andern schreiben; sie muß eine Selbstbiographie seyn. Oder vermöchte Jemand sich auch nur zu denken, es könne die Goethe'sche, die (vornehmlich in den ersten drey Bänden) das gesammte Leben des Meisters mit Allem, was darauf merklich einwirkte, und es gestalten half, umfaßt; oder die des heil Augustinus, die des Abälard (in den Briefen), die das Leben nur von Einer, aber der entscheidendsten Seite darstellen — allenfalls auch ein vertrauter Freund und Gefährte abgefaßt und also ausgedrückt haben? Nimmermehr! Solch eine ganz eigentliche Biographie muß eine Selbstbiographie seyn. Nun denn: Jene gesammte Folge Sch.'scher Briefe ist auch eine; und eine, die gleichfalls das Leben, wie die zuletzt genannten, nur von Einer, aber der entscheidendsten Seite darstellt — der entscheidendsten, für die frühern männlichen Jahre Sch.'s gewiß; und wer kann wissen, in wie weit auch für alle folgenden? Sie also — sie, diese

Briefe, so unscheinbar mancher einzeln für sich ins Auge fällt: sie sind uns die Hauptsache im ganzen Buche. Wir nehmen auch das Uebrige gern, das Meiste davon mit Dank an: aber sie bleiben uns die Hauptsache. — Nach dieser unserer Erklärung über die ganze Sammlung, werden wir einzelner dieser Briefe nur da gedenken, wo sie irgend etwas Besonderes, für sich Hervorstechendes enthalten.

Dieß ist z. B. im zweyten Abschnitt (er enthält Sch.'s ersten Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend, und in Bauerbach bey der Familie Wolzogen) mit dem Briefe an Reinwald, S. 99 u. folgg., der Fall. Da kömmt uns, und wohl unerwartet, im Jahre 1783, dem 24sten Lebensjahre Sch.'s, dieser in nuce als Kunstphilosoph schon entgegen. Man höre ihn selbst, wenn auch nur in einigen Bruchstücken. »Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes.« »Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden, in andere Mischungen bringen; bey den guten das Plus oder das Licht, bey schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder durch künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst — — Liebe, das große Band der empfindenden Schöpfung, wäre zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist.« — Hernach, nachdem er einige, etwas wunderliche, mehr schimmernde, als gehaltvolle Grübeleyen über die Liebe Gottes zu der Welt und den Menschen hat folgen lassen: »Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechselung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind: so — — ist das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, dasselbe. In beyden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden

erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zu großer Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn; denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat« u. s. w. Dieß gestaltete sich allerdings später in seiner Kunstphilosophie anders — höher nämlich, und fester: doch im Leben und in seiner eigenen poetischen Praxis blieb er stets, nur zu einer Zeit mehr als zur andern, ihm treu. Gerade von da ging wohl auch zuvörderst aus, was seinen Dichtungen so ein eigenes warmes Leben (wo sie es haben), so gesättigte Farben, so eine große Wirkung auf Jedermann: später aber auch seinen kritischen Tadlern mancherley nicht aus der Luft gegriffenen Stoff gegeben hat.

Der dritte Abschnitt zeigt uns Sch.'n nach seiner Rückkehr nach Mannheim und während seines Aufenthalts daselbst; und wie ganz anders zeigt er ihn uns — oder vielmehr: zeigt Sch. sich selbst und seine dortigen Verhältnisse in seinen Briefen — als es in den früher (ohne Noth und ohne Nutzen) gedruckten Briefen und Billetchen an den zweyten Dalberg, von denen man so viel Wesens gemacht hat! Es greift ans Herz, und würde es verwunden, kennete man die Schicksale der deutschen Dichter nicht — wenn man S. 161 den von Dalberg mit Sch. abgeschlossenen, und, wenigstens für jene Zeit, sogar überaus günstigen Contract lieset, und wie der gute Sch. Gott dankt für seinen jährlichen Gehalt als Theaterdichter von — dreyhundert leichten Gulden, weil dadurch seine Umstände sich so sehr verbesserten, er seine Schulden bezahlen, und ein ehrlicher Mann bleiben könnte! —

Vierter Abschnitt. Sch.'s Aufenthalt in Leipzig, in Dresden, und der erste, kurze, in Weimar. Besonders anziehend ist die Geschichte seiner ersten Bekanntschaft und Freundschaft mit Körner und den diesem Verbundenen (sie lebten damals noch in Leipzig); dann sein Aufenthalt in Loschwitz bey Dresden, von wo Don Carlos, nicht mehr nach seiner ersten, weit excentrischern und auch sonst weit mangelhaftern Gestalt, ausging. Auch die Idee zum Geisterseher wurde hier gefaßt. Es sey dem Verf. dieser Anzeige erlaubt, über diesen Roman einigen Aeußerungen Körners, die hier eingerückt sind, zu widersprechen, oder vielmehr, sie zu beschränken. Dieser Verf. hat später mit Sch. selbst über dies Werk — aus dem übrigens Sch. dann nicht viel machte — sich unterhalten.

Körner sagt: Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabey zum Grunde. Das sagte Sch. auch; aber er setzte hinzu, daß manche wunderbare Anekdoten, die man damals von Cagliostro von Frankreich aus verbreitete, über deren Wahrheit oder Unwahrheit, oder doch Möglichkeit oder Unmöglichkeit, der vertraulich verbundene Kreis oft stritt, ihm, der schon darum genöthigt (wohl auch durch den Ueberschwang seiner Phantasie über alle andere Mitglieder des Cirkels geneigt) war, für diese Anekdoten Partey zu nehmen, indem die Uebrigen sämmtlich gegen sie waren: daß diese ihm nicht nur Veranlassung und Reiz, sondern auch manchen Stoff zu dem Buche gegeben; daß er — wie es geht — sich in die Ueberzeugung, wo nicht von ihrer Wahrheit, doch von ihrer Möglichkeit, hineindisputirt hätte; und daß dieser Stoff vermehrt worden wäre durch gewisse Geschichten von den Reisen des Herzogs Carl von Würtemberg, wie er, Sch., sie in seiner Jugend, allerdings übertrieben, phantastisch aufgeschmückt, auch wohl durch Haß absichtlich entstellt, umlaufen gehört habe — welche Geschichten ihm beym Cagliostro und dann beym Geisterseher wieder ins Andenken gekommen wären. Es versteht sich übrigens von selbst, daß darum doch nichts so im Buche steht, wie der Dichter es gelesen oder vernommen. — Körner sagt weiter, das Werk sey unbeendigt geblieben, weil es Sch.'n durch die zudringliche, bloß auf die Begebenheiten gerichtete Neugierde des Publikums verleidet worden; mithin wie Goethe'n — durch den »stoffartigen Antheil« — sein Werther, der aber zum Glück schon vollendet in den Händen von ganz Deutschland war. Sch. äußerte sich hierüber: Jenes Bezeigen des Publikums und die zudringlichen Anfragen und Deuteleyen Mancher über den historischen Grund, hätten ihn zwar gegen das Buch verstimmt, und dessen Vollendung verhindern helfen: er hätte diese aber nur Anfangs wirklich im Sinne gehabt, dann aber gefunden, daß man des Hokuspokus bald hätte überdrüßig werden, oder daß er ihn so hoch hätte treiben müssen, bis es ans Abgeschmackte gegränzt hätte; auch, daß jede Art der abschließenden Auflösung, wie bey einem Gespenstermährchen, den Eindruck nur geschwächt, wo nicht ganz vernichtet haben würde. Ich würde also das Ding, beschloß er, auch ohne jene Erfahrungen haben liegen lassen.

Fünfter Abschnitt. Das erste Erwachen und allmäliche Heranwachsen der Neigung Sch.'s zu seiner nachherigen Gattin. Er hatte sie zuerst näher kennen gelernt, als er seine Schwester, Reinwald, in Rudolstadt besuchte, wo, und in der Umgegend, die Familie sich aufhielt, und auch Sch., von ihr gefesselt, sich bald niederließ, und, seiner sorgenvollen

Lebensverhältnisse ungeachtet, eben so glückliche Tage genoß, als bereitete. Hier läßt sich nichts Einzelnes ausheben. Manches Episodische abgerechnet, das jedoch gleichfalls nicht ohne Interesse ist, lieset man hier eine anmuthige, sanftheitere Idylle, und würde sie mit freundlichem Antheil lesen, wäre auch ihr Held nicht unser lieber Dichter. Wie viel mehr, da es dieser ist.

Sechster Abschnitt. Das Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. Sch. hat sich nun in Weimar angesiedelt. Jenes schöne und innige Verhältniß folgt sich fort, und wird uns nach seinem leicht hinschwebenden Gange von Sch. selbst lebendig vor Augen geführt durch die beträchtliche Anzahl seiner Bräutigamsbriefe, die — wie sich das bey solchen Briefen gehört — fast Tag für Tag schildern, wie dem Schreiber zu Muthe ist, was er thut und was er erlebt. Auch die unbefangenen, vertraulichen Angaben des ersten Eindrucks, den das, durch seine großen, herrlichen Männer damals so berühmte Weimar, und den diese Männer selbst auf Sch. gemacht, wird Niemand ohne lebhaften Antheil lesen. Vielleicht wird Mancher finden, es hätte hier dieß oder jenes flüchtige Blatt, diese oder jene Aeußerung der Empfindung, die wiederkehrt, weggelassen werden können. Wir widersprechen nicht; aber hätten wir, was wegzulassen, aussuchen sollen: wir würden wahrscheinlich in Verlegenheit gekommen seyn; würden bald dieß beseitigt, dann jenes wieder zurückgenommen, und vielleicht am Ende alles, wie es vorlag, stehen gelassen haben. So mag es der Frau v. W. auch gegangen seyn; und so hat sie Alles stehen lassen. Wer möchte es tadeln, wenn er auch jenes zugibt? — Dieser Abschnitt, die Gränze an den beyden Hauptakten des äußern Lebens in der Regel eines jeden Mannes von Bedeutung, und Sch.'s auch — die Gränze zur Sicherung für die Welt durch einen angemessenen, würdigen Beruf, und zur Sicherung für sich selbst und das Haus durch eine geliebte, würdige Gattin — beschließt den ersten Band des Buchs, und beschließt ihn vollkommen passend. Damit wir aber seine Anzeige nicht so trocken beschließen, möge die treffliche Stelle Sch.'s, wo er der Geliebten seinen Freund, und damit unbewußt zugleich sich selbst in seinem edlen, warmen Freundschaftsgefühl, schildert, und dann noch eine zweyte hier Platz finden, worüber er sich über den König Friedrich den Zweyten als Geschichtschreiber äußert. Sch. hatte den Schwestern Briefe Körners mitgetheilt, und sie hatten nicht anders gekonnt, als hochachtungsvoll und sehr freudig über den Mann, wie sie ihn in den Briefen gefunden, sich zu erklären. Darauf antwortet Sch. S. 334: »Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte,

wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch eine wohlthätige Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dieß ist K. für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freyheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bey ihm. Er hat ein freyes, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst: gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo die Menschen sich Alles und den Nebenmenschen Nichts vergeben. Freyer als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, und ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister« 2c. Dann beschließt er, der warme, treue Freund: »Ich schreibe Ihnen da sehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel; aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gern mit einander verwechselte, und sie in meinem Kopfe und in meine (mit meiner?) Feder, weil es leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gern zusammenbringen möchte?« — S. 368 schreibt Sch. Folgendes: »Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps, zwey Bände (König Friedrichs), gelesen. So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltair'sche Manier zu beschreiben, und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Dinge hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freylich in einem großen Kopfe, und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist: aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. (Man möchte hier mit Lessings Prinzen einschalten: Weniger redlich wäre redlicher.) Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß er, bey aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie »im Glück übermüthig« zu zeigen. Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit

so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist.«

Der erste Abschnitt des zweyten Theiles gibt zuvörderst Bericht über Sch.'s Anstellung als Professor in Jena, bewirkt von Goethe und dem geh. Rath v. Voigt, und über seine Verheiratung: beydes ausführlich, mit vielen interessanten Nebenumständen; beydes auch zum größten Theile wieder von Sch. selbst in vertrauten Briefen dargestellt. Frau v. W. hat auch hier von allen Familienpapieren, die von Sch. ausgegangen, nichts, gar nichts zurückbehalten, selbst die Anhaltungsschreiben Sch.'s um seine Lotte bey ihrer Mutter — dies treffliche — nicht. Sie hat vollkommen wohl gethan; denn in alle diesem, wäre es auch nicht an sich so anziehend, als es wirklich ist — wie rein und schön spiegelt sich hier der edle und liebenswürdige Charakter unsers Dichters ab! — Der zweyte Abschnitt läßt uns Sch.'n erblicken in seinem häuslichen Leben, in seiner Krankheit — der ersten lebensgefährlichen, die ihn, und so bald nach seiner Vermählung, überfiel — und auf seiner Reise nach Schwaben, in sein Vaterland und in sein Vaterhaus. Verschiedene anziehende Episoden sind eingemischt. Wir machen besonders auf die, von den zwey Dänen, aufmerksam. — Der dritte Abschnitt geleitet uns mit ihm wieder nach Jena zurück. Wir sehen ihn da besonders die Horen und den Musenalmanach vorbereiten, unternehmen, ausführen, und erfahren dabey Mehreres — z. B. von Herder, vom (damaligen) Coadjutor von Dalberg — was bisher im Publikum noch gar nicht bekannt gewesen ist, und zum Theil auch dem Leser unerwartet kommen wird. Jetzt — endlich, tritt Sch. auch in nähere, doch immer noch meist wissenschaftliche, künstlerische, literarische Verbindung mit Goethe: aus ihr entwickelte sich erst nach und nach das wahrhaft vertrauliche, ganz eigentlich freundschaftliche Verhältniß zwischen beyden, das fortan durch nichts, auch nicht auf kurze Zeit, gestört wurde. Bey zwey so sehr verschiedenen und dabey ganz selbstständigen, entschiedenen Individualitäten konnte das nur allmälich sich einfinden. — Es fällt uns schwer, aus diesen drey Abschnitten nichts Einzelnes hervor zu heben, und unsern Lesern vorzulegen. Es läßt sich aber mit Sicherheit voraussetzen, daß bey weitem die meisten von ihnen das Buch selbst nicht unbenutzt lassen werden; und für ein Buch, bey welchem dieß vorauszusetzen, ist unsre Anzeige schon lang geworden: wir werden sie aber ohnehin noch verlängern müssen durch Aeußerungen, zu denen wir uns verpflichtet glauben; denn sie sollen Zusätze und Berichtigungen mancher Stellen unsrer

Verfasserin enthalten. Hierauf wollen wir uns fortan fast ausschließlich einschränken.

Vierter Abschnitt. Sch hatte nun den Wallenstein vollendet, und brachte ihn, mit Beyhülfe Goethe's, auf die Bühne zu Weimar. Die ersten Aufführungen, die nicht etwa bloß am Orte, sondern durch ganz Deutschland, so vieles Aufsehen machten; die selbst bekanntlich einen unverkennbaren, weit ausgreifenden Einfluß, wie auf die Richtung des Geschmacks des deutschen Publikums für große historische Schauspiele, so auf die gesammte Darstellungsweise solcher, und überhaupt tragischer, in Versen geschriebener Stücke, bey allen Theatern Deutschlands erlangten; auch Sch'n das Theater von seiner edlern Seite, und das eigentlich Theatralische, erst recht lebendig vor Augen brachten, und viel beytrugen, ihn in seiner Thätigkeit dafür neu anzufrischen, ihn bey dieser Thätigkeit fortan zu erhalten: diese ersten Aufführungen erwähnt Frau v. W. nur mit einigen, und selbst nicht ganz richtigen Zeilen. Wir wissen uns dieß nur durch die Voraussetzung zu erklären, daß sie eben damals in Weimar nicht gegenwärtig gewesen seyn müsse. Der Verfasser vorliegender Anzeige ist über diese Aufführung, welcher alle, bey beschränkten Mitteln irgend mögliche Feyerlichkeit gegeben worden war, ausführlich und genau unterrichtet: billig trägt er darum das hier Fehlende nach. Aber er thut es mit den Worten eines Augenzeugen, weil er in allem Wesentlichen nur dasselbe wiederholen müßte. Rochlitz, in seinem Werke: Für Freunde der Tonkunst (das aber wahrlich nicht, wie Manche meinen, bloß den Freunden dieser Kunst gewidmet ist, die zugleich auch geigen oder harfen), im zweyten Bande, in dem Dialog, der Frühlingstag — legt seinen Bericht einem alten Kunstkenner in den Mund. Ich war eben in Weimar — läßt er diesen sagen — als Schillers Wallenstein, damals noch ungedruckt, zuerst auf die Bühne kam; und ich acht' es für ein beneidenswerthes Glück, eben damals dort gewesen zu seyn. Es war im Jahre 1799 — — Ist es mir doch, als säh' ich in diesem Augenblicke das ernste, bleiche Gesicht des edlen Dichters mit den durchdringenden, zündenden Augen hervorleuchten aus seiner ganz kleinen, engen Loge, die aber links unmittelbar neben der seines huldvollen Fürsten war. — — Ich sage nichts von dem feyerlichen Ernst der ganzen überzähligen Versammlung, nicht nur während der langdauernden Vorstellungen, sondern auch schon vor ihrem Beginnen; nichts davon, wie namentlich einige hundert studirende Jünglinge aus Jena, wo damals Fichte, Hufeland, Griesbach, Schütz und andere Männer dieses Ansehens

lehrten, vereinigt und mit wohlgewählten Preisgesängen, auch wie zu einem Nationalfeste geschmückt mit grünen Reisern einzogen, im Parterre Platz nahmen, dort in größter Ordnung, Stille, und mit wahrhaft würdigem Anstand unter einander selbst und gegen andere Anwesende eine Art Privatpolizey etablirten, und zu Aller Zufriedenheit handhabten; nichts von dem Laufen, Drängen und Senden so vieler Personen aller Stände und beyder Geschlechter die Tage vorher nach Werken über die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges — — und von der Aufführung selbst nur, daß sie den allervollkommensten Max, der je eine Bühne betreten, in dem frühverstorbenen Vohs *) darbot, und, bey sehr mäßigem Apparat, durch Sicherstellung, Individualisirung, Ton und Haltung des Ganzen, eine Anschaulichkeit, Uebereinstimmung, Würde und Kraft bewies, wie ich das hernach nie und nirgends, auch in Berlin nicht, weder unter dem ersten aller Wallensteine, Fleck, noch später, unter den glanz- und prachtvollen Darstellungen des Werks, gefunden habe — — Für das aber, wovon wir hier eigentlich sprechen, führe ich dir Folgendes als einen Hauptpunkt an, so unscheinbar es auch Manchem vorkommen könnte. Du weißt, es ist von jeher mein Bemühn, und, daß ich so sage, meine Liebhaberey gewesen, mit offenem Auge und theilnehmendem Herzen unter meinen Brüdern aller Stände, aller Culturstufen und Weltverhältnisse umher zu schreiten. Wie ich nun Abends spät genug aus dem Theater ging, gerieth ich zufällig unter Jenaische Studenten und Weimarische Männer vom mittlern Bürgerstande; Personen, die unmöglich das Ganze, von denen wenigstens die zweyten wohl nicht einmal den innern Zusammenhang seiner Geschichte ganz gefaßt haben konnten. Dennoch sah und hörte ich da einen Ernst, und in diesem Ernste ein Feuer, ein Eifern, ein Streiten... Ich stutzte, ich horchte: was vernahm ich? vor Allem: Kernsprüche, vom Dichter gewissermaßen epigrammatisch in Verse eingefangen, und gewisse andere hervorstechende Kraftstellen, die Allen angeflogen, und sogleich, wenn auch nicht überall wörtlich, haften geblieben waren:

»In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne« —
»Die Uhr schlägt keinem Glücklichen« —
»Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären« —

*) Vohs, nicht Voß, wie Fr. v. W. drucken lassen. Auch war es nicht, wie sie behauptet, Dem. Jagemann, welcher die Rolle der Thekla zuertheilt war, sondern die Gattin jenes Schauspielers. Da diese Weimar nicht lange darauf verließ, mag später die Thekla der Dem. J. zugetheilt worden seyn.

»Wofür mich Einer kauft, das muß ich seyn« —
»Der Weg der Ordnung, ging' er auch durch Krümmen:
Er ist kein Umweg« — *)

Solche Sprüche nun, solche Stellen; dann, dem Inhalte nach, des Kürassiers Betrachtung des kriegerischen, Maxens Schilderung des friedlichen Lebens, und vieles, vieles Andere: dieß wiederholten sie sich, so weit es dem Einen oder dem Andern geblieben war; sie tauschten es gegenseitig aus, sie berichtigten es sich gegenseitig; und nun frisch, aber immer mit Ernst, darüber her: »Was heißt das? was will das? Schön ists; aber ists auch wahr? ists nur aus der Seele dessen, der es dort spricht, oder gilt es überhaupt? gilts auch für mich? was lehrt es mich? wohin drängt es mich? was kann ich, was soll ich damit machen?« Daran geknüpft, was der Eine aus eigener Lebenserfahrung dafür oder dagegen hatte: der Andere anders zu sehen glaubte.. Ja — nein; hinüber — herüber: unter Einschränkung — nein, unter keiner: und so fort, die Einen bis an die Wohnung, und da noch lange stehen geblieben und fortbedacht und forterwogen, die Andern in Gasthäusern desgleichen. Und, so wahr ich ehrlich bin, am frühen Morgen der erste Mensch, der in mein Zimmer tritt, der Barbier — fängt der doch wieder vom Wallenstein an, und zwar mit nichts Geringerm, als mit der, sehr bescheiden und ernstlich vorgebrachten Bitte, ich möchte ihm seine Zweifel lösen über einen Punkt, worüber er viel gehört habe, ohne ins Klare kommen zu können; über den nämlich, ob der Octavio eigentlich ein schlimmer Mensch zu nennen sey oder nicht; wo nun der junge Mann so vieles Specielle und meist Verständige mit so vielem Antheil für und wider vorbringt, daß gar nicht zu verkennen ist, der Gegenstand war von ihm und seinen Genossen nach bestem Vermögen discutirt worden —— Du lachst? Ich auch; aber sage: Kannst du dir's anders denken, als daß jeder von diesen aus den Theater-Vorstellungen, neben der allgemeinen Belebung und Erhebung, und was sich aus diesen für ihn auch an Genuß im Besondern ergeben haben mochte, noch etwas ganz Bestimmtes hinwegnahm, womit erkennbar sein Inneres bereichert, was, vorher ihm fremd, nun wirklich sein Eigenthum ward, was wirklich — ob viel, ob wenig: das messe, der den Maßstab für Geister hat — was wirklich, sag ich, ihn geistig förderte, ihn weiter brachte in Einsicht, in Urtheil, in seinen Maximen fürs Handeln, und das, wie am Ende Alles, was sich der Geist einmal wahrhaft zu eigen gemacht, nie gänzlich wieder in Nichts versinken konnte?

*) Der Verf. führt mehrere solcher herrlichen Sprüche an.

Ich frage dich, kannst du dir's anders denken? — So weit unser Autor; das Uebrige möge man bey ihm selbst nachsehen: aber auch, worauf hernach er dieses Alles anwendet, zu Verstand und Herzen nehmen Ohne dieß: was hilft alles Schreiben und Lesen der ganzen Welt?

Der Satz: »Der Mad.-Wolf« — S. 184, enthält fast so viele Irrungen, als Behauptungen. Da sie aber nur Theater-Angelegenheiten betreffen, so wollen wir mit ihrer Berichtigung den Raum nicht versplittern. Ein Einziges sey erwähnt, da es etwas weiter umgreift. Nicht Sch. war es, der in Madame Wolf das große tragische Talent entdeckte, sondern Goethe, und zwar beträchtlich früher, als sie noch Demoiselle Malcolmi hieß, und nur in kleinen Rollen des Lustspiels und in Hülfsrollen der Oper auftrat, ja selbst in diesen vom Publikum keineswegs gern gesehen wurde. Goethe, überhaupt in Ahnung vorzüglicher, noch verborgener Talente irgend einer Art mit wahrer Divinationsgabe ausgerüstet — wovon wir viele, zum Theil auffallende Beyspiele, und keineswegs bloß an Schauspielern, als Beweise anführen könnten: Goethe ließ schweigend die junge Person und auch das Publikum gewähren, damit sie sich erst erwürbe, was eine günstige Erscheinung auf der Bühne im Allgemeinen verlangt, und darin sicher würde; dann hieß er ihr seine Iphigenia in der Stille einlernen, erläuterte sie ihr, übte die Rolle ihr auf dem Zimmer ein, und ließ nun mit Eins sie in ihr auftreten, erst zum wahren Schrecken des Publikums, und dann (die Vorstellung war noch nicht halb zu Ende) zu seiner Bewunderung und lauten Freude. Fast eben so war es und fast eben so machte er's mit ihrem nachherigen Gatten, dem trefflichen Wolf. Sch., überhaupt weit mehr im Ideellen lebend, war für all dergleichen Höchstreelles im Theaterwesen früher gar nicht, und selbst später bey mehr Erfahrung wenig geeignet. Er wußte das auch, hat es nie geläugnet, und selbst in seinen eigenen Dichtungen es, nach Besprechung, gern Goethe'n überlassen. Sagte er dem Verfasser dieser Anzeige doch selbst einmal: Um den Theater-Effect von Wallensteins Lager war ich besorgt. Als ich dann aber sahe, wie es Goethe angeordnet, vor Augen gestellt und herausgeputzt hatte: da war alle Sorge hinweg. Es ist nicht Weniges in diesem Stück vor mir selbst lebendiger geworden, als da ichs dichtete. Bey einer einzigen Gelegenheit, so viel wir wissen, bestand Sch. in solcher Angelegenheit auf seiner Idee: und eben da fiel weder die Sache selbst, noch der Theater-Effect sonderlich aus. Es war, als er den Makbeth bearbeitet, und den volksmäßigen

Hexen gräcisirende, durch große Männer dargestellte Schicksalsgöttinnen substituirt hatte.

Desto mehr müssen wir aus eigener Kenntniß und Erfahrung bestätigen, was Frau v. W. darauffolgend von dem Verhältniß des trefflichen Herzogs zu seinen Dichtern eben so fein als wahr äußert. Sie bezieht es bloß auf Sch., wie es hier der Ort war, aber wir nehmen kein Bedenken, hinzuzusetzen: Es war — in späterer Zeit nämlich — mit Goethe nicht viel anders; und wie er, der mit vollgehaltigen Kräften im Realen lebende Fürst und Weltmann, gern scherzend und neckend z. B. über Sch's Johanna von Orleans loszog, so machte er's auch gern mit Goethe's späteren Dichtungen — allerdings, ohne darum die Dichter im Geringsten stören zu wollen. Ob in Hinsicht auf Sch. »die Stimme Deutschlands, die für Sch. entschieden,« viel über den höchst selbstständigen Fürsten vermocht, lassen wir dahingestellt seyn, und glauben Grund zu haben, es zu bezweifeln. Was bald darauf von Sch's Verhältnissen zu den andern angeführten, sehr bedeutenden Personen gesagt wird, müssen wir gleichfalls vollkommen bestätigen, und wünschten nur, daß Frau v. W., wo sie von der, der Erde so früh entrissenen Prinzessin Caroline spricht, sich durch ihre, allerdings höchst gerechte Hochachtung und Liebe nicht hätte zu so allgemeinen, dem nicht näher Unterrichteten leicht als redensartlich erscheinenden Lobpreisungen hinreißen lassen. — Die von S 204 bis 223 mitgetheilten Blätter bilden eine nicht nur an sich schöne und meistens gehaltvolle Episode, sondern stellen uns auch Sch.'n, wie er in geschäftsfreyen Stunden unter den Seinigen lebte und webte — und eben in dieser, seiner vielleicht menschlich-schönsten Zeit — sehr anziehend und oft rührend dar. Ein geistvolles, schon damals ungemein gebildetes Mädchen nämlich, eine Verwandte (es war Christina von Wurmb), lebte im Jahre 1801 in der Familie. Sch gewann sie lieb, und unterhielt sich gern mit ihr über bedeutende Menschen, Schriften, Lebensereignisse etc. Sie aber, wie das kaum anders geschehen konnte, war ihm in Verehrung und dankbarer Liebe fast bis zur Vergötterung ergeben, so daß sie auch im Geheim über das für sie Wichtigste und Schönste, was er auf solche Veranlassungen geäußert, förmlich Tagebuch hielt. Aus diesem Tagebuche nun sind jene Blätter genommen. Einige der kürzesten mögen hier wiederholet werden. S. 206. (Als ich erzählte, wie sehr man eine Geschichte von der J. verschlimmert hätte.) Es ist unglaublich schwer, und beynahe möchte ich sagen ganz unmöglich, etwas Gesehenes oder Gehörtes ganz und gerade so wieder zu geben, wie man es gesehen oder gehört hat. Mit der

schönsten, reinsten Wahrheitsliebe überlassen wir uns öfters, ohne es zu ahnen, unserm eigenen Gefühle. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht gibt nicht selten unsern Worten einen ganz andern Sinn. S. 207. (Als ich mit ihm aus der Komödie ging.) Wenn man dreyßig Schauspiele sähe, und man fragte sich bey jeder vollendeten Vorstellung: was hat der Dichter damit sagen wollen? was war seine Absicht, sein Zweck? was war Gutes oder Schlechtes daran? wie hat er dieses oder jenes gehalten? rc., wenn man sich so von jeder Scene Rechenschaft gäbe: so wäre es keine Frage, daß man am Ende das ein und dreyßigste selbst verfertigen könnte. Und zu was für einem hohen Grade von Vollkommenheit könnte der Mensch gelangen, wenn er es mit Allem, was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, eben so machte! S. 208 (Als ich ihm Kaffee einschenkte.) Billigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Person hangen, so flößt ihnen alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein; und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert. S. 215: Der Mensch sollte sich gewöhnen, und es sich zum festen Gesetze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne — wär' es auch nur eine Viertelstunde — seine ganze Seelenkraft zu üben, und sie auf einen einzigen Punkt zu richten.

Dem Wenigen, was über die Entstehung der Braut von Messina geäußert worden ist, fügen wir, aus Sch's persönlichen Mittheilungen, Einiges bey. Der Gedanke, einen Versuch zu machen, ob sich in die höhere Tragödie der Chor mit Erfolg zurückführen lasse, war Sch.'n schon früher gekommen, von ihm gehegt und hin und her gewendet, dann, erst in der Stille, hernach auch in Gesprächen mit Goethe, weiter ausgebildet worden. Daß der neue Chor kein dem Alterthum nachgeahmter seyn, daß von diesem fast nur die Grund-Idee einer Vermittlung zwischen den Handelnden und dem Publikum, eines Spiegels der rechten Wirkung der Worte und Thaten der Handelnden auf die Gemüther der Hörenden und Schauenden, in den Chor der Neuern aufgenommen werden dürfe, er aber übrigens ein anderer werden müsse, davon überzeugte sich Sch. bald. Nicht so bald aber davon, daß es am rathsamsten sey, ihn so zu fassen und anzuordnen, wie er hernach that. Als er endlich auch hierüber mit sich einig war, zeigte sich eine neue Schwierigkeit, und diese war um so größer, da, sie zu besiegen, nicht vom Dichter allein abhing. Sollte der Chor — nämlich, wo er nicht durch den Choriphäus bloß repräsentirt wird, sondern,

so zu sagen, Tutti hervortritt, und gewissermaßen Zwischenakte bildet: sollte er da gesungen werden oder nicht gesungen? Wenn gesungen: wie das, um auch in jedem Worte verstanden zu werden? Wie bey den Alten! Ja; aber wie sangen denn die Alten? Wenn nicht gesungen: wie von dem Dialog genugsam unterschieden? wie bedeutsam genug hervorgehoben? vielleicht nach der Musik gesprochen? oder doch zu und mit ihr? wie das aber ins Werk richten? woher den Musiker nehmen, der in gänzlicher Uebereinstimmung mit dem Dichter es ausführte, ja wohl nur es faßte und anzugreifen wüßte? Vorfragen bey Einigen dieser Herren erhoben den Zweifel zum Verzweifeln. Man war freylich nicht eben an sonderliche Musikhelden gerathen: Sch.'n aber und Goethe'n, obschon der Tonkunst mit Achtung und Liebe zugethan, war alles — wenigstens alles höhere Praktische in dieser Kunst fremd. Da um dieselbe Zeit Voß sich von Eutin nach Jena begab, der von diesem Letztern mehr verstehen — sollte oder wollte, ward er zu Rathe gezogen: es kam aber auch nicht mehr heraus, als wofür man sich schon vorher, als für einen Nothfall, ziemlich entschieden hatte, und wobey es hernach auch blieb: den Chor ohne Weiteres sprechen, nur aber gewisse kurze, höchst nachdrückliche Stellen von Allen vereint wiederholen zu lassen. — Als endlich Sch. mit sich über alles im Reinen, zur Ausarbeitung des Werks kam — Plan und Gang des Stücks waren schon geraume Zeit niedergeschrieben — arbeitete er, obgleich schon anhaltend kränklich, mit brennendem Eifer, fast gewaltsamer Aufbietung aller Kraft, angestrengtestem Fleiße, und ließ durchaus nicht ab, bis er, beynahe bloß in den Nächten, das Ganze, wie wir es nun besitzen, vollendet hatte. Wer könnte dieß ohne Bewunderung und gerührten Dank vernehmen? Wahrlich, er setzte, wie Goethe sagt, das Leben selbst an dieses Bild des Lebens! Aber Spuren von alle den hier angeführten Umständen, unter welchen das Stück ausgeboren worden, finden sich in ihm, meinen wir. — Von den, zum Theil wahrhaft erbärmlichen Erfahrungen, die Sch. hernach, als er das Manuscript versandt, an gewissen Directionen machen mußte, könnten wir Vieles erzählen: es ist aber theils gar zu jämmerlich, theils niederschlagend, und Sch. stand jetzt viel zu hoch und viel zu fest, als daß er sie, diese Erfahrungen, nicht gelassen hätte hinnehmen oder sich dadurch nur im Geringsten in seiner Thätigkeit, auch für das Theater und sonach selbst für jene armseligen Directoren, hätte stören lassen. Freude an seinem Werke empfing er nur von Weimar aus, und zwar an der Vorstellung wie an der Wirkung daselbst. Als man sich an

andern Orten drein zu finden, und es ihm zu verdanken begann: da ruhete er schon im Grabe.

Im fünften Abschnitt wird zunächst der großen Veränderung gedacht, die in Sch., was seine Ansichten von Kunst und Kritik betraf, um diese Zeit zu Stande gekommen war. Fragmente aus seinen Briefen, die hier eingerückt werden, machen sie uns deutlich. So schreibt er S. 231: »Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bey der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen: aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst.« — — »Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Produkt gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bey der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird« ꝛc. Noch stärker, besonders in Hinsicht auf Kritik, drückt sich Sch. hierüber aus in zwey früher gedruckten, aber, wie es scheint, der Frau v. W. unbekannt gebliebenen, trefflichen Briefen: der eine an Schütz, den Herausgeber der allgem. Literaturzeitung, auf Veranlassung der in dieser erschienenen sonderbaren Recension der Johanna von Orleans; der zweyte an Rochlitz, auf Veranlassung einer zweyten, so zu sagen, menschlichern, über dasselbe Werk in der Leipziger Literaturzeitung. Uns hat es immer scheinen wollen, neben den eigenen Erfahrungen, deren Sch. in der vorhin angeführten Stelle gedenkt, habe jene große Veränderung besonders bewirkt der nun schon geraume Zeit fortdauernde vertraute Verkehr mit Goethe — dessen Ansichten im

Grunde immer dieselben gewesen sind, zu welchen sich Sch. nun hinwendete; und daß eben das non plus ultra jener ersten speculativen Recension, die, und nicht wenige Bogen hindurch, sich so grausam hoch verfliegt, daß sie das Werk, wie es ist, gar nicht mehr erkennen kann, und seiner darum fast gänzlich vergißt — daß diese und einige ihr einigermaßen ähnliche, zu gleicher Zeit erschienene Schriften Sch.'s frühern Ansichten und Ueberzeugungen gleichsam den letzten Stoß gaben, und die neuen, nicht mehr verdeckt, nun klar und erfrischend hervorquellen ließen. In einem Gespräche hierüber mit dem Verfasser dieser Anzeige, wo letzter ihm Einiges aus seinen (Sch.'s) eigenen kunstphilosophischen Schriften entgegensetzte, wollte er — sonst ganz gegen seine Gewohnheit — sich nicht ausführlich einlassen, sondern äußerte sich darüber mit Freundlichkeit: Lassen wir sie. Ich habe mich ihrer nicht zu schämen. Sie mögen bleiben, so lange sie können, und eine Stufe auf meinem Bildungswege bezeichnen. An sie müssen wir alle: aber auch drüber hinweg.

Dem Wenigen, was S. 236 von der Entstehung des Tell gesagt wird, wollen wir nur Folgendes beyfügen. Sch. hatte schon früher den Gedanken gefaßt, einen Tell zu dichten, und, wie er pflegte, bevor er an die Ausarbeitung ging, Vieles darüber gelesen, gesonnen, Einiges, erinnern wir uns recht, auch schon niedergeschrieben. Er gab aber den Gedanken auf, weil er an historischem Stoff für ein ganzes, großes Schauspiel zu wenig vorfand, und Vieles hinzuzudichten, eben bey diesem vortrefflichen Gegenstande, als ein Vergehen gegen ihn selbst empfand. Es sollte nämlich damals der Tell ganz eigentlich der Held des Ganzen, und dieß die Verherrlichung desselben werden. Jetzt, im Jahre 1804, da der Gedanke in ihm neu erwachte, faßte er ihn höher und erweiterter auf, — wie wir ihn nun von ihm ausgeführt besitzen; nämlich, als die Darstellung der Befreyung der Schweiz, worin der Tell nur die hervorstechendste Figur, obschon für die Entscheidung mehr die veranlassende, als die bewirkende Ursache ward. Und als dieser Gedanke erst fest und lebendig in Sch. stand, so vollführte er, seiner Körperschwäche ungeachtet, die Ausführung desselben zum Bewundern schnell.

Die, wenn auch nicht durchgängig wichtigen, doch durchgängig anziehenden Schilderungen der nächstfolgenden Zeit übergehen wir, und setzen bey Gelegenheit der Festlichkeiten, womit man Sch. in Berlin möglichst ausgezeichnet, das Einzige hinzu, daß er nach seiner Zurückkunft, als über das Theater gesprochen wurde, sich ausdrückte: Sie haben mich auch sehen

lassen — nicht sowohl die Johanna mit dem Krönungszuge, als den Krönungszug mit der Johanna.

Die Darstellung der letzten Lebenszeit Sch.'s und seines Endes, mit allen Umständen Beyder, ist sehr schön, und ist es um so mehr, da sie so einfach ist.

Der sechste Abschnitt theilt uns mancherley Allgemeineres mit über Sch.'s Charakter, Persönlichkeit, Gewohnheiten u. dgl. Wir finden auch dieß mit Geist und Sinn aufgefaßt, vollkommen der Wahrheit gemäß, durchgängig anziehend, und, da eben von einem Sch. gehandelt wird, auch bedeutsam und großentheils merkwürdig.

Wir glauben unsere Anzeige nicht besser beschließen zu können, als mit den eben so wahren als schönen Worten der Frau v. W. S. 305: »Sch.'s Leben fiel in die Umgestaltung Europa's; in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsre bis dahin ruhige Heimat in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreyzehn erlebt: wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!« v. L.

Art. IV.

1) *Platonis Dialogos selectos*, recensuit et commentariis in usum scholarum instruxit *Godofredus Stallbaum*. Volumen I Sect. III. continens *Symposium* (Vol. XI. Sect III der Bibliotheca Graeca). Gothae et Erfordiae sumptibus Guil. Hennings. 1827. gr. 8. 164 S.

2) ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. Platon's Gastmahl. Ein Dialog. Hin und wieder verbessert und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *Friedrich August Wolf*. Neue, nach den vorhandenen Hülfsmitteln durchgängig verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey E. B. Schwickert. 1828. gr. 8. LXXIV u. 136 S.

3) ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. *Platonis Convivium*. Recensuit, illustravit *K. J. Rückert*. Lipsiae sumptibus C. H. F. Hartmanni. 1829. gr. 8. Praefatio XII S. Text und de Platonis Convivio Expositio uberior 336 S.

Das ist ja ein wahres ἀντισυμποσιάζειν, wird man sagen, zumal wenn man sich erinnert, wie viele Arbeiten Anderer seit Wolfs erster Ausgabe (1782) bis in diese letzten Jahre über dieses Gastmahl erschienen sind. Referent müßte ein Buch schreiben, wollte er berichten und würdigen, was Bast, Thiersch,

Stolberg, Schleiermacher, Bekker, Reynders, Sommer, Dindorf und besonders der um dieses Platonische Werk so mannigfach verdiente Ast dafür gethan haben. Selbst über die vorliegenden drey Arbeiten will er zuvörderst nur im Allgemeinen seine unmaßgebliche Meinung sagen, dann eben so unmaßgeblich seine Wünsche und Ansichten hinsichtlich der Behandlung dieses Dialogs vortragen, einen Blick auf einige Betrachtungsarten desselben werfen, und endlich eine Anzahl schwieriger Stellen einer nochmaligen Epikrisis unterwerfen.

Was nun zuvörderst diese neueste Stallbaumische Ausgabe des Platonischen Gastmahls betrifft, so ist sie im eigentlichen Sinne zweckmäßig zu nennen. Der Herausgeber hat sich die Absicht, der sie dienen sollte, nicht allein deutlich gedacht, sondern sie auch im Laufe seiner Arbeit beständig so fest vor Augen gehabt, daß man an wenigen Stellen über das zu wenig oder zu viel billigerweise wird klagen können. Nöthige kritische Behandlung des Textes ohne Variantenschwall, gehörige Auswahl von Sprach- und Sachbemerkungen, mit ausgewählten Nachweisungen auf Schriften, worin ausführliche Erläuterungen zu finden sind — kurz Alles, was Studirende, die mit Plato Bekanntschaft machen wollen, wünschen können, findet man hier in fruchtbarer Kürze beysammen. Der Inhalt ist mit Wyttenbachs eigenen Worten angegeben, weil eine elegantere Darstellung ein vergeblicher Versuch gewesen wäre; wie denn Herr St. allenthalben das Bessere von Andern sich anzueignen und zweckdienlich zu verwenden versteht, ohne es doch an eigenen Erläuterungen grammatischer oder dialektischer Art fehlen zu lassen; so wie er denn auch gleich vorn herein die Ergebnisse der ihm bekannt gewordenen Untersuchungen über den Zweck und Geist dieser Schrift verständig benützt hat. Wenn man bey Auffassung der Gedanken des Philosophen Tiefsinn vermisset, und dagegen eine ängstliche Scheu vor dem, was man heut zu Tage, mystisch nennt, wahrnimmt, so wird man dieß nicht zu strenge nehmen müssen, mag nun Maß und Richtung des Geistes oder eine besorgliche pädagogische Klugheit die Schuld davon tragen. Hat der zur philosophischen Speculation von der Natur berufene Lehrling unter eines so wackern Führers Leitung seinen Plato philologisch verstehen gelernt, so wird er nachher von selbst sich seine Bahn brechen.

Bey Nr. 2 könnte man fragen und hat gefragt, ob denn auch jetzt noch bey dieser Fülle von neuen Bearbeitungen dieses Gastmahls eine Erneuerung dieser Jugendarbeit eines großen Kritikers zweckmäßig sey. Ref. möchte nicht so fragen, lobt vielmehr die Achtung, womit andere Nationen auch die unreiferen

Leistungen bedeutender Schriftsteller betrachten, und wiederholt erneuern. Freylich würde Wolf selbst, hätte er in späteren Jahren zu einer neuen Bearbeitung sich entschließen wollen, dieser seiner Ausgabe gewiß eine ganz andere Gestalt gegeben, und in philologischer Hinsicht sie vielleicht vollendet haben. Da dieß unterblieben, so verdient der ungenannte Herausgeber gewiß allen Dank, daß er mit so zarter Schonung des von Wolf Gegebenen, mit bescheidener Beseitigung einiger Unrichtigkeiten, und mit verständiger Auswahl des seitdem von Andern, vorzüglich von Stallbaum, dessen Text er auch größtentheils gefolgt ist, Geleisteten, eine für angehende Leser oder Freunde des Plato so gut eingerichtete Ausgabe hat besorgen wollen.

Nr. 3 ist — eine wunderliche Arbeit. Damit sollen ihr keineswegs ihre Verdienste abgesprochen werden, deren sie unläugbar mehrere hat. Zuvörderst ist hier zum ersten Male der von Bekker und Stallbaum gesammelte kritische Vorrath und mehrentheils zu einer neuen Recension des Textes ins Einzelne benutzt, sind außerdem noch die Raudnitzer und Zittauer Handschriften, deren Ausbeute jedoch gering ist, vom Verf. selbst verglichen, ist die Gestalt der gangbarsten Texte geprüft, sind die einzelnen kritischen Momente bey schwierigen Stellen abgewogen, die Attisch-Platonischen Formen in Worten und Redensarten hervorgehoben, und mit Beweisstellen belegt, und ist endlich eine große Zahl von Sprachbemerkungen in den Noten niedergelegt worden — aber dies Alles mehrentheils auf eine so umständliche und ermüdende Weise, daß man sich nicht mehr in den heiteren Hallen der Akademie, sondern in einem dunkeln und bestäubten Schulzimmer zu befinden glaubt. — Was soll man aber von der Behandlung der Sachen urtheilen? Der Herr Herausgeber hatte die löbliche Absicht, dieses Platonische Werk von allen Seiten zu erläutern; und es ist nicht zu verkennen, wie sehr er bemüht ist, auch den Gedankengang und den Faden dieser Gespräche allenthalben nachzuweisen. Wer wollte auch längnen, daß im Einzelnen auch hier manches Verdienstliche geleistet worden. Wie wäre es aber möglich, zur klaren Erkenntniß und richtigen Würdigung der einzelnen Reden und Sätze zu gelangen, wenn man über das Ganze im Dunkeln geblieben, oder vielmehr wenn man sich, wie dieser Erklärer, durch Irrlichter von der rechten Bahn auf Abwege hat verlocken lassen? Zwey große Irrthümer haben ihn dem natürlichen Boden entrückt, von welchem aus das Platonische Gastmahl zu betrachten ist. Einmal vermeint er, weil, wie nicht zu längnen, in Agathons Rede Anspielungen auf die Redemanier des Gorgias vorkommen — so müsse nun auch den übrigen Vorträgen eine Ironie

auf andere berühmte Philosophen und Sophisten zum Grunde liegen. Dem zufolge muß also Phädrus in seiner Rede den Tisias darstellen, Pausanias den Xenophon, Eryximachus den Hippias, Aristophanes den Prodikus u s. w. — Annahmen, die schon von einem andern Rec.'n in ihrer Nichtigkeit bloßgestellt worden, und daher vom Ref.'n hier mit Stillschweigen übergangen werden. Bey einem so gänzlichen Verkennen des Zwecks und Geistes dieser Vorträge wird sich niemand wundern, — wenn nun diesem Ausleger auch der eigentliche Mittel- und Gipfelpunkt des ganzen Werks völlig entgangen ist; indem er nichts davon weiß, oder vielmehr nach seiner beschränkten Ansicht von der Liebe (man lese z. B. de Platonis Convivio Expositio uberior, p. 296 sqq) auch nichts davon ahnet, daß der Liebe Einigung und Heiligung im Guten (in Gott), wie sie im Vortrage des Sokrates gewiesen wird, dieses unsterblichen Werkes Ende und Ziel ist, und wie die Reden und Erzählungen des Alcibiades als eine nothwendige Lösung des Zweifels angefügt sind, ob denn auch dem sterblichen Menschen zu einer solchen Einigung und Heiligung zu gelangen möglich, indem hier an dem Beyspiele des Sokrates gezeigt wird, daß dieser Weise wirklich und wahrhaftig dazu gelangt sey.

So viel im Allgemeinen über diese drey Ausgaben des Platonischen Gastmahls. Proben der Behandlungsart im Einzelnen werden im Verfolg vorkommen, wo wir über einige Stellen zu sprechen uns vorgenommen haben. — Was nun die Grundsätze der Auslegung eines solchen Werkes betrifft, so versteht es sich von selbst, daß die Erklärung von innen heraus die Hauptsache ist, d. h. daß dieses Buch aus wiederholtem Studium desselben, so wie aller übrigen Schriften des Plato, aus der hierdurch gewonnenen selbstständigen Erkenntniß dieses Philosophen, so wie er sich selbst gibt, aus der inneren Natur seiner Denk- und Schreibart vor allen Dingen erklärt werden soll. Nach diesem Verfahren hat neuerlich Herr von Heusde im ersten Theile seiner Initia Philosophiae Platonicae, Trajecti ad Rhen. 1827, einzig aus den Dialogen des Plato selbst, insbesondere aus dem Phädrus und Gastmahl, eine lichtvolle Darstellung der Lehre vom Schönen oder von der Liebe gegeben; die künftigen Herausgeber des Symposium würden nicht zu entschuldigen seyn, wenn sie die Ergebnisse dieser Schrift für die Auslegung nicht benützen wollten. Den Herausgebern der vorliegenden drey Ausgaben ist sie unbekannt geblieben. — Jener erste Grundsatz schließt aber andere Forderungen keineswegs aus, und Ref. will hier nun aussprechen, was für das Platonische Gastmahl, seines Dafürhaltens, noch immer vermißt wird. Gewiß war es ein

dankenswerthes Bemühen, wenn besonders Ast und Reynders zu vielen Redensarten und Sätzen eine Anzahl von Stellen der alten Schriftsteller, worauf entweder Plato Rücksicht genommen, oder die aus ihm geschöpft sind, zusammengetragen haben. Aber sollte nicht zuvörderst auch nöthig seyn, eine vollgeordnete Reihe von Zeugnissen zusammenzustellen, woraus, so weit dieß möglich, die verschiedenen Betrachtungsarten ersichtlich wären, die jenes große Werk von Seiten der verschiedenen Philosophen und anderer Autoren des Alterthums, sodann der Kirchenlehrer und anderer Schriftsteller selbst durch das ganze Mittelalter, ferner der neuern Humanisten, Kunstlehrer und Philosophen erfahren hat? Ein solches Werk mußte auf jedes Zeitalter wirken, alle Geister in Bewegung setzen. Sollte es nun nicht nöthig, sollte es nicht besonders auch zur Charakteristik der Zeitalter und des verschiedenen Zeitgeistes dienlich seyn, nun auch zu sehen, von welchen Seiten die verschiedenen Schulen und die merkwürdigsten Personen dieses eben so tiefsinnige als vielseitige, aber eben darum auch vieldeutige, und, bey der ungeheuern Kluft zwischen den antiken und den modernen Sitten, so leicht zu mißdeutende Buch aufgefaßt und angesehen haben?

Zweytens: Es ist keine Rede in diesem reichhaltigen Werke, die nicht Lehrsätze der Physik, Metaphysik, Ethik, Politik und der Kunst enthielte oder doch berührte. Man denke nur an den einzigen Vortrag des Sokrates. Nun haben wir außer dürftigen Scholien, die mehrentheils nur Aeußerlichkeiten behandeln, über das Gastmahl nichts der Art, was wir über den Timäus, über den ersten Alcibiades, über den Parmenides und über einen Theil der Republik besitzen — griechische Commentare aus der Lebenszeit, wenn auch der späteren, der alten Philosophie. Ist es unter diesen Umständen nicht ein Bedürfniß, zu wissen, aus welchen vorplatonischen Quellen einige dieser Lehrsätze geflossen, vorzüglich aber, wie und in welchem Geiste die vorigen Platoniker nicht nur, sondern auch die Peripatetiker und die Anhänger anderer Schulen; wie griechische und lateinische Väter, wie endlich auch die Scholastiker und die Meister der neuern Philosophie seit Wiederherstellung der Wissenschaften diese Lehrsätze genommen, ausgelegt, umgebildet und ins Gewand ihrer eigenen Denk- und Lehrart umgekleidet haben? Endlich bildete das philosophische Gastmahl eine eigene Gattung von Geisteswerken bey den Alten, ward ein Gegenstand der Rhetorik; und Kunstlehrer entlehnten aus den Musterwerken dieser Art Vorschriften und leitende Beyspiele. Für musterhafter hielten aber die besten Rhetoren keines, als eben dieses Platonische; und wetteifernd ward dieses heiterste und mit allen Gaben der Wohlredenheit ausgestattete Werk des

Plato von vielen nachfolgenden Schriftstellern, auch von solchen, die weder Plato's Lehren noch Philosophie im höheren und strengeren Sinn überhaupt beachteten, gelesen und wieder gelesen, und in Wortformen, Wortstellungen, Redensarten und Wendungen nachgeahmt. Nun ist es aber eben so angenehm als belehrend, solche Stellen gehörigen Orts den Platonischen unterzusetzen, und damit die anschauliche Wahrnehmung zu begründen, daß dieses Gastmahl auch eine Fundgrube für diejenigen geworden, die sich der attischen Wohlredenheit beflissen, und zu sehen, wie diese Schriftsteller in ihrer Sprache platonisirt, oder ihre Gedanken mit platonischen Farben kolorirt haben. Denn so wie die tiefsinnigsten Platoniker, einzig auf weitere Begründung und Ausführung der Lehre bedacht, sich ihre eigene Sprache geschaffen, so haben diese rhetorisirenden Atticisten vor allen Dingen in Plato's Sprache zu sprechen und zu schreiben getrachtet. — Ich weiß zwar wohl, daß neuerlich eine Meinung sich geltend machen will, als seyen solche Parallelen und Nachweisungen fremdartige Zuthaten, und für das Verständniß der Texte selbst störend. — Aber ich weiß auch was Ruhnkenius in der Vorrede zum Platonischen Lexikon des Timäus gesagt, und wie er durch sein in den Anmerkungen zu demselben gegebenes Muster die gründliche Erkenntniß des Plato gefördert, und was eine Bearbeitung, wie die Wyttenbachische des Phädon, den Freunden alter Literatur und Philosophie genützt hat. Und es ist hier ja nicht von dem die Rede, was die Bedürfnisse der Schüler fordern, eben so wenig als von dem unfröhlichen Anhäufen einer Menge von Gleichstellen, die nicht organisch geordnet zur bloßen Schaustellung der Belesenheit dienen. — Aber daß selbst für den Text des vielbearbeiteten Platonischen Gastmahls aus der Vergleichung späterer Schriftsteller bey weitem noch nicht Alles geleistet worden, läßt sich erweisen, und ein und anderer Beleg dazu wird sich weiter unten bey Untersuchung einiger Stellen ergeben.

Jene Originalfarbe der Platonischen Sprache, welche in diesen Nachahmungen wie in tausend und abertausend Reflexen widerscheint, ist von den Kunstlehrern jedes Zeitalters betrachtet und bewundert worden. Es war einmal jener sanfte, geräuschlose Strom der schmeidig wie Oel dahinfließenden Rede verbunden mit Großartigkeit in Gedanken und Ausdruck (Longin. de Sublim. XIII. p. 50 Weiske: *"Οτι μέντοι ὁ Πλάτων τοιούτῳ τινὶ χεύματι ἀψοφητὶ ῥέων οὐδὲν ἧττον μεγεθύνεται κ. τ. λ.* mit Ruhnkens Note). — Das waren jene clarissima verborum lumina, weßwegen sein Vortrag mehreren Alten schon mehr wie ein Gedicht vorkam, als selbst die Sprache der Komiker (Cic. Orator. XX. 69),

und weßwegen ihn ein Anderer mit den durch göttliche Eingebung begeisterten Sehern vergleicht, nichts destoweniger aber den ächt attischen Geschmack ihm beygelegt wissen will (Quintilian XII. 10. 24, p. 624 Spalding: Quem (Platonem) num Asianum appellabimus, plerumque instinctis divino spiritu vatibus comparandum? — Quid est igitur, cur in iis demum, qui tenui venula per calculos fluunt, Atticum saporem putent? ibi demum thymum redolere dicant?) Weßwegen ihm denn auch eine göttliche und homerische Gabe der Rede beygelegt, und von ihm gesagt wird, er habe aus dem homerischen Flusse unzählig Vieles in sie herübergeleitet (Quintil. X 1, 81, p. 66. Longin. XIII. 3, p. 54). Selbst die Redeglieder schwebten zuweilen in der Mitte zwischen den Maßen der Verse und dem Numerus der Prosa (Demetrius de Elocut. §. 186). Dahin gehören auch Plato's lebendige Allegorien selbst in den einzelnen Ausdrücken, Allegorien, die überfeinen Theoretikern zuweilen kühn und gefährlich (Demetr. de Elocut. §. 80), zuweilen selbst tadelhaft scheinen wollten; wie dem Dionysius (s. Dionys. Halic. de admir. vi Demosth. XXVIII. p. 1041 Reisk.), welcher Kunstrichter überhaupt ungerecht gegen diesen großen Philosophen ist (s. Wyttenbach ad Plutarch de educat. pueror. p. 82. Eben deßwegen kann ich auch, gelegentlich bemerkt, außer anderen Gründen, nicht glauben, daß die des Longinus Namen tragende Schrift vom Erhabenen den Dionysius zum Verfasser habe). Mit jener Großartigkeit Platonischer Sprache, die man des Jupiter nicht unwürdig fand, war aber eine lautere Unschuld und kindliche Naivetät vermählt — Eigenschaften, welche allemal in ihrem Vereine das untrügliche Zeichen großer Männer sind. Denn was man auch von der Sorgfalt sagen möchte und gesagt hat, die Plato auf seine Composition verwendet, seine Unschuld der Rede (τὸ ἄκακον τῆς ἑρμηνείας) kann durch bloßes Studium nicht gewonnen werden. Davon gibt selbst die griechische Sprache Zeugniß, wenn sie eine solche Rede und Schreibart unzubereitet, ungekünstelt (ἀκατάσκευον, Dionys. Hal. Judic. Isaei § 7. Ernesti Lex. Technol. Gr. Rhetor. p. 9), nennet, und mit dem Einfachen und Schlichten (ἁπλοῦν, ἀφελές) zusammenstellt. Schlichte Gedanken und Ausdrücke sind die reinen, die der Rede eine Zierde verleihen, aber, wie der ungesuchte, in Ordnung und Reinlichkeit bestehende Schmuck edler Frauen, gründen sie sich auf die Eigenthümlichkeit und Angemessenheit der gewählten Worte und Sätze (Hermogenes de Formis II. 3, p. 387 Laurent. Quintilian. VIII. 3, 87). In diesem Sinne ist die Naivetät und Einfalt des göttlichen Plato zu nehmen, und wenn bey einem glücklich organisirten Volke, wie die Griechen

waren, alles im Einklange ist, so dürfen wir wohl an die Werke erinnern, worin ihre bildende Kunst zuerst die Vollendung erreicht hatte. Haben nicht jene Bildsäulen vom Parthenon, so wie einige andere Sculpturen gleichen Styles, bey allem Großartigen eine gewisse kindliche Anmuth, eine primitive Naivetät, welche uns empfinden läßt, daß Phidias und seine Zeitgenossen der Natur näher standen, als alle nachfolgenden, wenn auch noch so großen Bildner, welche letztere gerade deßwegen, weil sie ferner von ihr waren, jene jugendliche Grazie ihren Werken eben so wenig zu verleihen im Stande waren, als die fleißigsten Nachbildner des platonischen Styls jene originelle Natürlichkeit des Plato sich zu geben vermochten. — Wie nun in seinem herrlichen Gastmahle sich alle jene übrigen Eigenschaften seines Denkens und Redens kund geben, so ist namentlich auch jene edle Einfachheit (ἀφέλεια) diesem Werke vorzüglich eigen — und zwar in Sachen, wie in Gedanken und Worten: »Im Xenophontischen Gastmahl ist in diesem zwiefachen Betracht die Einfalt noch einfältiger. Denn Xenophon führte in seinem Symposium Flötenspielerinnen auf, und verschiedene Arten von Tänzen und Küsse, und scheuet sich nicht, viele dieser Dinge recht mit Liebe zu erzählen. Plato aber, wie er selber sagt, überlässet solche Personen den Weibern, und leitet das Natürliche der Vorgänge in seinem Gastmahle zu dem Ernsthaften und Ehrwürdigen hinüber« (ὁ δὲ Πλάτων ἐπὶ τὸ σεμνότερον ἄγει τὴν ἀφέλειαν τῶν πραγμάτων. Hermogen. de Formm. II. 12, p. 505).

Wie Plato und Xenophon, so hatte auch Aristoteles ein Symposium und Bücher der Liebe geschrieben (Diogen. Laert. V. 22 et 25). Der Untergang dieser Werke beraubt uns der Möglichkeit, sie gleichfalls mit dem Platonischen Gastmahle zu vergleichen, und auszumitteln, wie weit auch hierin der Schüler hinter dem Meister zurückgeblieben, und ob auch hier das Urtheil sich bewahrheitete, daß Plato, der Adler auf lichten Höhen, dem auf ebenem Boden wandelnden Aristoteles niemals erreichbar sey (Atticus ap. Euseb. Praep. Ev. XV. p. 795 A.). — Aber eine zu Xenophons Gunsten ausfallende Vergleichung des Platonischen Gastmahls mit dem des ersteren von einem alexandrinischen Schriftsteller ist höchst interessant und belehrend. »Ein jegliches von beyden Symposien (sagt nämlich der Jude Philo de vita contemplat Tom. II. p. 480 Mang.) hat zwar seine Freuden. Menschlicher ist jedoch das des Xenophon. Denn Flötenspielerinnen und Tänzer, Gaukler und Lustigmacher thun sich zwar hier auf ihre Scherze und Spottreden nicht wenig zu gut; und andere Dinge sind hierin den hei-

teren Erholungen gewidmet. Das des Plato hingegen hat es fast ganz mit der Liebe zu thun, aber nicht mit der Liebe von Männern, die um der Frauen willen, oder von Frauen, die allein der Männer wegen rasen. Denn solche Begierden werden nach dem Gesetze der Natur befriedigt; — sondern von Männern gegen Männer, von denen sie nur dem Alter nach verschieden sind. Denn wenn es den Anschein hat, daß hier auf geistreiche Weise von der himmlischen Liebe und Schönheitsgöttin gehandelt werde, so ist dieß nur um artiger und witziger Reden willen so nebenbey mit angebracht Den größesten Theil des Werks hat die gewöhnliche und gemeine Liebe eingenommen. Die Tapferkeit, jene dem Leben im Krieg und Frieden nützlichste Tugend, beseitigend, hat Plato ein weibisches Kränkeln für die Seelen zu Stande gebracht, und diejenigen zu Mannweibern gemacht, die er mit allen Bestrebungen zur Stärke hätte ausrüsten sollen.« So hat dieser Lobredner der therapeutischen Ascetik den Geist und Werth des Platonischen Gastmahls verkannt, und eben deßwegen verkennen müssen. In der That ist der Irrthum dieses alexandrinischen Ebräers in sofern zu entschuldigen, als er, unter ganz anderen Umgebungen geboren und erzogen, nun schon in einem Zeitalter lebte, das sich von den sittlichen Zuständen des freyen Griechenlandes bereits himmelweit entfernt hatte. Bietet doch selbst dem gebildetsten neueren Europäer jene Eigenheit dieses Werkes, das Streben nach dem ewig Schönen und Guten unter der Form der Männerliebe darzustellen, weil uns diese Erscheinung des griechischen Lebens und Philosophirens fremd geworden, Schwierigkeiten dar, die sich in den auffallendsten Mißverständnissen selbst der sprachgelehrtesten Erklärer noch alle Tage kund thun. — Aber nur ein Mann wie Philo, der überhaupt mehr den Plato äußerlich aufgefaßt, und seine Redensarten zu copiren sich bemühet hatte, konnte dieses Platonische Buch in solchem Grade verkennen, daß er in seiner Verblendung ganz übersah, was in Alcibiades Rede zum Lobe der Tapferkeit gesagt wird, und was noch ärger ist, daß er von diesem geistigen Gastmahle, worauf andere alte Schriftsteller den Ausspruch des athenischen Feldherrn Timotheus anwendeten: »Wer beym Plato gespeiset hat, befindet sich auch am folgenden Tage wohl« (*οἱ παρὰ Πλάτωνι δειπνήσαντες καὶ εἰσαύριον ἡδέως γίνονται.* Plutarch. Morall. p. 127. A. p. 686 A. B Aelian. V. H. II. 18. Athen. X. p. 419. D.), daß er vor einem solchen Mahle als einer Quelle von Seelenkrankheit warnen konnte. Andere Philosophen, die mit Plato's Lehre sich inniger vertraut gemacht hatten, nahmen zehn Dialogen an, worin die ganze Philosophie dieses Meisters begriffen sey (Jamblich. ap. Proclum in Platon.

Alcib. pr. VI. p. 11. ed. Francof.), und Franz Patricius, bemüht, diese zehn Gespräche auszumitteln, hat mit Recht das Gastmahl dazu gerechnet: »Et quoniam (sagt er in der Nova de Universis Philosophia, fol. 44. A.) a pulchritudine provenit amor, de amore omnis generis tractatio habetur in Symposio, et rhetorica ars in multis orationibus exercetur, sublimesque contemplationes ibi habentur, unus erit e *decem* (dialogis) hic quoque.« Das eigentliche Thema dieses Werks bezeichnet Proklus bündig und kräftig so: »Im Gastmahle erklärt sich Platon über die Einigung der Liebe (in Platonis Theologiam IV. pag. 9 init.: *Ἐν Συμποσίῳ δὲ (ἀπαγγέλλει Πλάτων) περὶ τῆς τοῦ ἔρωτος ἑνώσεως*), welche Bezeichnung derselbe Platoniker an einem andern Orte näher bestimmt: »Nämlich im Gastmahle leitet Sokrates die Liebe durch das Schöne auch zum Guten hinauf« (Procl. in Alcib. pr. C. p. 329: *Ἐπεὶ καὶ ὁ ἐν Συμποσίῳ Σωκράτης διὰ τοῦ καλοῦ τὸν ἔρωτα καὶ πρὸς τὸ ἀγαθὸν ἀνάγει*). Weßhalb auch römische Philosophen den Inhalt des Gastmahls als eine Abhandlung über die allgemeine Liebe angaben (Servius in Virg. Aeneid. VI. 444: — »*de amore generali:* sicut etiam Plato in Symposio tractat.«).

Auf diese Weise dürfen wir uns nicht wundern, wenn einerseits christliche Philosophen gleich im Beginne ihrer Literatur den Plato werthschäzten, und anderseits bis ins Mittelalter herab namentlich auch sein Gastmahl günstig aufnahmen. Es genüge hier zwey Zeugnisse dafür beyzufügen. »Nicht fremd sind sich Christi Lehren und die des Plato,« ist der Ausspruch Justinus des Märtyrers (*οὐκ ἀλλότριά ἐστι τὰ Πλάτωνος διδάγματα τοῦ Χριστοῦ*, par. 51 ed. Paris.), und Johannes von Salisbury erklärt sich über das Symposium unseres Philosophen in folgenden Worten: »Ita in omni genere vitae praecipueque in laetitia convivali omne, quod videtur absonum, in unam concordiam soni salva innocentia redigendum est. Sic Agathonis Convivium, quia Socrates, Phaedros, Pausanias et Herisimachos (sic; l. Eryximachos) habuit, verbum nullum nisi philosophicum sensit. At vero Alcinoi vel Didonis mensa, quasi solis apta deliciis, habuit haec Jopam, illa Polyphemum (sic; l. Phemium) cithara canentes. Policrat. cap. 9. p. 380). Wie aber am Ende dieses Zeitalters, als die Quellen griechischer Literatur zuerst in Italien wieder eröffnet wurden, jene Platonischen Humanisten die Lehren unseres Philosophen ergriffen, wie sie sein Andenken in Florenz jährlich begingen, und wie namentlich einst neun von ihnen, in der Musenzahl versammelt, sich über das Gastmahl dessen unterhielten, den sie als

ihren gemeinsamen Meister verehrten, ist ein redender Beweis, welch ein einiges Band sich in christlichen Vereinen zwischen der edelsten Bildung der Gelehrten und der Philosophie des Plato geschlungen. Es ist bekannt, daß diese Gespräche Florentinischer Platoniker einem von ihnen, dem Arzte Marsilio Ficino, der den Plato seinen Seelenarzt nannte (Marsilii Ficini Praefat. Librorum de Vita: »Galenus quidem corporum, Plato vero medicus animorum«), den Plan und auch einen Theil des Stoffes zu seinem Commentar über dieses Symposium lieferten, ein Werk, welches, bey allen Spuren, die es von jenem Zeitalter an sich trägt, in Geist und Gesinnung noch jetzt dem Freunde des Plato höchst erfreulich ist, damals aber von fruchtbarer Wirkung war, und auch schon früh in die toskanische Sprache übertragen ward. In jenem Commentar finden wir gleich im Eingang über den Zweck jener Vereine folgende Worte, die ich, der Probe wegen, italienisch hier beyfügen will: »Questo convito tenendo in se e i natali e i fatti d'anno di Platone hanno gli antichi Platonici fino alla età di Plotino e Porfirio ogn' anno rinovato. Doppo Porfirio fu tralasciato per anni mille e dugento. Ma ne' tempi nostri volendovelo rinovare il Magnifico Lorenzo de' Medici, fatto suo maestro di casa Francesco Bandini, con apparato regale a Careggio ricevè nove dottissimi Platonici, si facesse perfetto il numero delle Muse« (Il Commento di Marsilio Ficino sopra il Convito di Platone et esso Convito tradotti in lingua Toscana per Hercule Barbarasa da Terni — so lautet der Titel dieses seltenen Buchs mit dem Druckort und Jahr: in Venetia 1544) — Ja die Humanisten jener Zeit scheuten sich nicht, mit naiver Vermengung christlicher und heidnischer Dinge, von Plato's Auftreten als von einer göttlichen Sendung zu reden. So eröffnet der Florentiner Nandi ein Lobgedicht auf Plato und seinen Uebersetzer Ficino (in der editio princeps) mit folgenden Versen:

»Cum Deus aethereis hunc mittere vellet ab oris
Qui supero nobis a Jove dona daret;
Divinum celsa demittit ab arce Platona
Cui sacra tutelae Philosophia foret etc.«

Auch in den folgenden Jahrhunderten haben einige große Geister die Harmonie platonischer und christlicher Lehre in wichtigen Punkten anerkannt. Erasmus z. B. spielt oft auf Stellen des platonischen Symposium an, und in seinem Enchiridion militis Christiani gebraucht er ein in diesem Dialoge vorkommendes Gleichniß, um den Unterschied des buchstäblichen und des geistigen Sinnes der heiligen Schrift zu erläutern (Canon V,

p. 127): Maxime vero scripturae divinae, quae fere Silenis illis Alcibiadis similes sub tectorio sordido merum numen claudunt.« Ich setze zum Schlusse eine Stelle von Leibnitz hierher: »Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato (sagt jener Philosoph bey Gelegenheit von Huet's Werk von der Wahrheit der christlichen Religion), welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdient Bewunderung;« und die Idee von Gott unter der Form des Urschönen bezeichnet derselbe Philosoph in einem andern Werke (Systema theologiae p. 96. ed. Paris) auf eine Weise, die dem Schlusse der Rede des Sokrates in Plato's Gastmahle sehr ähnlich ist.

Meine Absicht mit diesen einleitenden Bemerkungen wäre erreicht, wenn sie etwas beytragen sollten, die Ueberzeugung zu begründen, erstens daß wir über Plato als Philosophen und als Schriftsteller noch manches von den Alten zu lernen haben; sodann, daß durch eine ernste und großartige Betrachtung dieses Symposium die christliche Philosophie noch sehr gefördert werden könnte — Ich wende mich nun zur Epikrisis einiger Stellen dieses Werks, mit besonderer Hinsicht auf die angeführten Ausgaben:

Ueber den Titel des Buchs äußert sich Herr Rückert etwas sonderbar: »Συμπόσιον. Nolumus hic repetere centies dicta de spuriis dialogorum Platonicorum titulis. Sufficit indicasse, parum nobis aptum videri Platonis in scribendo consiliis artificioque, in ipso operis titulo argumenti significationem addere. Quod enim apud veteres scriptores quum ceteri tum hic noster dialogus solet solo nomine excitari, id equidem non admodum magni momenti esse duxerim.« Die Ueberschriften der Platonischen Dialogen sind entweder von den Personen (ἐκ προσώπων) entlehnt, oder von den abgehandelten Gegenständen (ἐκ πραγμάτων), oder von Umständen, die zu einem Gespräche Anlaß gegeben, oder doch als Anlaß gebend angenommen werden (ἐκ περιστατικῶν). Zu der ersten Art gehört Phädrus und alle ähnlich bezeichneten Dialogen, zur zweyten der Staat, zur dritten das Gastmahl (Proclus in Platonis Polit. pag. 350). Wir können annehmen, daß Plato nach dem Vorgange der Dichter solche kurz bezeichnende Titel für seine Werke gewählt; eben darum auch nirgends den Inhalt mit der Präposition von, über (περί) oder gar noch mit einem näher beschreibenden Beysatz erläutert habe; und daß also z. B. der Staat kurz durch πολιτεία oder durch Καλλίπολις von ihm bezeichnet war (Proclus l. l., vergl. Göttlingii Praefatio

ad Aristotelis Politicc. libr. p. XII). Folglich fallen beym Gastmahle die Beysätze ἢ περὶ ἔρωτος (περὶ ἀγαθοῦ) und ἠθικός, als bloße Angaben der Grammatiker, späteren Zeiten anheim. Eine andere Frage wäre, ob Plato selbst diesen Dialog συμπόσιον genannt. Aus der ältesten Anführung desselben, in der Politik des Aristoteles, könnte man vermuthen, Plato habe dieses Werk Liebesgespräche betitelt: denn dort wird eine Stelle daraus angeführt (II. 4): ἐν τοῖς ἐρωτικοῖς λόγοις, ein Titel, der im Alterthume öfters vorkömmt. Indessen ist die Aufschrift συμπόσιον schon im Augusteischen Zeitalter bekannt gewesen: denn nicht erst Plutarch, sondern schon Dionysius von Halikarnaß (Rhetor. p. 339 ed Reisk.) führt das Buch unter diesem Titel an; welcher dann in den folgenden Zeitaltern der herrschende geblieben. Nur daß der Epitomator des Athenäus (I. 4. e) einmal συσσίτιον citirt. Unter diesen Umständen ist nichts Erhebliches gegen die Annahme, daß Plato selbst diesen Dialog συμπόσιον, das Gastmahl, überschrieben habe. Im Eingang übergehe ich alles, was neuerlich von einem Recensenten in der Schulzeitung 1830, S. 42 ff.; was im ersten Heft einer ausführlichen Erklärung des Platonischen Gastmahls von Herrn Dr. Ludw. Christ. Zimmermann, Darmstadt 1830, S. 40 — 55; und was endlich von mir selbst in den Lectiones Platonicae (als Anhang zu Plotinus De Pulchritudine, p. 517 sqq.) bemerkt worden ist, und streue nur einige neue Bemerkungen ein. Also: p. 172 A. B. Δοκῶ μοι — αὐτῶν Φαληρόθεν — περὶ τῶν ἐρωτικῶν λόγων. In einer für Gelehrte bestimmten Ausgabe hätte hierbey auf die Stelle des Komikers Alexis beym Athenäus XIII. 562. a. b. c. aufmerksam gemacht werden sollen, der diesen Anfang, so wie im Verfolg mehrere Stellen des Platonischen Gastmahls komödirt:

> — ἐκ Φαίδρου Ἀλέξιδος.
> Πορευομένῳ δ' ἐκ Πειραιῶς, ὑπὸ τῶν κακῶν
> καὶ τῆς ἀπορίας φιλοσοφεῖν ἐπῆλθέ μοι.
> καί μοι δοκοῦσιν ἀγνοεῖν οἱ ζωγράφοι
> τὸν Ἔρωτα. κτλ.

Mehrere Dichter der mittleren Komödie, Anaxandrides, Anaxilas und insbesondere auch Alexis, hatten unsern Philosophen in mehreren Stücken, und zum Theil namentlich auf die Bühne gebracht (Diog. Laert. XIII. 26 — 28; vergl. Clinton's Fasti Hellenici, p. LIV sq. ed. Krüger). — P. 172 b. τῶν τότε ἐν τῷ συνδείπνῳ παραγενομένων. So haben alle drey Ausgaben, statt des Bekker'schen δείπνῳ, und eine Münchner, vorher Augsburger Handschrift, deren Collation ich dem Herrn Custos Krabinger verdanke (Nr. 408), hat gleichfalls συνδείπνῳ.

Ueber dieses Wortes Gebrauch lesen wir grammatische Bemerkungen beym Athenäus VIII, p. 565, b. c., mit Anführungen aus Lysias und aus Plato selbst, welche Bemerkungen Photius im Lex. p. 476 ed. Porson. et Dobr. ins Kurze gezogen hat; womit man auch den Pollux I. 79. VI. 7, den Perizonius zum Aelian (V. H. II. 18) und Brunck und die übrigen Kritiker zu Sophokles Fragg. Tom. II. p. 20 ed. Oxon. 1826 vergleichen kann. — P. 173, b. πάντως δὲ ὁδοὶ — ἐπιτηδεία πορευομένοις καὶ λέγειν καὶ ἀκούειν. So hat N. wohl mit Recht wieder hergestellt. In der so eben angegebenen Münchner Collation wird bemerkt, daß P Victorius am Rande der Aldina korrigirt habe: πάντας. Dann mußte man an λόγους denken. Allein das ist zu entfernt. — Uebrigens haben folgende Plutarchische Worte, περὶ ἀοργ. p. 453, C. p. 851 Wyttenb. — καὶ σὺ, τῆς ὁδοιπορίας σχολὴν διδούσης — διῆλθε ἡμῖν, ähnliche Farbe. Wyttenbach hat zu einer andern Stelle Plutarch's in den Anmerkungen (p. 914 ed. Oxon.) mehrere Spuren nachgewiesen, wie dieser Autor auch das Exordium zu seinem Gastmahle der sieben Weisen Platonischen Stellen nachgebildet habe. — P. 174. D. ἆρ' οὖν ἄγων μέ τι ἀπολογήσει; hier hat meine Conjektur ἀγαγὼν die Zustimmung von Reynders, Stallbaum, Rückert und Zimmermann erhalten. Allein ich hatte sie nur zweifelnd hingeworfen (man s. Lectt. Platonn. p. 518 sq.), und obgleich der erste der angeführten Ausleger noch zwey Stellen, eine aus Lysias und eine zweyte aus Plato's Briefen zu ihrer Bestätigung beygebracht hat, und wenn auch mit Berufung auf den deutschen Ausdruck: »indem du mich mitbringst,« nichts ausgerichtet seyn möchte, so hatte ich doch schon längst auf den Rand meiner Lectt. Platonn. a. a. O. geschrieben: »Vulgatae lectioni patrocinatur usus Homericus, ut Odyss. A. 130. αὐτὴν δ' ἐς θρόνον εἷσεν ἄγων. Ω. 271. ἄγων-ἐξείνισα cf. etiam Odyss. I. 98 cum cod. Harleiano ed. Porson. p. 54 Lips. Sophoclis Philoct. vs. 611: — δηλώσειν ἄγων,« und obschon sich auch für den Aoristus aus Homer (z. B. Odyss k. 233. ψ 295), und aus andern Schriftstellern Beweise sammeln lassen, so bin ich doch jetzt keineswegs der Meinung, daß man in solchen Sätzen der Logik zu lieb ohne Handschriften ändern solle. — Die folgende Anspielung auf Homer Σύν τε δύ' ἐρχομένω κ. τ. λ. führt Hermogenes περὶ ἰδεῶν II. p. 406 Laurent. aus dieser Platonischen Stelle, wie es scheint, aus dem Gedächtnisse an; denn er läßt die Worte πρὸ ὁ τοῦ aus. — P. 175 C. heißt es vom Sokrates: ἥκειν οὖν αὐτὸν — διατρίψαντα, ἀλλὰ μάλιστα σφᾶς μεσοῦν δειπνοῦντας. Hier hätte man in usum scholarum eine

Anmerkung erwartet. Herr Rückert sagt: »sq. quum venerit. Exspectares genitivos absolutos,« und glaubt, Plato habe diese Genitiven, um den unangenehmen Gleichlaut zu vermeiden, umgangen Hier einige Stellen, worin dies Verbum in verschiedener Construktion vorkommt. Euripid. Med. 59: ἐν ἀρχῇ τὸ πῆμα, κοὐδέπω μεσοῖ. Plato Phaedr. p. 241: καίτοι ᾤμην γε μεσοῦν αὐτὸν (τὸν λόγον). Politic. p. 265: κατ' ἀρχὰς μὴν καὶ μεσοῦσιν ἅμα τῆς πορείας χαλεπὸν ἂν ἡμῖν τὸ πρόσταγμα (über diesen Genitiv s. Matth Gr. Gr. §. 345, p. 368, 2te Ausg.). Republ X, p. 618. Plutarch. Sept. Sapp. Conviv. p. 161, D. p. 636 Wytt. Plutarch. de virtutib. mulierum, p. 246. F. p. 16. Wyttenb. — τοῦ δείπνου μεσοῦντος. — P. 175 D. ὥσπερ τὸ ἐν ταις κύλιξιν ὕδωρ τὸ διὰ τοῦ ἐρίου ῥέον ἐκ τῆς πληρεςέρας εἰς τὴν κενωτέραν. Diese Stelle könnte auch denen, die auf die mystischen Neuplatoniker, wie man sie nennt, gar nichts halten, zur Lehre dienen — und ihnen zeigen, wie diese doch wenigstens zu etwas gut sind — nämlich zum kritischen Gebrauche. Denn aus einer von Niemand benutzten Anspielung des Plotin auf unsere Stelle (p. 185 F.: ὅταν τοίνυν διὰ τοῦ ἐρίου — so haben auch dort alle Handschriften, wie hier die Platonischen — ῥέῃ τὸ ὕδωρ), hätten Cornar, Fischer, Wolf u. A. sehen können, daß alle Conjekturen hier unnöthig sind, und daß Sydenham wenigstens Recht hatte, auf der gewöhnlichen Lesart zu bestehen, wenn er gleich den Sinn der Worte noch nicht ganz richtig aufgefaßt hatte. Diesen hat erst Hr. Jak. Geel in der Biblioth. Crit. Nova, Tom. II, p. 274 rein und richtig dargelegt, womit man die Erklärung eines andern Gelehrten in Seebode's Neuem Archiv für Philologie 1821 I. S. 121 — 124 vergleichen kann. — Die gleich nachher folgende Stelle: ἐν μάρτυσι τῶν Ἑλλήνων πλέον ἢ τρισμυρίοις, ist für die Bestimmung der Größe des damaligen athenischen Theaters sehr bemerkenswerth, und auch der Aufmerksamkeit von Dodwell Itinerary of Greece I. 2, chap. 10, und von Leake in der Topography of Athen, London 1821, nicht entgangen. — P. 176. E.: τὴν μὲν ἄρτι εἰσελθοῦσαν αὐλητρίδα χαίρειν ἐᾶν. Diese Verfügung ahmt Plutarchus nach in seinem Gastmahl der sieben Weisen (P. 150, D. p. 593 Wyttenb. ἡ δὲ αὐλητρὶς ἐπιφθεγξαμένη μικρὰ ταῖς σπονδαῖς ἐκ μέσου μετέστη. Daß Hermogenes in seiner Unterscheidung des Xenophontischen und Platonischen Gastmahls (p. 505) diesen Zug besonders hervorhebt, wird aus den oben von mir angeführten Worten desselben ersichtlich. Uebrigens glaube ich, daß man, ohne gerade eine Feindschaft (simultas) zwischen diesen beyden Sokratikern anzunehmen, nach Allem dennoch berechtigt ist, eben in diesem Zug einen ironischen Hinüber-

blick auf das Xenophontische Symposium zu erkennen. Mit unserer Stelle verdienen die Worte des Komikers Antiphanes (ap. Athen. X, p. 446. a. p. 134 Schweigh.) und die Redensart διὰ λόγων συνεῖναι bey Plutarch im Pyrrhus cap. 14 verglichen zu werden, wo Bähr p. 201 mehrere Beyspiele gesammelt hat. — Zu der Beschwerde über die Vernachlässigung des Eros in Lobpreisungen u. dgl. vergleiche man eine Stelle der Epinomis p. 985 d., wo aber eben die ἀνοργίαστοι θεοί (Ruhnken. ad Tim. L. Pl. p 37. Συναγ. λεξ. Χρησ. in Bekkeri Anecdott. I. p. 406) neben andern Anzeigen ein Merkmal sind, daß die Epinomis von einem spätern Platoniker herrührt. — Zu den gleich darauf erwähnten Sophistenreden über geringfügige Gegenstände vergleiche man ferner, außer dem was Wyttenbach zum Plutarch I. p. 385 f. gesammelt, des Leo Allatius Buch De Psellis Nr. LXII, wo man ἐγκώμια εἰς τοὺς κόρρεις, εἰς τὴν ψύλλαν u. s. w. finden wird. — In den Worten p. 177 B. καὶ τοῦτο μὲν ἧττον καὶ θαυμαστόν haben zwey Handschriften das zweyte καὶ nicht (die Münchner Nr. 408 hat es), und Ast und Thiersch wollten es ausgelöscht wissen; auch vermissen Stallbaum und Rückert Beyspiele für diesen Gebrauch. Diese hat nun Döderlein in seinen Lectt. Homerr. Spec. II. Lect. 3 in hinlänglicher Anzahl geliefert, und dadurch außer Zweifel gesetzt, daß καὶ auch zuweilen dem Worte, dem es Emphase verleihet, nachgesetzt wird. P. 178. A. B. Τὸ γὰρ ἐν τοῖς πρεσβύτατον εἶναι τὸν θεὸν, τίμιον, ἦ δ' ὅς. So interpungiren der Herausgeber der zweyten Wolfischen Edition und Rückert. Ersterer sagt: »So die besten Codd. für das gewöhnliche τῶν θεῶν. Für ἦ δ' ὅς bietet eine Wiener Handschrift mit Stob. Eclogg. Physs. p. 154 (und auch die Raudnitzer bey Rückert) εἶδος dar, was Creuzer zu Plotin De Pulcritud. p. 521 in τίμιον ὄνειδος verwandelt wissen wollte, erinnernd an καλὸν ὄνειδος, κάλλιστον ὄνειδος u. a., worüber Muret Varr. Lectt. VI. 18 und Valcken. zu Euripid. Phoeniss. v. 828 handeln. Ast wollte ἦ δ' ὅς ganz tilgen. Wir glauben indeß mit dem neuesten Herausgeber (nämlich Stallbaum), daß es seinen Platz behaupten könne, wenn man nur bedenkt, daß Apollodorus von den Worten an: τὸ γὰρ ἐν τοῖς πρεσβυτ· zur direkten Rede übergeht (?), so daß bey ἦ δ' ὅς Phädrus verstanden werden muß. So verschwindet der Einwurf Ast's, daß ἦ δ' ὅς eben so wenig, wie das lateinische inquit, am Schlusse der Periode stehen könne, ganz von selbst.« Wie dieser Einwurf verschwindet, sehe ich noch nicht. Doch wir wollen auch Herrn Rückert hören: »— Inde Creuzerus ad Plotin. effinxit τίμιον ὄνειδος, quae coniectura, quum nec necessaria sit, nec,

ut mihi videtur, h. l. apta, plane spernenda est.« Von dieser Bedeutung von *ὄνειδος* mit rühmlichen Beywörtern in Dichterstellen haben auch Wackefield zu Sophokles Philoktet 476 und Reisig in der Enarratio Oedipi Colonei p. CIX gehandelt. Letzterer berichtet aber ungenau, Valckenaer habe behauptet (autumat), außer den von ihm und Muret angeführten Beyspielen dieser Bedeutung von *ὄνειδος* »*non posse* plura dari,« da doch V. sich bescheiden so ausdrückt: »*non putem* plura dari.« — Hätte ich nun eine gewaltige Vorliebe für meine Einfälle, so könnte ich gegen jene Autoritäten in diesem Falle mich auf andere berufen, und z. B. anführen, daß Reynders, der mit Wyttenbachs Noten und unter Mitwirkung von van Heusde und Peerlkamp seine Ausgabe dieses Gastmahls gefertigt, meine Conjektur angenommen hat. Ich schlage einen andern Weg ein: Die alte toskanische Uebersetzung von Barbarasa hat: »et perciò che egli è nel numero de gli dei piu antichi, è degno *di ogni honore.*« Ficin übersetzt: »Cum enim ex antiquissimorum Deorum numero sit, honore dignus *apparet.*« Daraus könnte einer schließen wollen, er habe auch *εἶδος* gelesen, ein anderer gar etwa, wegen des *τὸ κλεινὸν εἶδος Ἠλέκτρας* (Sophocl. Electr. 1174) vermuthen, *εἶδος* sey die wahre Lesart, und es so fassen: Das gibt ihm ein ehrwürdiges Ansehen. — Sardi venales! — Ich glaube vielmehr jetzt, daß *εἶδος* erst aus *ἦ δ' ὅς* entstanden ist, wie man auch aus der Wiener Handschrift sieht (die Pariser habe ich selbst eingesehen), wo ersteres über dem letzteren steht — und stimme Ast's Vermuthung bey, daß *ἦ δ' ὅς* gänzlich zu tilgen ist. Wie ist es aber in den Text gekommen? Vom Rande? — Jeder, der Handschriften gelesen, weiß, wie häufig bey Anführungen im Texte die citirten Namen am Rande wiederholt werden. Nun wird aber gleich zunächst Hesiodos citirt — und aus diesem am Rande wiederholten *Ἡσίοδος* konnte dieses *ΗΔΟΣ* sich leicht an diese Stelle des Textes verirren. Ich klammere also jetzt das *ἦ δ' ὅς* ein, und verstehe bey *τίμιον* mit Stallbaum *ἐστίν*. Dafür sprechen auch folgende Stellen: Euthydem. p. 304, b. *τὸ γὰρ σπάνιον, ὦ Εὐθύδημε, τίμιον.* Legg. V, p. 726, a: — *τῶν δὲ κακῶν οὐδὲν τίμιον* (welche Stelle Proklus, in Alcib. pr. LI), p. 148 ed. Francof. vor Augen habend, schreibt: *τίμιον γὰρ τὸ θεῖόν ἐστι πρώτως*). Sympos. pag. 209, D. *τίμιος δὲ παρ' ὑμῖν καὶ Σόλων διὰ τὴν τῶν νόμων γέννησιν.* Eine andere Wendung hat Nicolaus Methonensis advers. Procl. pag. 43 sq.: *εἰ γὰρ τὸ ἄγονον οὐδὲν ἔχει τίμιον.*

Doch wir müssen uns auf die Betrachtung von Stellen beschränken, die in einigen der folgenden Reden nicht minder große Schwierigkeiten haben. Da erinnert uns nun das Wort ὄνειδος an einige Worte im Vortrag des Pausanias, die Anstoß gegeben. Nach der athenischen Sitte, heißt es dort (pag. 183. A.), darf ein Liebender thun, was kein Anderer in irgend einer Absicht, und um irgend etwas zu erreichen, wagen darf zu thun, ohne den größesten Vorwurf von der Philosophie davon zu tragen, φιλοσοφίας τὰ μέγιστα καρποῖτ' ἂν ὀνείδη. Hier ist Schleiermacher an dem Worte φιλοσοφίας angestoßen, und Bekker hat es in seinem Texte eingeklammert! Indessen erkennen es alle Handschriften an (auch die Münchner Nr. 408). Ast und Stallbaum vertheidigen es: Man müsse das Abstraktum für das Concretum nehmen, und dabey an die Philosophen oder an die Gebildeten (eruditi) denken; wie es auch Ficin schon genommen. Und auch jener alte toskanische Uebersetzer hat es so gefaßt: — »incorrebbe in vituperio grandissimo de' filosofi.« Indessen bringt nun Rückert in einer gehaltreichen Anmerkung aus dem Zusammenhange der Gedanken, aus dem Sprachgebrauche und aus der Wortstellung Zweifel gegen das φιλοσοφίας bey, die sich schwerlich beseitigen lassen dürften, und schließt zuletzt mit den Worten: »Nisi coniecturas fugerem, aut nimis longe a litteris recederet, quaererem, an scribendum esset τῆς ἀτοπίας. — Wo Conjekturen nöthig sind, soll man sie nicht fliehen — aber mit ihnen, wo Rückert sie ja einmal wagt, ist er selten glücklich. Hier fühlt er selbst, wie weit ἀτοπίας von dem Worte φιλοσοφίας entfernt liegt. — Es werden unmittelbar darauf diejenigen Dinge genannt, deren leidenschaftliche Erstrebung jene größesten Vorwürfe nach sich ziehen würden: Geld und Gut, Ehrenstellen und Gewalt — kurz, äußerliche, des wahren Bestandes und Werthes ermangelnde Dinge. Das sind aber in der Sprache des Plato φλυαρίαι, und Alles, was der Zeitlichkeit und der materiellen Leiblichkeit angehört, so wie das leidenschaftliche Bemühen darum und das knechtische Hangen und Festhalten daran; endlich alles Uebertriebene, Maß und Ordnung Ueberschreitende in Worten und Handlungen (Olympiodor. in Phaedon. p. 66. C: φλυαρίαν καλεῖ ὁ Πλάτων πᾶν τὸ περιττὸν, οὐ μόνον τὸ ἐν λόγοις, ἀλλὰ καὶ τὸ ἐν ἔργοις), ist φλυαρία. Sympos. 211, e: ἀλλὰ μὴ ἀνάπλεων σαρκῶν τε ἀνθρωπίνων καὶ χρωμάτων καὶ ἄλλης πολλῆς φλυαρίας θνητῆς. Gorg. p. 409, d: περὶ σιτία σὺ λέγεις καὶ ποτὰ καὶ ἰατροὺς καὶ φλυαρίας. Phaedon. p. 66. c. (es ist vom störenden Einfluß des Körpers auf die Seele die Rede): ἐρώτων δὲ καὶ ἐπιθυμιῶν καὶ φόβων καὶ εἰδώλων

παντοδαπῶν καὶ φλυαρίας ἐμπίμπλησιν ἡμᾶς πολλῆς (welche Stelle Plutarch Consolat. ad Apollon. p. 105. F. nachgeahmt hat). Plotin. p 505 (cap. IX) A: ἐπιθυμίας δὲ καὶ θυμοὺς καὶ τὰς ἄλλας τὰς τοιαύτας φλυαρίας, ὡς πρὸς τὸ θνητὸν νευούσας. Gleich im Verfolg werden aber in unserer Stelle diese übertriebenen und leidenschaftlichen Bemühungen näher angegeben (wobey, gelegentlich bemerkt, zu ἀντιβολήσεις der Artikel in dem Lexicon rhetor. bey Bekker in dem Anecdott. grr. p. 407 hätte benützt werden sollen, worin diese Platonische Stelle angeführt wird) — Hienach vermuthe ich: — φλυαρίας τὰ μέγιστα καρποῖτ' ἂν ὀνείδη, d. h. Wollte einer so wunderliche Dinge wegen Geldes und Guts, wegen Ehrenämter u. s. w. sich erlauben, so würde er sich die größesten Vorwürfe eines ungemäßigten, übertriebenen und nichtigen Betragens zuziehen. Dazu passen dann im Verfolg als correlate Bezeichnungen die Ausdrücke κολακεία und ἀνελευθερία (Schmeicheley und Erniedrigung).

Pag. 191, C in dem Mythus des Aristophanes: — (Ζεὺς) μετέθηκέ τε οὖν οὕτως αὐτῶν εἰς τὸ πρόσθεν. So hat auch der Cod. Bodlej. und der Münchner, und gewiß haben Ast, Stallbaum und der Herausgeber der zweyten Wolfischen Edition nicht wohl gethan, aus fünf andern Handschriften αὐτὰ zu setzen. Man könnte vermuthen μ. τ. οὖν οὕτως τὰ αὐτῶν mit Beziehung auf das vorhergehende αἰδοῖα, dessen Wiederholung mit Feinheit vermieden zu seyn scheint. Allein der kritischen Regel, in solchen Fällen keines von beyden für ächt zu nehmen, ist Rückert's Vorschlag: μετέθηκέ τε οὖν οὕτως εἰς τὸ πρόσθεν, angemessener. — Uebrigens spielt Plato im Staatsmann p. 269 auf die zunächst erwähnten Erdgebornen (γηγενεῖς) als auf eine alte Sage an, und es ist eine anderwärts zu widerlegende falsche Meinung, wenn man diesen Mythus ganz für Erfindung des Aristophanes halten will. Die Bestandtheile lassen sich in älteren Quellen nachweisen. — Dieß ist auch die Stelle des Gastmahls, welche Aristoteles in der Politik II. 2 (4, p. 32 infr. ed. Göttling) anführt: und viele nachfolgende Schriftsteller, wie z. B. der Jude Philo (de mundi opificio, p. 104 Pfeiff.), Origenes (contra Celsum, lib. IV, pag. 190), Plotinus (p. 381. D: Ζεὺς δὲ πατὴρ ἐλεήσας κτλ.) haben Worte und Wendungen daraus erborgt. — Pag. 197, C, am Schlusse von Agathons Rede, sagt dieser vom Eros (Amor): ὅτι οὗτός ἐστιν ὁ ποιῶν (diese Formel hatte eine Art von sprichwörtlichem Ansehen bekommen. S. F. Bake ad Cleomedis Meteorr. p. 415):

εἰρήνην μὲν ἐν ἀνθρώποις, πελάγει δὲ γαλήνην.

Hätte Bernard Epist. ad Reisk. p. 339 sich dieser Verse erinnert, so würde er in der Odyssee E. 451: πρόσθε δέ οἱ ποίησε γαλήνην, seine Conjektur στόρεσε zurückgehalten haben, eine Vermuthung, die auch schon die Ausleger des Alciphron I. p. 3 verworfen haben. Im folgenden Verse:

νηνεμίαν ἀνέμων, κοίτην ὕπνον τ' ἐνὶ κήδει

hat auch die Münchner Handschrift τ' ἀνέμων. Darauf wird aber niemand bestehen wollen, so wenig wir auf dem δ' ἀνέμοις bestehen, obschon es Hermogenes hat, und Ast, Dindorf, Reynders den Dativ aufgenommen haben, und ob uns gleich der Grund des Herrn Rückert dagegen: »non ventis enim dat νηνεμίαν, sed hominibus, ut ea fruantur,« nicht einleuchten will, indem Eros ja hier offenbar als ein Besänftiger der ganzen Natur dargestellt wird. Uebrigens scheint auch hierbey dem Agathon eine homerische Stelle vorgeschwebt zu haben. Odyss. M. 168 sq. (vergl. E. 391 sq.):

αὐτίκ' ἔπει τ' ἄνεμος μὲν ἐπαύσατο, ἠδὲ γαλήνη
ἔπλετο νηνεμίη· κοίμησε δὲ κύματα δαίμων.

Verse, die auch von andern nachgeahmt worden, z. B. von Philipp von Thessal. XII (p. 198, Anthol. Gr. Jacobs), von Himerius; was Wernsdorf (ad Eclogg. p. 275) nicht gesehen, obschon Eustathius zur angeführten Stelle diesen Sophisten anführt. Aristophanes legt in den Thesmophoriazusen vs. 43 dem Diener Agathon's die Worte in den Mund: Ἐχέτω δὲ πνοιὰς νήνεμος αἰθήρ. Tropisch von dem Gleichmuthe der Philosophen braucht Timon (ap. Sext. empir. XI. 141, p. 716 Fabriz.) dieselben Ausdrücke, und Plato selbst wiederholt sie im Theätet, p. 153. C. (p. 199 Bekk.): νηνεμίας τε καὶ γαλήνας. De Legg. VII, p. 791, A. γαλήνην ἡσυχίαν τε, und XI, p 919, A: — ευδιεινὴν γαλήνην παρασχών. Daß in der ältesten Ausgabe der ficinischen Uebersetzung am Schlusse cubile viventibns somnumque securum statt omniumque securum steht, bemerkte schon Bast. Allein der alte Toskaner, dessen Uebersetzung ich ganz beyfügen will, hat so: »Questo e uno Iddio, il quale a gli huomini pace, a i mari tranquillita, a venti quiete concede. *Egli di tutti i viventi e riposo sicuro.*« — In den gleich darauf folgenden rhetorischen Gleichlauten und Gegensätzen hätte zu: φιλόδωρος εὐμενείας, ἄδωρος δυσμενείας, der Artikel des Lexicon rhetor. in Bekkeri Anecdott. Gr. I. p. 346 angewendet werden sollen: — *Πλάτων μέν τοί γε ἐν Συμποσίῳ ἄδωρος εἶπε· καὶ γάρ φησιν ἄδωρος δυσμενείας, ἀντὶ τοῦ μὴ διδοὺς δυσμένειαν.* Ueber die älteren Formen ἀδώρητος und ἄδωρος vergleiche man A. G. Hofmanni

Prolegomm. in Chionis Epistoll. p. 138 ed. Orelli. Die Farbe unserer Stelle erkennt man in der Stelle des Philo (de Cherubim II. p. 12 Pfeiff.): *καταπνέοντος εἰς αὐτοὺς τὸν πτηνὸν ἔρωτα καὶ οὐράνιον τοῦ φιλοδώρου θεοῦ.* Eben derselbe hat (ibid. p. 8) auch das Wort *τροφή* in der bessern Bedeutung daher entlehnt, und als Gegensatz von: *τῆς δι' ἀλόγου πάθους ἡδονῆς θρύψις*, näher erklärt. — In den Worten *ἐν πόνῳ, ἐν φόβῳ, ἐν πόθῳ, ἐν λόγῳ κυβερνήτης κτλ.* begünstigt auch die Münchner Handschrift die überaus genialen Conjekturen des ehrwürdigen Schütz nicht, und *λόγος*, mit *κυβερνήτης* verbunden, findet seine Rechtfertigung in Stellen des Plato wie folgende (Lach. p. 194. p. 281 Bekk.): *ἀνδράσι φίλοις χειμαζομένοις ἐν λόγῳ βοήθησον.* (Parmenid. p. 137. p. 24 Bekk.): *διανεῦσαι πλῆθος λόγων* (wo man Heindorf vergleiche p. 219 sq.). Endlich hat dieselbe Münchner Handschrift das Prädikat *καλῆς* neben *ᾠδῆς* nicht.

Die Rede des Agathon wird von allen Anwesenden mit dem lautesten Beyfall aufgenommen, und Sokrates gesellet sich scheinbar selbst den Bewunderern bey, gibt muthlos, wie er sagt, den Vorsatz auf, selber zu reden; da man ihn aber seiner Pflicht nicht entbinden will, so läßt er unter der Bedingung, ganz schlicht und einfältig, was er über den aufgegebenen Gegenstand wisse, nach seiner Weise vortragen zu dürfen, sich zum Sprechen bewegen, mit dem Vorbehalte, zuvor mit Agathon sich benehmen zu dürfen; in welchem Gespräche dieser Schönredner durch die Fragen des Sokrates zum Bekenntniß seiner Unkunde des von ihm gepriesenen Gegenstandes hingeleitet wird. P. 198, A. *Εἰπόντος δὲ τοῦ Ἀγάθωνος πάντας — ἀναθορυβῆσαι τοὺς παρόντας, ὡς πρεπόντως τοῦ νεανίσκου εἰρηκότος καὶ αὑτῷ καὶ τῷ θεῷ.* Ganz ähnlich sind die Stellen im Protagoras, p. 334. p. 196 Bekk., und im Euthydemus, p. 276, b., wo Heindorf p. 316 über *ἀναθορυβεῖν* nachzulesen ist. Doch wird das *θορυβεῖν* auch von störenden Mißfallensbezeigungen gebraucht, wie Ast (über Platon's Leben und Schriften, S. 479, Anmerk.) zeigt. — Wesentlich gehört zu diesen und den nachher anzuführenden Worten in unserer Stelle folgende Bemerkung des Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* (I. 12, p. 351 sq. Laurent.): *κάλλος γὰρ λόγου κυρίως μὲν ὃ προείρηται εἶναι λέγοιτ' ἄν· ἐπεὶ δέ ἐστί τινα ἃ δὴ σαφῶς ἐκπρέπει τῶν ἄλλων πολλάκις ἐν τῷ λόγῳ, οἷον κόσμος τις ἐπικείμενος ἔξωθεν κομμωτικός, ᾧ μόνῳ καὶ τὸ τοῦ κάλλους τινὲς τοῦ ἐν λόγῳ ἀπέδοσαν ὄνομα, καὶ περὶ οὗ καὶ Ἰσοκράτης φησίν, ὅτι τοὺς ἀκούοντας ἐπισημαίνεσθαι καὶ θορυβεῖν ποιεῖ, περὶ παρισώσεων καὶ τοιούτων τινῶν λέγων, ταῦτ' εἴρηκεν ἐν Παν-*

αθηναϊκῷ (die Darmstädter Handschrift hat unrichtig παρισάσεων, λόγων und καὶ vor ταῦτ' εἴρηκεν. Zu ἐπισημαίνεσθαι hat dieselbe auf dem Rande das Scholion ἐπαινεῖν καὶ κροτεῖν). Wie sehr nun diese Bemerkungen des Isokrates und Hermogenes auf Agathons Rede, und zumal auf deren Epilog, so wie auf die hervorgebrachte Wirkung anwendbar sind, brauchen wir nicht zu sagen, und Sokrates gibt es bald hernach selbst zu erkennen, wie wir vernehmen werden: p. 198, B: μέλλων λέξειν μετὰ καλὸν οὕτω καὶ παντοδαπὸν λόγον ῥηθέντα; — τὸ δὲ ἐπὶ τελευτῆς τοῦ κάλλους (die Münchner Handschrift κάλλος. Man s. aber Rückert) τῶν ὀνομάτων καὶ ῥημάτων τίς οὐκ ἂν ἐξεπλάγη ἀκούων; Wyttenbach, Stallbaum und Rückert haben bereits die Parallelstellen aus Plato angeführt. Der letzte hat auch (pag. 282) noch sehr passend aus Aristophanes Thesmophoriazusen vs. 49 sqq. (59 sqq.): Μέλλει γὰρ ὁ καλλιεπὴς Ἀγάθων — Δρυόχοος τιθέναι δράματος ἀρχάς. Κάμπτει δὲ νέας ἁψῖδας ἐπῶν. Τὰ δὲ τορνεύει, τα δὲ κολλομελεῖ κτλ. Hier können wir wieder die Bemerkungen desselben Hermogenes über die Sokratische Beurtheilung der Liebesrede des Lysias (im Phädrus, p. 264. b. c.) zu Rathe ziehen (a. a. O. p. 352). Ich will der Kürze wegen nur einige Schlußworte hieher setzen: — τὴν δ' αὖ λέξιν καὶ πάνυ ἐπαινεῖ, σφόδρα εὖ φάσκων τοῖς τε ὀνόμασι καὶ τοῖς ῥήμασι τὸν λόγον ἀποτετορνεῦσθαι. Zu diesem letzten Worte liefert die Darmstädter Handschrift das Scholion: κατεσκευάσθαι καὶ εἰς κάλλος ἀπεξέσθαι. Das Gegentheil, nämlich jene ungesuchte Einfalt, ist eben jenes ἀκατάσκευον, worüber wir uns oben bey den Andeutungen über Plato's Sprache erklärt haben, und wovon wir sogleich in einigen folgenden Worten ein Beyspiel sehen werden. Gleich zunächst p. 198, C. hat die Münchner Handschrift wie die Bodlejanische ἐπεπόνθει, und rechtfertigt also die von Bekker aufgenommene, und von Buttmann, Stallbaum und Rückert so wohl erwiesene attische Form ἐπεπόνθη. In der Stelle de Republ. I. p. 329, b., wo eine Wiener Handschrift ἐπεπόνθην, die übrigen aber von der ersten Hand ἐπεπόνθειν haben, hatte Bekker, dem wir in Wiederherstellung der attischen Formen im Plato so viel verdanken, ebenfalls ἐπεπόνθη gegeben, Herr C. E. Chr. Schneider jedoch hat, wie in vielen ähnlichen Fällen, die alte Lesart ἐπεπόνθειν wieder hergestellt — eine Maßregel, die mit der ganzen Theorie dieses Kritikers zusammenhängt, worüber er sich in der lesenswerthen Praefatio zu seiner neuen kritischen Ausgabe von Plato's Werken, deren Fortsetzung wir mit Interesse erwarten, pag. XLII sqq. ausführlich erklärt hat. — P. 198, D: ἐγὼ μὲν γὰρ ὑπ' ἀβελτερίας ᾤμην δεῖν τἀληθῆ

λέγειν περὶ ἑκάστου τῶν ἐγκωμιαζομένων, verglichen p. 199, C: λέγων ὅτι πρῶτον μὲν δέοι αὐτὸν ἐπιδεῖξαι ὁποῖός τις ἐστιν ὁ Ἔρως. Diese Stellen hat Proklus (in Platonis Timaeum, p. 27) vor Augen, wo er von den Arten der Lobgesänge auf die Götter nach ihrem verschiedenen Inhalte redet; und unter anderem bemerkt, die Hymnen, deren Inhalt das Wesen der Götter sey, verdienten vor den übrigen den Vorzug: αἱ γὰρ ἀπὸ τῆς οὐσίας εὐφημίαι πασῶν προέχουσιν, ὡς καὶ ὁ ἐν Συμποσίῳ Σωκράτης παραδίδωσιν. — P. 199, A: οὐ γὰρ ἔτι ἐγκωμιάζω τοῦτον τὸν τρόπον· οὐ γὰρ ἂν δυναίμην. οὐ μέντοι ἀλλὰ τάγε ἀληθῆ, εἰ βούλεσθε, ἐθέλω εἰπεῖν κτλ. — so interpungirt Rückert, der wie Stallbaum bey dieser Stelle grammatische Bemerkungen über die Wiederholung der Verneinungspartikel macht, worüber ich mir auch schon die Anmerkung Heindorfs (zum Hipp. maior, p. 152) beygeschrieben hatte. — Aber eine rhetorische Bemerkung, wie die griechischen Kunstrichter so häufig über Plato machen, erwartet man vergebens, da doch eben in dieser Einfalt der Sokratischen Worte eine Mimik des Ausdrucks liegt, wodurch Plato dieses Sokratische Bekenntniß der Einfalt seines eigenen Wissens und Redens anschaulich macht. Das hat Paul Courier gesehen. Er führt (p. 208) zu folgenden Worten der Luciade: ῥᾷον γὰρ ἡ τούτου θεραπεία. ῥόδα γὰρ μόνον εἰ φάγοις κτλ., unsere Stelle an, und sagt: »Ce ne sont pas là des négligences; c'est au contraire un artifice de Platon et de ceux qui l'imitent, pour donner à la diction un air sans apprêt — car Platon s'étudie surtout à ne point paroitre étudié, et ce que les anciens estimoient dans ces auteurs de la vieille école, c'étoit la naïveté. τὸ ἄκακον τῆς ἑρμηνείας. Ich habe mich über diese ungesuchte Einfalt des Platonischen Styls im Vorhergehenden erklärt, und glaube meines Orts nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese Naivetät des Redens auf keine Weise diesem großen Geiste hätte gelingen können, hätte nicht sein Denken selbst und sein ganzes Wesen diese großartige Einfalt gehabt. Der naive Herodotus hat dieselbe Wendung mehrmals, z. B. I, 8: χρῆν γὰρ Κανδαύλῃ γενέσθαι κακῶς, — οὐ γὰρ σε δοκέω πείθεσθαί μοι — ὦτα γὰρ τυγχάνει κτλ., in welchen Worten noch das Homerische Hyperbaton nebenbey zu bemerken ist (vergl. Eustathius ad Odyss. K, 174), und Plato selbst de Legg. I p. 626 (p. 183 Bekk.): Ὦ ξένε Ἀθηναῖε — οὐ γὰρ σε Ἀττικὸν ἐθέλοιμ' ἂν προσαγορεύειν. δοκεῖς γὰρ μοι ἐπονομάζεσθαι. τὸν γὰρ λόγον κτλ.

Wir müssen das Meiste, was wir über die vorhergehenden und über die nachfolgenden Vorträge gesammelt haben, der Kürze wegen unterdrücken, und heben nur noch einige Schwierig-

keiten aus, die sich in dem des Sokrates oder der Diotima darbieten. Diese Rede wird mit folgenden Worten eingeleitet (p. 201, D.): τὸν δὲ λόγον τὸν περὶ τοῦ Ἔρωτος ὅν ποτ' ἤκουσα γυναικὸς Μαντικῆς Διοτίμας, ἣ ταῦτά τε σοφὴ ἦν καὶ ἄλλα πολλά, καὶ Ἀθηναίοις ποτὲ θυσαμένοις πρὸ τοῦ λοιμοῦ δέκα ἔτη ἀναβολὴν ἐποίησε τῆς νόσου, ἣ δὴ καὶ ἐμὲ τὰ ἐρωτικὰ ἐδίδαξεν — πειράσομαι ὑμῖν διελθεῖν κτλ. Es hieße die Geduld der Leser mißbrauchen, wenn ich aus Anlaß der falschen Lesart μαντικῆς in der Münchner Handschrift diesen abgethanen kritischen Punkt noch einmal berühren wollte. Aber zu einigen andern Bemerkungen möchte diese wichtige Stelle wohl immer noch Stoff liefern. Zuvörderst berühre ich nur kürzlich, daß bey Διοτίμας der Grammatiker bey Bekker (Anecdott. Grr. III. p. 1201) wenigstens in usum scholarum hätte angeführt werden sollen; sodann, daß dieser Stelle des Plato eine andere (de Legg. I. p. 642. p. 214) sehr ähnlich ist, die so anfängt: τῇδε γὰρ ἴσως ἀκήκοας ὡς Ἐπιμενίδης γέγονεν ἀνὴρ θεῖος — ἐλθὼν δὲ πρὸ τῶν Περσικῶν δέκα ἔτεσι κτλ., welche aber chronologische Schwierigkeiten darbietet, worüber Wyttenbach (ad Plutarch. p. 967 sq.) nachgelesen werden muß. Ueber die Diotima erklärt sich Herr Rückert hierbey kurz so: »Ceterum de Diotima nihil scimus omnino, nisi quod docet Plato; nemo enim illius aetatis scriptor eius mentionem facit, seriores quae tradunt, incertissimae sunt fidei. Attamen veram non fictam personam esse mihi est persuasissimum;« und Herr Stallbaum: — »Quae autem seriores scriptores de eadem narrant, ea maximam partem ex hoc ipso loco hausta aut temere conficta exploratum habemus;« und der Herausgeber der Wolfischen Edition: »Auch scheint er (Sokrates) nicht ohne Spott gegen die gewöhnlichen Lobredner des Eros zu sagen, daß er seine Rede von einer arkadischen Frau erhalten habe.« Dieses Urtheil stimmt so ziemlich mit dem von Herrn Ast überein (Plato's Leben und Schriften, S. 313). »— Die Männer, die sich so weise dünken, und ihr Geschlecht auch in der Liebe für das edlere halten (s. die Reden des Pausanias u. d. A.), müssen hier von einem Weibe lernen, was metaphysische Liebe ist.« — Dagegen äußert sich Herr Groen van Prinsterer (in der gehaltreichen Prosopographia Platonica, welche ich von jenen Herausgebern nicht berücksichtigt finde, p. 125): — »et existimare (oportet) hoc (nämlich die Einführung der Diotima) a Socrate factum, ut, servata tenuitatis et insciitiae simulatione, non sua traderet, ut magister, praecepta; sed, ut unus de multis audita loqueretur. — Quamquam ex mentione Diotimae, cui grandis quaedam de Amore adscri-

bitur et plane ἐνϑουσιαζούσης oratio, p. 201, d — p. 212, probabiliter effici possit, mulierem ipsam prudentia nobilem et vaticinio fuisse. Nam quod de Platone omnis haec disputatio ostendit, homines ipsum, qui et fuerant revera et minime obscuri fuerant, induxisse, idem de Socrate Platonico licet existimare; nimirum non fictas ipsum personas, sed mythis historiave cognitas induxisse; cum sic iis, quae dicebantur, maior videretur accedere gratia veritatis.« — Der unsern Herausgebern gleichfalls unbekannt gebliebene Herr van Heusde sagt endlich in seinen vortrefflichen *Initia Philosophiae Platonicae* (I. p. 186 sq.): Fuit haec (Diotima) igitur, teste Platone, una earum, quae ut Pythia, ut Dodonae sacerdotes, ut Sibyllae divino furore magna contulerunt in Graeciam beneficia. Unde intelligitur, quare tantum ei Socrates et Plato tribuerint, Socrates adeo se eius discipulum professus sit. Sed ut τελεστική, ita mulieres illam exercentes, Baccho erant sacrae, versabantur in mysteriis, quae reconditam continebant doctrinam, principia continebant, ut Cicero ait, vivendi rationis non solum cum laetitia, sed etiam cum spe meliore moriendi (De Legg. II, 14 cf. Isocrat. Panegyr. p. 24). Quibus animadversis haud mirabimur, tam praeclare in hoc sermone Diotimam de animorum immortalitate disserere. — Quod si quis quaerat, num reapse ita cum Socrate collocuta sit Diotima, ipse sermo dubitare nos iubet, quippe magnam partem plane Platonicus. Nec tamen totum existimamus fictum. Nam, si quid video, sensus amoris, sensus item religionis, ut hic sunt expressi, ab una proficisci sacra eiusmodi muliere potuerunt.

Stellen wir hiermit das Ergebniß der Erörterungen von Friedrich Schlegel zusammen, der bekanntlich in einer geistreichen Abhandlung: Ueber die Diotima (in den sämmtlichen Werken IV S. 90, besonders 106), gestützt auf das Zeugniß des Proklus (in Platonis Rempubl p. 420), diese Diotima für eine Pythagoräerin erklärt, und diesen Satz mit seiner allgemeinen Ansicht in Verbindung bringt, daß es im alten freyen Griechenlande nur zwey Gattungen von geistig gebildeten Frauen gegeben habe: die Hetären und die Pythagoräerinnen; — stellen wir, sage ich, diese Meinungen mit den so eben angeführten Aeußerungen zusammen, so ergeben sich über diese vielbesprochene Frau hauptsächlich drey Ansichten: den Einen ist diese Diotima eine ganz erdichtete Personalität, und alles, was Sokrates sie sagen läßt, gehört ihm selbst oder dem Plato an. Den Andern ist sie zwar eine historische Person, und die

Grundlage ihres Vortrags entlehnt aus griechischer Geheimlehre, aber Sprache und Einkleidung sind ganz und gar erweislich platonisch. Die Dritten nehmen beydes, Person und Rede, thatsächlich, d. h. sie finden kein Bedenken, anzunehmen, daß eine pythagoräische Prophetin dem jugendlichen Sokrates wirklich einen solchen Unterricht ertheilt haben könnte. Ich hatte in den Lectiones Platonicae (p. 527) auf das Zeugniß eines damals noch ungedruckten werthvollen Scholiasten (zu den Reden des Aristides. Man sehe jetzt p. 127 sq. ed. Frommel und p 468 ed. Dindorf) ein gewisses Gewicht gelegt, weil es die Persönlichkeit der Diotima durch einen näheren Lebensumstand zu sichern schien. Denn dieser, mehrentheils aus älteren Quellen schöpfende Erklärer nennt Diotima ausdrücklich eine Priesterin des Lykäischen Jupiters in Arkadien; und ich hatte späterhin diese Nachricht, verbunden mit der sittlich religiösen Bildung, die eine andere Priesterin (beym Herodot I. 31 sq.) bewährt, in einer Anzeige von Friedrich Schlegels Werken (in den Heidelbb. Jahrbb. 1825) geltend zu machen versucht; um für eine dritte Classe von griechischen Frauen, nämlich für manche Priesterinnen, eine religiös geheiligte moralische Bildung in Anspruch zu nehmen. Um so mehr, und da ein neues, von unsern Herausgebern nicht gekanntes Zeugniß seitdem hinzugekommen, fühle ich mich jetzt aufgefordert, diesen Gegenstand nochmals zu berühren. Dieser Zeuge ist der Redner Aristides selbst. Dieser nennt nämlich in einer neuerlich von Herrn Angelo Mai zuerst edirten Rede gegen den Demosthenes unsere Philosophin: τὴν ἐκ Μυλιτου Διοτίμαν (s. Scriptorr. Vett. Vaticana Collectio II. am Ende pag. 30). Der berühmte Herausgeber glaubt darin eine Verbesserung für die Stelle des Plato und zugleich das wahre Vaterland der Diotima zu finden. Ein anderer Gelehrter lieset ungezweifelt richtig ἐκ Μιλήτου, baut aber darauf die Vermuthung, die in Mantinea geborne Diotima sey nach Attika verpflanzt worden, und habe dorten den Canton Miletus bewohnt (Grauert ad Aristidis Declamatt. Leptt. Bonnae 1827, § 16). Ein Dritter nimmt an, Aristides habe hier einen Gedächtnißfehler begangen, und das Vaterland der Diotima mit dem der bekanntlich aus Milet gebürtigen Aspasia verwechselt (J. Geel in der Bibliotheca Crit. Nova IV. p. 93). — Und dieß ist sicherlich das Wahre; denn sehr häufig werden diese zwey berühmten Frauen des griechischen Alterthums neben einander gestellt (z. B. von Lucian im Eunuchen, cap. 7. p 355 ed. Amst.; von Himerius Orat. I. 18, p. 358 ed. Wernsdorf), ja derselbe Aristides verbindet beyde an einem andern Orte (Oratt. Platonn.

Tom. II. p. 127. Jebb.). Auch glaube ich nicht, daß Sokrates die Diotima, wäre sie auch nur eine Einsassin (μέτοικος) in Attika gewesen (unter den von Plato a. a. O. gemeldeten Umständen möchte sie aber wohl das attische Bürgerrecht erhalten haben), die mantineische Fremde genannt haben würde, wie er doch (pag. 211, D.) thut — Mit Einem Worte, wir dürfen uns nicht vorspiegeln, aus diesem angeblich neuen Zeugniß, eben weil es sich in einen Gedächtnißfehler auflöst, etwas wirklich Neues über eine Person gelernt zu haben, von der wir freylich viel Mehreres wissen möchten.

Und wäre sie denn eine wirkliche, eine historische Person? Dies zu bezweifeln, könnte schon der Name der Frau Anlaß geben. Man könnte sagen: er ist aus dem Inhalte der ihr von Plato in den Mund gelegten Rede entnommen. In dieser Rede ist die Lehre enthalten, wie die jugendlich strebende Seele von dem Leiblich-Schönen stufenweise zur Anschauung des Schönen an sich oder zum Besitze des höchsten Gutes hingeleitet werden soll. Das ist Jupiters Weg (Διὸς ὁδὸς, wie Pindar, anspielend auf die höhere, religiöse Seelenlehre, ihn nennt, Olymp. II. vs. 126 oder vs. 77). Das ist der Weg, auf dem Plato selbst im Phädrus (p. 246, e.) unter Anführung des Zeus die übrigen Götter, Genien und Seelen hinaufsteigen läßt zu jenem seligen Orte, wo die unvergängliche Anschauung des reinen, höchsten Schönen jenen Glücklichen gewährt ist. Jene Führerin, die ihrem Lehrlinge Sokrates diese Bahn zum Schönen und Guten vorzeichnet, ist eben dadurch eine dem Dienste des Zeus geweihte, eine Zeusverehrerin, eine Διοτίμα. Da sie nun in unserer Stelle von Sokrates zugleich eine Mantineerin genannt wird, also eine arkadische Frau, so konnte dieß bey dem Ruhme, den der Kult des lykäischen Zeus unter den Griechen hatte, späterhin zu einer Sage Anlaß geben, jene Frau sey eine Priesterin des lykäischen Jupiter gewesen, eine Sage, die von irgend einem unkritischen Logographen aufgegriffen, sich in die Schriften der Grammatiker fortpflanzen, und so in die Scholien zum Aristides übergehen konnte. — Wollte man diese Namenerklärung und die darauf gebaute Skepsis auch nicht etwas weit hergeholt und künstlich finden, so widerstreben diesen Annahmen doch mehrere Umstände. Zuvörderst ist Διότιμος ein bey den Griechen öfter vorkommender Name. Zweytens, wären Name und Person von Sokrates oder Plato erdichtet, so ist nicht abzusehn, wozu noch die neue Fiktion, sie sey eine Mantineerin, hätte dienen sollen. Sollte durch Angabe des arkadischen Vaterlandes der für athenische Männer beschämende Nebenzug einer Abstammung aus einem ungebildeten Volke bezweckt

werden, so hätte sie eher eine Böoterin genannt werden müssen, oder vielmehr es würde Elis oder Böotien als ihr Geburtsland angegeben worden seyn (man vergleiche die Rede des Pausanias in diesem Gastmahle, p. 182. B.). Ferner ist nicht abzusehen, warum in jenem Falle noch gesagt wird, sie habe durch *eine merkwürdige* Weissagung und Sühnung den Athenern einen *wichtigen* Dienst geleistet, wodurch ja ihre Lehrweisheit an sich keineswegs bedingt ist; und warum endlich jene Wohlthat, und mithin die Lebenszeit dieser Person in eine historische, ja in eine ganz nahe Periode herabgerückt wird, ins zehnte Jahr vor der Pest (d. h. vor die ersten Jahre des peloponnesischen Kriegs, Thucyd. II. 48). — Nun aber führt Proklus (s. oben) unter einer Reihe von pythagoräischen Frauen, die er als Beyspiele zum Beweise des Satzes nennt, daß auch das weibliche Geschlecht einer höhern Bildung fähig sey, auch die Diotima auf. Wir haben nicht den geringsten Grund, in das Zeugniß dieses achtbaren Gelehrten ein Mißtrauen zu setzen. Als Gelehrter war er aber in einer Zeit, wo noch so manche für uns versiegte Quellen flossen, gar wohl im Stande, diese nähere Nachricht über jene merkwürdige Personalität aus einer derselben zu schöpfen; und wir sind auf keine Weise berechtigt, diese Angabe als eine neue Erdichtung, als eine bloße, aus der platonischen Stelle gezogene Schlußfolge zu betrachten. Gegen die 85ste Olympiade waren Pythagoräer in den griechischen Ländern keine seltene Erscheinung mehr, warum sollte nicht im Peloponnesus eine Pythagoräerin um diese Zeit gelebt haben können? — Aber Pythagoräerin und auch Priesterin? Darin liegt nicht der geringste Widerspruch. Hatte doch der Pythagoräerverein noch manche altpriesterliche Formen, und war doch Aristoklea (die andere Theoklea, andere Themistoklea nennen) mit Pythagoras in Verbindung, und Priesterin in Delphi (Porphyr. Vit. Pythag. §. 41. p. 41. Küsteri; Diogen. Laert. VIII. 8, 21, und Suidas in Πυθαγόρας), und hatte doch die Pythagoräerin Arignote, wie andere Frauen dieses Bundes, Sätze der griechischen Priesterlehre in Schriften abgehandelt (Fabric. Bibl. Gr. I. p. 881 sqq. ed. Harles). Weihen waren aber namentlich mit dem Dienste des lykäischen Zeus in Arkadien verbunden (Plato Republ. p. 565, D. *). Pausan. VIII 31, 2; vergl.

*) Im Minos unter den Platonischen Schriften p. 315, C. ist vom alten rohen Dienste des Zeus und von Menschenopfern zu Lycäa in Arkadien die Rede — oder vielmehr in Lycien, wie uns Herr Benjamin Constant in seinem Werke: De la Religion, considérée dans sa source, Tom. IV, p. 217 — nun wieder überreden will. »M. Creuzer,« sagt er dorten, »a voulu, dans

Symbolik II. S. 466 — besonders 471 sq.). Was liegt nun Unglaubliches in einer Nachricht, daß 8—10 Jahre vor dem peloponnesischen Krieg eine griechische Frau, dem Dienste des lykäischen Jupiter geweihet, und mit den Lehren der Pythagoräer vertraut, vergleichungsweise mehr als gemeine Erkenntnisse von der menschlichen Natur und von ihrer höheren Bestimmung besessen habe, und daß also Plato einen historischen Grund hatte, eben diese Person so würdevoll in seinem Gastmahl auftreten zu lassen? »In allen seinen Dialogen (sagt derselbe Proklus in Platonis Theologiam IV. p. 19) überträgt Plato einem jeglichen Philosophen Gegenstände, die für ihn passen. Er läßt in diesen Gesprächen einen Jeden Lehrsätze in Schutz nehmen, die

son amour pour les cultes symboliques, faire en faveur de la religion de Lycie une exception peu fondée. Il a prétendu, que ce culte, consistant en pures offrandes de fruits et de gâteaux, n'avait jamais été souillé par des sacrifices de créatures vivantes. Mais pour appuyer cette assertion, il s'est vu forcé de démentir le témoignage de Platon, qui dit qu'en Lycie on immolait des hommes (Minos) et il n'a infirmé ce témoignage qu'en proposant une correction grammaticale; triste et facile ressource des écrivains entrainés par des suppositions exclusives.« — Ich habe in der Symbolik II. S. 139 buchstäblich mich so geäußert: »Daher in der Stelle von Plato's Minos, p 315, wo von Menschenopfern die Rede ist, ganz unstreitig statt Lycien, ἐν τῇ Λυκαίᾳ, zu Lycäa in Arkadien gelesen werden muß. Dort waren Menschenopfer gebracht worden; und darauf führen auch die Handschriften (s. Böckh in Platonis Minoem, p. 55 sqq.). — Also erstens, nicht aus Systemsucht ist der Text dieses sogenannten Plato geändert worden, sondern aus urkundlichen kritischen Gründen; zweytens, nicht ich habe geändert, sondern Böckh, den ich nach deutsch-löblicher Sitte dorten auch anführe; drittens, diese Aenderung hätte mir aber auch ohne Zeugniß der Handschriften nothwendig scheinen müssen, weil niemand etwas von Menschenopfern in Lycien weiß, desto mehr aber von denen in Arkadien; viertens, ἐν Λυκαίᾳ ist seit Bekker sogar in den Text aufgenommen — und mit Recht, weil seitdem bewährte Handschriften (bey Bekker und Stallbaum. Man s. d. Commentarr. Crit. in Platon. I. p. 159 u. Varr. Lectt. p. 208 sp.), und zwar zum Theil auch an der zweyten Stelle (p. 316 C.) diese Lesart bestätigt haben. — Es erhellet daraus, wie gut es wäre, sich ein wenig um die Kritik zu bekümmern, wenn man über Gegenstände des Alterthums, deren Kunde wir aus den Texten alter Schriftsteller entnehmen müssen, zu schreiben sich vorsetzt — und warum ich bey meiner wohlbegründeten Meinung bleibe. — Ueberhaupt aber möchte ich die Lobsprüche, die der Verfasser dieses Werks an dieser und an andern Stellen mir gütigst spendet, mir lieber verbitten, wenn ich sie mit solchen Mißdeutungen vermengt erblicke.

er auch außerdem und für sich vorzugsweise zu vertheidigen pflegte. In diesem Sinne läßt er auch die mantineische Fremde (Diotima) die Liebeskunde (τὰ ἐρωτικά) vortragen;« und an einem andern Orte (in Platonis Timaeum, p. 325): »Es wäre doch sonderbar, wenn Sokrates durch den von der Diotima empfangenen Unterricht in der Liebeswissenschaft zum höchsten Schönen (πρὸς τὸ αὐτὸ καλόν) hinaufgeleitet würde; und wenn Diotima selbst, diese Führerin nach Oben, diese durch Weisheit ausgezeichnete Frau, nicht dieselbe Art des Lebens erreicht haben sollte, weil sie einen weiblichen Körper mit sich herumtrug.« — Aber wer könnte auf der andern Seite nur einen Augenblick verkennen, daß jene Rede der Diotima in Gedanken, Worten, Wendungen, kurz in ihrer ganzen Sprache durch und durch platonisch sey; so platonisch als der Vortrag, den wir im Menexenus aus dem Munde der Aspasia vernehmen? So wenig wir nun, auch bey der günstigsten Meinung, die wir von dieser vor allen übrigen Hetären so weit hervorragenden Frau (s. Jakob's Vermischte Schriften III. S. 382 ff) haben möchten, Alles, was der Verfasser dieses Werks sie sagen läßt, buchstäblich als von ihr gesagt zu betrachten berechtigt sind: eben so wenig dürfen wir diese Rede im Gastmahle ganz, wie sie ist, auf Diotima's Rechnung setzen. Was ist nach allen Umständen natürlicher, als folgende Annahme? Plato wußte, vermuthlich von Sokrates selbst, daß dieser in jüngeren Jahren einmal die Bekanntschaft dieser in pythagoräischer Lehre unterrichteten Priesterin gemacht, hatte von demselben auch wohl Einiges aus dem Inhalte der mit ihr geführten Gespräche erfahren, und daraus ihre höhere Geistesbildung kennen gelernt. Nachdem er in diesem Gastmahle nun durch die verschiedenen Reden der andern Sprecher den Leser endlich auf den Punkt geführt, wo dieser aus Sokrates Munde die letzten Aufschlüsse über das Wesen des Schönen oder des Guten an sich vernehmen soll, hier auf dieser Stelle angelangt, wo es darauf ankam, thatsächlich zu zeigen, daß die reine Liebe mit dem Geschlechtsunterschiede und selbst mit der edleren Männerliebe ganz und gar nichts mehr zu thun habe, wählt er jene historische Diotima, um durch sie, wenn auch etwa einige ihrer Gedanken, hauptsächlich jedoch seine eigenen Ueberzeugungen von der Liebe Einigung und Heiligung in Gott aussprechen zu lassen. — Man wird aus dieser Erörterung ersehen, daß ich mich unter den oben vorgetragenen drey Meinungen über die Rede der Diotima der zweyten anschließe, und es würde mich freuen, wenn diese neue Untersuchung dazu beytragen sollte, diese gemäßigte Ansicht etwas fester zu begründen.

In der Rede der Diotima kommen nun einige Stellen vor, worauf wir die Aufmerksamkeit der Philologen lenken möchten. Am Anfange der allegorischen Geschichte von Amor's Geburt (p. 203, B) hat die Münchner Handschrift das Scholion: τὰ περὶ τοῦ ἀνθρώπου ἐν τῷ παραδείσῳ γεγενημένα τοῦ Μωσέως. Es würde überflüssig seyn, umständlich zeigen zu wollen, daß dieß die Meinung einiger Kirchenväter war, nämlich Plato habe diesen Mythus aus der Versuchungsgeschichte der ersten Aeltern dem Moses abgeborgt. Man vergleiche z. B. den Origenes gegen den Celsus IV (Vol. I, p. 533 ed. Ruaei). Es wäre nicht unbelehrend noch uninteressant, eine Uebersicht der verschiedenen Erklärungen zu geben, die diese berühmte Allegorie bey griechisch-heidnischen, jüdischen und christlichen Philosophen erfahren, und welche Bedeutung, zum Theil mit Hinsicht auf diesen Platonischen Mythus, verschiedene gnostische Sekten (z. B. die Ophiten; vergl. Jos. von Hammer's Fundgruben des Orients, VI, S. 15 ff., S. 78) der hier gebrauchten Personifikation Metis (Μῆτις) gegeben. — Ich muß mich aber auf kritische Behandlung einiger Stellen einschränken. — P. 203: — καὶ τῆς Ἀφροδίτης καλῆς οὔσης. Diese Worte erkennen alle Handschriften an. Weil sie Anstoß gegeben, so bemerke ich: Es werden zwey Gründe angegeben, warum Eros beständiger Begleiter der Aphrodite ist, einmal weil er an ihrem Geburtsfeste geboren, sodann weil er das Schöne liebt, und Aphrodite schön ist. Sehr richtig bemerkt Herr Rückert: »Quia pulcri amator, Venus autem pulcra est. Quod propterea monui, ne quis genit. τῆς Ἀφροδίτης ab ἐραστὴς suspensum esse putaret.« Daß Ficin nach Ἀφροδίτης noch αὐτῆς gelesen habe, möchte ich aus seinem: »cum Venus *ipsa* sit pulcra,« nicht schließen. Barbarasa hat auch bloß: »perche Venere è bella.« Dieses Verhältniß des Eros zur Aphrodite als eines Ausflusses derselben hat Damascius περὶ ἀρχῶν zum Gegenstande der Spekulation gemacht (p. 302 ed. Kopp.): Ἐὰν μέντοι Ἔρως ἀπὸ Ἀφροδίτης — προΐοι κτλ. Die unmittelbar darauf folgende Beschreibung des Eros lautet nun bey Plato a. a. O. so: ἅτε οὖν Πόρου καὶ Πενίας υἱὸς ὢν ὁ Ἔρως ἐν τοιαύτῃ τύχῃ καθέστηκε, πρῶτον μὲν πένης ἀεί ἐστι, καὶ πολλοῦ δεῖ ἁπαλός τε καὶ καλὸς, οἷον οἱ πολλοὶ οἴονται, ἀλλὰ σκληρὸς καὶ αὐχμηρὸς καὶ ἀνυπόδητος καὶ ἄοικος, χαμαιπετὴς ἀεὶ ὢν καὶ ἄστρωτος ἐπὶ θύραις καὶ ἐν ὁδοῖς ὑπαίθριος (so auch der cod. Monac.) κοιμώμενος, τὴν τῆς μητρὸς φύσιν ἔχων, ἀεὶ ἐνδείᾳ ξύνοικος. κατὰ δὲ αὖ τὸν πατέρα ἐπίβουλός ἐστι τοῖς καλοῖς καὶ ἀγαθοῖς, ἀνδρεῖος ὢν καὶ ἴτης καὶ σύντονος, θηρευτὴς δεινὸς, ἀεί τινας πλέκων μηχανὰς, καὶ φρονήσεως ἐπιθυμητὴς, καὶ πόριμος, φιλο-

σοφῶν διὰ παντὸς τοῦ βίου, δεινὸς γόης καὶ φαρμακεὺς καὶ σοφιστής. Es wird nicht unangenehm seyn, auch hier den alten Toskaner zu hören: »Oltre di ciò essendo Amore figliuolo di Poro et Penia, cioè della abondanza et della carestia è *della medesima natura de suoi genitori* (Ficin übersetzt richtig: sortem eiusmodi nactus est. Sollte Barbarasa statt *ἐν τοιαύτῃ τύχῃ* gelesen haben *ἐν ταυτῇ φύσει*. Ich vermuthe eher einen Uebersetzungsfehler. Auf jeden Fall beweiset diese Stelle, wie manche andere, daß Barbarasa zuweilen unabhängig von Ficin seinen Plato übersetzt hat). Egli è primamente et magro et pallido: va discalzo, *volando sempre per terra*: è senza habitatione, senza letto, et senza copertura alcuna, dorme alla porta, per la strata, al sereno et seguitando la natura della madre, è sempre povero: ma secondo la stirpe del padre, desidera sempre le cose buone et belle. E virile, audace, vehemente et cacciatore sagace, ordisce sempre nuove chimere: è prudente, eloquente (man sieht, wie B. sich hier an Ficin angeschlossen): va sempre filosofando, e incantatore et maliardo valente: adopera veleni, è ingannevole, ò sofista.« Zuvörderst nur einige kleine Bemerkungen: Wenn man *πένης* in seiner wahren Bedeutung nimmt, nämlich für einen, der kärglich sein Leben fristet, und eben deßwegen unausgesetzt arbeiten muß (Scholiast. Aristoph. Plut. 552), so sieht man, wie sich das Folgende: *καὶ-αὐχμηρός*, als eine Wirkung jenes Zustandes, organisch damit verbindet. Mit den Worten: *οἷον οἱ πολλοὶ οἴονται*, wird die eigentliche Meinung des Agathon widerlegt (man s. p. 195 D. E.); welcher versteckte Tadel diesen Schönredner um so mehr beschämt, da er vorher geäußert hatte, daß er auf die Meinung des großen Haufens nichts halte (s. p. 194. B), *ἐπὶ θύραις κοιμώμενος.* Themist. p. 162, D. sagt mit Bezug auf diese Beschreibung: *θυραυλῶν ἐπὶ θύραις*, und Plotinus p. 295, E. und p. 668, A.: *αὐτός ἐστιν ὁ θυραυλῶν Ἔρως.* Vergl. auch Jacobs ad Antholog. Gr. XI. p. 154.— Plato fährt fort: *ἀεὶ ἐνδείᾳ ξύνοικος*; Plotin p. 295, D.: *τοῦ Ἔρωτος ἀεὶ ἐνδεοῦς.*— Ferner: *καὶ ἴτης.* Die Erklärung des Herodian (Epimerismm. p. 54. Boissonad.) gehört hierher nicht. Mit Recht hat Rückert auch die erste Erklärung des Scholiasten *ἵστωρ, ἐπιστήμων* beseitigt, und aus Protagoras p. 349, E. die Bedeutung *θρασύς*, audax, kühn, verwegen, gerechtfertigt, die auch schon Ficin angenommen hatte. Mehreres noch hat zur Erläuterung dieser Bedeutung Jacobs in den Lectt. Stobenss. beygebracht (p. 12). — *ξύντονος.* Olympiodor. in Alcib. pr. p. 14: *πᾶς γὰρ ἔρως σύντονός ἐστι μανία.* Da Plato in dieser Charakteristik des

Amor sich vieler Ausdrücke bedient, womit Dichter und Erotiker denselben bezeichnen, so dürfen wir uns auch der Worte der Glycera in einem Brief an Menander erinnern (den neulich Jacobs in den vermischten Schriften so gut übersetzt hat, III. S. 491 ff.): »Die Liebe fördert ihr Geschäft mit Eile.« Alciphron. II. 4, 150 — ἀλλ' οἰκονομοῦσιν ἔρωτες σπεύδοντες, wo unsere Pfälzer Handschrift Nr. 132 ὁρᾶτε hat statt ἔρωτες, aber gleich darauf richtig: αἰδούμεθα μὰ τὴν Ἄρτεμιν. Zu diesen Worten des Plato macht Tib. Hemsterhuis in einer handschriftlichen Note auf dem Rande der Frankfurter Ausgabe folgende Bemerkung: »Themistius Orat. XIII. p. 162 sq. ed. Hard. haec. ipsis etiam vocibus expressit, quae si conferas, *aliter nonnulla legisse videri* possit« (nämlich im Texte des Plato). Ich weiß nicht, ob dieser große Kritiker auch so geurtheilt haben würde, wenn er die Ergänzungen gekannt hätte, die wir für die lückenhafte Stelle des Themistius aus der vortrefflichen ambrosianischen Handschrift gewonnen haben. Aber das weiß ich, daß mir eine Stelle des Plotin in Betreff des Platonischen Textes einiges Bedenken macht. Nach diesem letzteren sind die hier genannten Eigenschaften solche, die Amor von seinem Vater (Poros) hat: Nach seinem Vater hingegen stellt er dem Guten und Schönen nach, ist tapfer, kühn und heftig, ein gewaltiger Jäger, immer Ränke schmiedend, nach Erkenntniß trachtend und dieselbe verschaffend (so müssen diese Worte, die in der Astischen Uebersetzung fehlen, nach Bekkers, Dindorfs und Rückerts Interpunktion genommen werden: nach der von Wolf, Stallbaum u. A. nach Erkenntniß strebend und für Auswege erfinderisch), philosophirend, ein gewaltiger Zauberer, Giftmischer und Sophist.« Daß πόριμος zu den väterlichen Eigenschaften des Eros gehört, kann wohl bey der deutlichen Anspielung auf Πόρος keinem Zweifel unterliegen. Ob aber auch das: ἀεί τινας πλέκων μηχανάς? Dieß könnte man bezweifeln, wenn man bey Plotinus (pag 297, C.) folgende ganz offenbar mit Hinsicht auf unsere Stelle niedergeschriebene Worte lieset: καὶ τὸ εὐμήχανον αὐτῷ (nämlich ist dem Eros eigen, aus dem Vorhergehenden) διὰ τὴν ἔνδειαν. Demnach hatte er diese Eigenschaft von der Mutter (Penia, von der Armuth). Und in der That war es ja ein alter, und von Archytas und andern Philosophen ausgesprochener Satz, daß die Noth die allgemeine Lehrerin sey (Archytas ap. Stob. Serm. XCIII, vergl. Wesseling. ad Diodor. I. 8, pag 12). In demselben Sinn eröffnet Theokrit sein Fischer-Idyll (XXI, 1) mit den Worten: Ἁ πενία-μόνα τὰς τέχνας ἐγείρει. — und nach dem Berichte des Philostrat (Vita Apollon. V. 4, p. 19 Olear.) hatte diese

auch mit dem Prometheischen Mythus zusammenhängende Wahrheit, sogar eine religiöse Sanction erhalten. »Bey den Gaditanern,« heißt es dort, »sah man unter andern Altäre der Armuth und der Kunst« (βωμοὶ δὲ ἐκεῖ καὶ Πενίας καὶ Τέχνης) — eine Stelle, die auch deßwegen bemerkenswerth ist, weil sie beweiset, daß Plato bey seiner Personification von Penia und Poros religiöse Sagen und Gebräuche vor Augen hatte. Hat also Plotinus einen von dem unsrigen abweichenden Text des Plato vor sich gehabt, wie Hemsterhuis von Themistius vermuthete; und hat vielleicht die Anordnung einiger Sätze in dieser Stelle Störung erlitten, oder hat Plotin nur stillschweigend, wie seine Verehrung gegen Plato wahrscheinlich machen könnte, sich diese Abweichung von dem großen Meister erlaubt? Die Beantwortung dieser Fragen will Referent den Kritikern überlassen. Auf jeden Fall beweisen die wirklichen oder scheinbaren Abweichungen beyder Schriftsteller, daß die Vergleichung des Plato mit späteren Philosophen nicht überflüssig ist, zumal da in diesem Gastmahle noch Fehler stecken, die offenbar älter als unsere Handschriften sind.

Ein solcher Fehler ist vermuthlich in den Worten p. 205 D. verborgen: Οὕτω τοίνυν καὶ περὶ τὸν ἔρωτα· τὸ μὲν κεφάλαιόν ἐστι πᾶσα ἡ τῶν ἀγαθῶν ἐπιθυμία καὶ τοῦ εὐδαιμονεῖν ὁ μέγιστός τε καὶ δολερὸς ἔρως παντί. Ficin hat, wie alle Handschriften sie haben, diese Lesart so ausgedrückt: »Idem quoque circa amorem accidit, nam summatim quidem omnis bonorum felicitatisque appetitio maximus et insidiator amor est cuique.« Aber schon der alte italienische Uebersetzer hat sich durch Auslassungen zu helfen gesucht: »Il simile accade d'amore perciò che largamente pigliandolo, ogni desiderio di bene et felicità si chiama amore,« und die besten neueren Uebersetzer haben die Schwierigkeit geschickt zu verdecken gesucht: Schultheß, meines Bedünkens ziemlich glücklich durch folgende Uebersetzung: »Gerade so verhält es sich mit der Liebe. Im Allgemeinen nämlich ist jegliches Verlangen nach dem Guten und nach Glückseligkeit für jeden die größte ihn bestrickende Liebe.« Schleiermacher: »So ist es nun auch mit der Liebe. Im Allgemeinen ist jedes Begehren des Guten und der Glückseligkeit die größte und heftigste Liebe für jeden.« Ast: »So verhält es sich nun auch mit der Liebe. Im Allgemeinen ist jedes Streben nach dem Guten und nach Glückseligkeit und bey jedem die größte und die eigentlich hinterlistige Liebe.« Stallbaum hat das Anstößige in den Worten des Originals sehr gut gezeigt. Wenn er aber nach verschiedenen Versuchen, sie auf erträgliche Weise zu erklären, endlich den letzten Theil der-

selben ὁ μέγιστος — ἔρως παντί für den elenden Zusatz eines Halbwissers erklärt, worin ihm der Herausgeber der Wolfischen Edition auch beyzupflichten geneigt ist, so hat er nicht erwogen, daß durch diese Ausscheidung der ganze, mit den Worten (p. 205, A.): ταύτην δὴ τὴν βούλησιν καὶ τὸν ἔρωτα τοῦτον πότερα κοινὸν οἴει εἶναι πάντων ἀνθρώπων, anfangende Gedankengang zerrissen werden würde, und daß keine Wahl übrig bleibt, als entweder dieses Ganze auszulöschen, oder auch jene angezweifelten Worte stehen zu lassen. Sokrates fängt von dorten an zu zeigen, daß das gemeinsame Bestreben aller Menschen nach Glückseligkeit, Liebe (ἔρως) und Lieben (ἐρᾶν) genannt werde, daß aber gleichwohl nach dem Sprachgebrauche nur eine Art des Liebens (nämlich wenn ein älterer Freund einen jüngern zu seinem Lieblinge wählet, und ihn bildet) Liebe und lieben genannt werde; und nachdem er diesen an sich allgemeinen, aber vom Sprachgebrauch auf Eine Art beschränkten Begriff durch das Beyspiel von dem Schaffen (ποιεῖν, ποίησις, welches eigentlich im Allgemeinen jedes Hervorbringen aus Nichts bezeichnend vom Sprachgebrauche auf das mit Musik und Metrik verbundene Hervorbringen, auf das Dichten eingeschränkt worden) deutlich gemacht hat, nimmt er nun mit den Worten: οὕτω τοίνυν — ἔρως παντί, die obige Gedankenfolge von neuem auf. Wer sieht nun nicht, daß hier nichts weggeschnitten werden darf, und daß gerade das παντί am Schlusse einen ganz deutlichen Rückblick auf das obige πάντων ἀνθρώπων enthält? — Sehr richtig hat daher auch Herr Rückert die Aechtheit der letzten Worte in Schutz genommen. Wenn er aber den Sinn derselben so auffaßt: »quod vos de vestro soletis Amore praedicare, maximum deum esse *et callidissimum* qui neminem non decipiat, id multo valet magis de beatae vitae cupiditate, qua omnes omnino homines, velint nolint, plane irretiti sunt, ducunturque naturali quadam necessitate non aliter ac si magicis artibus sint deliniti.« so hat er zwar richtig gesehen, daß in diesen Worten auf die obige Beschreibung des Amor angespielt werde, jedoch die wahren Prädikate des Eros verfehlt, welche hier Plato vor Augen hat. Auch hat er einen Superlativ in seiner Paraphrase untergeschoben gleich Herrn Schleiermacher. Drey von Herrn Stallbaum gefühlte Schwierigkeiten drücken unsere Stelle: erstlich, daß das jedem Menschen eigenthümliche Streben nach dem Guten und nach Glückseligkeit eine hinterlistige Liebe genannt wird; zweytens die Beyfügung des Artikels zu dem Prädikat: (ὁ) μέγιστος; drittens die enge Verbindung des Superlativs mit dem Positiv: ὁ μέγιστός τε καὶ δολερός. Werden diese nicht sämmtlich gehoben,

so ist der Stelle nicht geholfen. Die Hülfe liegt in den obigen Worten (p. 203, D.) (Ἔρως) — ἐπίβουλός ἐστι τοῖς καλοῖς καὶ τοῖς ἀγαθοῖς, ἀνδρεῖος ὢν καὶ ἴτης κτλ. (Eros »stellt dem Guten und dem Schönen nach, ist tapfer, kühn und rüstig« u. s. w.). Aristophanes in den Wolken (vs. 445) verbindet θρασὺς, τολμηρὸς, ἴτης. Pollux (III. 134) stellt auch θρασὺς mit τολμηρὸς zusammen; τολμηρὸς ist zuweilen gleichbedeutend mit ἀνδρεῖος (Suidas III. p. 484 Kust.); ἴτης endlich wird in den Glossen zum Aristophanes (a. a. O. p. 481 ed. alter. Hermanni) erklärt durch ὁρμητικός. Dieses letztere Wort hat bekanntlich oft auch active Bedeutung. Demzufolge verändere ich die Worte: ὁ μέγιστός τε καὶ δολερὸς ἔρως παντί, in ὁρμητικός τε καὶ τολμηρὸς ἔ. π., und übersetze: »So ist es nun auch mit der Liebe. Im Allgemeinen ist jede Begierde nach dem Guten und nach der Glückseligkeit eine heftig aufregende und mannhaft kühne Liebe (das ist, jener tapfere, kühne und heftige Amor) für einen jeden;« oder mit andern Worten: Alle Menschen kennen, wo es ihre Glückseligkeit gilt, keine Ruhe und Zögerung, und scheuen keine Gefahren.

Einen andern alten Schaden hatte ich in der Erörterung vermuthet, wo von der Art geredet wird, wie die sterbliche Natur ihre Fortdauer sichern kann. Ich hatte nämlich (in den Lectt. Platonn. am Plotin de pulcrit. p. 528) vorgeschlagen in den Worten (p. 208, B): ταύτῃ τῇ μηχανῇ, ὦ Σώκρατες, ἔφη, θνητὸν ἀθανασίας μετέχει, καὶ σῶμα καὶ τἆλλα πάντα· ἀθάνατον δὲ ἄλλῃ zu lesen: ἀδύνατον δὲ ἄλλῃ, und hatte mich dabey auf die Worte (p. 206, C.) ταῦτα δ' ἐν τῷ ἀναρμόστῳ ἀδύνατον γενέσθαι berufen, besonders aber auf p. 207, D., wo es heißt: δύναται δὲ ταύτῃ μόνον (wie ich jetzt mit Herrn Rückert abtheile), τῇ γενέσει, nämlich die sterbliche Natur kann nur auf diese Weise, durch die Zeugung, fortdauernd bestehen. Dieser Vermuthung waren die Herren Ast, Reynders und Stallbaum (in Platonis Operr. XII. p. 364) beygetreten. In der Bibliotheca graeca (p. 119) hat Letzterer aber seine Meinung geändert. Er sagt dort: ἀθάνατον δὲ ἄλλῃ. Haec addita videntur propter verba extrema: quae ne falso intelligerentur sane cavendum fuit; und dieser Ansicht tritt die zweyte Wolfische Ausgabe bey. Herr Rückert aber hat noch mehr gegen jene Conjektur einzuwenden: »Creuzerus conj. ἀδύνατον, probante Astio et Reyndersio. Quod si dicere Plato voluisset, ἄλλῃ δὲ ἀδύνατον, opinor, scripsisset, vel omissa particula ἄλλῃ (?). At ne potuit quidem velle, quo nimis hoc additamentum (?) languidum fuisset futurum. At Hercule ut discrimen in mentem revocaret lectoribus quod im-

mortalem naturam a mortali dirimit, id agendum erat, vel maxime praesertim facta mentione animi partis inferioris. Itaque recte approbare conjecturam desiit Stallbaumius, vir acutissimus, quem in priore editione admiratione eius captum aegre videram.« Zuvörderst frage ich: Kann denn ἀδύνατον nicht deßwegen vorangestellt seyn, damit der Ton mit einem gewissen Nachdrucke darauf falle? »Unmöglich aber ist es auf andere Weise.« Zweytens: Erben sich denn bey Menschen nicht außer dem Körper auch Seeleneigenschaften, Neigungen und Leidenschaften oftmals fort? Drittens hat ja Plato kurz vorher schon den Unterschied der Fortdauer der göttlichen oder unsterblichen Natur von der der sterblichen ausdrücklich bemerkt: τούτῳ γὰρ τῷ τρόπῳ πᾶν τὸ θνητὸν σώζεται, οὐ τῷ παντάπασι τὸ αὐτὸ ἀεὶ εἶναι ὥσπερ τὸ θεῖον. Was ist nun matter, wenn man ihn kurz hinter einander dasselbe sagen läßt, oder wenn man ihn am Schlusse dieser Gedankenfolge, um ein für allemal die Sache zu entscheiden, die Unmöglichkeit einer gleichen Fortdauer der sterblichen Natur aussprechen läßt? Angenommen aber, Plato habe denselben Satz noch einmal ausgesprochen, so hätte dieß nicht anders geschehen können, als um über die Art, wie die göttliche Natur fortdauert, etwas weiteres zu sagen. Was aber nicht geschieht. Nicht aus Vorliebe zu meinen eigenen Einfällen (ich habe ja oben einen solchen stärker widerlegt, als dieß von Andern geschehen war), sondern damit der kritische Leser selber urtheile, setze ich die Stelle hierher nach der Uebersetzung des Herrn Ast, der meinem Vorschlage gefolgt ist: »Auf diese Weise nun wird alles Sterbliche erhalten, nicht dadurch, daß es durchaus immer dasselbe bleibt, wie das Göttliche, sondern dadurch, daß das abgehende und gealterte ein anderes neues hinterläßt von eben der Art, wie es selbst war. Auf diese Weise, Sokrates, sagte sie (Diotima), wird das Sterbliche der Unsterblichkeit theilhaftig, das Körperliche wie alles Uebrige, auf eine andere ist es ihm unmöglich.«

Ich beschließe diesen Bericht mit der kritischen Beleuchtung einer dritten Stelle in derselben Rede des Sokrates, worin ich ebenfalls einen alten Fehler vermuthe. Pag. 209, C. lesen wir die Worte: — ἁπτόμενος γὰρ, οἶμαι, τοῦ καλοῦ καὶ ὁμιλῶν αὐτῷ, ἃ πάλαι ἐκύει, τίκτει καὶ γεννᾷ, καὶ παρὼν καὶ ἀπὼν μεμνημένος, καὶ τὸ γεννηθὲν συνεκτρέφει κοινῇ μετ' ἐκείνου, ὥστε πολὺ μείζω κοινωνίαν τῆς τῶν παίδων πρὸς ἀλλήλους οἱ τοιοῦτοι ἴσχουσι καὶ φιλίαν βεβαιοτέραν, ἅτε καλλιόνων καὶ ἀθανατωτέρων παίδων κεκοινωνηκότες. καὶ πᾶς ἂν δέξαιτο ἑαυτῷ τοιούτους παῖδας μᾶλλον γεγονέναι ἢ τοὺς ἀνθρωπίνους, καὶ εἰς

Ὅμηρον ἀποβλέψας καὶ Ἡσίοδον καὶ τοὺς ἄλλους ποιητὰς τοὺς ἀγαθοὺς ζηλῶν, οἷα ἔκγονα ἑαυτῶν καταλείπουσιν, ἃ ἐκείνοις ἀθάνατον κλέος καὶ μνήμην παρέχεται, αὐτὰ τοιαῦτα ὄντα· εἰ δὲ βούλει, ἔφη, οἵους Λυκοῦργος παῖδας κατελίπετο ἐν Λακεδαίμονι, σωτῆρας τῆς Λακεδαίμονος καὶ ὡς ἔπος εἰπεῖν τῆς Ἑλλάδος. Die Worte, worauf es zunächst hier ankommt, übersetzt Ficin: »unde angustiorem communionem firmioremque amicitiam vicissim contrahunt quam *mortalium filiorum parentes*, utpote qui in filiis immortalibus magis pulchrioribusque una communicant« Ihm ist Barbarasa gefolgt. Herr von Heusde übersetzt (in den Initt. Philos. Platon. p. 184): »unde communionem hi longe arctiorem firmioremque amicitiam contrahunt, *quam qui liberos procrearunt, foetus* quippe pulcriores magisque immortales communes habentes.« Schultheß: »— so daß zwischen solchen eine weit innigere Gemeinschaft besteht, als Kinder zwischen Gatten hervorzubringen vermögen und festere Freundschaft: haben jene doch weit schönere und unsterblichere Kinder gemeinsam. Der Uebersetzer in Schiller's Thalia: — »Deßwegen ist auch das Band, das zwey solche Wesen vereinigt, weit fester, als die Bande zweyer Sinnlichliebenden.« Schleiermacher: »So daß diese eine weit genauere Gemeinschaft mit einander haben, als die eheliche, und eine festere Freundschaft, wie sie auch schönere und unsterblichere Kinder mit einander besitzen.« Endlich Ast: »Daher haben diese eine weit innigere Gemeinschaft unter einander, als jene der Kinderzeugung ist, und eine festere Freundschaft, da sie auch schönere und unsterblichere Kinder gemeinschaftlich besitzen.« Bast sagt daher (im kritischen Versuch über d. Platon. Gastmahl, S. 71): »Die Uebersetzer fühlten beynahe sämmtlich das Unschickliche der letzten Worte (nämlich τῆς τῶν παίδων), und der älteste unter ihnen (Ficin), welcher in dieser Stelle den Wegweiser machte, drückt sich bereits also aus, wie es dem Zusammenhange und den platonischen Begriffen gemäß ist. Diotima bemerkt, daß sich der Trieb der Menschen nach Unsterblichkeit auf verschiedene Art äußere: Manche fühlen eine heftige Neigung zum zweyten Geschlechte, und suchen durch Kinderzeugen gewissermaßen unsterblich zu werden. Andere wünschen solche Produkte zur Welt zu bringen, welche der Seele eigen sind, φρόνησίν τε καὶ ἄλλην ἀρετήν (Weisheit und Tugend überhaupt). Die letzte Klasse hat vor der ersten ungemeine Vorzüge. Was ist daher natürlicher, als die Behauptung, daß auch in dem Umgange der letztern mit dem geliebten Gegenstande, welcher die Geburt zunächst veranlaßt, eine festere und dauerhaftere Freundschaft

Statt habe, als zwischen solchen Personen, welche durch körperliche Vermischungen ihren Namen zu verewigen suchen? Ich vermuthe: τῆς τῶν παιδογόνων, παιδοσπόρων, oder einen ähnlichen Ausdruck, der von Vater und Mutter gebraucht wird.« Ast hatte den Sinn der Worte τῆς τῶν παίδων κοινωνίαν unrichtig aufgefaßt: »als die Vereinigung der Kinder ist.« Schon Schultheß hatte die Stelle richtig verstanden, wie obige Uebersetzung beweiset, und Stallbaum hat durch die Bemerkung, daß diese Worte die coniunctio ex liberorum procreatione oriunda bezeichne, den Astischen Aenderungsversuch, den auch schon Ast bestritten hatte, beseitigt. Aber weder Ast noch die Uebersetzer haben Rückerts Vorwurf verdient, daß der eine emendando, die andern vertendo locum corruperant, — da sie die Logik zu retten gesucht haben. Denn, frage ich, ist es denn logisch richtig, Kinder überhaupt schöneren und unsterblicheren Kindern entgegen zu setzen? Man wird einwenden, daß bey dem ersten παίδων an menschliche, sterbliche Kinder zu denken sey, und mich zum Beweise, daß Plato hier unter παῖδες sterbliche Kinder verstehe, auf eine vorhergehende Stelle verweisen (p. 208, C.): » — wenn du nämlich erwägst, wie gewaltig sie von der Begierde ergriffen sind, sich einen Namen zu machen, und für alle Zeiten unsterblichen Ruhm zu erlangen; ja sie sind bereit, alle Gefahren dafür zu bestehen, mehr noch als für ihre Kinder« (wörtlich: als für die Kinder: ἢ ὑπὲρ τῶν παίδων). Aber dort werden nicht Kinder den Kindern einer gewissen Art entgegengesetzt, sondern dem großen Namen und dem unsterblichen Ruhm. Und wäre es auch bloß ein Schein des Unlogischen, welche Rhetorik wird dem Ausdruck auch nur eine unlogische Farbe verzeihen? und wird ein Plato so schreiben: » — so daß solche Personen eine weit genauere Verbindung mit einander haben, als die durch Kinder ist, und eine festere Freundschaft, weil sie schönere und unsterblichere Kinder gemeinschaftlich besitzen?« Das fühlte Ficin und mit ihm alle Uebersetzer. Sie gaben also dem ersten παίδων eine Wendung, die den Worten das Auffallende benehmen sollte. Ast sah darin nur Palliative, und bemühete sich, den Schaden gründlich zu heilen. Nur daß er mit den Uebersetzern ihn an der unrechten Stelle suchte. Denn nicht das erste παίδων ist verdorben, sondern das zweyte ist eingeschoben. Dieß zeigen die Handschriften, worauf aber weder Herr Stallbaum in seiner zweyten Ausgabe, noch Herr Rückert Rücksicht genommen haben. — Der Wiener Codex Nr. 25 (bey Ast) hat an der zweyten Stelle ἔργων statt παίδων, und der Pariser (K. bey Bekker) hat keines von beyden;

und dieß ist die wahre Lesart. Oder sollte in einer gegen Logik und Rhetorik so sehr anstoßenden Stelle, wenn eine Handschrift ein anderes Wort an die Stelle des anstößigen setzt, eine andere es ganz hinwegläßt, die kritische Regel nicht Anwendung leiden, daß die kürzere Lesart die wahre ist? Die Wiener Handschrift hat die Wahrheit halb, weil sie καλλιόνων und ἀθανατωτέρων für Neutra nimmt. Plato hatte aber nicht ἔργων geschrieben. Ein anderer Abschreiber nahm noch irriger beyde Adjektive im Maskulin, und setzte παίδων hinzu. — Aber der Sinn ist: »weil sie Schöneres und Unsterblicheres gemeinschaftlich besitzen« (dem ἀθανατωτέρων hat, gelegentlich bemerkt, Plotin p. 482, C. sein θνητοτάτων nachgebildet). — Darauf (um in der Platonischen Stelle fortzufahren) wird erst der nunmehr hinlänglich vorbereitete Gedanke ausgesprochen, daß beyderley Art von Erzeugnissen Kinder sind, durch Beyfügung des Satzes: ein jeder würde lieber solche Kinder haben wollen, als menschliche (ἀνθρωπίνους). Welcher Zusatz sodann durch eine Hindeutung auf die durch ihre Werke unsterblich gewordenen Dichter und Gesetzgeber ins Licht gesetzt wird. — Aehnliche Farbe hat die Stelle des Porphyrius im Anfang des Briefs an die Marcella: Ἐγώ σε, Μαρκέλλα — εἰλόμην ἔχειν σύνοικον — οὔτε παιδοποιΐας χάριν τῆς ἀπὸ τοῦ σώματος· ἔχειν κεκρικὼς παῖδας τῆς (vielleicht τοὺς τῆς) ἀληθινῆς σοφίας ἐραστάς. Die folgenden Worte des Plato führt Proclus (in Platonis Rempubl. p. 393) an, und zwar mit einigen Abweichungen, nämlich ζητῶν statt ζηλῶν, ὅσα für οἷα, und mit Auslassung des ἑαυτῶν vor καταλείπουσι. Man wird wohl keine dieser Lesarten mit unserm Texte vertauschen wollen, und jenes ζητῶν dürfte sich auch in Handschriften des Proklus nicht finden; denn kurz zuvor sagt er in Bezug auf unsere Stelle ὃν ζηλωτὸν ἡγεῖται. Auf jeden Fall beweiset diese Anführung jedoch, daß Proklus schon das Particip in seinem Texte fand, welches Stallbaum gegen den Vorschlag ζηλοίη auch gut vertheidigt hat; und in welchem Sinne es zu nehmen, zeigen desselben Proclus Worte, μακάριον ὄντως ὑπολαμβάνειν. Man vergleiche auch Blomfield zu Aeschyli Prometh. 338, wo ζηλοῦν und μακαρίζειν verbunden sind, und Pierson zum Möris p. 169. Es muß also heißen: »und auf Homeros, Hesiodos und die andern trefflichen Dichter hinblickend, und sie glückselig preisend.« — Im Verfolg bestätigt die Münchner Handschrift (Nr. 408) die Lesart einer Wiener und der Zittauer: κατέλιπε τοῖς ἐν Λακεδαίμονι. Wenn Herr Rückert das Medium κατελίπετο für durchaus nöthig hält, damit es heiße: »quales liberos *suos* reliquit Lacedaemone,« so hat er nicht bedacht, daß aus dem zunächst

vorhergehenden: οἷα ἔκγονα ἑαυτῶν καταλείπουσιν, in dieser letzteren Stelle ἑαυτοῦ leicht hinzugedacht werden könnte, wenn es nöthig wäre (man vergleiche Legg. V, p. 729, a. VI, p. 773); und wenn von Gesetzen die Rede ist, denkt man eher an die Bürger, als an die Stadt, an die Lacedämonier eher als an Lacedämon. — Doch ich muß diese vielleicht schon zu ausführliche Anzeige beschließen, und viele andere Bemerkungen über dieses Gastmahl zurückbehalten.

Heidelberg. Creuzer.

Art. V. 1) Annali dell' instituto di corrispondenza Archeologica per l'Anno 1829. Erster Band, drey Hefte, 412 Seiten in 8. und dazugebundene Kupferstiche A — I. Annali per l'Anno 1830, oder zweyter Band, erstes Heft, 158 S. in 8. mit Kupferstichen A — G.

2) Bullettino degli Annali dell' Instituto di corrispondenza Archeologica per l'Anno 1829. 224 Seiten in 8. Per l'Anno 1830. 224 S. (reichen indessen nur bis zum Monat November).

Zu Rom wurde schon seit dem Jahre 1825 der Gedanke gefaßt, durch Zusammentritt vorzüglicher Alterthumsforscher in und außer Italien eine periodische Schrift zu begründen, aus einzelnen Abhandlungen bestehend, welche in ihrer Gesammtheit das ganze weite Gebiet der Alterthumswissenschaft umfassen sollten.

Bis zum Jahre 1828 war das Projekt zur vollständigen Reife gediehen, vorzügliche Archäologen, treffliche Künstler, eifrige Liebhaber und Sammler alter Monumente aus fast allen europäischen Ländern hatten sich der Gesellschaft wohlwollend fördernd angeschlossen, der Duc di Blacas d'Aulps steht als Direktor an der Spitze der Gesellschaft, und sie erfreut sich des besondern Schutzes Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen.

Ergebniß der Thätigkeit dieses Vereins gelehrter, der Kunst und des Alterthums kundiger Männer sind die anzuzeigenden Annalen, deren Inhalt so mannigfaltig ist, daß wir aus Besorgniß übergroßer Weitläufigkeit eine umständliche Beurtheilung selbst der bedeutendern einzelnen Aufsätze nicht zu unternehmen wagen. Der Leser erfahre also zunächst nur, daß man darin mehrere ausführliche Abhandlungen findet über Denkmale des Alterthums, Berichte von neu versuchtem oder fortgesetztem Nachgraben und aufgefundenen Merkwürdigkeiten. Was die archäologische Literatur neues geliefert, wird theils kurz erwähnt,

theils umständlicher angezeigt, einige der bedeutendsten Werke ausführlich recensirt.

Die Annalen begleitet ein monatlich erscheinendes Bullettino, welches den Zweck hat, alle den Alterthumsforscher interessirenden Nachrichten in schnellern Umlauf zu setzen, und in der That gewährt dasselbe eine so nützliche als angenehm belehrende Uebersicht der neuesten Ereignisse, wie der gesammten jetzt bestehenden Thätigkeit im antiquarischen Fach, und da das Unternehmen von der römischen, nicht weniger auch von der neapolitanischen Regierung begünstigt wird, so sind vornehmlich die Nachrichten von aufgefundenen Monumenten reichhaltig und zuverlässig.

Das Institut, dessen Einrichtung und Wirken so eben mit leichten Zügen angedeutet worden, berechtigt zu mancherley guten Hoffnungen für Wissenschaft und Kunst, ja es leistet bereits Genügendes, man kann ihm daher nur Beyfall zurufen, Fortbestand und Gedeihen wünschen.

Ein solcher Verein von Gelehrten, Künstlern und Liebhabern mehrerer Nationen knüpft Verbindungen an, welche sonst nicht Statt gefunden hätten, beschwichtigt die vielfach nachtheilige Eifersucht, gleicht abweichende Meinungen aus, fördert den Tausch nützlicher Kenntnisse, hilft manches Dunkle aufklären, Zweifelhaftes erörtern und Irrthümern durch wechselseitige Mittheilungen begegnen, ehe sie noch festen Grund gewonnen haben.

Die Annalen scheinen ganz geeignet, nähere Verbindung unter den Mitgliedern der Gesellschaft zu bewirken und zu erhalten. Mögen die in denselben sich befindenden Abhandlungen nicht durchgängig von bestem Gehalt, einige sogar etwas leicht, die darin aufgestellten Behauptungen wenig probehaltig seyn, doch ist das Verdienstliche unstreitig im Ganzen vorherrschend; manche werthvolle kleine Schrift gelangte auf diesem Wege zur Oeffentlichkeit, welche außerdem im Pult liegen geblieben, oder, wenn auch einzeln gedruckt, doch nur dem beschränkten Kreise der Freunde des Verfassers bekannt geworden wäre.

Das Bullettino verfehlt sicherlich nicht, allen denen, welche den Monumenten des Alterthums ihre Theilnahme schenken, angenehm zu seyn. Denn wie könnten Forscher und Liebhaber besser unterhalten, nützlicher beschenkt werden, als durch monatliche Berichte über die Ergebnisse der seit einigen Jahren mit vieler Thätigkeit fortgesetzten Nachgrabungen zu Pompeji, der wieder aufgenommenen zu Herkulanum, der neu entdeckten reichen Fundgruben zu Tarquinia, dem alten Vulcia, bey Chiusi und Volterra, auch was das immer noch nicht erschöpfte Rom sammt der Umgegend zu Tage fördert; was ferner

zufällig im übrigen Italien und in andern Ländern entdeckt wird, in dem jetzt zugänglichern Griechenland, so wie in Aegypten.

Die auf Gegenstände des Alterthums sich beziehende Literatur ist dabey nicht vergessen, von neu erschienenen Werken solcher Art sind kurze Anzeigen geliefert, und selbst auf bedeutende Schriften, die nächstens erscheinen werden, ist aufmerksam gemacht.

Die zu den Annalen gehörigen Kupferstiche, theils angebunden, theils in größerm Format als Heft beygegeben, stellen Monumente des Alterthums dar, welche in den verschiedenen Abhandlungen besprochen sind, sie genügen dem Zweck vollkommen, bringen die Gegenstände — richtig gezeichnet und reinlich ausgeführt — dem Wißbegierigen deutlich vor Augen, befähigen den Sachkundigen, auch noch über den Kunstwerth der Bilder, über den Styl, Anordnung, Zeichnung u. s w. zu urtheilen, und leisten sonach, was man von Erläuterungs-Kupfertafeln in Büchern zu verlangen berechtigt ist.

Unsere Leser dürfen aber das Lob, welches wir dem Inhalt der Annalen im Ganzen ertheilten, nicht ohne alle Belege annehmen, sondern müssen selbst sich überzeugen können; demnach versuchen wir, von der Abhandlung des Hrn. Dd. Gerhard: **Monumenti di construzione detta Ciclopea** (Annali, p. 36—39), die uns am meisten angesprochen, und, was nicht verschwiegen bleiben soll, auch mannigfaltig belehrt hat, einen kurzgefaßten Inhaltsbericht.

Fürs Erste will der Verfasser dergleichen altes und uraltes Mauerwerk lieber polygonische, als nach der gewöhnlichen Benennung cyclopische Constructionen genannt wissen. Hier ist es ihm indessen vornehmlich um die Reste der alten lateinischen Stadt Norba zu thun, und um eine Pforte der Stadt Signia, beyde im Kirchenstaat. Diejenigen Mauern, wo mächtige Steinmassen von irregulärer Form über einander gelegt, die zwischen denselben entstandenen Lücken mit kleinern Steinen ausgefüllt sind, ist Hr. Gerhard geneigt, für die ältesten zu halten, so wie die von Thirynt und Mycene in Griechenland, so in Italien die von Arpino, Roselle und Aufidena. Constructionen dieser Art seyen sicherlich denen vorhergegangen, wo man Steinblöcke mit unregelmäßigen Seiten andern dergestalt anpaßte, daß keine auszufüllende Zwischenräume entstunden, welche Art Mauerwerk man an den alten Städten Griechenlands und in Italien am öftersten antrifft; einer spätern Zeit gehören die Mauern von großen, rechtwinklig zugehauenen Steinen, und für noch jünger hält Hr. Gerhard diejenigen aus Steinen verschiedener Größe, deren horizontale

Lagen mitunter Neigung zur krummen oder gebogenen Linie zeigen, woraus sodann bey weiterm Fortschritt der Kunst Wölbungen entstanden sind. Doch wird (p. 44 u. 45) zugegeben, daß sich nicht immer aus der erwähnten verschiedenen Beschaffenheit des Mauerwerks ganz bestimmt auf mehr oder minder hohes Alter desselben schließen lasse, weil nicht selten an einem Monument von den besagten Constructionsweisen mehrere zugleich vorkämen. Ferner wird (p. 48) für wahrscheinlich geachtet: Die nach ältester Weise construirten Städtemauern im alten Etrurierland rührten nicht von den Etruriern selbst, sondern von den frühern Bewohnern jener Gegenden, Pelasgern und Aborigenern, her, welche auch in Latium häufig Denkmale solcher Art hinterlassen haben. Dergleichen Bauweise müsse indessen geraume Zeit in Gebrauch geblieben seyn, weil die alte Stadt Signia, welche sichern Nachrichten zufolge vom Tarquinius Superbus 246 Jahre nach Rom erbaut worden, mit cyclopisch construirten Mauern umgeben sey. Auch der Stadt Norba, deren Entstehung, gangbaren Traditionen zu Folge, bis nahe an die Zeit des trojanischen Krieges hinaufreichen soll, dürfe man kein so hohes Alter beylegen, weil ihre Mauern durchaus denen von Signia ähnlich sind; in beyden kommen die gebogenen, fast Wölbungen gleichenden Steinlagen vor.

Drey größere Kupfertafeln dienen, das Vorgetragene anschaulicher zu machen. Die erste zeigt in drey Abtheilungen Eingänge oder Pforten der alten Stadt Norba, nebst den anliegenden Stücken der Ringmauer; die andere Tafel enthält den Plan dieser Stadt und Ansicht des noch bestehenden Mauerwerks; auf der dritten Tafel findet man die Abbildung einer Pforte aus den Ruinen von Signia.

Nächst dem erwähnten Aufsatz des Hrn. Gerhard ist ein anderer (Annali, T. I. p. 101 — 106) vom Hrn. Kestner, hannövrischem Geschäftsträger am römischen Hofe, eben so unterhaltend und belehrend zugleich. Der Verfasser gibt darin umständlichen Bericht von bemalten Grabkammern in der Nähe von Corneto, welche zur altetrurischen Stadt Tarquinia gehörten, und unlängst eine sogar vom Verfasser selbst und den ihn begleitenden Freunden entdeckt worden. Als Anhang findet man (p. 116 — 120) noch einen Bericht über bemalte etrurische Grabkammern zu Chiusi, dem alten Clusium.

Was Hr Kestner sagt, ist deutlich; seiner Sorgfalt entgeht kein wesentlicher Umstand, er achtet die beschriebenen alten Wandgemälde zwar hoch, doch überschätzt er solche nicht, und gesteht manche Unvollkommenheit derselben freymüthig ein. Der Leser erhält also von diesen merkwürdigen Denkmalen so bestimmte

Kunde, als eine bloße Beschreibung derselben nur irgend zu gewähren vermag.

Hiermit könnte unsere Anzeige der Annalen schließen, es dünkt uns aber angemessen, noch eines kleinen französisch geschriebenen Aufsatzes (p. 243—247) von Hrn. Th. Panofka zu gedenken, der das bekannte antike Gemälde einer lang bekleideten weiblichen Figur, welche mit schmerzhaftem Ausdruck in den Zügen einen Degen oder kurzes Schwert im Arme trägt (Antichità d'Ercol. I. p. 69, Tav. XIII), und sonst für eine Dido gegolten, nun Medea genannt wissen, und sogar die Copie nach dem berühmten Meisterstück des Timomachus darin erkennen will.

Das Bemühen, unter den noch vorhandenen Monumenten der alten Kunst Copien vormals berühmter Werke aufzusuchen, ist an sich löblich, allein die Gründe, mit denen Herr Panofka wahrscheinlich zu machen sucht, Timomachus habe die Medea einzeln dargestellt — ohne die Kinder, dürften schwerlich haltbar seyn, wenigstens dem mit der Kunst und Monumenten Vertrauten ungenügend erscheinen. Denn erstlich sieht die erwähnte Malerey im herkulanischen Museum ganz einer Theaterscene ähnlich, und wenn angenommen wird, was Hr. Panofka zwar keineswegs bezweifelt, wogegen sich indessen doch noch einiges einwenden läßt, Timomachus sey ein Zeitgenosse des Jul. Cäsar gewesen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß seine Erfindungen mehr symbolisch als dramatisch gedacht waren, und er sonach die Medea einzeln, ohne die Kinder, darzustellen unternommen habe. Das Gemälde von Ajax, dessen Geisteswirre Timomachus sinnreich und geschmackvoll dadurch andeutete, daß er ihn einzeln, sitzend, wie im tiefen Nachdenken bildete (ein todter Widder mag als Nebenwerk schwerlich gefehlt haben), entscheidet hier nichts, weil die zu lösende Aufgabe eine ganz andere war, und andere Behandlung forderte. Ajax gerieth wegen der Unbill, die ihm von den Griechen angethan worden, in Geisteszerrüttung, bekämpfte und tödtete in solchem Zustand eine Schaar Widder, indem er dieselben für feindliche Krieger ansah; aber ein Künstler, welcher uns den Helden diese That wirklich verübend zeigen wollte, würde denselben entwürdigen, wie jedermann von selbst begreift, und darum hier weiter auszuführen unnöthig ist. Medea hingegen soll und darf keineswegs als eine Verrückte gebildet werden, sondern von ungeheurer Leidenschaft erregt, dürstend, sich an Jason grausam zu rächen, und, ihrer Wuth volles Genüge zu leisten, will sie selbst der mit ihm erzeugten Kinder nicht schonen; doch so groß auch der verblendende Zorn ist, fühlt sie gleichwohl noch als Mutter, und

gewaltig angetrieben von Haß, von Rache, die Kinder zu morden, hält Erbarmen, hält Liebe sie noch einen Augenblick ab. Dieser Streit der Leidenschaften ist es vornehmlich, welcher den Character der Medea für die Kunst eignet, aber auch die Darstellung desselben überaus schwer macht. Nun war zwar das Meisterstück des Timomachus, eben wegen des gelungenen Schwebenden, sich Widerstreitenden und nichts destoweniger harmonisch Verschmolzenen im Ausdruck bewundernswerth; allein, bey allen vortrefflichen Eigenschaften, welche das Bild in diesem und anderen Theilen mochte gehabt haben, würde solches doch dem Beschauer ohne die Kinder ein Räthsel geblieben seyn. Zwey Tav. Agg D. n. 2 et 3 abgebildete geschnittene Steine enthalten beyde die Kinder der Medea, mit einander spielend, und neben ihnen sie selbst, stehend, sinnend, mit dem Schwert in den Händen. Uebrigens kann es keinem Kunstverständigen entgehen, wie vortheilhaft ein so mächtiger Contrast, als die harmlose Sicherheit der Kinder, abstechend gegen die gewaltige innere Gemüthsbewegung, die sich in den Zügen der Medea äußert, für das Interesse der Darstellung benutzt werden kann, und niemand darf von dem Geist so wie von den Fähigkeiten des Timomachus eine so geringe Meinung hegen, um bloß leichtsinniges Uebersehen zu vermuthen.

Weimar. H. Meyer.

Art. VI. Lehrbuch der Chronologie. Von Dr. Ludwig Ideler. Berlin, bey August Rücker. 1831.

Der Verfasser dieses Werkes ist als einer unserer ausgezeichnetsten Chronologen bekannt Seit einer Reihe von Jahren hat er diese Wissenschaft mit ächt kritischem Geiste bearbeitet, viele dunkle Gegenden derselben aufgehellt, und endlich die leidige Hypothesensucht, die hier mehr als irgendwo ihr loses Spiel getrieben hat, mit kräftiger Hand zu entfernen gestrebt. Schon vor einigen Jahren hat er uns durch sein »Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie,« in welchem er die vorzüglichsten Resultate seiner chronologischen Untersuchungen niedergelegt hat, ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, und das gegenwärtige Werk von mehr als 500 Seiten ist eigentlich ein Auszug aus jenem, und, wie der Verf. selbst sagt, mehr für das erste Studium der Chronologie oder als Leitfaden für akademische Vorlesungen bestimmt, von welchem Gesichtspuncte aus es denn auch hier betrachtet werden soll. — Es spricht gewiß schon sehr vortheilhaft für die Güte eines Lehrbuches, wenn der Verfasser desselben ein Veteran in seiner Wissenschaft ist, und dasselbe am Abend seines Lebens, gleichsam coronidis loco,

bearbeitet, während diese Art von Büchern gewöhnlich die ersten Eyer sind, die unsere sogenannten Gelehrten legen. Kein Wunder, daß es dann auch meistens nur Windeyer sind, die Niemand genießen kann, und die mehr darauf berechnet scheinen, die geistigen Verdauungswerkzeuge zu verderben, als sie zu stärken oder ihnen eine angemessene und kräftige Nahrung zu geben. Ein anderer seltener Vorzug unseres Verf.'s besteht darin, daß er zwey Gattungen von Kenntnissen in sich vereiniget, die leider bisher nur selten in einer und derselben Person angetroffen werden. Unsere Mathematiker bilden gewöhnlich eine Klasse von Gelehrten für sich, und unsere Philologen und Antiquare machen es nicht besser. Nur sehr wenige Beyspiele wird man anführen können, wo diese beyden Kenntnisse in etwas höherem Grade in demselben Manne sich vereiniget fänden. Daher kömmt es unter andern, daß uns die Geschichte der Mathematik und eine ihrer vorzüglichsten Anwendungen, der Astronomie, bey den Türken, Arabern, Persern, Indiern, Chinesen u. s. noch immer so dunkel, unbestimmt und selbst ganz unbekannt ist. Unsere besten Mathematiker sind mit den Sprachen jener Völker, und unsere besten Philologen sind mit der Mathematik nicht bekannt genug, und doch müssen beyde Hand an Hand gehen, wenn irgend etwas Bedeutendes aus diesen tiefen und dunklen Gruben zu Tage gefördert werden soll. Der Verf. bildet eine dieser seltenen Ausnahmen, und diesem günstigen Umstande haben wir besonders die trefflichen Arbeiten zu verdanken, mit welchen er seine Lieblingswissenschaft erweitert, und an vielen Stellen so glücklich cultivirt hat.

Diese Bemerkungen dürfen uns aber nicht abhalten, zu bekennen, daß die Einrichtung und die ganze Tendenz des Buches, »als Leitfaden für Vorlesungen,« zu dem es der Verf. bestimmt hat, nicht völlig geeignet scheint, wenn wir nämlich die Begriffe, die Lichtenberg von einem solchen Leitfaden aufgestellt hat, für richtig annehmen. »Zu einer allgemein brauchbaren Grundlage zu Vorlesungen,« sagt derselbe, »sind die meisten unserer Handbücher viel zu weitläufig, und es fehlt ihnen an der aphoristischen Kürze und an der Präcision des Ausdrucks, der zu einem solchen Werke gehört. Ein solches Buch soll nur den Kern seiner Wissenschaft, und zwar in der gedrängtesten Kürze, enthalten, so daß der Lehrer in jeder Zeile leichte Veranlassung findet, das Angegebene zu erklären. Man soll überhaupt in die ersten Anfangskenntnisse nicht gleich die Resultate aus dem Tiefsten tragen, sondern nur im Großen angeben, und das Detail und die Correctionen nachholen. Man muß etwas haben, einen Grund, eine Unterlage, auf die man erst später aufträgt, und

alles auf einmal wollen, heißt alles auf einmal zerstören.« — An dieses Maß gehalten, wird das vorliegende Werk nicht wohl als ein Leitfaden zu Vorlesungen angesehen werden können, wenn es gleich sonst ein in vielem andern Betrachte vortreffliches Buch ist.

Nicht ganz befriedigend erschien uns ferner das sogenannte Vorwort mit seinem Anhange, in welchem der Verf. die für einen Chronologen nothwendigen astronomischen Kenntnisse voraus-schicken will. Unsere Absicht kann es nicht seyn, den Meister meistern zu wollen, vielmehr wünschen wir nur, durch die folgenden, immerhin weniger wichtigen Bemerkungen zu zeigen, daß wir das treffliche Werk nicht ohne Aufmerksamkeit gelesen haben, und dadurch vielleicht einige kleine Flecken bey einer künftigen Auflage desselben zu entfernen, quas aut incuria fudit aut humana parum cavit natura. Das Buch selbst, von dem wir nur lernen können, wird dadurch nicht getroffen, und die Einleitung, von der hier zunächst die Rede ist, wird leicht die nöthigen Veränderungen erhalten, um sie dem Werke selbst entsprechend zu machen.

Der Verfasser beginnt diese Einleitung streng wissenschaftlich mit der Definition seines Gegenstandes. Die Chronologie, sagt er, ist die Lehre von der Ausmessung der Zeit. Diese Definition, deren Richtigkeit man hier dahingestellt lassen kann, führt den Verf. sofort auf die Definition des Wortes Zeit, und darauf ist seine erste Antwort mit dem heil. Augustin: Si nemo ex me quaerat, quid sit tempus, scio: si quaerenti explicare velim, nescio. Da nun aber eine solche Erklärung nichts erklärt, so wird dann diejenige gegeben, welche Kant zuerst in seiner Kritik der reinen Vernunft aufgestellt hat. Die Zeit, heißt es, ist nichts Objectives, sondern nur etwas Subjectives, nämlich die Denkform, nach der wir die Dinge, wie sie nach einander geschahen, ordnen, so wie wir mit dem Worte Raum die Vorstellung von dem Nebeneinanderseyn der Körper und ihrer Theile bezeichnen. Das mag immerhin recht gut seyn, aber in einem Lehrbuche der historischen Chronologie — non erat his locus. Soll der Leser erst erfahren, was er in einem solchen Buche unter dem Worte Zeit zu verstehen hat? Weiß er es nicht vielmehr schon längst, zu diesem Zwecke wenigstens, eben so gut, als irgend ein anderer? Oder ist es unmöglich, Chronologie zu studieren, ohne jene Erklärung des kritischen Philosophen vorauszuschicken? — Es möchte überhaupt interessant seyn, zu untersuchen, woher unsern deutschen Gelehrten diese entsetzliche Rigorosität in der Spaltung der letzten Begriffe kömmt, aber diese Untersuchung würde uns hier zu weit führen. Von

ihren großen Vorbildern, den Römern und besonders den Griechen, haben sie sie gewiß nicht. Selbst die griechischen Mathematiker, denen man es, schon der Mathematik wegen, noch am ersten zugeben könnte, haben sich von dieser Klippe immer frey gehalten. Euklides z. B., der nun schon seit vollen zwey Jahrtausenden als ein hohes Muster der Methode und der mathematischen Strenge da steht, hütet sich sehr, sich in diese Tiefen herabzulassen. Wenn er z. B. in seinem siebenten Buche zu dem Worte Einheit kömmt, das er hier zuerst braucht, so soll er, wie er es wohl sonst mit andern Worten oft genug gethan hat, auch von diesem eine genügende Erklärung oder eine Definition geben. Die Definition der Einheit dürfte aber, selbst wenn wir wieder den h. Augustin zu Hülfe rufen, nicht leichter seyn, als die der Zeit, und ich möchte wohl sehen, wie sich irgend einer unserer deutschen Gelehrten von der strengen Observanz dabey benehmen würde. Wie benimmt sich aber Euklid? Er sagt: »Einheit ist das, nach welchem man jedes Ding Eins nennt, das man so nennt.« Und das heißt doch wohl mit andern Worten: Ihr wißt es ohnehin, also brauche ich es euch nicht weiter zu erklären. — Unter den neueren Mathematikern haben sich besonders unsere Nachbarn über dem Rheine von dieser exactitude rigoureuse frey gehalten, und was auch wir selbst sagen mögen, daß ohne diese Rigorosität keine wahre Deutlichkeit Statt haben könne, so haben sie ihre Deutlichkeit auf einem ganz andern Wege gesucht, und auch, wie ich glaube, glücklicher als wir, gefunden. Der größte Geometer unter den Deutschen, und vielleicht unter allen Nationen, Leonhard Euler, war so weit von jenem Extreme entfernt, daß er sich damit nur eben so viel befaßte, als er unumgänglich mußte, und daß er selbst in seiner Mechanik, wo doch die Zeit als integrirendes Element auf eine ganz andere Weise, als in der Chronologie, vorherrscht, es ganz unnöthig fand, eine Definition dieses Wortes zu geben, in der richtigen Voraussetzung, daß ohnehin jeder das, was er soll, dabey denken wird, wobey er und, so viel wir wissen, bisher auch jeder seiner Leser sich vollkommen begnügt hat.

Nicht viel anders geht es unserm Verf. mit dem Begriffe des Wortes messen, das ebenfalls schulgerecht definirt werden muß, und mit der Wahl des Zeitmaßes, das von unserer Empfindung unabhängig gemacht werden soll Derselbe Zeitraum, heißt es ferner, erscheint dem Glücklichen kurz und dem Unglücklichen lang, was, wenn schon einmal solche Dinge angeführt werden sollen, umgekehrt nicht weniger wahr seyn würde, da, mit Shakespeare zu reden, dem glücklichen Bräutigam die

Zeit bis zur Nacht schleicht, und dem unglücklichen Verurtheilten die bis zum Hochgerichte galoppirt.

S. 6 hätte wohl, der größeren Deutlichkeit wegen, der wahre und scheinbare Horizont unterschieden werden sollen. Dafür sind mehrere Dinge angeführt, die der Chronolog, dem es bloß um die geschichtliche Zeitrechnung zu thun ist, auch wohl ganz ignoriren kann, z. B. die Lehre S. 7 von der sphaera recta et obliqua. S. 8 daß die Polhöhe eines Orts immer gleich der Distanz dieses Orts vom Aequator ist, was, wenn es schon angeführt wird, auch erklärt werden sollte, da das: »man begreift leicht,« nicht jedem Leser genügen wird, und hier doch offenbar noch ganz unmündige Leser vorausgesetzt werden. Eben so S. 13, daß die Pole der Ecliptik eben so weit von den Himmelspolen (soll heißen: von den Polen des Aequators) entfernt sind, als die Solstitialpuncte vom Aequator. So wird S. 14 ganz kurz gesagt: »Durch die Declination eines Sterns bestimmt sich die Länge seines Tagekreises,« und S. 16 nur hingeworfen, daß die Verfinsterungen der Jupiters-Trabanten zur Bestimmung der geographischen Längen dienen, aber warum und wie? — Was nützen uns ferner, die wir es hier nur mit den ersten Elementen zu thun haben, die S. 22 gegebenen sehr geringen Veränderungen des tropischen Jahres und die Perturbationen der Planeten, aus welchen jene Veränderungen entstehen? Wer versteht das, wenn er es nicht sonst schon weiß?

Das ganze Capitel, das »mathematische Chronologie« überschrieben ist, scheint etwas eilig gearbeitet zu seyn, und der Vollendung nicht ganz zu entsprechen, welche der Verf. in sein eigentliches chronologisches Werk zu legen gewußt hat. Anfängern, und nur für solche kann jene Einleitung bestimmt seyn, wird vieles, wie wir befürchten, undeutlich und dunkel bleiben, besonders diejenigen Stellen, die den Gegenstand, welchen sie erläutern sollen, oft nur mit einigen Worten andeuten. An manchen anderen Orten wird der Ausdruck zu berichtigen seyn, wenn auch nur, um dadurch an Deutlichkeit zu gewinnen, die doch bey jeder Belehrung die Hauptsache ist. So heißt es S. 8: »Unter der Ergänzung der Polhöhe zu 90°, welche die Aequatorhöhe genannt wird, für Berlin 37½ Grade, gehen bey uns sämmtliche Himmelskörper auf und unter.« Gehen nur die, welche unter der Aequatorhöhe sind, auf und unter? Und was heißt das: ein Stern ist unter der Aequatorhöhe? Dieß ist wenigstens nicht dem astronomischen Sprachgebrauche gemäß. Auf derselben Seite heißt es, daß die Kreise der Himmelskugel, die durch den Scheitelpunct gehen, Vertical- oder Scheitelkreise genannt werden; allein sie werden nur dann so genannt, wenn

sie zugleich größte Kreise des Himmels sind, da auch sonst, wie es weiter heißt, die Höhen der Sterne in ihnen nicht gemessen werden können. Es gilt ferner nicht, wie S. 8 gesagt wird, von allen Himmelskörpern, daß sie, wenn sie durch den Meridian gehen, zugleich auch ihren höchsten Stand erreichen, da sie eben so gut darin ihren tiefsten Stand erreichen können. Das Wort Tageskreise S. 9 ist wenigstens überflüssig, da wir schon das Wort Parallelkreise dafür haben, und da nur die beyden Theile des Parallelkreises durch die Benennung Tag- und Nachtbogen unterschieden werden. S. 11 wird gesagt, daß die Sonne im Frühling, wenn sie den Aequator verläßt, in die nördliche Halbkugel übergeht, und dazu wird unten die Note beygesetzt: »Es versteht sich, für uns Bewohner der nördlichen Halbkugel.« Allein ist denn für die Bewohner der andern Hemisphäre die Erscheinung für dieselbe absolute Zeit nicht auch dieselbe? — Solstitialpuncte, heißt es S. 11, sind jene Puncte deßwegen genannt, weil die Sonne in ihnen die Grenze ihrer Entfernung vom Aequator erreicht. Allein dann würden sie besser Grenzpuncte genannt werden. Die Bedeutung des Wortes muß doch wohl aus einer Art von Stillstehen, a stando, erklärt werden. Die Astronomen, wird S 12 gesagt, pflegen jene vier Puncte die »Widder-, Krebs-, Wage- und Steinbockspuncte« zu nennen. Ich wüßte nicht, wo diese Benennungen in der astronomischen Terminologie vorkämen. Sie sind wohl nicht unrichtig, aber die Astronomen pflegen nicht diese Puncte durch diese Benennungen auszuzeichnen. Seite 19 heißt es, daß die jährliche Bewegung der Sonne eine Folge der Bewegung unserer Erde sey, nach welcher die letzte jährlich von Ost gegen West gehe, was wohl nur ein Schreibefehler seyn mag. Nach S. 20 soll die astronomische Zeitrechnung in Tagen und Stunden bloß vom Mittag zur Mitternacht mit der bürgerlichen übereinstimmen, von Mitternacht bis Mittag aber nicht. So ist z. B. der 12. Junius 3 Uhr astronomischen Styls gleich dem 12. Junius 3 Uhr Abends bürgerlicher Rechnung, und der 12. Junius 15 Uhr astronomischen Styls gleich dem 13. July 3 Uhr Morgens in der bürgerlichen Rechnung. Indem er weiter von den Reisen um die Welt spricht, auf welchen man einen Tag gewinnt oder verliert, macht er die Bemerkung: »Wenn einst einmal einerley Kalender auf der ganzen Erde eingeführt seyn sollte, so wird man einen Meridian wählen müssen, in welchem sich Heute und Gestern scheiden sollen.« Der Verf würde diese Sache anders ausgedrückt haben, wenn er sich des Aufsatzes von Olbers in dem letzten Bande der astr. Nachrichten erinnert hätte. Die Definition der mittleren Bewegung der Sonne S. 23, »zufolge welcher sie in einem tropischen Jahre

360° zurück legt,« ist unrichtig, da sie ebenfalls auf die wahre Bewegung der Sonne paßt, und doch eben diese beyden Bewegungen hier unterschieden werden sollen. Eben so unrichtig ist die Erklärung des periodischen Mondenmonats S. 27, nach welcher dieser Monat die Zeit seyn soll, in welcher der Mond wieder zu demselben Stern zurückkömmt. Diese Zeit heißt aber nicht der periodische, sondern der siderische Monat. Statt der S. 31 als in ihrer Umlaufszeit bekannten drey Cometen sollten vier angegeben seyn, nämlich der von Halley, Encke, Olbers und Biela. Die Unterschiede der Länge des tropischen Jahres der Erde können nicht, wie S. 22 gesagt wird, auf mehrere Minuten gehen, da der größte Unterschied von dem mittleren Jahre nur 38 Secunden beträgt, und was dergleichen große Kleinigkeiten mehr sind, bey denen wir uns hier nicht länger aufhalten, und die wir bloß aus der Ursache angeführt haben, weil die übrigen Vorzüge des Werkes die Entfernung dieser kleinen Flecken uns wünschenswerth machen.

In der technischen Chronologie führt der Verf. die sämmtlichen bisher gebräuchlichen Zeitrechnungen auf drey zurück. Das freye Mondjahr von 12 synodischen Monaten oder in runder Zahl von 354 bis 355 Tagen. Dieses Jahr ist bey den Mohamedanern im Gebrauche: die alte Welt kannte sie nicht. Das freye Sonnenjahr von 365 bis 366 Tagen, dessen sich besonders die christlichen Völker bedienen. Auch die Mexikaner kannten dieses mittlere Jahr von 365¹/₄ Tagen, theilten es aber, nicht wie wir in 12, sondern in 18 Monate ein. Man nennt dieses Jahr auch das Julianische, weil es Jul. Cäsar eingeführt hat. Papst Gregor XIII. verbesserte bekanntlich den auf diese Jahreslänge gegründeten Kalender so, wie ihn jetzt noch alle Völker Europa's, die griechische Kirche ausgenommen, beybehalten. Das gebundene Mondjahr endlich ist bey den Griechen und Hebräern in Gebrauch gewesen, da sie nach ihren kirchlichen Vorschriften ihre Feste nicht bloß bey derselben Mondesphase, sondern auch in derselben Jahreszeit feyern wollten. Diese Völker setzten nämlich zu den zwölf gewöhnlichen Monaten des freyen Mondjahres zuweilen noch einen dreyzehnten Monat zu, um ihr Mondjahr mit dem Sonnenjahre übereinstimmend zu machen.

Die Woche erklärt der Verf. S. 33 für eine, bey den verschiedenen Nationen schwankende Periode. Laplace sagt in seiner Expos. du syst. du Monde: La semaine circule depuis la plus haute antiquité, dans laquelle se perd son origine, sans interruption à travers les siècles, en se mêlant aux calendriers successifs des différens peuples. Die Grie-

chen und Römer, bis zu Chr. G., hatten allerdings eine Art von zehntägiger Woche, wie der Verf. S. 44 bemerkt, aber die siebentägige findet man demungeachtet bey fast allen Völkern der alten und neuen Zeiten. Das Wort Calendarium bezeichnete bey den Römern ein Verzeichniß von Zinsen, weil diese immer an den Calendis bezahlt wurden. Ihr Wort für das, was wir jetzt Kalender nennen, war Fasti, so wie bey den späteren Griechen Εφημεριδες. Das Wort Almanach leitet man gewöhnlich aus dem Arabischen ab, aber nach dem Verf. mit Unrecht, weil dieses Wort schon im dritten Jahrhundert n. Chr. bey den Aegyptiern gebräuchlich war. Weiter wird bemerkt, daß die Chronologen die Jahre vor Chr. G. nach dem alten oder Julianischen Kalender zu rechnen pflegen, indem sie diese Zeitrechnung rückwärts willkürlich fortsetzen, und dabey das Jahr der G. Chr. mit 1 bezeichnen. Die Astronomen thun aus demselben Grunde, der größeren Einfachheit wegen, dasselbe, bezeichnen aber das Jahr der G. Chr. mit 0, was besser und bequemer zur Rechnung ist.

Den Tagesanfang zählten die Römer und Aegyptier von der Mitternacht, so wie wir noch heute; die Babylonier vom Aufgang der Sonne, die Griechen, Juden und Mahomedaner von dem Untergange der Sonne, und die Astronomen von Mittag. Alle die so eben genannten Völker des Alterthums theilten sonderbarer Weise den eigentlichen Tag sowohl, als auch die Nacht, jede für sich in 12 gleiche Stunden, deren Länge daher mit den verschiedenen Jahreszeiten wechselte. Die Sonnenuhren der Römer und Griechen waren demgemäß eingerichtet, und daher von einer ganz andern Construction, als die unsrigen.

Bis hieher die Einleitung. Man sieht schon, daß der Verf. bereits auf seinem Boden steht, und daß sich die Gegend immer mehr vor uns öffnet. Das nun folgende eigentliche Werk selbst ist sehr einfach auf folgende Weise eingetheilt: Zeitrechnung der Aegypter S. 47—85, der Babylonier 85—93, der Griechen 93—163, der Macedonier und Syrer 163—197, der Hebräer 197—255, der Römer 255—339, der christlichen Völker 339—455, der Araber 455—477, der Perser 477—498 und der Türken 498—502. Dem Ganzen sind noch sieben chronologische Tafeln angehängt.

Wir wollen das Vorzüglichste aus diesen einzelnen Abschnitten näher angeben, um den Reichthum und den innern Gehalt des Werkes besser kennen zu lernen. Da von nun an der Meister spricht, so wird meistens eine bloße Anzeige dessen, was er uns lehrt, ohne weitere Bemerkungen am angemessensten seyn.

Die Aegyptier fingen ihre Tage wahrscheinlich von der Mitternacht an, und theilten den eigentlichen Tag sowohl als die

Nacht in 12 Stunden, was ihnen die Griechen und Römer nachgemacht haben. Ob ihre Wochen von sieben Tagen waren, ist nicht ganz gewiß: nach Chr. G. gebrauchten sie offenbar solche Wochen. Ueber ihren Jahren von 2, 3 und 4 Monaten schwebt noch manche Ungewißheit. Mit Sicherheit aber weiß man, daß sie ein Jahr von 12 dreyßigtägigen Monaten und fünf Ergänzungstagen, also von 365 Tagen hatten. Das Jahr von 365¼ Tagen kam erst von den Römern zu ihnen, aber ihre Priester hielten an dem alten Jahre von 365 Tagen fest. Solcher alten oder ägyptischen Jahre verflossen 1461 während 1460 julianischen Jahren, und diese Periode hieß die Hundssternperiode. Sie zählten diese ihre Jahre nach den Regentenjahren ihrer Könige, z. B. den 29. Tybi des zwölften Jahres der Cleopatra. Diese Regentenjahre fingen sie immer mit dem ersten Thoth an, der dem jedesmaligen Regierungsantritte zunächst vorherging, wie de la Bastie gefunden, und Eckhel bestätigt hat. Diese Bemerkung ist gleichsam der Schlüssel der ägyptischen Chronologie. Syncellus Regentencanon gibt uns das Mittel, diese ägyptischen Jahre in das Datum unseres Kalenders zu verwandeln, und der Verf. gibt hier die dazu nöthigen Auszüge aus jenem Canon, so wie auch die Anleitung zu diesen Verwandlungen. Mit Bedauern vermißt man hier, wenigstens in den Noten, einige Formeln, wodurch diese Reductionen einfacher und verständlicher geworden wären. Allein die Absicht des Verf.'s war es, wie er sich in der Vorrede ausdrückt: »durch Beseitigung mathematischer Formeln der Chronologie ein minder abschreckendes Ansehen zu geben.«

Ueber die Hundssternperiode ist Bainbridge's Werk Canicularia, Oxford 1648, noch immer das beste. Sie umfaßte, wie gesagt, 1460 julianische Jahre, und fing an, wenn Sirius mit dem 1. Thoth in der Morgendämmerung erschien, also z. B. 139 nach Chr G. den 20. Julius. Diese Erscheinung des Sirius in der Morgendämmerung erfolgte vor mehreren tausend Jahren um die Zeit der Sonnenwende, wo das Austreten des Nils anfängt, eine für Aegypten sehr wichtige Epoche. Es scheint daher diese Periode entweder um das Jahr 1322 vor Chr. oder 2782 v. Chr. eingeführt worden zu seyn.

Seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. ist aber in Aegypten eine der julianischen analoge Zeitrechnung eingeführt worden, die noch jetzt die Christen dort brauchen, und die die alexandrinische Zeitrechnung genannt wird Der Verf. zeigt S. 72, wie jedes Jahr dieser Periode in unser Datum verwandelt wird, so wie er noch mehrerer anderer Perioden gedenkt, die später in Aegypten gebräuchlich waren.

Die Babylonier, oder eigentlich die gelehrte Kaste unter ihnen, die Chaldäer, hatten gewiß sehr früh schon eine festgeordnete Zeitrechnung und selbst astronomische Beobachtungen, deren einige uns Ptolemäus bekanntlich aufbehalten hat. Sie fingen ihren Tag mit dem Anfange der Sonne an. Die Form ihres Jahres und ihrer Monate ist noch größtentheils im Dunkeln. Es scheint dem Verf. mit Freret, daß sie Mondmonate gehabt haben, aber wohl nur zum bürgerlichen Verkehr, während sie sich bey ihren Beobachtungen der Sonnenjahre bedienten. Der Verf. wagt darüber mehrere Conjecturen, deren Richtigkeit sich aber bey unserem Mangel an tauglichen Hülfsmitteln wohl nicht leicht beweisen lassen wird. Wir sagen daher mit ihm über den ganzen Gegenstand, was er bey Gelegenheit des Saros sagt: »Die Sache liegt im Dunkeln, und wird sich durch Hypothesen schwerlich ins Reine bringen lassen.«

In der nun folgenden Zeitrechnung der Griechen findet sich auch hier, wie in so vielen anderen Gegenständen, mehr Licht. Sie scheinen schon in frühen Zeiten auf diejenige Kenntniß der Sternbilder gehalten zu haben, durch welche man bey Nacht die Zeit erkennen kann. Aratus widmet diesem Gegenstande einen großen Theil seiner Phaenomena. Sie bedienten sich schon früh der gemeinen Sand- und Wasseruhren. Die Wasseruhr, die Ctesibius aus Alexandrien erfand, waren mehr zusammengesetzte Maschinen. Aber die Astronomen der alexandrinischen Schule bedienten sich ihrer doch nicht, da sie zu ungenau waren, sondern sie suchten die Zeit durch unmittelbare Beobachtungen der Sonnen- oder Sternhöhen. Der Verf. bemerkt dabey: »wie viel bequemer haben es doch die jetzigen Astronomen bey dem Gebrauche ihrer Uhren.« Allerdings, aber Tycho Brahe und Kepler konnten ihre Zeit, wenn sie dieselbe genau haben wollten, doch nur auf dieselbe Weise mit den Griechen bestimmen. Die Monate der Griechen wurden nach den Mondjahren abgerechnet, und Scaliger irrt, wenn er alle Monate der Griechen durchaus zu 30 Tagen annimmt. Ihre Jahre aber waren die oben angeführten gebundenen Mondjahre Geminus lehrt uns diese Eintheilungen der Zeiten bey den Griechen am besten kennen. Sie hatten 12 Monate im Jahre, abwechselnd zu 29 und 30 Tagen, und zuweilen ein Schaltjahr von 13 Monaten. Die nähere Einrichtung dieser Anordnung ist uns nicht ganz klar, da die geeigneten Mittel dazu fehlen. Eine feste Regel für die Einschaltung scheint sich erst später gebildet zu haben. Der Verf. erklärt die Vorschriften der zwey vorzüglichsten Quellen über diesen Gegenstand, des Geminus und Censorinus, wobey sich aber, wie er selbst S. 122 sagt: »ein weiter

Tummelplatz für solche findet, die Gefallen an Hypothesen haben.« Auch über die berühmte Octaëteris und ihre Verbindung mit den Olympiaden und endlich ihre Reduction auf den Julianischen Kalender »läßt sich nichts mit Sicherheit entscheiden;« was an die Stelle Cicero's in seinen Briefen an Atticus erinnert: De eo, quod scribis, nihil est.

Der neunzehnjährige Cyclus des Meton wird von verschiedenen alten Schriftstellern auch anderen zugeschrieben. Der Verf. gibt eine umständliche Erklärung dieses Canons aus den Quellen, und sucht dann ihn in einen besseren Zusammenhang mit dem Jul. Kalender zu bringen. Dieser für die Chronologie wichtige Gegenstand scheint uns hier besser und vollständiger erörtert, als in allen den anderen vielen Schriften, die wir über ihn erhalten haben. Eine eigene Tafel am Ende des Werks erleichtert die Reductionen der griechischen auf die Julianischen Daten. Calippus hat bekanntlich späterhin diese Meton'sche Periode verbessert, indem er eine von 76 Jahren oder 940 Monaten oder 27759 Tagen ausgedacht hat. Diese Periode stimmte allerdings besser mit dem Monde und mit der Sonne überein, und auch über diesen Cyclus erfahren wir hier viel Neues und Tiefgedachtes. Diese Periode wurde später, bey erweiterten Kenntnissen, von dem berühmten Hipparch verbessert, der an ihre Stelle einen Cyclus von 304 Jahren oder 111035 Tagen setzte, woraus zugleich folgt, daß Hipparch den synodischen Monat zu 29 Tagen, 12 St., 44 Min. und 2 $^1/_2$ Sec., oder fast genau so wie wir angenommen hat. Sein tropisches Sonnenjahr aber beträgt 365 T., 5 St., 55 M., 15 S, also nahe 6 $^1/_2$ Minute zu viel gegen die neueren Bestimmungen. Die nach Hipparch von den Griechen noch weiter angenommenen Aenderungen ihres Kalenders, die nicht alle wahre Verbesserungen gewesen zu seyn scheinen, sind uns wenig bekannt. Was wir auch von den früheren Zeiten wissen, bezieht sich meistens auf die Athener; aber die anderen kleinen Völkerschaften von Hellas gingen auch hier ihre eigenen, von den anderen verschiedene Wege. So fingen die Athener ihr Jahr mit den Sonnenwenden an, die Lacedämonier mit den Herbst-Aequinoctien, die Böotier mit den Winterwenden u. s. w. Eben so waren die Namen der Monate sehr verschieden, und jedes Volk rechnete nach eigenen Schaltcykeln. Die Nachrichten der Lacedämonier, Böotier u. s., die nur wenig oder keine Schriftsteller hatten, sind zu dürftig, als daß man je hoffen dürfte, diese dunkle Gegend aufzuklären.

Mit Uebergehung dessen, was der Verfasser Gründliches und Gedachtes über die Zeitrechnung der Macedonier, Syrer,

Hebräer und Römer sagt, gehen wir sofort zu der Chronologie der christlichen Völker über, die uns zunächst angeht.

Warum bey den ersten Christen schon, außer den gewöhnlichen Benennungen der Wochentage Dies Lunae, Martis, Mercurii etc., die Namen Feria secunda, tertia etc. gebraucht wurden, hat man oft vergebens zu erklären gesucht. Der Verf. meint mit viel Wahrscheinlichkeit, daß das daher komme, weil bey den ersten Christen außer dem Sonntage auch noch die Mittwoche und der Freytag als Tage des Gebets und der Fasten gefeyert wurden (da feriae bey den Römern Feyertage bedeutete), und daß sie deßhalb die Mitwoche feria quarta und den Freytag feria sexta genannt, und diese Benennung später auf alle Wochentage ausgedehnt haben. Mehrere Schriftsteller glauben, daß die Woche und die Benennung ihrer Tage nach den alten Gottheiten schon bey den germanischen Völkern ursprünglich gewesen sey. Allein dafür lassen sich keine genügenden Gründe anführen, und diese Benennungen scheinen vielmehr erst mit dem Christenthume nach dem nördlichen Europa gekommen zu seyn, wo man dann die ausländischen Gottheiten in einheimische verwandelte, Wednesday, Mittwoche, von Wodan; Freytag von Freya; Thorsday oder Donnerstag, von Thor u. s. w. Die aufgefundenen Kalender mit Runenschrift, welche einige für sehr alt ausgegeben haben, sind, wie der Verf. bewiesen hat, aus der christlichen Zeitrechnung. Die sonderbare Art, die Monatstage zu zählen, welche die Römer durch ihre Calendas, Nonas und Idus eingeführt haben, hat sich, ihrer Unnatürlichkeit ungeachtet, noch sehr tief in die christlichen Jahrhunderte erhalten. Papst Gregor der Große (590) wollte zuerst die Monatstage hinter einander von 1 bis 30 zählen, aber er konnte nicht durchdringen. Im ganzen Mittelalter zählte man auch nicht sowohl die Monatstage, sondern bezeichnete sie bloß durch den Heiligen, dessen Gedächtniß an diesem Tage gefeyert wurde, wie es selbst jetzt noch in unsern Kalendern bey der Bezeichnung der Jahrmärkte gewöhnlich ist.

Das Osterfest wurde seit den ersten Jahrhunderten der Christenheit immer an dem Sonntage gefeyert, der auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fiel, am zunächstfolgenden Sonntag. Der Frühlingsvollmond aber hieß derjenige, der entweder auf den 21. März oder zunächst nach dem 21. März eintrat. Dieser Ostervollmond wird aber nicht mit Hülfe astronomischer Tafeln, sondern bloß cyklisch berechnet, daher er von dem wahren Vollmond verschieden seyn kann. Bey diesem Cyclus wird die Periode von 235 synodischen Monaten zu Grunde gelegt, die sich nahe mit 19

Sonnenjahren ausgleichen, daher diese Periode von 19 Jahren der Mondcykel genannt wird. Der Verf. erklärt nun den sogenannten immerwährenden julianischen Kalender mit seinen goldenen Zahlen und Sonntagsbuchstaben. Um das Osterfest selbst zu bestimmen, verfährt er auf die alte Weise, indem er zuerst den Wochentag der Ostergrenze sucht. Die dazu nöthigen Vorbereitungen und Regeln füllen mehrere Blätter, bloß für den julianischen Kalender; für den gregorianischen wird die Sache noch weitläufiger. Die ersten Christen, besonders die von jüdischer Abkunft, feyerten ihre Ostern mit den Juden zugleich am 14. Nisan. Die von römischer Abkunft trennten sich sehr bald von diesem Gebrauche, und wählten vorzugsweise einen Sonntag zu diesem Feste. Von einem Passahmahl aber war bey ihnen noch keine Rede. Beyde Gebräuche gingen nicht lange im Frieden neben einander fort. Schon in der Mitte des zweyten Jahrhunderts wurde der Streit über das Osterfest mit Bitterkeit geführt, und die Lust zur gegenseitigen Verketzerung begann zu erwachen. Die Hauptfrage dieses Streites war, ob in der christlichen Gemeinde das Passahmahl beybehalten werden solle oder nicht? Die ehemaligen Juden wollten es behalten, die ehemaligen Heiden aber nicht. Papst Victor (192) wollte die ersten durch Decrete an die zweyten anschließen, aber vergebens. Irenäus rieth zur Duldung, nachdem bereits Excommunicationen Statt gehabt hatten. Allmälig schien der Streit einzuschlafen, bis ihn 325 das nicäische Concilium wieder aufnahm, aber noch friedfertig genug abzuthun suchte. Das Concilium zu Antiochien 341 nahm aber einen schärferen Ton an, und verhängte die schwersten Strafen gegen den jüdischen Gebrauch, das Osterfest am 14. Nisan zu feyern. Es ist daher irrig, wie so viele sagen, daß das Nicäische Concilium über die Feyer des Osterfestes ein bestimmtes Gesetz bekannt gemacht habe. Dieß geschah erst, zugleich mit den auf die Uebertretung dieses Gesetzes verhängten Strafen, in Antiochien, während in Nicäa nur ein freundschaftlicher Rath zum friedlichen Vergleiche beyder Parteyen gegeben wurde. Der Verf. gibt hier über diesen Gegenstand noch mehrere schätzenswerthe historische Nachrichten, aus welchen hervorgeht, daß die orientalische sowohl, als die occidentalische Kirche in den ersten Jahrhunderten mehrere verschiedene Kanones hatte, nach welchen beyde ihre Osterfeste berechneten. Die Differenzen gingen öfters auf vier und selbst fünf Wochen. Die später nothwendigen Verbesserungen des Gregorianischen Kalenders werden auch gründlich und umständlich angeführt, so wie die Streitigkeiten, die darüber unter den Gelehrten sowohl, als auch unter den katholischen und protestantischen Völkern entstanden sind.

Der Anfang des Jahres war in den verschiedenen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ebenfalls verschieden. Da die Kirche die G. Chr. auf den 25. Dezember setzte, so war der Anfang des Jahres von diesem Tage an, de nativitate, durch das ganze Mittelalter sehr gebräuchlich. Da aber, nach dem Evangelium, acht Tage nach der Geburt die Beschneidung Statt hatte, die daher auf den 1. Januar fiel, so wurde auch dieser Jahresanfang, a circumcisione, sehr bald gewöhnlich. Andere fanden die Incarnatio angemessener, und fingen daher ihr Jahr a conceptione M. V. den 25. März an, wie man in Florenz und Pisa noch im vorigen Jahrhunderte zu thun pflegte. Andere fingen wieder ihr Jahr von dem Osterfeste, a resurrectione, an, obschon dadurch der Anfang des Jahres mit diesem Feste selbst beweglich wurde. Zu wie vielen Verwirrungen dieß alles Veranlassung gab, ist leicht zu sehen. In England allein hatte man viele Jahrhunderte durch dreyerley Jahre, das bürgerliche, historische und liturgische Jahr, von denen das erste vom 25. Dez., das zweyte vom 1. Januar und das dritte vom ersten Adventsonntage anfing.

In den ersten Jahrhunderten rechneten die Christen mit den Heiden, nach Kaisern, Consuln oder anderen Regenten. Noch im Jahre 537 war es Reichsgrundgesetz des römischen Volkes, in allen Urkunden nach Consuln zu rechnen. In der Mitte des vierten Jahrhunderts kamen die Indictionen in Gebrauch, oder die einzelnen, mit dem 1. September beginnenden Jahre eines funfzehnjährigen Cyclus, der aus der späteren Steuerverfassung der Römer hervorging, und jetzt nicht gut mehr aufgehellt werden kann. Der Verf. bringt auch darüber das Vorzüglichste kurz zusammen. Im sechsten Jahrhundert endlich kam, vorzüglich durch Dionysius den Kleinen, die Zählung der Jahre nach Chr. G. auf, die wir noch jetzt beybehalten. Karl der Große und Karl der Dicke besonders machten ihren Gebrauch in Deutschland und Frankreich allgemein vorherrschend.

Daß aber dieser Dionysius das Jahr der G. Chr. unrichtig angegeben habe, oder mit andern Worten, daß wir in unserer gewöhnlichen Zeitrechnung, wenn sie in der That mit dem Jahre von Chr. G. anfangen soll, einige Jahre zu wenig zählen, ist bereits allgemein anerkannt, wie denn z. B. die Verfasser der l'art de vérifier les dates gleich damit ihr großes und gelehrtes Werk eröffnen. Es frägt sich aber, um wie viele Jahre wir eigentlich zu wenig zählen? Der Verf. zeigt, daß man erstens den Dionysius in Beziehung auf den von ihm gewählten Anfang des Jahres nicht recht verstanden habe, und zweytens, daß die gelehrtesten Kirchenväter, Irenäus, Tertullian, Eusebius u. A., das Jahr der G. Chr. auf

751 oder 752 ab Urbe condita gesetzt haben, während Dionysius das Jahr 754 dazu genommen hat. Dieses gäbe also wenigstens zwey Jahre Unterschied. Allein wenn man die hieher gehörenden Stellen des jüdischen Geschichtschreibers Josephus vergleicht, und noch die Berechnung einer von ihm erwähnten Mondsfinsterniß zu Hülfe nimmt, so ergibt sich, daß wir wenigstens vier Jahre in unserer Zeitrechnung zu wenig zählen, und daß die G. Chr. auf das Jahr 749 ab U. C. gefallen sey. Ja Sanclemente in seinem neuesten gelehrten Werke: De vulgaris aerae emendatione, Romae 1793, Fol., setzt die G. Chr. aus sehr triftigen Gründen sogar in das Jahr 747 der Stadt, und der Verf bestätiget diese Angabe noch durch eine sorgfältige Berechnung der um diese Zeit Statt gehabten Conjunction des Jupiters, Saturnus und des Mars. Kepler hat schon im Jahre 1606 und später 1614 zwey eigene Werke über diesen Gegenstand herausgegeben, und ebenfalls das Jahr 747 oder 748 für das der G. Chr. erkannt Münter, der gelehrte Bischof von Seeland, hat die Sache im J. 1821 neuerdings angeregt, und unser Verf. selbst endlich hat sie durch strenge Berechnungen nach den neuesten Planetentafeln über allen Zweifel erhoben. Die G Chr. fällt daher auf das Ende des Jahres 747 der Stadt, und nicht, wie Dionysius meinte, auf 754, so daß wir also um volle sechs Jahre zu wenig zählen, oder daß wir in dem gegenwärtigen 1832sten Jahre eigentlich 1838 zählen sollten.

Ohne diesen und manchen anderen nicht minder interessanten Gegenstand hier weiter zu verfolgen, wird das Vorhergehende genügen, den Reichthum und die Gründlichkeit des vorliegenden Werkes zu bezeugen. Die große Belesenheit des Verfassers in Schriftstellern, deren Daseyn von vielen, selbst hochgebildeten Männern nicht einmal gekannt ist, und die Sorgfalt, mit welcher er in den dunklen Gängen, wohin ihn seine Untersuchungen führen, Licht zu verbreiten, und in dem chronologischen Chaos alter und neuer Zeiten Ordnung zu schaffen, und gar manchen bisher ganz zweifelhaften Gegenstand aufzuklären weiß, wird ihm den Dank der Chronologen und die Erkenntlichkeit aller der Leser sichern, die für Untersuchungen dieser Art Sinn und Interesse haben. Wenn auch das gelehrte Werk, wie es der Verf. desselben wünschte, nicht als Lehrbuch oder als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen gut gebraucht werden kann, so wird es dafür desto besser zum eigentlichen Privatstudium der Chronologie und als ein Muster gründlicher Gelehrsamkeit und unverdrossenen deutschen Fleißes gebraucht werden können, und gewiß jedem Chronologen, dem es um Klarheit in seinen oft nur zu dunklen Gefilden zu thun ist, höchst willkommen seyn. Littrow.

Art. VII. Untersuchungen über die Sternkunde unter den Chinesen und Indiern. Von Prof. Dr. Stuhr. Berlin 1831, bey Fr. Laue.

Der Gegenstand, dessen Untersuchung dieses Werk übernommen hat, ist ohne Zweifel eben so interessant an sich selbst, als einer größeren Aufhellung bedürftig, da die wichtigsten Theile desselben für uns noch im Dunklen liegen. Der Verfasser, der sich, nach seiner Aussage, schon seit längerer Zeit mit der Geschichte der religiösen Ansichten der alten Völker beschäftiget hat, mußte auf diesem Wege sehr bald zu jenen Untersuchungen geleitet werden, da in den früheren Zeiten, besonders bey den Chinesen und Indiern, die Sternkunde mit der Religion in sehr naher Verbindung stand.

Neues darf man sich bey solchen Bemühungen wohl nur dann versprechen, wenn derjenige, der diese Untersuchungen über sich nimmt, unmittelbar aus den Quellen schöpfen kann, also entweder sich in jenen Ländern selbst aufgehalten, oder doch die Sprachen seiner Bewohner erlernt hat, und in dem Besitze bisher ungebrauchter Werke dieser Nationen ist. Keine von diesen Voraussetzungen gilt aber für unseren Verfasser, daher man denn auch der Natur der Sache nach nur die Forderung an ihn stellen kann, daß er die Vorarbeiten anderer, besonders der Engländer, kritisch sichten und lichtvoll geordnet uns wiedergeben möge. An hinlänglichen Hülfsmitteln zu diesem Zwecke soll, wie er selbst sagt, kein Mangel seyn für den, der sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, sie emsig zu durchforschen. In dem Bewußtseyn, daß er zu dieser Klasse gehört, erklärt er daher in der Vorrede, nicht, was er leisten wollte, sondern was er bereits durch dieses Werk schon in der That geleistet habe, mit folgenden Worten: »Eine geordnete Zusammenstellung der wich»tigsten Nachrichten über die Geschichte der Sternkunde unter »den Chinesen und Indiern sowohl, als auch eine Erläuterung »derselben aus einer vollen, in sich klaren Anschauung »über das geistige Leben dieser beyden Völker überhaupt und über »die Entwicklung desselben bietet die vorliegende Schrift »dar.«

Auf die Sprachkunde jener Nationen will er sich nicht verlassen, »sie hat zwar auch ihre Verdienstlichkeit, und ohne sie »wäre die Geschichtsforschung verwaist; dennoch jedoch (!) »geht immer der Geschichtsforscher seine eigenen und andere Wege« u. s. Auch will er sich, was die Astronomie betrifft, nicht auf »schulgerechte Genauigkeit« einschränken, sondern »auch »demjenigen, dem eine solche schulgerechte Kenntniß des Himmels »abgeht, seine Schrift genießbar machen.«

Man sieht schon aus diesen Prämissen, was da eigentlich zu erwarten seyn dürfte. Es kam dem Verf. besonders darauf an, diejenigen Nachrichten, welche er über seinen Gegenstand in den Schriften von Gaubil, Bentley, Colebrooke, Klaproth, in den Asiatical researches u. s. w. fand, zusammen zu stellen, und seinem Zwecke gemäß zu ordnen.

Da die erwähnten und andere Schriften zum Theil aus isolirten, unter sich wenig zusammenhängenden Abhandlungen bestehen; da sie an vielen Stellen Erläuterungen und Berichtigungen bedürfen, und da überhaupt der ganze Gegenstand, wie er uns durch diese Schriften geboten wird, eine Art von Chaos bildet, in welchem deutlich zu sehen sehr schwer ist, so ist das Unternehmen des Verfassers, Licht in diese Finsterniß zu tragen, wenn es gehörig ausgeführt wird, eine sehr verdienstliche Arbeit, die wir mit Dank aufnehmen wollen, wenn uns dadurch in der That geholfen wird.

Allein ich besorge sehr, daß das Letzte nicht immer der Fall seyn wird. Der Herr Verf. hat sich ohne Zweifel viel Mühe gegeben, und sehr viel über seinen Gegenstand gelesen, wie schon die zahlreichen Citate am Ende jeder Seite seines Werkes zeugen — aber Licht und Aufklärung, neue Ansichten oder bisher noch unbekannte Verbindungen alter Ideen — dieß alles haben wir in dem ganzen Buche nur sehr selten angetroffen, und gehen daher von ihm nahe eben so arm weg, als wir gekommen waren. Was wir hier lesen, hatten wir schon früher in den oben zum Theil angeführten Büchern gelesen, und was uns bey jenen dunkel und verworren schien, ist uns auch hier nicht deutlicher oder heller geworden.

Bey so gestellten Sachen wird es wohl überflüssig seyn, zu sagen, ob der eigentliche höhere Zweck, welchen sich der Verf. bey seinen Untersuchungen aufgestellt hat, auch nur von ferne erreicht werden konnte. Er stellt diesen Zweck S. 2 seines Werkes in der Gestalt der beyden folgenden Fragen dar. 1) Ob der menschliche Geist sich sein Wissen selbst aus eigener Kraft errungen habe, oder ob ihm dasselbe ursprünglich von der höchsten Gottheit selbst oder von irgend einer Art von Halbgöttern mitgetheilt worden sey; und 2) ob alle Ausbildung des menschlichen Geistes nothwendig auf einen einzigen und gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Entfaltung zurückzuführen sey. — Zur Beantwortung solcher Fragen gehört mehr, als ein Oedipus, und wir wenigstens sehen in dem ganzen vor uns liegenden Werke nichts, was auch nur als eine Vorbereitung zu der Auflösung jener Räthsel angesehen werden könnte.

Das Buch selbst zerfällt außer seiner Einleitung von 23

Seiten in fünf, nicht eben scharf gesonderte Abschnitte. Der erste Abschnitt handelt von der Ausbildung der Sternkunde unter den Chinesen, der zweyte bespricht die älteste Sternkunde der Indier, der dritte die indische Sterndeutung, der vierte die neuere Sternkunde der Indier, und der fünfte endlich die geschichtliche Zeitrechnung der Chinesen und Indier.

Man hat, sagt der Verf. S. 7, besonders die Sternkunde in den neuesten Zeiten sehr oft gemißbraucht, um zu zeigen, daß alle Bildung der Menschen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben müsse. Allein die Astronomie der Chinesen und der Indier hat, nach seiner Behauptung, keinen gemeinschaftlichen Ursprung. — Ohne uns für diesen Ursprung erklären zu wollen, glauben wir doch, daß es uns an allen Mitteln, uns gegen denselben zu erklären, fehle. Wir wissen, seit dem barbarischen Einfall Tsin-Hoangtis, alle Bücher zu verbrennen, von der ältesten chinesischen Astronomie, und nur von dieser kann hier die Rede seyn, gar nichts, und können daher auch gar nichts von ihr aussagen. Wenn er selbst sagt, daß die Erzählungen der chinesischen Geschichtbücher aus den ältesten Zeiten dieses Volkes nicht als Dichtung, sondern als völlige Erdichtung späterer Zeiten anzusehen sind, und wenn bald darauf gesagt wird, daß es bey den Indiern noch ungleich schlechter stehe — was sollen da alle unsere Hypothesen und Muthmaßungen? Ist es nicht besser, ohne Anstand zu gestehen, daß wir jetzt, so lange uns nicht andere Mittel dargeboten werden, eigentlich gar nichts von der Sache wissen?

Den armen Indiern spielt übrigens der Verf. übel mit. Nach ihm fehlt es dem Geiste dieses Volkes »durchaus an der nüchternen Klarheit, um in der Erinnerung das Bewußtseyn des Ganges geschichtlicher Entwicklungen fest zu halten.« Die Indier, heißt es weiter, wissen kaum, was sie jetzt wissen, viel weniger, was sie früher gewußt haben, »und die Gegenwart ist »ihnen eine Ewigkeit ohne Vergangenheit und Zukunft, und diese »Ewigkeit in ihrer Fülle, in der ihr Geist sich weder in Freyheit, »noch in Besonnenheit bewegt, dehnt sich für ihr Bewußtseyn »wieder aus in eine grenzenlose Zeitlichkeit, an der nirgends ein »bestimmtes Gesetz zeitlicher Entwicklung sich offenbart. Dem »Geiste der Indier fehlt durchaus aller Sinn für klare Auffassung »zeitlicher Verhältnisse, Gegenwart und Vergangenheit ist ihnen »Eines und Dasselbe; sie verwirren Beydes auf eine wunderliche »Weise durch einander, unterscheiden es aber eigentlich wesentlich »nur in der Art von einander, daß ihnen die Vorstellung von der »Vergangenheit ein Sinnbild wird für die Vorstellung von der »höheren, allgemeineren geistigen Form des Bewußtseyns, die »Vorstellung der Gegenwart aber ein Sinnbild für die Vorstel-

»lung von der unmittelbar sinnlichen Augenblicklichkeit.« — Wir haben diese Stelle, dergleichen noch sehr viele ähnliche beyzufügen wären, ganz angeführt, um eine Probe von der Darstellung des Verfassers zu geben.

S. 19 wird John Bentley, dem wir doch so viele schätzbare Nachrichten über Südasien verdanken, auf das Bitterste getadelt. Bentley war ein lebhafter Kopf, dessen Imagination zuweilen seinem Verstande davon lief; Bentley irrte sich zuweilen, und selbst sehr oft, wie dieß manchem anderen, sonst sehr braven Manne auch begeguet; aber Bentley war kein Mann, der nur Unsinn sprach, und noch weniger ein absichtlicher Verfälscher der Urkunden, dieses äußerst harte Wort auch nur so verstanden, wie es unser Verf. hintennach erklärt, »daß er nur die seiner Hypothese günstigen Stellen dieser Urkunden herausgesucht, und die ungünstigen absichtlich verschwiegen habe.« Haben wir, besonders unter den sogenannten Gelehrten, nicht Beyspiele genug, daß ein Mann sich in seine Idee, in seine Entdeckung, in seine Hypothese, so thöricht sie auch oft anderen erscheinen mag, so verliebt, und daß er sich selbst in seinen Irrthum so tief hineinstudiert, daß er am Ende, selbst mit seinem besten Willen, nicht mehr herausfinden kann? Ein solcher Mann mag ein Phantast, ein Thor, wenn man will, ein Schwachkopf heißen — aber ein Verfälscher, ein absichtlicher Verfälscher! Dazu gehört mehr, als der Verf. und wir alle von dem armen Bentley wissen. Wir müßten in sein Inneres herabsteigen, ehe wir ihn so schwer beschuldigen, wir müßten seine Nieren prüfen können, ehe wir den ersten, und einen so schweren Stein auf ihn werfen wollen. Ach wie traurig stünde es um unsere Philosophen und um alle unsere Gelehrten, wenn jeder derselben, dem was Menschliches begegnet, der was Thörichtes gesagt oder geschrieben hat, sogleich ein verruchter Bösewicht, ein absichtlicher Verfälscher seyn sollte.

Die älteste sichere Nachricht über die Astronomie der Chinesen findet man in dem Buche Schuking. In diesem Werke wird der beyden ältesten Astronomen, die wir auf der Erde kennen, des Hi und des Ho erwähnt, aber nicht auf die ehrenvollste Weise. Diese beyden Herren sollen eigentlich die ersten Großwürdenträger des Reichs unter Kaiser Yao, etwa 3000 Jahre vor Chr. G., gewesen seyn, und als solche zugleich die in China sehr wichtige Bestimmung der Finsternisse zu besorgen gehabt haben. Sie berechneten eine dieser Finsternisse falsch, und wurden dafür — zum Tode verurtheilt. Das ist allerdings etwas arg, und wenn gleich heut zu Tage die Berechnung dieser Erscheinungen sehr leicht ist, so besorge ich doch, daß nicht leicht ein Astro-

nom gefunden werden würde, der auf die Bedingung, für jeden Rechnungsfehler sogleich den Tod zu leiden, eine Sternwarte betreten würde. Eben so auffallend ist aber die Entschuldigung, welche sie, nach dem Schuking, zur Beschönigung ihres Fehlers vor Gerichte geltend zu machen suchten. Sie sagten nämlich aus, daß sie bey der Berechnung von dem Duft des süßen Weines ihren Kopf zu voll gehabt hätten, um ihren Calcul richtig machen zu können. Demnach ist die erste, nahe 5000 Jahre alte Nachricht von den Astronomen, die von zwey betrunkenen Sternsehern. Man darf mit Recht erwarten, daß dieser Uebelstand in einer so langen Zeit unter den Menschen dieser Klasse endlich einmal abgekommen, und daß es wohl nur grundlose Verleumdung ist, wenn einige sogar jetzt noch in dem von China so entfernten Abendlande einige nicht undeutliche Spuren dieser Unart angetroffen haben wollen.

Weil nach dem Schuking unter Yao vier Astronomen nach den vier Weltgegenden geschickt worden sind, um dort ihre Beobachtungen zu machen, schließt der Verf. S. 26: »daß also in China die Sternbeschauung keineswegs von einem einzigen Standpuncte der Betrachtung angefangen habe.« Was er aber dort von der sechsten Stunde sagt, bedarf einer Berichtigung. Daß endlich aus dieser Vertheilung der Astronomen nach den vier Weltgegenden folgen soll, »daß sie sich also nicht mit der Bestimmung der Polhöhe oder der Mittagslinie abgegeben haben können,« ist ganz unstatthaft, da für diese sonderbare Behauptung durchaus kein hinreichender Grund aufgefunden werden kann. Nicht besser steht es mit dem Satze, »daß die Chinesen der alten Zeit nichts von einer genaueren Bestimmung der Puncte der Nachtgleichen oder Sonnenwenden gewußt haben können, weil sie ihr Sonnenjahr in vier gleiche Theile getheilt haben, und erst später darüber belehrt wurden, daß die vier Theile des Sonnenjahres keineswegs von gleicher Dauer sind.« — Ohne die Ungleichheit der Jahreszeiten zu kennen, konnten sie doch die Länge des Jahres, also auch den Ort der Nachtgleichen, mit großer Schärfe für ihre Zeit bestimmen. Aus ihrer Bestimmung der Jahreslänge zu 365 $^1/_4$ Tagen in jener altergrauen Zeit folgt vielmehr, daß sie die Umlaufszeit der Sonne schon so genau anzugeben wußten, als es die Europäer erst zur Zeit von Chr. G., also fast 3000 Jahre später, gelernt haben.

Der Schuking spricht auch von künstlichen Sternkreisen, einer Art Armillarsphäre vielleicht, die man in jener Zeit verfertiget haben soll. Der Verf. meint, daß dieß eine hohle Halbkugel gewesen seyn wird, auf welcher die in China sichtbaren Fixsterne und nebst ihnen auch die Wandelsterne abgebil-

det gewesen seyen. Hat er wohl schon einen Globus oder eine Sternkarte gesehen, auf welcher die Planeten abgebildet waren, und ist es überhaupt möglich, solche Körper, die ihren Ort immerwährend ändern, unter den fixen Sternen abzubilden? — Was das Fernrohr betrifft, von dem der Schuking spricht, so war es, nach dem Verf., bloß eine lange und hohle Röhre ohne Gläser. Mag seyn, nur hätten wir die Gründe für diese Meinung gern gehört. Warum man aber, wie der Verf. hinzusetzt, dieses Fernrohr wahrscheinlich nur nach der Mittagslinie gerichtet haben soll, dafür, däucht uns, läßt sich, wenigstens bey den Chinesen jener Zeit, durchaus gar kein Grund finden.

Sonderbar wird es immer bleiben, daß, nach dem Schuking, die Erscheinungen des Himmels und der Meteorologie bey den Chinesen in so enge Verbindung mit den Tugenden und Lastern, nicht des Volkes, sondern der Regenten gebracht werden konnten. Wenn die Tugend auf dem Throne herrscht, so regnet es immer zur gehörigen Zeit; wenn der Regent seine Pflichten wohl erfüllt, so erscheint heiteres Wetter in dem ganzen Reiche; die zur rechten Zeit eintretende Wärme deutet auf Weisheit, und die gehörig eintretende Kälte auf Gerechtigkeit des Beherrschers. Wenn aber das Laster herrscht, dann regnet es ohne Unterlaß: wenn Thorheit und Leichtsinn regiert, tritt Dürre ein; Trägheit bringt alles versengende Hitze, und wenn der Regent sich selbst und den Zustand seines Reichs nicht kennt, so wird dieß durch immer tobende Winde angezeigt u. s. w.

Als Resultat der chinesischen Astronomie findet der Verf., daß man die in den neueren Zeiten aufgestellte Behauptung von Genauigkeit in der Beobachtung und Berechnung der Chinesen als völlig ungegründet zurückweisen müsse. — Allein wenn von einer für jene Zeiten möglichen Genauigkeit die Rede ist, so möchte diese Behauptung doch nicht ganz so allgemein aufgestellt werden können. Laplace hat mehrere chinesische Beobachtungen an dem Gnomon aus jenen Zeiten berechnet, und sie für die Polhöhe des Beobachtungsortes und für die Schiefe der Ecliptik zu jener Epoche so genau gefunden, als man in Europa vor Tycho nicht leicht beobachtet hat. Ueberhaupt fürchte ich, daß man, wenn man früher die Kenntnisse dieser alten Völker zu sehr erhoben hat, sie jetzt zu sehr erniedriget, und daß, wie überall, also auch hier, die Wahrheit in der Mitte liegen wird. Immer aber wird es, bis wir nicht verläßlichere Nachrichten erhalten, am besten seyn, seine Meinung, denn mehr kann sie jetzt nicht seyn, nicht sogleich als unbezweifelte Wahrheit aufzustellen.

Daß die Chinesen zur Zeit vor Chr. G. mit westlich liegenden Völkern zu verkehren, und von ihnen zu lernen angefangen

haben sollen, wird wohl, ungeachtet der von dem Verf. beygebrachten Beweise, doch noch unerwiesen bleiben, so wie, daß sie damals besonders von den Indiern eine Verbesserung ihrer astronomischen Kenntnisse erhalten haben sollen. Ueberhaupt sind alle diese sogenannten Beweise so vag und unbestimmt, und so wenig treffend, daß auch nicht einer der früher bestandenen Zweifel dadurch gehoben wird. Auch zeigen die Ausdrücke des Verf.'s selbst, so positiv sie sonst vorgebracht werden, von dem inneren Schwanken und der Unbestimmtheit, die solche Gegenstände beynahe immer begleitet. So sagt er, daß zur Zeit der neuen Dynastie des Tsin offenbar auch eine Menge neuer Ideen und Vorstellungen in das Volk eingedrungen sey. Warum offenbar? Könnte Tsin, von dem wir übrigens alle sehr wenig wissen, nicht vielleicht aus Klugheit gerade das Gegentheil gethan haben, um bey einem Volke dieser Art dem neuen Herrscherstamme desto mehr Eingang zu verschaffen? — Unmittelbar darauf heißt es, »daß eben dieser Zudrang neuer Ideen der Hauptgrund gewesen seyn mag, warum der nachfolgende Kaiser alle alten Bücher zu verbrennen befohlen haben mag.« Es mag allerdings so seyn, es mag aber auch noch anders seyn, und es gibt noch gar viele andere Ursachen, mit welchen man dieses Verbrennen erklären kann. Aber die Frage ist, welche ist unter allen diesen möglichen Ursachen die wahre? Und darauf möchte die Antwort wohl etwas schwerer seyn.

Der Verf. will durchaus nicht zugeben, daß die Gründer der Schule der Unsterblichen, wie die alten chinesischen Bücher sagen, Reisen nach Westen gemacht haben, und hier Belehrungen von Buddha in Indien empfangen haben. Das nennt er Fabeln und Erdichtungen. Und warum? — Weil der Hauptzug des chinesischen Verkehrs in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung weder über die See, noch nach Hinterindien, noch nach Tibet, sondern nur nach Turkesthan und Kaschemir gegangen sey. Bis an die letzten Orte hätte der Zug Alexanders des Großen griechische Bildung gebracht, und es sey daher höchst wahrscheinlich, daß die Chinesen sie von denselben Orten geholt hätten. Dieß alles sey, setzt er hinzu, geschichtlich bestätiget, und citirt dazu Abel-Remusat und Klaproth. Wir haben die Stellen dieser Gewährsleute aufmerksam nachgelesen, und sind noch jetzt der vollen Ueberzeugung, daß wir über diesen Zug der Chinesen nach dem Abendlande, wenn wir das, was ihre Bücher selbst davon sagen, und was der Verf als Fabeln verwirft, nicht anerkennen, durchaus nichts Bestimmtes aussagen können, so wie wir überhaupt über das, was die guten Chinesen in jenen Jahrhunderten getrieben haben, ihre eigenen

Nachrichten ungerechnet, gar nichts wissen, und daß es daher mehr als kühn ist, sogar die Reiseroute angeben zu wollen, welche sie eingeschlagen haben sollen, um den Cyclus von 19 und 76 Jahren von fremden Nationen kennen zu lernen.

Daß aus der ganzen Geschichte der chinesischen Sternkunde erhellen soll, »daß dem Geiste der Chinesen durchaus alle Fähigkeit mangelt, dieselbe zu einer eigentlichen Wissenschaft auszubilden,« ist wohl viel mehr, als man zu beweisen im Stande ist. Daß sie sich »ganz und gar außer Stande befanden,« die Finsternisse voraus anzugeben, ist ebenfalls unbewiesen und unwahrscheinlich zugleich, weil es, wie wir aus der Geschichte der griechischen Astronomie wissen, auch andere Völker noch lange vor der Zeit ihrer Kultur dahin gebracht haben; weil eine sehr leicht zu findende Periode der Wiederkehr dieser Erscheinungen zu solchen Vorausbestimmungen schon hinreicht, und weil endlich die Chinesen von alten Zeiten her einen so ungemein großen Werth auf diese Kenntnisse gelegt, also wohl auch vor allen anderen sich darum bemüht haben. Daß sie erst spät angefangen haben, Sternverzeichnisse zu entwerfen, ist ebenfalls noch zu beweisen. Sie mögen sie aber früh oder spät entworfen haben, so ist doch gewiß, daß sie selbe nicht, wie der Verf. S. 45 sagt, »mit Angabe der Abweichungen und Breiten,« verfaßt haben. Der Verf. will zwar, wie er in der Einleitung sagt, auf schulgerechte Genauigkeit keine Ansprüche machen; aber wir und alle Leser haben das Recht, auf Richtigkeit überhaupt bey jedem Schriftsteller Anspruch zu machen. Was soll z. B. ein Leser, der nur eben mit den ersten Elementen der Astronomie bekannt ist, zu der folgenden Stelle denken. »Was eine richtigere »Festsetzung der Puncte der Sonnenwenden betrifft,« heißt es S. 47, »so war zwar auch schon gegen das Ende des dritten »Jahrhunderts ein Sternkundiger auf den Gedanken gekommen, »dieselben durch die Mondsfinsternisse zu bestimmen, indem er »am Kreise der 28 Sternbilder der Mondsbahn den dem Monde »zur Zeit der Finsterniß gerade gegenüber befindlichen Stand der »Sonne bemerkte, und von hier in seiner Berechnung ausgehend, »nach Jahrzeiten (?) und Tagen die Sonne zurückführte durch »den in 365 ¼ Grade getheilten Kreis ihrer jährlichen Bahn. »Diese Art und Weise der Berechnung konnte jedoch auch zu keinem Ergebniß führen, weil man eben für den Augenblick der »Beobachtung der Mondsfinsterniß das nicht hatte, was man »suchte, die genaue Sonnen-Sternenzeit (!) nämlich, »oder das Maß für die Dauer der vom Ausgangspuncte der »Sonne, der nach der winterlichen Sonnenwende berechnet war, »verflossenen Zeit.« — Diese und viele andere Stellen, aus denen sich zur Noth wohl noch ein Sinn herauspressen lassen

möchte, haben ganz den Anschein, als wären sie ohne Kenntniß der Sache und der gewöhnlichsten Kunstwörter der Wissenschaft wörtlich und auf Geradewohl aus irgend einer fremden Sprache übersetzt worden.

Etwas besser geht es bey den Indiern, wo dem Verf. mehr vorgearbeitet wurde, obschon man auch hier keinen deutlichen Begriff von den verschiedenen Epochen ihrer Astronomie erhält, und von den aufgestellten Ansichten gar oft die nöthigen Beweise fehlen. Wir hätten gewünscht, die zahlreichen Nachrichten, welche wir über diesen Gegenstand in verschiedenen Schriften zerstreut haben, hier gesammelt, und unter gemeinschaftliche Gesichtspuncte gebracht zu sehen, damit man sie besser überblicken kann, was doch jeder Bearbeitung derselben vorausgehen muß. Dabey hätten wir alles, was Raisonnement und besondere Ansichten des Verf.'s seyn mögen, entweder gern ganz entbehren mögen, oder doch von den anderen, aus Quellen geschöpften Notizen gesondert gesehen, weil sonst der ohnehin schon nur zu complicirte Gegenstand noch verwickelter und die Auflösung noch schwerer wird. Dadurch wäre der Sache ohne Zweifel ein guter Dienst erzeugt worden, während wir jetzt noch immer in dem alten Dunkel herumtappen. Immer aber erkennen wir die Mühe, die sich der Verf. gegeben hat, und wünschen daher bey der großen Belesenheit, die er sich bereits erworben hat, daß es ihm gefällig seyn möge, eine Umarbeitung dieses Gegenstandes vorzunehmen, und sich zuvor wenigstens mit den ersten Gründen der Wissenschaft, von welcher hier die Rede ist, etwas näher bekannt zu machen. Noch müssen wir bemerken, daß die Sprache oder der Vortrag an vielen Stellen unverständlich, unmäßig breit und schleppend ist, so wie es auch nicht an sonderbaren und pretiösen Ausdrücken fehlt, die dem hier behandelten Gegenstande nicht immer angemessen sind. So wird mehrmals von der »Veste der alten und neuen Welt« gesprochen; von Ewigkeit ohne Vergangenheit und Zukunft, von Ewigkeit in ihrer ganzen Fülle, von höherer, allgemeiner, geistiger Form des Bewußtseyns u. s. w. Von den Indiern heißt es: »Ein fast ins Grenzenlose getriebenes Spiel mit Zahlen eignet innerlich und wesentlich der ganzen Form des Bewußtseyns der Indier« — »Die Indier hatten nicht auf diejenigen Sterngruppen ihr Augenmerk gerichtet, die in der Nähe der Sonne sich befänden, sondern vielmehr auf diejenigen, die in Sonnenferne durch die Nacht strahlend sie zu beherrschen schienen« u. dgl. Diese und tausend andere Dinge lassen sich ohne alle solche sogenannte Verzierungen, viel besser und verständlicher zugleich, in einer ganz einfachen Sprache geben, wobey der Autor, der Leser und das Buch selbst nur gewinnen kann.

II. W.

Art. VIII. 1) La musique mise à la portée de tout le monde. Exposé succinct de tout ce qui est nécessaire pour juger de cet art et pour en parler sans l'avoir étudié. Par M. Fétis. Paris, Alexandre Mesnier. 1830.

2) Curiosités historiques de la musique. Complément nécessaire de la musique mise à la portée de tout le monde. Par M. Fétis. Paris. Janet et Cotelle. 1830.

Das Ziel, welches der Verfasser bey dem ersten dieser Werke sich vorgesteckt hat, wird durch den Titel hinreichend erklärt, und in der, eilf Seiten füllenden Einleitung bloß weitläufiger dargestellt. Die Schönheiten eines guten Tonstückes zu empfinden, und sich von dieser Empfindung Rechenschaft geben zu können, ohne einem langen und mühsamen Studium der Tonkunst — die zugleich eine Wissenschaft ist — sich unterziehen zu müssen, dieß ist es, was Hr. Fétis »alle Welt« durch dieses Buch lehren will. Wer sieht nicht, welch ein unberechenbarer Gewinn sowohl für alle Welt, als auch für die Tonkunst, hieraus zu erwarten stünde? — Jene würde einen unendlichen Zuwachs an Genüssen, oder vielmehr ganz andere, edlere, dauerndere Genüsse als die bisherigen aus der Musik ziehen können; sie würde diese Kunst nicht mehr bloß als ein Mittel gegen die lange Weile, als eine nothdürftige Erholung von lästigen Geschäften, als ein auf die Ohren beschränktes Vergnügen betrachten, dessen letzte Wirkung mit dem letzten Schalle verfliegt; sondern in ihr eine unerschöpfliche Quelle der mannigfaltigsten Eindrücke auf Geist und Gemüth erkennen, welche den erstern angenehm beschäftigen, indem sie das letztere noch angenehmer berühren. Die Tonkunst hingegen würde, um aller Welt zu gefallen, nicht mehr nöthig haben, sich zum Flachen, Sinnleeren, Frivolen herabzuwürdigen, den Kirchen- mit dem Theater-Styl, diesen mit dem Concert-Styl zu verwechseln, in der Kammermusik nichtssagende Schwierigkeiten aufzuhäufen, und in allen diesen Gattungen den Instrumentalreichthum zu fortwährender Betäubung zu mißbrauchen.

Um die Leser dieser Zeitschrift in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob auf dem Wege, den der Autor eingeschlagen, zu diesem schönen Ziele zu gelangen, oder ob es zu erreichen überhaupt möglich sey, dürfte es genügen, die Abschnitte und Kapitel des vorliegenden Buches der Reihe nach anzugeben, und aus jedem nur jene Stellen auszuheben, die zu besonderer Beachtung oder näherer Prüfung einladen.

Erster Abschnitt: Von dem musikalischen Systeme nach den drey Eigenschaften der Töne be-

trachtet, nämlich: der Anstimmung (Intonation), der Dauer und der Stärke.

Erstes Kapitel: Gegenstand der Tonkunst. Ihr Ursprung. Ihre Mittel (Seite 1—6).

Im Anfange dieses Kapitels sagt der Verfasser: Die Musik sey »die Kunst, durch die Verbindung der Töne« — (das Gemüth?) — »zu bewegen« [1]). Diese Definition ist ohne Zweifel besser als jene Rousseau's, welcher die Musik die Kunst nennt, »Töne auf eine dem Ohre angenehme Weise zu verbinden,« und damit nicht nur das Gemüth völlig übergeht, sondern auch einen Theil der wirksamsten Mittel der Tonkunst ausschließt, nämlich die Dissonanzen, welche dem Ohre nicht angenehm, dem Componisten aber zum Ausdruck mehrerer Leidenschaften unentbehrlich sind. Wenn übrigens Rousseau in seiner Definition das Gemüth über dem Ohre vergaß, so fiel Hr. Fétis in den entgegengesetzten Fehler, denn eine nach regelloser Willkür zu Stand gebrachte, dem Gehöre durchaus widerwärtige Verbindung von Tönen möchte nicht geeignet seyn, das Gemüth zu bewegen. Diese Definition dürfte sich daher befriedigender also gestalten: Die Musik ist die Kunst, durch eine geregelte Verbindung von Tönen Empfindungen auszudrücken und zu erwecken [2]).

Daß dieses nur mittels des Gehörs geschehen könne, versteht sich von selbst, und Hr. Fétis hat es aus eben dem Grunde in seiner Definition nicht besonders angeführt. Das Gehör ist, sagt er bald darauf, für die Musik nur der Leiter ihrer Wirkungen, durch welchen sich diese über das Nervensystem der Menschen und Thiere verbreiten, bey den ersteren aber nicht nur auf die Organe, sondern auch auf die moralischen Fähigkeiten ihre Macht ausüben.

Ueber den Ursprung der Tonkunst eilt der Verfasser mit der Bemerkung hinweg, daß weder die heilige, noch die profane Geschichte einen Erfinder der Musik, sondern nur Erfinder musikalischer Instrumente nennen. Der Gesang, glaubt er, sey den Menschen angeboren; was daraus erwiesen werden könne, daß jedes, auch noch so wilde, auch noch so isolirte Volk eine Art von Musik habe. »In dem Maße, als die Menschen gesitteter werden, vervollkommnet sich ihr Gesang, und was Anfangs nur leidenschaftlicher Accent war, wird am Ende Resultat der Kunst. Es ist allerdings weit von den übel articulirten Tönen, welche aus der Kehle einer Einwohnerin von Nova

---

[1]) L'art d'émouvoir par la combinaison des sons.

[2]) Les passions qu'il (le Musicien) exprime, il les excite au fond des coeurs, sagt auch Rousseau an einer andern Stelle.

Zemlja kommen, zu den Rouladen der Damen Malibran und Sonntag.« — Daß der Gesang, der Anfang und die Grundlage aller Musik, nicht eigentlich erfunden worden, darüber sind die Meisten einig, und Referent erinnert sich bey dieser Gelegenheit der schönen Verse des englischen Dichters Heywood:

Musik begann sobald die Welt entstand;
Vom Wort: Es werde! ward die Welt und sie.

In der Beantwortung der, den ganzen Mechanismus der Kunst einschließenden Frage: Durch welche Mittel wirkt die Musik auf organisirte Wesen? fügt der Autor den zwey bisher bekannten Mitteln, der Melodie und der Harmonie, noch ein drittes, den Accent, bey, von dessen Daseyn oder Mangel die Wirkung der beyden anderen abhänge.

Zweytes Kapitel: Von der Verschiedenheit der Töne und der Art, sie zu benennen (S. 7 — 12).

Drittes Kapitel: Wie man die Töne durch Zeichen darstellt (S. 13 — 24).

Hier findet sich die gegründete Bemerkung, daß die Tonzeichen, deren sich die neueren Europäer bedienen, nachdem sie im Laufe der Vergangenheit eine Menge Abänderungen erlitten haben, auf eine gewisse Höhe relativer Vollkommenheit gelangt seyen, welche sie, troß ihrer anscheinenden Verwicklung, vielleicht als die einfachsten bewährt, die man ersinnen kann. In der That haben in unserer Zeit mehrere Musikgelehrte andere Zeichen vorgeschlagen, die auf den ersten Anblick vorzüglicher scheinen; allein bey der Anwendung fand es sich immer, daß sie entweder unvollkommen, oder noch verwickelter waren, als die, an deren Stelle man sie setzen wollte.

Viertes Kapitel: Von der Verschiedenheit der Tonleitern (Scalen), von ihrer Benennung, und von dem Verfahren, das man Transposition heißt (S. 25 — 30).

Bey der Erklärung des letzten dieser Gegenstände, nämlich der, durch die Verschiedenheit des Umfangs der Stimme irgend eines Sängers oder einer Sängerin nöthig werdenden Uebersetzung eines Gesangstücks aus dem Tone, in welchem es componirt ist, in einen andern, höhern oder tiefern, erfährt man, daß es zu Paris einen Instrumentenmacher, Namens Pfeifer, gibt, welcher Pianos transpositeurs, d. i. solche Pianoforte verfertigt, welche die Transposition auf eine mechanische Weise, durch den Druck eines Pedals, bewirken. Eine Bequemlichkeit, die manchem Accompagnateur der Mad. Catalani, welche den Ton ihrer Gesangstücke nach der jedesmaligen

Beschaffenheit ihrer Stimm-Mittel zu wählen pflegte, ungemein zu Statten gekommen wäre.

Fünftes Kapitel: Von der Dauer der Töne und der Pausen, wie man sie bezeichnet und wie man sie mißt (S. 31—43).

Die Lehre vom Zeitmaße gibt dem Verfasser Gelegenheit, des vortrefflichen Instrumentes zur genauen Bestimmung desselben, des Mälzel'schen Metronoms, zu erwähnen. Interessant ist es dabey, aus vorliegendem Buche zu erfahren, daß unser Landsmann, der Erfinder des Metronoms, seit dem J. 1798, in welchem ein französischer Musiklehrer, Loulié mit Namen, den ersten Versuch einer ähnlichen kleinen Maschine, die er Chronometer nannte, gemacht hat, durch die Vollkommenheit seines Instrumentes — die im J. 1816 von dem französischen Institute auf das Ehrenvollste anerkannt wurde — nicht weniger als acht Vorgänger übertroffen hat, worunter der berühmte englische Mechaniker Harrison und der ausgezeichnete französische Uhrmacher Breguet sich befanden.

Sechstes Kapitel: Von dem, was man in der Ausführung von Tonwerken Ausdruck nennt; von den Mitteln hiezu, und den Zeichen, durch welche man sie in der Notenschrift angibt (S. 45—52). Es ist hier nicht von dem Ausdruck die Rede, welchen der Vortrag eines Tonstücks durch den Geist und das Gefühl des Ausführenden erhält, sondern von demjenigen, welchen der Tonsetzer vorschreiben kann, und der sich darauf beschränkt, ob eine Stelle kräftig oder zart, laut oder leise, mit anschwellender oder abnehmender Fülle ausgeführt, ob die Töne abgestoßen, oder mit einander verbunden werden sollen u. dgl.

Zweyter Abschnitt: Von den Tönen in Beziehung auf die Reihenfolge und die gleichzeitige Anwendung betrachtet; von dem Resultate dieser Dinge.

Siebentes Kapitel: Von der Verbindung der Töne oder ihrer Beziehung zu einander (S. 53—56). Dieses kurze Kapitel dient bloß den zwey zunächstfolgenden zur Einleitung.

Achtes Kapitel: Von der Melodie (S. 57—76). Wir sind nun an einen der wichtigsten Gegenstände der Tonkunst gekommen. Daß er dieß sey, bekräftigt Hr. Fétis ebenfalls gleich in den ersten Zeilen. »Die Melodie,« heißt es hier, »ist das erste, was man bemerkt. Sagen wir mehr: Sie ist es allein, welche die Aufmerksamkeit derjenigen anzieht, die dem Studium der Musik völlig fremd sind, und die Harmonie der

Begleitung schlägt vergebens an ihr Ohr; sie hören sie nicht.« — Ein wenig zu weit möchte der Autor hierin gleichwohl gehen, wenn er beyfügt: »Es sind beyläufig zwanzig Jahre, daß man sich durch verschiedene Erfahrungen überzeugt hat, daß ein Theil unseres theaterbesuchenden Publikums glaubte, das Orchester spiele im Einklang mit den Sängern.«

Nachdem gezeigt worden, daß die Melodie, so frey sie auch scheint, dennoch gewissen Regeln der Symmetrie unterworfen ist, welche Regelmäßigkeit der Form nicht bloß von dem Kunstverständigen, sondern von Jedem, »der nicht ein träges und widerspänstiges Ohr hat,« gefühlt wird; folgt der Uebergang auf jene Regeln selbst, und zwar zuerst auf den Rhythmus, seine Verschiedenheit und Wirkung; sonach auf die Rundung der musikalischen Phrasen, die Natur der letztern, und ihre Beschränkung auf eine gewisse Anzahl von Takten; endlich auf die Modulation, d. i. die Uebergänge von einem Ton in einen andern, oder eigentlicher: von der Scala einer Note in die einer andern, ohne welche Uebergänge (von denen jedoch die neueren deutschen und französischen Tonsetzer einen argen Mißbrauch machen) in jeder Melodie eine ermüdende Eintönigkeit entstehen würde. Es folgen nun die Vorschriften, welchen die Modulation unterliegt, und die heutiges Tages so oft absichtlich hintangesetzt werden, um, wie man sich einbildet, überraschende, meistens aber nur ohrenzerreißende Effekte hervorzubringen. Als Hauptbedingungen einer guten Melodie werden daher Symmetrie des Rhythmus, Symmetrie der Taktzahl und Regelmäßigkeit der Modulation angegeben. Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß diese Bedingungen eben so viele Hindernisse seyen, welche sich der Entwicklung der Ideen in den Weg stellen; sie sind so unzertrennlich von den Fähigkeiten eines Tonsetzers, daß dieser, einzig mit dem anmuthigen, energischen, muntern oder leidenschaftlichen Charakter seiner Melodie beschäftigt, jenen Bedingungen, ohne es zu bemerken und gleichsam aus Instinkt gehorcht.

»Obschon die Melodie,« sagt der Verfasser S. 72 u. f., »dasjenige zu seyn scheint, was alle Welt am leichtesten zu würdigen vermag, ist sie gleichwohl einer von jenen Theilen der Tonkunst, über welche man die irrigsten Urtheile fällt. Es gibt wenige Opernfreunde, welche sich nicht im Stande dünkten, über die Neuheit der Melodie abzusprechen; und gleichwohl — unerwähnt, daß ihnen hierzu die musikalische Erudition fehlt — wie oft werden sie nicht durch die Verzierungen des Sängers getäuscht, die veralteten Dingen einen Anstrich von Neuheit ver-

leihen? Wie viel altes Zeug erhält durch die Verschiedenheit der Begleitung, der Instrumente, der Bewegung, der Tonart u. s. w. ein neues Kleid? Und wie oft geschieht es, daß, während man die wirkliche Analogie, welche zwischen einer alten Melodie und einer, die man für neu hält, nicht bemerkt, man eingebildete Aehnlichkeiten wahrzunehmen glaubt, weil der Rhythmus zweyer Melodien sich in etwas gleicht, welche jedoch in Charakter, Form und Inspiration ganz von einander verschieden sind? Die Irrthümer dieser Art sind unzählig, aber gleichwohl bleibt man von der Unfehlbarkeit seines Urtheils überzeugt, und ist allzeit fertig, in den nämlichen Irrthum mit der nämlichen Zuversicht zu verfallen.«

Neuntes Kapitel: Von der Harmonie (S. 76—98). Dieses Kapitel umfaßt die vollständige Lehre von den Intervallen, den Accorden, ihrer Bildung, Fortschreitung, Umkehrung u. s. w. Deßgleichen die Namen der Tonkünstler, welche sich um die Ausbildung und Vervollkommnung der Harmonie verdient gemacht haben. Nach einer, auf die Fortschreitung der Accorde sich beziehenden Vorschrift lesen wir (S. 84): »Diese Regel, welche man nicht verletzt, ohne zartfühlende Ohren zu beleidigen, wird gleichwohl von Rossini und den Componisten seiner Schule nicht immer beobachtet; wenn aber auch die Fehler des Meisters von Pesaro durch die Eigenschaften seines Genies entschuldigt werden, bleibt es nicht weniger gewiß, daß seine Nachlässigkeiten tadelnswerth (condamnables) sind, und daß seine Werke schöner seyn würden, wenn er sich jener enthalten hätte.«

Zehntes Kapitel: Von der Kunst, Musik zu schreiben. Contrapunct — Canon — Fuge (S. 99—120). »Componiren,« sagt Hr. Fétis im Eingange dieses Kapitels, »heißt nicht nur, angenehme Melodieen erfinden, oder den wahren Ausdruck der uns bewegenden Gefühle suchen, oder schöne harmonische Verbindungen schaffen, oder die Stimmen auf vortheilhafte Weise vertheilen, oder glänzende Wirkungen der Instrumente erfinden: es heißt, alles dieses zugleich machen, und eine Menge anderer Dinge noch dazu.« — Man kann von dem Umfange der Arbeit, die man in der Musik Composition nennt, unmöglich mit wenigeren Worten einen deutlicheren Begriff geben. Es werden nun die Erklärungen der in der Ueberschrift genannten drey Gegenstände des Tonsatzes, mit untermischten historischen Andeutungen über ihre Erfindung und Vervollkommnung, wie auch die Vorschriften mitgetheilt, welche dabey zu beobachten sind.

Eilftes Kapitel: Von der Verwendung der

Stimmen (S. 120—132). Hier ist nicht von allen Stimmen die Rede, welche in einer Partitur vorkommen können, und worunter man in der musikalischen Sprache auch die Instrumente versteht; sondern nur von den Singstimmen. Gleich im Anfange, wo die Vorzüge der menschlichen Stimme vor den Instrumenten ins Licht gestellt werden, befremdet es, daß ihres wichtigsten Vorzugs nicht gedacht ist, durch zwey mächtige Mittel, das Wort und den Ton, die Poesie und Melodie, zugleich wirken zu können; allein man erhält hierüber im Verfolge des Werkes den, obschon noch mehr befremdenden Aufschluß in der Behauptung des Autors, daß sich Dicht- und Tonkunst nicht auf eine, beyden vortheilhafte Weise mit einander verbinden lassen.

Der Inhalt dieses Kapitels verbreitet sich über die Eintheilung der Stimmen nach der Verschiedenheit ihres natürlichen Umfangs, über deren Wirkung sowohl im Einzelnen als in Verbindung mit mehreren anderen, und in letzterer Rücksicht besonders auch über den Chor.

Zwölftes Kapitel: Von den Instrumenten (S. 133—190). Auch Hr. Fétis sagt hier, daß die Instrumente ursprünglich zur Nachahmung der menschlichen Stimme verfertigt wurden. Wer hätte denken sollen, daß eine Zeit kommen würde, in welcher die menschliche Stimme es sich zur Aufgabe macht, die Instrumente nachzuahmen? Wer hätte sich vorgestellt, daß Sänger oder Sängerinnen es jemals vorziehen sollten, mit rastloser Uebung und zerstörender Anstrengung für Instrumente componirte, und auch nur von diesen mit Vollkommenheit ausführbare Tonstücke mechanisch herabzugurgeln, während sie es in ihrer Gewalt hätten, mit weit geringerer Mühe durch ein, von ausdrucksvoller Melodie verschönertes Gedicht nicht bloß die Ohren ihrer Zuhörer zu kitzeln, sondern nach Willkür die lebhaftesten Gefühle in ihnen zu erwecken?

Der Verfasser gibt nun zuerst einen Umriß von der Geschichte der musikalischen Instrumente, wann und wo sie erfunden, und wie sie allmälig verändert und verbessert wurden. Die Ordnung, welche er dabey beobachtet, gründet sich auf die Zeit ihrer Erfindung; so, daß die ältesten der bekannten Instrumente, als: die Lyra, die Cythare, die Harfe u dgl., im Anfange, die neuesten aber zuletzt an die Reihe kommen.

Da, wo von den Pianofortes die Rede ist, heißt es (S. 153): »Die englischen Pianos hatten lange Zeit einen unbestrittenen Vorzug vor den übrigen, besonders die Flügel-Pianos; allein heut zu Tage baut man deren zu Paris, welche mit jenen, sowohl in Rücksicht des Tons als des Mechanismus, in die

Schranken treten können. Die deutschen Pianos, vorzüglich die von Wien, sind ebenfalls sehr angenehm, doch hat ihr Ton weniger Kraft. Ihr Mechanismus ist sehr bequem, und erleichtert die Ausführung der Schwierigkeiten.« — Diese Stelle beweiset, daß Hrn. Fétis (worüber man sich allerdings verwundern muß) noch kein Flügel-Pianoforte des k. k. Hof-Claviermachers, Conrad Graf, vorgekommen ist; sonst würde er sich überzeugt haben, daß diese, bey einem, in Vergleichung mit den englischen Instrumenten dieser Gattung viel leichteren Mechanismus, dieselbe Fülle, Rundung und Kraft des Tons besitzen, wie jene, so wie sie ihnen auch an Tüchtigkeit und Dauer des Baues gleich kommen, wenn nicht sie noch übertreffen.

Bey Erwähnung der Flöten bemerkt der Autor (S. 157), daß die Tonsetzer der gegenwärtigen Schule den Gebrauch der kleinen Querflöte (Flauto piccolo) bis zum Mißbrauch steigern. Es ist nur allzuwahr, daß die hohen, schneidenden Töne dieses Instruments, das nur für Tonstücke von militärischem Charakter, für die musikalische Nachahmung des Sturmwindes, oder für scherzhafte ländliche Gesänge und Tänze passend ist, und ehemals selbst in derley Compositionen höchst selten angewendet wurde*), nunmehr aus fast jeder Nummer einer neuen Oper, zur Qual gebildeter Ohren, sich vernehmen lassen.

Seite 184, nachdem die verschiedenen Percussions-Instrumente aufgezählt worden, welche aus dem Orient zu uns gekommen, und als eine, eben nicht sehr schätzenswerthe Erbschaft weiland der Janitscharen zu betrachten sind, liest man: »Diese Instrumente dienten ehemals bloß in der militärischen Musik; aber Rossini und seine Nachahmer haben den Gebrauch, oder vielmehr den Mißbrauch derselben auf die Bühne übertragen, und sie mit dem lärmendsten derselben, der betäubenden gran cassa, vereint, die nur an der Spitze einer Truppe von Soldaten an ihrem rechten Platze ist, deren Schritte sie leitet.«

Der Verfasser schließt dieses Kapitel mit der Aeußerung, daß es, nach der erfreulichen Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, welche sich in Erfindung musikalischer Instrumente kund gethan hat, wahrscheinlich wohl bey demjenigen bleiben dürfte, was wir dermal besitzen. In der That haben auch, so viel in neuerer Zeit von verdienstvollen Männern, die sich mit Verfertigung solcher Instrumente beschäftigen, an neuen Erfindungen oder weiter getriebenen Verbesserungen versucht worden ist, die Resultate der Erwartung nicht entsprochen, und die strengere An-

*) Salieri hielt dieses kreischende Instrument eines Platzes im Opern-Orchester unwürdig.

wendung theoretischer Principien hat auf dem Probiersteine der Praxis nicht Stand gehalten.

Dreyzehntes Kapitel: Von der Instrumentation (S. 191—200). Man findet hier gleich im Eingange Veranlassung zum Nachdenken über eine Erscheinung, die sich täglich erneuert, und von welcher es schwer, wo nicht unmöglich wäre, Jemanden, der nicht selbst Tonsetzer ist, einen Begriff zu geben. Die Instrumentation ist nämlich, nach der einfachen und richtigen Erklärung des Hrn. Fétis, »die Kunst, die Instrumente auf die nützlichste Art anzuwenden, um dadurch den möglichst besten Effekt in der Musik zu erreichen.« Der Tonsetzer, indem er seine Partitur schreibt, d. i. alle Mittel, die zur Wirkung seiner Musik sich vereinigen sollen, auf dem Papiere zusammenstellt, könnte nur aufs Gerathewohl hin arbeiten, wenn nicht der Klang eines jeden der Instrumente, ihr Accent, und der Effekt, welcher aus ihrer theilweisen oder gleichzeitigen Anwendung hervorgeht, seiner Phantasie gegenwärtig wäre. Wirklich glaubt der Componist in jenem Augenblicke dieß alles zu hören; man könnte sagen, er hört es mit den Augen; und dieß setzt ihn in den Stand, nicht nur seine neu erfundene Musik in all ihren Theilen hinzuschreiben, sondern auch, indem er die Partituren anderer Meister liest, die Wirkung ihrer Arbeit fast eben so vollständig zu genießen, als ob sie vor seinen Ohren aufgeführt würde. Zwar geschieht es dem geübtesten Tonsetzer zuweilen, daß eine Stelle weniger, die andere mehr Effekt macht, als er sich vorstellte; im Allgemeinen aber täuscht er sich selten, und man sagt von Mozart, daß er nach der Probe eines neuen Musikstückes nie etwas darin zu ändern gefunden. Diese Erscheinung läßt sich nur durch eine lang fortgesetzte Uebung erklären, Musik zu lesen und die gelesene dann zu hören; wodurch der innere Gehörsinn endlich die Fähigkeit erhält, die Wirkung der Töne, deren Zeichen das Auge sieht, mit Bestimmtheit sich vorzustellen.

Ueber den Mißbrauch der Instrumente findet sich S. 194 u. 195 folgende, der Beherzigung angehender Componisten zu empfehlende Stelle: »Mozart, Haydn und einige andere ausgezeichnete Tonsetzer gaben der Instrumentirung ihrer Tonstücke eine Abwechslung; manchmal verwendeten sie von den Blase-Instrumenten nur Hoboen und Hörner, ein andermal Flöten und Clarinette; manchmal ward auch der ganze Reichthum des Orchesters vereinigt. Glückliche Gegensätze von Wirkungen folgten aus dieser Verschiedenheit. In der neuen Schule werden immer alle Mittel zugleich aufgeboten, um den möglichst größten Effekt hervorzubringen, was immer für einen Charakter

das Tonstück habe. Jeder Theil der Composition, für sich allein betrachtet, ist, Dank sey es dieser Verschwendung der Mittel, von der stärksten Wirkung; aber eine gewisse Eintönigkeit ist die unvermeidliche Folge dieses Systems. Unglücklicher Weise geht es mit diesem Fehler wie mit dem Mißbrauche des Lärmens; er ist endlich zum nothwendigen (?) Uebel geworden. An diesen Luxus von Instrumentation gewohnt, findet das Ohr, obgleich davon ermüdet, alles schwach, was nicht damit ausgestattet ist.« — So weit wären wir also gekommen, daß nur mehr gefallen kann, was eingestandenermaßen ein Fehler, ein Mißbrauch ist. Aber wohin wird das führen? »Was wird man thun,« frägt auch der Autor S. 197, »um die Steigerung der Effekte, nach der man so begierig geworden, fortzusetzen? Hofft man das Getöse noch weiter zu vermehren? Nein; denn dazu gibt es keine Mittel mehr, man müßte denn die Durchmesser der Pauken und Trommeln vergrößern. Ueberdieß wird man endlich des Getöses, wie jeder andern Sache, überdrüßig. Von der andern Seite würde es vielleicht sehr schwer seyn, das Publikum auf die Einfachheit des Orchesters eines Cimarosa oder Paesiello zurückzuführen, denn es bedürfte wohl viel mehr Genie, dieser rückgängigen Bewegung Eingang zu verschaffen, als es gebraucht hat, uns auf den Punct zu bringen, auf dem wir stehen.« — Eine sehr richtige Bemerkung! Allein, es dürfte wohl nicht nöthig seyn, hierin bis auf Paesiello und Cimarosa zurückzugehen. Mozart, Haydn und Beethoven*) sind, was den Reichthum und die Kraft der Instrumentirung betrifft, so weit gegangen, als Kunstsinn, Verstand und Geschmack es nur immer erlauben. Der erste Schritt darüber hinaus müßte der erste Schritt zu dem hier gerügten Unwesen seyn, und war dieser gethan, so war auch die Gränze nicht mehr abzusehen, an welcher dieser tolle Lauf enden sollte. Zu dem Systeme jener Meister, in der Instrumentirung sowohl als in noch vielen anderen Gegenständen der musikalischen Aesthetik, muß man zurückkommen, wenn der Tonkunst noch Heil und Rettung werden soll.

Nachdem Hr. Fétis am Schlusse dieses Kapitels einige Vorschläge macht, auf welche Weise, zur Vermeidung des immerwährenden betäubenden Lärmens, mit der Anwendung der Instrumente abgewechselt werden, und wo dann mit desto grö-

*) Daß von den Werken des Letztern die Schlacht bey Vittoria, diese Verirrung eines großen Geistes, nicht unter die Compositionen gezählt werden könne, welche als Vorbilder der Instrumentirung gelten, versteht sich von selbst.

ßerer Wirkung die Vereinigung aller Platz finden könnte; meint er, daß man keines derselben ausschließen, dem Genie alle Mittel, welche Erfahrung oder Nachdenken darbieten, zur Schaltung überlassen, dasselbe in seinem Wirken nicht beschränken sollte, und fährt dann also fort: »Man führe Mozart und Rossini auf das Quartett des Pergolese zurück; sie werden schönen Gesang, eine zierliche Harmonie erfinden, aber jene energischen Wirkungen nicht hervorbringen können, welche man in ihren Compositionen bewundert. Wie wäre es möglich, sich Don Juan und Moses bloß mit Violinen, Violen und Bässen zu denken? Zweifeln wir nicht, die schönen Effekte, die man dort wahrnimmt, sind das Resultat eines gewaltigen Orchesters, und des Genies, welches dasselbe in Bewegung zu setzen wußte.« — Mozart und Rossini! Don Juan und Moses!! Welche Zusammenstellung aus der Feder eines Professors vom Contrapuncte! — Allerdings würde Rossini bloß mit dem Bogen-Quartett wenig zu leisten vermögen, weil — einige angenehme, meistens aber triviale Melodien abgerechnet — die Wirkung seiner Compositionen nur in der Fülle einer übermäßigen Instrumenttirung liegt. Mozart hingegen hat hundertfältig bewiesen, welchen unerschöpflichen Born von Kunstschönheiten und Interesse ein Geist, wie der seinige, in jene vier Instrumente bringen könne, die übrigens — wenn Hr. Fétis unter »schönen Effekten« bloß gewaltige Effekte versteht — es darin einem Orchester von funfzig oder sechzig Instrumenten freylich nicht gleich thun können. Die gänzliche Unstatthaftigkeit obiger Vergleichung dürfte sich practisch am überzeugendsten durch ein Verfahren im umgekehrten Sinne darthun, wenn nämlich Moses und Don Juan von einem, der schwierigen Aufgabe gewachsenen Tonkünstler auf das Bogen-Quartett übersetzt würden. Wie grell würden da in der erstern die schwache Erfindung, die stereotypen Manieren, die fehlerhafte Harmonieführung hervortreten! Wie leer würde das bloß auf dem Uebermaße der Instrumente beruhende Accompagnement erscheinen! Wogegen in der letztern ein reicher Schatz geistreicher contrapunctischer Combinationen, den Fluß der edlen Melodien begleitend, die wenigen Mittel gleichsam verdoppeln, und dem Ganzen noch so unendlich viel Interesse verleihen würde, daß man den kräftigern Eindruck des Orchesters kaum vermißte. Zum Beweise dieser Behauptung dienen die häufigen, allen Freunden der Bogen-Instrumente bekannten Uebersetzungen Mozart'scher Opern und Symphonien auf das Quartett, welche — wenn auch nicht das volle Vergnügen, welches die Originale gewähren — doch immer einen höchst anziehenden Kunstgenuß verschaffen. —

Wenn Gleichnisse nicht hinkten, so könnte man sagen, eine Mozart'sche Oper sey zu betrachten als ein Frauenzimmer von regelmäßiger Schönheit, das, auch ohne den wohlgewählten, geschmackvollen Putz, der zwar seine Reize allerdings erhöht, immer noch schön und bewundernswürdig bleibt; eine Oper von Rossini hingegen gleiche einer Kokette, die nicht mehr zu erkennen ist, sobald sie die Flittern ablegt, womit sie sich überladen, und durch die allein sie blenden konnte.

Vierzehntes Kapitel: Von der Form der Tonstücke in der Vocal- und in der Instrumental-Musik (S. 201 — 238). Hier wird von den vier Gattungen der Vocalcomposition, nämlich: der Kirchenmusik, der dramatischen Musik, der Concertmusik und den Volksliedern — ferner von den zwey Abtheilungen der Instrumental-Composition: der Orchester- und der Kammermusik, gehandelt.

Zur Kirchenmusik rechnet der Verfasser auch die Oratorien, welche wohl, streng genommen, nicht dazu gehören, sondern eine eigene, zwischen jener und der dramatischen Musik stehende Gattung bilden. Ueber diese letztere, die dramatische nämlich, als über »die am allgemeinsten bekannte Gattung,« verbreitet sich Hr. Fétis auf siebzehn Seiten, und beginnt mit einem Ueberblick der Geschichte der Oper, worin er jedoch, was die Daten betrifft, von anderen musikalischen Geschichtschreibern hier und dort abweicht. Im Verfolg dieses Aufsatzes werden alle Theile einer Oper einzeln vorgenommen *). Wo von der Arie die Rede ist, wird getadelt, daß dieselbe in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine, von allen Tonsetzern damaliger Zeit angenommene Form hatte, »die sich für den dramatischen Effekt und den gesunden Verstand nicht unvortheilhafter hätte erdenken lassen.« Es fing nämlich jede mit einem Satz im langsamen Zeitmaße an, worauf einer in lebhafter Bewegung folgte, nach welchem der erste langsame Satz wieder eintrat, und die Arie beschloß. Abgesehen von der ermüdenden Einförmigkeit, die hieraus entstand, geschah es auch öfters, daß die Wiederholung des ersten Satzes — Text und Situation betrachtet — einen Widersinn bildete. Dieß alles ist wohl sehr tadelhaft; allein wir sind mit den Gesangstücken der italienischen Schule im neunzehnten Jahrhunderte um nichts besser daran; nur daß man die Folge

*) Hierüber findet sich viel Vorzüglicheres, auf Kunstphilosophie, richtigem Gefühle und geläutertem Geschmacke Beruhendes in dem trefflichen Werke des Hrn. Castil-Blaze: De l'Opéra en France, welches im XIV. Bande dieser Jahrbücher (J. 1821) angezeigt wurde.

des Zeitmaßes verkehrt hat. Sie fangen nun mit einem Satze im schnellen Tempo an, gehen in einen sich langsam bewegenden (Andante oder Adagio) über, und schließen mit dem vorhergegangenen lebhaften Zeitmaße. Diese Form ist sich in allen italienischen Opern unserer Tage nicht nur bey den Arien, sondern auch bey allen Duos (wie Hr. Fétis S. 213 selbst gesteht), bey den Trios, Quatuors u. s. w. immer gleich, bringt eine unausstehliche Monotonie hervor, und steht — in Rücksicht auf Text und Handlung — den Arien aus dem siebzehnten Jahrhunderte an Widersinn so wenig nach, daß man sich bereits darein ergeben hat, die Forderung an die Uebereinstimmung der Musik mit dem Gedichte fast durchaus unerfüllt zu finden.

Von der Arie geht der Verfasser zu den mehrstimmigen Gesangstücken über, bemerkt gelegentlich, daß die älteren französischen Tonsetzer den Nutzen derselben nicht eingesehen haben, auch in ihren komischen Singspielen zu wenig handelnde Personen waren, um dergleichen anzubringen, und sagt sodann in Rücksicht der tragischen Oper, daß auch Gluck, »der ihre Form feststellte, in seinen Compositionen nur Recitative, die er zur höchsten Vollkommenheit brachte, Chöre und Arien, seltener Duos, und fast niemals Trios, Quatuors oder vielstimmige Gesänge (morceaux d'ensemble) aufgenommen habe; welch letztere Gattung in Frankreich erst durch Mehül's und Cherubini's Werke naturalisirt wurden.« — Nachdem die Gattung der Gesangstücke nicht von dem Componisten, sondern vom Dichter abhängt, hätte nicht Gluck, sondern Quinault diese Rüge treffen sollen. Daß der Erstere Duos und Trios, wo sie ihm vom Dichter geboten wurden, meisterhaft zu benützen, und so zu componiren verstand, wie sie in der ernsten Oper componirt seyn sollten — nicht in hergebrachte Formen gegossen, sondern als sich frey bewegende Dialoge — bewies er überall, wo er dazu Gelegenheit fand, und namentlich in seiner Iphigenia auf Tauris.

Die Reihe kömmt nun an die Chöre, und endlich an die Ouvertüren. »Unter den Tonstücken dieser Gattung,« heißt es von letzteren S. 219 u. f., »gibt es eines, welches als das schönste betrachtet wird, von welcher Seite man es auch untersuchen wolle: es ist die Ouvertüre der Zauberflöte; ein unnachahmliches Meisterwerk, das ewig ein Vorbild der Ouvertüren und die Verzweiflung der Tonsetzer bleiben wird.« — Hr. Fétis findet übrigens die Forderung, daß die Ouvertüre einen Inbegriff des Stückes geben, und einige Züge der darin befindlichen Haupt-Situationen in Erinnerung bringen soll, ungereimt, weil man nur an schon Gehörtes erinnern kann, und die Ouvertüre folglich am Ende, statt am Anfange der Oper stehen müßte.

Auch bedauert er, daß mehrere Componisten diese Idee angenommen, und aus ihren Ouvertüren eine Art von Potpourris gemacht haben Referenten dünkt, daß weder der Autor, noch jene Componisten die Forderung richtig aufgefaßt haben. Die Ouvertüre soll den Character des Stückes an sich tragen, zu dessen Einleitung sie dient; sie soll die Zuhörer in jene Gemüthsstimmung versetzen, welche sie für die Eindrücke, die sie im Laufe der Oper erhalten sollen, empfänglich macht. In diesem Sinne sind die Ouvertüren zur Iphigenia in Aulis von Gluck, zu Don Juan von Mozart, zur Medea von Cherubini, zum Freyschütz von C. M. v. Weber, zum Joseph von Mehül, zum Coriolan von Beethoven geschrieben. Daß Ouvertüren, wie die zum Othello, worin das Hauptmotiv des Allegro viel eher das hüpfende Auftreten des Arlequin, als die Erscheinung eines tragischen Helden ankündigt, oder wie jene, die heute den Intriguen des schelmischen Barbiers von Sevilla, und morgen den Begebenheiten der großen Königin von England vorangeht, die erwähnte Forderung nicht erfüllen, und folglich nicht unter die nachahmungswürdigen gezählt werden können, springt von selbst in die Augen.

Bey der Vocal-Concertmusik kommen zuerst die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte im Schwunge gewesenen Madrigale vor, deren — im Vorbeygehen gesagt — die k. k. Hofbibliothek in ihrer werthvollen Musikaliensammlung eine ansehnliche Zahl von den berühmtesten Meistern jener Zeit besitzt. Sie wurden später, als die Oper mehr emporkam, von den Opern-Arien verdrängt. Gluck und Salieri liebten es nicht, ihre dramatischen Arien in Concerten aufführen zu lassen, weil sie, nach ihrem richtigen Urtheile, aus dem ganzen Werke, dessen integrirender Theil sie sind, herausgerissen, und der Mitwirkung der theatralischen Handlung, auf die sie berechnet, beraubt, nicht den vom Tonsetzer beabsichteten Effekt hervorzubringen im Stande sind. Diese Unzukömmlichkeit verschwindet freylich in unseren Tagen, wo die Opern-Arien der neuen italienischen Schule (und nur solche werden für die Concerte gewählt) nicht mehr dramatische, sondern recht eigentliche Concert-Gesänge sind. — Von der übrigen ehemaligen Kammer-Gesangmusik, sagt Hr. Fétis, hat man nur noch in Italien die Canzonette, in Deutschland die »*liedern*« (sic), und in Frankreich die Romanzen beybehalten. Die deutschen Lieder, fügt er bey, »unterscheiden sich durch eine merkwürdige Offenheit des Tons, verbunden mit einem gesuchten Gefühle von Harmonie« *).

*) »par une franchise de ton remarquable uni à un sentiment d'harmonie recherché« (p. 223).

Referent gesteht, daß ihm dieses Urtheil unverständlich sey. Ist hier das Wort Ton für Character genommen, so könnte diese Stelle von den sogenannten Ländlerliedern, in welchen allerdings viel Naives und Treuherziges liegt, zu verstehen seyn. Soll aber das »gesuchte Gefühl von Harmonie« so viel heißen, als gesuchte Harmonie; so sind dem Autor wohl nur einige der neuesten deutschen Lieder zu Gehör gekommen, deren mehrere, bey sonstigem Verdienste, von diesem Vorwurfe nicht ganz frey sind, und er beurtheilt die ganze Gattung nach diesen wenigen, ohne die herrlichen Lieder Hiller's, Haydn's und Mozart's, oder die dahin gehörigen Psalmen Stadler's, jemals vernommen zu haben, in welchen wohl eine kunstgerechte, aber sicher keine gesuchte Harmonie zu finden ist.

Im Fache der Instrumentalmusik kommt vor allen, wie billig, die Symphonie in Betrachtung. »Man kann den Namen Symphonie nicht aussprechen,« sagt der Verfasser, »ohne das Andenken Haydn's zu erwecken. Dieser große Tonkünstler hat den Plan und die Theile dieser Musikgattung so sehr vervollkommnet, daß er gewissermaßen der Schöpfer derselben ist.« In der Folge sind die Eigenthümlichkeiten angegeben, welche die Symphonien Haydn's, Mozart's und Beethoven's von einander unterscheiden.

Bey der Erwähnung der Quartette und Quintette — welche der Autor unrichtig »Symphonien in Miniatur« nennt, da Anlage und Ausführung einen von jenen ganz verschiedenen Character tragen — erhalten die so eben genannten drey Meister gleichfalls das ihnen gebührende Lob. Hier hätte jedoch bemerkt werden sollen, daß das Quartett in seiner jetzigen, vollendeten Form nicht weniger eine Schöpfung Haydn's ist, als die Symphonie.

Von der Sonate wird gesagt, daß sie seit einigen Jahren in Mißkredit gekommen sey. »Eine gewisse Nichtigkeit (futilité) des Geschmacks, welche in der Musik überhand genommen, hat an die Stelle der ernsten Formen dieser Gattung von Tonstücken geringere Compositionen gesetzt, welche man Phantasien, Variationen, Capricen u. dgl. nennt.« Nachdem Hr. Fétis mit Recht beklagt, daß in diesen Phantasieen so wenig Phantasie, und in diesen Variationen gewohnlich so wenig Varietat sey, daß ein solches Werk gehört zu haben, alle gehört haben heißt, schließt er diesen Absatz also: »Es ist unmöglich, daß nicht Uebersättigung und Ekel die Folge des Mißbrauchs seyn sollten, den man von diesen Formen macht; dann wird man zur gediegenern Musik zurückkehren, und die Kunst wird wieder in ihr Gebiet einziehen.«

Daß dort, wo von den Clavier-Concerten die Rede ist, der Mozart'schen, dieser unschätzbaren Meisterstücke und ewigen Vorbilder ihrer Gattung, mit keinem Worte gedacht wird, muß jeden Musikfreund eben so in Verwunderung setzen, als daß später unter den wenigen, die aus der »erstaunlichen Menge großer Organisten, welche Deutschland hervorgebracht hat,« angeführt werden, der Name eines der größten, Albrechtsbergers, nicht zu finden ist.

Dritter Abschnitt: Von der Ausführung. Funfzehntes Kapitel: Vom Gesange und den Sängern (S. 239 — 262). Ein wichtiger Gegenstand an und für sich, besonders aber in unserer Zeit, wo »alle Welt« singt, oder doch zu singen glaubt. Gleich auf der zweyten Seite dieses Kapitels wird von der Kunst gehandelt, die Bewegung des Athemholens mit der Ausströmung des Tons, ohne merkliche Störung dieser letztern, zu vereinbaren, und die Kraft des Tones der Beschaffenheit des Organs und dem Bau der Brust gemäß, allmälig zu entwickeln; welche Kunst unter dem Namen messa di voce bekannt, und die Basis des wahren Gesangs ist. Es möge erlaubt seyn, eine hierauf sich beziehende beachtungswerthe Stelle hier einzurücken.

»Als in Italien noch gute Gesangschulen bestanden, war die messa di voce ein Studium mehrerer Jahre, denn man glaubte damals nicht, wie heute, daß man Talente improvisiren könne. Die Sorgfalt, welche Meister und Schüler auf dieses Studium wendeten, mag man aus folgender Anecdote beurtheilen. Porpora, einer der berühmtesten Meister Italiens, gewann einen seiner Schüler, einen jungen Sopransänger, besonders lieb. Er fragte ihn, ob er den Muth habe, den Weg, den er ihm vorzeichnen wolle, standhaft zu verfolgen, so langweilig er ihm auch vorkommen möge. Nach bejahender Antwort schrieb er ihm auf ein Blatt Papier die diatonischen und chromatischen Tonleitern in auf- und absteigender Linie, die Terz-, Quart-, Quint-Sprünge u. s. w., um ihn diese Intervalle treffen und den Ton tragen zu lehren, Triller, kleine Notengruppen, Apoggiaturen und Tongänge verschiedener Art. Dieß Blatt beschäftigte den Meister und den Schüler ausschließlich durch ein volles Jahr; das folgende wurde ihm ebenfalls gewidmet. Im dritten war von keiner Veränderung des Lehrkurses die Rede; der Schüler begann zu murren, aber der Meister erinnerte ihn an sein Versprechen. Das vierte Jahr verfloß, das fünfte kam heran, und immer das ewige Blatt. Im sechsten Jahre legte man es noch nicht bey Seite, aber man lehrte nebstbey Articulation, Aussprache und endlich Declamation.

Am Schlusse dieses Jahrs war der Schüler, welcher noch immer bey den Elementen zu seyn glaubte, gewaltig überrascht, als der Meister zu ihm sprach: Geh hin, mein Sohn, du hast nichts mehr zu lernen; du bist der erste Sänger Italiens und der Welt. Er sprach wahr, denn dieser Sänger war Caffarelli. — Jetzt verfährt man nicht mehr also. Ein Schüler, der sich einem Meister anvertraut, will von ihm nur diese Arie, jenes Duo lernen; der Bleystift des Meisters zeichnet einige Verzierungen, einige Tonläufe in den Gesangpart; der keimende Sänger erwischt davon, was er kann, und dünkt sich den ersten Künstlern gleich« (S. 241. 242).

Zur Nutzanwendung dieser Anecdote findet man nur allzuhäufige Gelegenheit in der täglichen Geschichte gewissenloser Meister, die sich eine solche Instruction, wie die hier zuletzt erwähnte, mit Gold aufwiegen lassen, und junger Gesangsdilettanten beyderley Geschlechts, welche die schwierigsten Passagen — so viel sie nämlich davon »erwischen« — herabgurgeln, ohne auch nur ein Intervall mit Sicherheit intoniren, mit ihrem Athem gehörig haushalten, ihre Stimme mit Festigkeit tragen, ihren Text deutlich aussprechen, und das einfachste Lied fehlerfrey vom Blatte singen zu können.

Der Autor schreitet nun zur Erklärung, was ein Triller, eine Gruppe u. s. w. sey, und was man unter fioriture verstehe, die er im Gesange für unentbehrlich (?) hält, aber vor deren Mißbrauch warnt. Er bemerkt, daß sich das Verdienst der meisten Sänger gegenwärtiger Schule beynahe auf das Talent beschränke, diese fioriture (Verzierungen der Melodie durch Tonläufe) mit Schnelligkeit auszuführen. Ehemals schrieben die italienischen Tonsetzer ihre Melodieen einfach, und überließen dem Geschmacke der Sänger die Wahl der Verzierungen, welche daher, nach Verschiedenheit der Inspiration des Augenblicks, ebenfalls verschieden ausfielen, und dem Vortrage Mannigfaltigkeit verliehen. Mit dem Verfalle der Singschulen in Italien verlor sich auch die Fähigkeit der Sänger, jene Ornamente passend zu wählen, und die Sache kam so weit, daß Rossini es für nöthig erachtete, sie den Sängern vorzuschreiben. »Diese Methode,« sagt Hr. Fétis, »hatte Anfangs das vortheilhafte Resultat, die Schwäche der Sänger zu verbergen, indem man sie eine ganz fertige Lection ableyern ließ; im Grunde aber hatte sie erstens die Unzukömmlichkeit, die Musik eintönig zu machen, da sie dieselbe immer unter den nämlichen Formen darstellte; zweytens gewöhnte sie die Sänger, sich nicht mehr mit Erfindung neuer Verzierungen zu bemühen, da sie dergleichen, ihren Mitteln angemessen, schon fertig fanden. Dieß vollendete den Un-

tergang der Schule, von welcher beynahe keine Spur mehr übrig ist.«

Die Reihe kömmt endlich an — nach meiner Meinung wenigstens — weit wichtigere und nothwendigere Eigenschaften eines guten Gesangs, als Triller und Fiorituren sind, an den Ausdruck und die deutliche Aussprache. In Beziehung auf den erstern erinnert der Verfasser an die bekannten, dem Fabelhaften nahe kommenden Wirkungen, welche die berühmten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts durch dieses Mittel hervorzubringen vermochten: an Farinelli, der durch seinen rührenden Ausdruck Philipp V., König von Spanien, von einem Anfalle der Melancholie heilte; an Raff, welcher der schönen, durch den Tod ihres Gemahls in stumme Verzweiflung gerathenen Fürstin Belmonte das Leben rettete, indem er ihr durch seinen Gesang einen Strom von Thränen entlockte; an Senesino, der seine Rolle vergaß, und Farinelli auf der Bühne umarmte, welcher eben eine Arie mit hinreissender Anmuth vorgetragen hatte; an die Sängerin Gabrielli, die, gleichfalls auf dem Theater, ihre Rührung über ein Cantabile, von Marchesi gesungen, nicht zu verbergen im Stande war; an Crescentini endlich, welcher in Romeo und Julie Napoleon und seinen ganzen Hof zu Thränen bewog *). Allerdings bringt man solche Effekte nur durch die Wahrheit und Macht des Ausdrucks, nicht aber durch die schalen, mechanischen Kunststückchen zuwege, die jenen verdrängt haben.

Die Deutlichkeit der Aussprache rühmt der Verfasser vorzüglich an dem französischen Sänger Garat, bey dem sie »nicht nur eine vollkommene Nettigkeit der Articulation, sondern auch ein richtiges Mittel des Ausdrucks« gewesen sey. Hr. Fétis meint, daß diese Eigenschaft der französischen Schule mehr als jeder andern gehöre, und daß Gluck darin das Princip jener Compositionsweise gefunden habe, welche er für die französische Bühne angenommen. — Eine dramatische Musik in Gluck'schem Sinne (was eben so viel heißt, als eine wahrhaft und durchaus dramatische) läßt sich ohne die Voraussetzung einer deutlichen Aussprache freylich nicht denken. Bey uns war hierin — wie in jeder Eigenschaft eines dramatischen Sängers — Vogl ein unerreichtes Vorbild.

Das Kapitel schließt mit rücksichtswürdigen Vorschlägen zur Verbesserung des Unterrichts im Gesange.

---

*) Der unbeschreibliche Eindruck, den dieser seelenvolle Sänger hervorzubringen im Stande war, wird auch in Wien unvergeßlich bleiben.

Sechzehntes Kapitel: Von der Ausführung der Instrumentalmusik (S. 263 – 334). Die Behandlung eines jeden musikalischen Instrumentes, die Wirkungen, welche, und wie sie sich auf jedem herausbringen lassen, und die Virtuosen, die sich in älterer und neuerer Zeit auf diesem oder jenem berühmt gemacht haben, bilden den Gegenstand dieses Kapitels, welches in zwey Paragraphe eingetheilt ist.

Der erste führt die Ueberschrift: Von der Kunst, die Instrumente zu spielen. Den Reigen führen, wie billig, die Bogen-Instrumente, welche die Basis der Orchester ausmachen, und unter diesen wird die Violine zuerst sehr umständlich vorgenommen. Nachdem der ältesten italienischen Violinspieler, Corelli, Tartini, Pugnani, und von den spätern auch Viotti's gedacht wurde, liest man, daß die deutschen Violinisten sich seit der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Geschicklichkeit ihrer linken Hand auszeichnen, daß sie aber wenig Ton aus ihrem Instrumente ziehen, und die Führung des Bogens bey ihnen, im Allgemeinen, wenig entwickelt sey. Von den älteren deutschen Violinisten werden nur Benda, Eck und Fränzel, von den neueren nur Spohr allein genannt. Es scheint daher, daß dem Verfasser wenig bekannt sey, was Deutschland, und besonders auch Oesterreich, an vorzüglichen Tonkünstlern dieses Faches aufzuweisen habe. Mayseder, Böhm, Jansa *), Seidler, Maurer, Molique u. a. hätte er sonst nicht mit Stillschweigen übergehen können, während von den französischen Violinisten, »welche seit mehr als einem Jahrhunderte in ganz Europa berühmt sind,« auch nicht Einer anzuführen vergessen wurde. Daß bey dieser Gelegenheit Paganini nicht unerwähnt bleiben durfte, ist begreiflich. Er wird sich jedoch dem Autor über die Weise, wie dieß geschehen ist, schwerlich verpflichtet fühlen. Aus allem, was auf zwey Seiten von ihm gesagt wird, geht hervor, daß »eine nervöse Organisation und eine ungeheuer große Hand ihm die Mittel darbieten, Tongänge auszuführen, die kein Anderer, wie er, zu spielen vermag;« daß er sich »keine sichern Prinzipien in der Kunst, den Bogen zu führen, erworben habe, welches die schwache Seite seines Spieles« sey; und daß, während man erstaunt, ihn die wundervollsten Dinge in den schwierigsten Tonarten vortragen zu hören, »der Charlatanismus dieser Wunder darin bestehe, daß nur das Orchester wirklich in jener schwierigen Tonart spielt, er selbst aber durch Umstimmen seines Instruments die Aufgabe in einer viel bequemeren Tonart löset« u. dgl. m.

*) Alle drey Mitglieder der k. k. Hofkapelle in Wien.

Es würde zu weit führen, wollten wir Hrn. Fétis auf seinem Zuge zu allen übrigen Instrumenten begleiten; nur über eines der wichtigsten und beliebtesten, das Pianoforte, sey es gegönnt, noch Einiges anzuführen. Mit Unrecht beschuldigt der Verfasser Hrn. Moscheles, der Erste gewesen zu seyn, welcher die seiltänzerischen Sprünge und alle die übrigen, bis zum Unmöglichen gesteigerten Kunststücke in das Pianofortespiel eingeführt hat. Es war — wie Ref. schon bey einer andern Gelegenheit bemerkte *) — einer seiner Freunde, dem er es bald nachher gleichzuthun sich bemühte. Die Zahl der Nachahmer, welche diese beyden Hexenmeister erweckten, war beynahe eben so groß, als die Zahl der componirenden Klavierspieler. Wie es nun aber mit den Nachahmungen zu gehen pflegt, waren es zwar die mechanischen Schwierigkeiten, welche man in diesen, mit Millionen Noten ausstaffirten Compositionen fand, nicht aber der Geist, den jene zwey Freunde damit zu verknüpfen wußten. Nachdem (S. 306) beklagt wird, daß Heinrich Herz jenes System noch weiter getrieben, und Schunke auch diesen Tonsetzer an scheinbaren Unmöglichkeiten noch zu überbieten strebe, heißt es weiter: »Die Kunst, das Piano zu spielen, ist zur Kunst, Erstaunen zu erregen, geworden; der Gedanke hat gar nichts mehr mit dem Talente des Pianisten zu thun; der Mechanismus allein macht all sein Verdienst aus. Gleichwohl hat das Lächerliche in dieser Richtung der Kunst schon manchem mit Geist und wirklichem Talente begabten Künstler eingeleuchtet; Moscheles, zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten des Mechanismus geschickter als andere, verfolgt diese Bahn nicht weiter, und hat sich seit einiger Zeit mehr dem ausdrucksvollen Spiele zugewendet, worin er nun eben so ausgezeichnet ist, als in der Lösung von Schwierigkeiten. Kalkbrenner und Hummel widerstanden diesem Strome; es ist wahrscheinlich, daß sie am Ende Nachahmer finden werden, und daß die Kunst, das Piano zu spielen, wieder ihres Ursprungs würdig werden wird.«

Was diesen wünschenswerthen Umschwung am ehesten herbeyführen dürfte, ist eben der Umstand, daß die Kunst, das Pianoforte zu spielen, bereits aufgehört hat, »die Kunst zu seyn, Erstaunen zu erregen.« Niemand verwundert sich mehr, selbst von Kindern Tonstücke auf diesem Instrumente ausführen zu hören, welche die größten Virtuosen ehemaliger Zeit für unausführbar erklärt haben würden. Da man nun die einzige Wirkung, die damit zu erreichen war, Bewunderung hervorzurufen, nicht mehr erreicht, dürfte wohl in einiger Zeit Nie-

*) Jahrbücher d. Lit., Band LIII, S. 78

mand mehr Lust haben, sich so überschwengliche Mühe vergebens zu machen.

§. 2. Von der Ausführung im Allgemeinen, und von dem Zusammenwirken in der Ausführung. Dieser Paragraph erschien früher als eine für sich bestehende Abhandlung in der Revue musicale, und wird hier, mit einigen Abänderungen, zur Vervollständigung des Ganzen eingeschaltet. Er beginnt mit folgenden Worten: »Für einen gemeinen Musiker ist die Musik nichts, als ein Haufe von Noten, Kreuzen, Auflösungszeichen und Pausen; richtig intoniren und nach dem Takte spielen, scheint ihm der Gipfel der Vollkommenheit; und da dieses Verdienst sehr selten ist, muß man zugeben, daß er nicht Unrecht habe, es zu achten. Allein, wie weit ist von dieser mechanischen Ausführung, welche die Seele des Zuhörers in eben der Unthätigkeit läßt, wie jene solch eines Musikers, bis zu der Uebereinstimmung des Gefühls, die allmälig von den Ausführenden auf das Publikum übergeht; bis zu den zarten Abschattungen, welche dem Gedanken des Tonsetzers Farbe verleihen, das Erhabene desselben hervortreten machen, und ihn oft noch verschönern; kurz, bis zum Ausdruck, ohne welchen die Musik nichts als eitler Lärm ist?« — »Man würde sich irren,« heißt es weiter, »wenn man glaubte, daß es keinen andern Ausdruck gebe, als den der Traurigkeit oder der Melancholie; jede Musikgattung hat ihre eigenthümlichen Accente; das Talent des Ausführenden besteht darin, den Styl des Stückes, das er vorträgt, richtig aufzufassen, einfach zu seyn in der Einfachheit, heftig in der Leidenschaft, karg mit Verzierungen in der strengen Musik, glänzend an Fiorituren in den zierlichen Thorheiten der Mode, und immer groß, selbst in kleinen Dingen.« — Diese trefflichen Grundsätze werden nun weiter entwickelt, und die Mittel angegeben, durch welche ihre Verwirklichung zu erlangen ist. Das Ganze zeigt von Sachkenntniß und Erfahrung, und kann ausübenden Tonkünstlern oder Musikfreunden, besonders auch Orchester- und Opern-Directoren, mit gutem Fuge um so mehr empfohlen werden, als auch über das Verhältniß der Singstimmen zum Orchester, und über das der Bogen-, Blase- und Schlag-Instrumente zu einander viel Beherzigungswerthes darin enthalten ist.

Vierter Abschnitt: Wie man die durch die Musik erweckten Empfindungen analysirt, um über jene ein Urtheil zu fällen. Siebzehntes Kapitel: Von den Vorurtheilen der Layen und der Kunstverständigen (S. 335 — 344). Der Verfasser rügt mit Recht, daß Jedermann, ohne die mindeste Kenntniß von dieser

oder jener Kunst zu haben, sich beeilt, über die Empfindungen abzusprechen, die sie in ihm erweckt, als ob diese Empfindungen die Regel für Alle seyn müßten, und als ob sie selbst die nöthige Einsicht hätten, um damit ihre Meinung zu unterstützen. Er bemerkt, daß man nie sagen höre: Dieß gefällt mir, oder dieß gefällt mir nicht; sondern, dieß ist gut, oder dieß taugt nichts. Er glaubt, man würde seine Meinung weniger schneidend ausdrücken, wenn man gewahr würde, daß man sie in seinem Leben öfters als einmal ändert; so habe er wüthende Anhänger der Gretry'schen Musik gekannt, welche die glänzenden Rossini'schen Neuerungen Anfangs mit Abscheu zurückstießen, und zuletzt glühende Bewunderer des Rossinismus geworden sind.

Die Künstler, sagt Hr. Fétis ferner, seyen nicht weniger in Vorurtheilen befangen, als die Layen, nur seyen diese von anderer Art. Verletzte Eigenliebe, entgegengesetztes Interesse, vorgefaßte Meinungen der Schule, der Erziehung, der Nation, übten nur allzuoft Einfluß auf ihre Urtheile aus.

Eine Mittelclasse zwischen Layen und Künstlern bilden die Kunstrichter; Schriftsteller, welche zur Entscheidung über den Werth eines Tonstückes um nichts geeigneter seyen, als jeder Andere, dessen Sinne durch die Gewohnheit, Musik zu hören, ausgebildet wurden. Als Beweis hiervon soll folgende Stelle gelten: »Bevor Rossini in Frankreich bekannt war, und dort seine großen Erfolge gefeyert hatte, hörte man nicht auf, sich gegen die Gelehrsamkeit in der Musik und gegen den Lärm der Instrumentirung zu erheben, welche auf Kosten der Melodie und der dramatischen Wahrheit glänzen wollen; worüber man eben so viele Irrthümer als Worte vortrug Heut zu Tage ist alles verändert; die Gelehrten haben die Musik Rossini's für gelehrte Musik genommen, und seitdem affectirt Jeder eine wissenschaftliche Sprache, deren Elemente jedoch nicht wohl zu begreifen sind.« — Nun, in der That, wenn diese Gelehrten eine Musik für gelehrt halten, die, so weit als möglich davon entfernt, nicht einmal correct ist; so steht es allerdings schlimm um ihre Gelehrsamkeit!

Achtzehntes Kapitel: Von der Poetik der Tonkunst (S. 344—366). Ebenfalls ein schon aus der Revue musicale bekannter Aufsatz, dessen Eingang — wohl gegen die Absicht des Verfassers — der jetzt beliebten Vocal- und Instrumentalmusik den Stab bricht. »Läge in der Musik nichts,« lautet derselbe, »als das Princip einer unbestimmten Empfindung, bloß auf eine gewisse gegenseitige Beziehung der Töne gegründet, das kein anderes Resultat hätte, als das Ohr mehr oder weniger

angenehm zu berühren; so wäre diese Kunst der öffentlichen Aufmerksamkeit kaum würdig, und verdiente — nur geeignet, einen isolirten Sinn zu befriedigen — nicht mehr Achtung als die Kochkunst.« — Statt in diesem Bilde die Musik nach der neuesten Mode zu erkennen, sucht Hr. Fétis das Original dazu in dem Zeitraume von der Hälfte des vierzehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo man gerade gar nicht für die Ohren, sondern — wie der Autor, im Widerspruche mit sich selbst, bald darauf selbst sagt — für die Augen Musik schrieb, indem diese auf die Lösung gewisser contrapunctisch-arithmetischer Aufgaben sich beschränkte, deren Künstlichkeit weniger in der Ausführung dem Ohre, als auf dem Papier dem Auge bemerkbar waren. Später wendete sich die Musik zum Gefälligen und Anmuthigen, besonders in der Oper, welche damals bloß aus Arien bestand. Wenn aber der Verfasser behauptet, daß man deßhalb die Oper ein Concert genannt habe, zu welchem das Drama den Vorwand leiht *); so irrt er gar sehr. Diese geistreiche Definition der italienischen Oper gab der von Gluck's Genie begeisterte Abbé Arnaud zur Zeit des großen Streites zwischen den Piccinisten und Gluckisten. Hat er aber schon die damalige italienische Oper alles dramatischen Charakters so baar gefunden, daß er sie für kein musikalisches Schauspiel wollte gelten lassen, sondern sie für ein Concert erklärte; wie vollkommen würde er seine Meinung erst in der heutigen bestätigt sehen?

In der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wendete man sich zur Wahrheit der Declamation, und der Verfasser hat Lust, dieses übel zu nehmen. Die Musik, meint er, habe damit offenbar ihren Gegenstand geändert, da die Wahrheit sich nicht an das Ohr, sondern an den Geist richte. Um nun den Ritter Gluck, den Urheber dieses Systems, so gut es gehen will, aus der Schuld dieses Mißgriffes zu ziehen, sagt er (S. 347): »Glücklicher Weise war Gluck mehr Mann von Genie als Philosoph: indem er die Wahrheit, den Genuß für den Geist, suchte, fand er den Ausdruck, welcher der Genuß für das Herz ist« — Gluck fand, was er suchte. Worin anders kann die dramatische Wahrheit in der Musik bestehen, als in der Richtigkeit und Tiefe des Ausdrucks? Eine Wahrheit, die sich direct an den Geist wendet, läßt sich in der Musik gar nicht denken; nur durch das Gefühl kann sie an den Geist gelangen, und, daß die Musik in solchem Falle auf beyde, auf Geist und Gefühl, zugleich wirkt, ist ihr schönster Triumph und

*) Un Concert dont le Drame est le prétexte.

der überzeugendste Beweis, daß nur eine solche dem musikalischen Drama zukomme. — Die Musik, sagt Hr. Fétis, drückt aber nur in sofern aus, als sie rührt. Bey der Entwicklung dieses Axioms erfahren wir S. 351, daß der Ausdruck der Worte nicht der wesentliche Gegenstand der Musik sey; daß man — die handelnden Personen der Oper mögen eine Leidenschaft fühlen, die man die Zuhörer muß theilen lassen, oder sie mögen in Gefahr schweben, für welche man das Auditorium interessiren will — in jedem Falle rühren müsse *); daß zu diesem Zwecke von allen Künsten die Musik die mächtigste sey, wobey ihr jedoch die Worte nur schwache Hülfe leisten können; was indessen nicht viel zu bedeuten habe, weil es hinreiche, daß das Publicum von der Lage der Dinge unterrichtet sey, um sich der Rührung hinzugeben. — Auf diesem Wege gelangen wir statt zur Opern- zur Ballet-Musik, die weniger die Handlung erklärt, als von dieser, nicht durch Worte, sondern bloß durch Geberden, erklärt wird.

Noch auffallender findet man diese Idee S. 356 also ausgesprochen: »Wie man immer die Vereinigung der Musik mit den Worten betrachten mag, so kann man nicht aus der Alternative treten: Entweder die Musik beherrscht die Worte, oder die Worte beherrschen die Musik. Es gibt keine mögliche Theilung unter ihnen, es wäre denn, daß beyde schwach genug sind, um daß man gegen die eine wie gegen die andere gleichgültig bleibe.« — Ist dieser Satz richtig, so muß man die Oper als ein unmögliches Kunstwerk aufgeben. Zu unserm Troste stellen aber die ausgezeichnetsten Schriftsteller aller Nationen, welche über die Verbindung der Ton- und Dichtkunst geschrieben haben, diese als das mächtigste Mittel zur Erreichung von Wirkungen dar, die jede dieser Künste allein nie zu erreichen im Stande ist; was Gluck, Mozart, Salieri, Cherubini u. a. durch ihre Werke practisch bewiesen haben. Des Verfassers wunderliche Behauptung ist übrigens ganz im Sinne der neuesten italienischen Schule, bey deren Opern die Musik so sehr das Uebergewicht über die Worte hat, daß es allerdings gleichgültig ist, ob Verse, oder nur die Sylben do, re, mi, fa u. s. w. dem Gesange untergelegt wären.

Hr. Fétis — nachdem er entschieden, daß die Musik nur Situationen, nicht Worte, ausdrücke — gibt in der Folge selbst zu, daß die Natur der Rührung, welche die Musik für sich allein hervorzubringen vermag, unbestimmt sey, und keinen entschiedenen Gegenstand habe; allein, damit er sich um jeden Preis

*) Wodurch, wenn nicht durch den richtigen Ausdruck der Worte?

consequent bleibe, verschmäht er es nicht, zu Behauptungen, wie diese, seine Zuflucht zu nehmen: »Eben deßhalb wirkt sie so sehr auf uns. Je weniger der Gegenstand klar ist, desto weniger ist der Geist beschäftigt, und desto mehr ist die Seele bewegt, da nichts sie von dem abzieht, was sie empfindet.« — Ref. glaubt, die Eindrücke, die desto stärker, je unbestimmter sie sind, so wie den unbeschäftigten Geist und die bewegte Seele, der Würdigung der Leser, ohne weitere Bemerkung, überlassen zu sollen.

Neunzehntes Kapitel: Von der Analyse der Empfindungen, welche die Musik erweckt (S. 367—394). Wer diese Kunst nicht studirt hat, und mit ihrer Behandlung nicht vertraut ist, empfängt von ihr nur einen summarischen Eindruck. Doch je mehr er hört, desto mehr entwickelt sich jener Eindruck; sein Ohr bildet sich allmälich aus, und er — der Anfangs bloß Musik hörte — unterscheidet nun die Melodie von der Begleitung; ja, er wird bey günstiger Organisation bald die verschiedenen Instrumente, und den Antheil erkennen, welchen an seinem Vergnügen die Composition, und welchen die Ausführung hat. Endlich wird er, aus Instinkt und aus Gewohnheit, seine Empfindungen zu vergleichen, selbst dahin kommen, über den mehr oder minder glücklichen Ausdruck der Worte *), über die scenische Angemessenheit der Musik, über die Wirkungen des Rhythmus und die Symmetrie der musikalischen Phrasen zu urtheilen.

So meint Hr. Fétis S. 368.

Von der Unfehlbarkeit dieser Fortschritte überzeugt, warnt er nur noch vor dem Einflusse, welchen ein berühmter oder unbekannter Name des Tonsetzers, die gute oder mangelhafte Ausführung eines Tonstückes, die, eine Melodie oft verschönernden, oft entstellenden Verzierungen der Sänger u. s. w. auf das Urtheil über eine musikalische Composition auszuüben pflegen. In letzterer Beziehung wird die Bemerkung eingeschoben, daß einige Tonkünstler behaupten, nur nichtssagende Melodieen seyen zur Anwendung von Verzierungen geeignet, in die Musik Mozart's aber sey auch der unerschrockenste Notenmacher nicht im Stande, etwas Fremdartiges einzumischen. Der Verfasser findet diese Folgerung falsch, und ist der (richtigen) Meinung, daß der öftere Wechsel der Harmonie in der Begleitung der Mozart'schen

*) Also kann die Musik doch Worte ausdrücken, was nur vor Kurzem verneint wurde? Man sieht, in welches Irrsal von Widersprüchen ein Kunstverständiger geräth, der, um der Mode zu huldigen, sich von den unwandelbaren Grundlehren der Kunst entfernt.

Melodieen den Sänger — aus Besorgniß, daß seine Fiorituren mit jener wechselnden Harmonie nicht zusammenstimmen — abhalte, dergleichen anzubringen. »Dazu kömmt noch,« fährt er (S. 384) fort, »daß diese Melodieen, so bewundernswerth sie sind, keinen, der freyen und natürlichen Ausströmung der Stimme günstigen Bau haben, wie die italienischen Cantilenen; das wundervolle Genie des Tonsetzers zeigt sich zwar jederzeit in denselben, aber man wird darin bis zur Evidenz gewahr, daß die Kunst des Gesanges ihm nicht geläufig war.« — Mozarten war diese Kunst nicht geläufig!! ihm, der in seinen zahlreichen Werken einen so unerschöpflichen Schatz der anmuthigsten, edelsten und singbarsten Gesänge niedergelegt hat! — Wahrlich, solch eine Aeußerung würde man keinem Layen, viel weniger einem Professor der Tonkunst vergeben können; am wenigsten aber einem, der sonst sich die Miene gab, die höchste Verehrung für jenen unsterblichen Meister zu hegen, und noch das Jahr vorher, bey Gelegenheit einer Darstellung des Don Juan auf dem italienischen Theater zu Paris, ausrief: »O Mozart! wundervoller Mann! je öfter ich deine Werke höre, je genauer ich sie durchforsche, desto mehr bewundere ich sie, desto tiefer betroffen stehe ich vor deinem Genius! Deine Melodieen entzücken noch durch Frische, Zierlichkeit, Leidenschaft und Zartgefühl« u. s. w. [1]).

Wir haben gesehen, welche allmälig erworbenen Fähigkeiten zur Auffassung musikalischer Compositionen Hr. Fétis bey dem Layen voraussetzt, der das vorliegende Buch benützt, und vor welchen Klippen, bey der Fällung des Urtheils, er ihn warnt. Auf jene Fähigkeiten und diese Warnung gestützt, verlangt er nun von ihm, in sofern es sich um die Beurtheilung einer Oper handelt: 1) daß er jedes Gesangstück in Beziehung auf seine Angemessenheit zur scenischen Behandlung [2]) betrachte; 2) dessen Form mit jener der anderen Stücke gleicher Gattung, und desselben Werkes, vergleiche, um sich von dem Daseyn der nöthigen Varietät zu überzeugen; 3) die Regelmäßigkeit des Rhythmus und der symmetrischen Verhältnisse in den musikalischen Phrasen prüfe; 4) aus dem Eindrucke, welchen die Melodie zurückließ, abnehme, ob sie neu oder verbraucht sey? 5) die Arbeit des Tonsetzers von demjenigen sondere, was nur die Geschicklichkeit des Sängers gewirkt hat; 6) bey vielstimmigen Gesangstücken, Finalen u. dgl. ausscheide, was dem dramatischen

---

[1]) Revue musicale, 1829. Nr. 18.

[2]) Dahinter möchte denn doch die nur erst verschmähte dramatische Wahrheit stecken.

Ausdrucke und der Melodie der zusammenwirkenden Parthieen gehört; endlich aber seine Aufmerksamkeit auf die Bewegung der einzelnen Stimmen, die Gegensätze der Charactere, die Harmonie und die Instrumentirung wende. Ungefähr auf die nämliche Art soll auch bey der Kirchen- und bey der Instrumental-Musik verfahren werden, bey welch letzterer es jedoch am meisten Geduld und Beharrlichkeit brauchen dürfte, um Wohlgefallen daran zu finden, und sie beurtheilen zu können. — Ob nun Jemand, der nicht Musik gelernt hat — ich will nicht sagen, zu dem versprochenen Ziele zu gelangen — sondern auch nur den hier angedeuteten Weg einzuschlagen vermag, oder ob dazu ein vollendetes Studium dieser Kunst, nicht nur auf irgend einem Instrumente, sondern, bis zu einem gewissen Puncte, auch in der Composition nöthig sey, dürfte sich nicht schwer entscheiden lassen.

Zwanzigstes Kapitel: Ob es nützlich sey, die Empfindungen zu analysiren, welche die Musik erweckt (S. 395—401). Diese Frage wird natürlich mit Ja beantwortet, und dabey versichert, daß, wenn auch diese Analyse Anfangs die Aufmerksamkeit von dem abwendet, was den Sinnen schmeicheln könnte; wenn sie auch für eine Zeit das Vergnügen, Musik zu hören, stört; man für dieses vorübergehende Opfer reichlich durch die Erhöhung des Genusses werde entschädigt werden, welche in dem Maße zuverläßig zu erwarten ist, als die Mühe sich vermindern, und endlich, durch die Gewohnheit, ganz aufhören wird, Mühe zu seyn.

Wir haben gesehen, daß die zehn ersten Kapitel dieses Buches rein der Musiklehre angehören. Die darin abgehandelten Gegenstände sind so folgerecht geordnet, so einfach und mit so musterhafter Klarheit vorgetragen, daß Referenten kein musikalisches Lehrbuch bekannt ist, welches sich hierin mit diesem Theile des vorliegenden Werkes messen könnte. Die folgenden Kapitel betreffend, scheint aber Hr. Castil-Blaze in seinem schon erwähnten Buche überall, wo er im Inhalte mit Hrn. Fétis zusammentrifft, von festeren Grundsätzen auszugehen, und daher auch — von den neueren Irrthümern nicht verleitet — in seinen Ansichten und Urtheilen consequenter zu seyn.

Den Layen möchte schwerlich dieses, noch sonst ein didactisches Werk zu mehr Genuß in der Musik verhelfen, als gesunder Verstand und richtiges Gefühl ihm verschaffen können; dieß aber ist nicht wenig. Wenn der Verfasser »wüthende Anhänger der Gretry'schen Musik« citirt, welche glühende Bewunderer des Rossinismus wurden; so sind dem Referenten leidenschaftliche Liebhaber der Rossinischen Compositionen bekannt, welche —

bloß mit den erwähnten zwey Eigenschaften begabt, und ohne jemals den mindesten musikalischen Unterricht genossen zu haben — bey der unlängst hier Statt gehabten Wiederaufführung der Iphigenia auf Tauris (die sie vorher nie gehört hatten) sich in enthusiastische Verehrer Gluck's verwandelt, und versichert haben, es sey durch diese Musik plötzlich ein neues Gefühl und die innigste Ueberzeugung in ihnen erwacht, daß im musikalischen Schauspiele nur eine solche Musik die nie geahnten Wirkungen hervorbringen könne, von welchen sie ergriffen, und über die sie selbst erstaunt waren.

Wenn man übrigens die Erlernung der ersten zehn Kapitel des hier besprochenen Werkes auch kein »langes und mühsames Studium« nennen kann, so ist sie doch immer ein Studium der Musik, und zwar in solchem Grade, daß ihm nur die practische Anwendung der darin enthaltenen Lehren auf den Gesang oder auf irgend ein Instrument abgeht, um ein vollständiges zu seyn. Wird sich »alle Welt« Zeit und Geduld nehmen, diese Kapitel zu benützen? Das steht zu bezweifeln. Man kann nicht einmal annehmen, daß sie es über sich gewinnen werde, die folgenden zehn, obschon unterhaltenderen, mit Aufmerksamkeit zu lesen, und zwar bloß um eine Fähigkeit zu erwerben, an der ihr wenig gelegen ist: die Fähigkeit, über die Kunst mit Kenntniß derselben reden, und richtig über sie urtheilen zu können. Daher sehr zu besorgen ist, daß Hr. Fétis richtig prophezeyte, indem er am Eingange des letzten Kapitels die Welt also sprechen läßt: »Was will der Mensch mit seinen Analysen? Will er unsere Genüsse durch eine immerwährende Arbeit stören, die mit dem Vergnügen unvereinbar ist, welches die Künste gewähren? Diese müssen gefühlt und nicht analysirt werden. Fort mit diesen Betrachtungen und diesen Vergleichungen, die höchstens für diejenigen gut sind, deren trockene Seele nichts Anderes in der Musik zu finden vermag, oder für Professoren des Contrapunkts. Wir wollen genießen, und nicht urtheilen *), und bedürfen daher keiner Vernunftschlüsse.«

* * *

Das zweyte der genannten Bücher enthält, wie der Titel besagt, musikalisch-historische Raritäten, welche für diejenigen, die keine der vorhandenen Geschichten der Tonkunst gelesen haben — ja, dadurch, daß die Entwicklung einiger Kunstfächer bis auf unsere Tage verfolgt ist, selbst für solche, welchen jene Geschichten bekannt sind — nicht ohne Interesse seyn würden, wenn

*) Das wohl, nur nicht eben gründlich, weil dieß unbequem ist.

die darin aufgenommenen historischen Thatsachen ohne die manchmal ziemlich einseitigen Bemerkungen und Urtheile einfach erzählt wären.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß Hr. Fétis — ermuthigt durch den Erfolg, welchen sein Buch: La musique, mise à la portée de tout le monde, gehabt hat, von welchem die erste Auflage in wenigen Monaten vergriffen war *) — einige Aufsätze aus seiner Revue musicale über die interessantesten Theile der musikalischen Kunstgeschichte ausgewählt, und zu einem Ganzen verbunden habe; womit er den Lesern seines erstern Werkes eine leichtere und unterhaltendere Lectüre darzubieten, zugleich aber ihre, aus jenem Buche geschöpfte Belehrung zu vervollständigen hoffe.

Es ist eine bequeme und jetzt nicht seltene Methode, seine Geisteserzeugnisse möglichst vortheilhaft zu benützen, indem man sie, nach kurzer Zeit, dem Publikum unter anderen Titeln und Verbindungen abermals vorlegt. Diese Bemerkung soll keineswegs den eigentlichen Sammlungen zerstreuter Schriften irgend eines geachteten Autors gelten, von welchen vielmehr zu wünschen wäre, daß sie häufiger unternommen würden, da so manche werthvolle Abhandlungen für die Welt verloren gehen, die in etweder wenig gelesenen oder durch ungünstige Verhältnisse abgebrochenen Zeitschriften erschienen, und mit diesen vergessen sind. Hier aber werden, in der Form eines eigenen Werkes, Aufsätze, welche in einem und demselben, noch fortan bestehenden Journale sich befinden, und zwar — da musikalische Lectüre doch immer nur einen beschränktern Kreis von Lesern anzieht — vermuthlich den nämlichen wieder dargeboten, welchen der Inhalt bereits aus jenen Tagesblättern bekannt ist.

Der erste Aufsatz, mit der Ueberschrift: Gegenwärtiger Zustand der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, zerfällt nach diesen Ländern in drey Abtheilungen.

Italien. Der Autor tröstet uns im Eingange mit der Versicherung, daß die Musik nicht verloren sey, obschon »einige alte Kunstfreunde« ausrufen: Sie sey verloren! — Benedetto Marcello habe im J. 1704 und Rameau im J. 1760 denselben Klageruf ertönen lassen, die Musik sey aber seit jener Zeit in ihrer Vervollkommnung immer fortgeschritten, und die gegenwärtig Klagenden ließen sich, mit nicht mehrerem Rechte, bloß deßhalb also vernehmen, weil an die Stelle »der Anmuth des Gesangs, der Natürlichkeit des Ausdrucks und der Reinheit der Harmonie die Gewaltsprünge (tours de force), welche die

*) Er sagt nicht, ob eine zweyte nachfolgte.

Sänger heut zu Tage ausführen, und eine Vereinigung von Effekten getreten sey, von welcher man im achtzehnten Jahrhundert keine Idee haben konnte.« — Es wäre schön gewesen, wenn der Verfasser uns hätte zeigen wollen, was bey diesem Tausche gewonnen worden; was wir dabey verloren haben, fühlt jeder Kunstverständige ohnehin

Statt dessen hat er — wie er sagt — über den Grund oder Ungrund jener Klagen sich erkundigt, Aufklärungen gesammelt, und legt seinen Lesern die Resultate derselben vor, indem er zugleich Heerschau über die Tonsetzer, die Sänger, die Instrumentisten und die Schulen hält, und dieselbe mit kurzen Notizen über die vorzüglichsten Künstler begleitet.

Da es nicht möglich ist, dem Autor hierin Schritt vor Schritt zu folgen, ohne ihn beynahe abzuschreiben, wird Ref. sich darauf beschränken, vorkommende Merkwürdigkeiten, auffallende Urtheile und Meinungen, oder etwaige Irrungen zur Kenntniß der Leser zu bringen.

Vor Allem muß es Jedermann, der nur einigermaßen mit der italienischen Opernmusik bekannt ist, ungemein befremden, daß in dem reichen, mit vielen biographischen Nachrichten versehenen Verzeichnisse italienischer Tonsetzer älterer und neuerer Zeit, welches nicht weniger als 33 Seiten einnimmt, und worin sogar Mercadante, Vacaj, Donizetti u. dgl. nicht vergessen wurden, einer der ausgezeichnetsten — Salieri — welcher in Hinsicht der, von Hrn. Fétis zwar verachteten, dramatischen Wahrheit über allen andern italienischen Componisten steht, nicht einmal genannt ist. — Zwar hat er sein Vaterland schon als Jüngling verlassen, und seine Ausbildung in Wien vollendet; allein er besuchte, als vollendeter Meister ehrenvollen Einladungen folgend, Mailand, Venedig und Rom mehrmals, um dort Werke seines anerkannten Talentes aufzuführen, und die meisten seiner Opern fanden, auch ohne seine persönliche Leitung, in Italien verdienten Beyfall. Blätter, auf welchen eine Unzahl jener Dutzend-Opern verzeichnet ist, die mit dem nämlichen Carneval für immer verschwinden, für welchen sie zusammengestoppelt wurden, hätten weit würdiger von Werken gesprochen, wie Axur, Rè d'Ormus (unstreitig die beste aller italienischen tragischen Opern), Armida, Palmira, La Grotta di Trofonio, La fiera di Venezia, und viele andere dieses Meisters sind, deren Werth unvergänglich ist.

Die Betrachtung, daß das launenhafte Geschick aus gleich befähigten Menschen oft den Einen auf den Gipfel des Ruhmes erhebt, während es den Andern in der Dunkelheit läßt, entflammt den Verfasser (S. 14) zu folgender Apostrophe an einen

Günstling der Schicksalslaunen: »Rossini! Du, den die Natur mit ihren Gaben überschüttete; Du, den das Glück an der Hand zu führen scheint, fühlst Du wohl den ganzen Werth der Zeiten, in welchen Du geboren wardst? Als Zeitgenosse von Cimarosa und Paesiello hättest Du dich mit einer getheilten Glorie begnügen müssen; aber Deine Augen sahen den Tag, als die jener großen Männer nahe daran waren, sich zu schließen, und Dein Ruhm löscht jeden andern aus!« — Wenn aber die Launen des Schicksals zuweilen ungerecht sind, so sind die unsers Autors wenigstens wandelbar; denn noch im J. 1829 redete er Mozarten in einer, schon früher angeführten Stelle seiner Zeitschrift [1]) also an: »Dein Stern ist in der Folge der Generationen nicht erbleicht; was sage ich? der Glanz eines andern, erst dreyßig Jahre nach Deinem erschienenen Gestirns [2]) hat seine Strahlen nicht geschwächt. Mozart! Dein Name und Deine Werke werden die kommenden Jahrhunderte durchleben!« — Und ein Jahr später hat diesen Namen der eines Rossini verlöscht!! Was es doch für ein eitles Ding um den Ruhm ist! — Oder sollen die Worte: ta renommée efface toutes les renommées, nur von den italienischen Tonsetzern zu verstehen seyn, die zu gleicher Zeit mit Rossini schreiben? Dann hätte der Verfasser seinem Freunde kein bescheideneres Compliment machen können, als dieses [3]).

Seite 19 beginnen die biographischen Notizen von diesem Tonsetzer und die Aufzählung seiner sämmtlichen Opern, nebst einem kurz gefaßten Urtheile über dieselben. Die Leser, welche die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes interessirt, finden darüber viel Ausführlicheres in Rossini's Leben und Treiben, von A. Wendt, welches Werk im XXVII. Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden ist. Hier können nur einige, von Hrn. Fétis seinen Notizen eingestreute Bemerkungen ausgehoben werden.

Gleich Seite 36 findet sich eine wunderliche Gegeneinanderstellung Mozart's und Rossini's in ihrer Denk- und Handelnsweise. »Mozart,« heißt es dort, »ein leidenschaftlicher

---

[1]) Revue musicale. 1829. Nr. 18.

[2]) Rossini's nämlich.

[3]) Einige der älteren italienischen Meister, wie Sim. Mayer, Nicolini u. a., als sie sahen, daß nur mehr Rossini und seine Nachahmer vor dem großen Publicum Gnade finden konnten, zogen sich gleich Anfangs zurück, da sie weder ihre Werke einer unwürdigen Aufnahme aussetzen, noch, wie man zu sagen pflegt, mit den Wölfen heulen mochten.

Künstler, schrieb Musik, wie er sie fühlte; er schrieb sie für sich selbst, und nahm die Sache ernsthaft, ohne daran zu denken, daß man darnach streben könnte, anderen Personen als solchen zu gefallen, welche die Musik lebhaft empfinden und sie mit Sachkenntniß beurtheilen. — Wenn er gewahr ward, daß eine seiner Arbeiten nicht den gehofften Erfolg hatte, so schloß er sich mit einigen Freunden ein, brachte ihnen das vom Publicum verschmähte Werk zu Gehör, und, durch ihr Lob zufrieden gestellt, dachte er nie mehr an sein erlittenes Mißgeschick. — Kurz, dieß war der ungeeignetste Mensch, sich Erfolge zu bereiten; auch hat er deren nicht erlangt, wenigstens so lang er lebte (?!). — Rossini begann vielleicht in derselben Weise (?), aber er bemerkte bald, was dem Publicum, für das er schrieb, angenehm war, was ihm mißfiel, und faßte sogleich den Entschluß, das Eine zu meiden und dem Andern nachzustreben.« — Um diese Stelle würdigen zu können, muß man sie nach ihren einzelnen Sätzen betrachten. Der erste sagt, daß Mozart nur nach seiner besten Ueberzeugung, etwas seiner Werthes zu schaffen, schrieb, seine Kunst für zu heilig hielt, um sie nach den Forderungen des Haufens zu modeln, und nur den Beyfall der Sachverständigen für dasjenige Ziel hielt, welches der echte Künstler sich vorstecken soll. Daran, meint Hr. Fétis, habe er sehr übel gethan. In der That, reich an Gold wird man bey solchen Grundsätzen schwerlich, wie es auch Mozart nicht geworden ist; aber reich an wahrer Ehre und an der Achtung der Geachteten; und der Ruhm, der darauf beruht, dauert länger, als der, welcher mit der Mode, die ihn erzeugte, wieder vergeht. — Der zweyte Satz ist eine reine Erfindung. Wenn auch zuweilen eine Composition des großen Meisters, weil sie das Auffassungsvermögen seiner Zeit überflügelte, bey ihrem ersten Erscheinen nicht jenen Grad von Anerkennung fand, dessen sie in der Folge gewiß seyn konnte; so ist doch Niemanden ein vom Publicum so übel aufgenommenes Werk bekannt, über dessen Schicksal er sich auf die hier improvisirte Weise hätte trösten müssen. — Der dritte Satz enthält eine Unwahrheit, welche ein übel unterrichteter Biograph Mozart's zuerst in die Welt geschickt, und mehrere Andere ihm nachgebetet haben. Ref. glaubt, sie an einem andern Orte *) durch erwiesene Thatsachen hinlänglich widerlegt zu haben, und will hier nicht durch Wiederholungen ermüden. Jedermann aber, der nur irgend etwas von Mozart weiß, weiß auch, daß er von seinem siebenten Jahre an als Clavier-Virtuose, und, von seinem zwölften bis an seinen Tod, als solcher und als Tonsetzer

*) Jahrb. der Lit., Band XLIX, S. 175.

ein Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa war, wie er ewig der Stolz desselben, besonders aber der seines Vaterlandes, bleiben wird; und daß der vermögenslose Zustand, in welchem er starb, nicht aus einem Mangel an Erfolgen, sondern aus einem an Sinn für Oeconomie entstanden war, der mit seinem Genius und mit seiner Uneigennützigkeit nicht vereinbar gewesen ist. — Der vierte Satz endlich mag Jeden, der ihn liest, zum Nachdenken veranlassen, wie hoch ein Tonsetzer zu schätzen sey, dessen einziges Trachten, mit Hintansetzung jeder höheren Rücksicht, es ist, sich die vorübergehende Vergötterung der Menge auf Kosten der bleibenden Verehrung der Unterrichteten zu erwerben.

S. 27 lesen wir über Rossini's Compositionsweise: »Diese feststehenden und stets gleichen Formen seiner Arien und Gesammtstücke; diese so oft wiederholten Crescendos; diese symmetrischen Rhythmen, welche er mit Hartnäckigkeit in dem letzten Satze vieler Gesangstücke anbringt; diese Begleitung der Blase-Instrumente in abgestoßenen Accorden; diese ungeheure Menge sogenannter (espèces de) Canons in der Octave; endlich diese immerwährenden Modulationen aus der Oberterz in die weiche Tonart, sind offenbar Systeme« (Manieren) »geworden, nachdem sie Inspirationen waren.« Zwar meint der Verfasser, daß mehrere dieser Mittel von älteren italienischen Meistern, schon ehe Rossini geboren ward, angewendet worden sind; doch habe man sich derselben nur in beträchtlichen Zwischenräumen und mit Mäßigung (auch wohl mit besserer Beachtung der Schicklichkeit) bedient. »Er aber,« heißt es weiter, »war der Erste, der gewahr wurde, daß man Dinge durch den häufigen Gebrauch, den man davon macht, in sein Eigenthum verwandle *); und da er in alles dieß eine wunderbare Menge glücklicher Melodieen und dramatischer Inspirationen mischte — eine Art von Lebendigkeit, die Erfolg verschafft — gelang es ihm endlich, sich alles anzueignen, was er entlehnt hatte, und sich seine Reminiscenzen verzeihen zu machen.«

S. 30, 31 wird gesagt: »Die Opera seria, so wie sie die alten italienischen Meister schrieben, enthielt zu viele Recitative, Arien und Duos, und nicht genug vielstimmige Stücke. Daraus entstand eine Monotonie, welche die Wirkung der in jenen Werken befindlichen Schönheiten zerstörte. Der Gang, welchen

*) Le premier, il remarqua qu'on rend les choses siennes par l'usage fréquent qu'on en fait. Eine Entdeckung, die, auf materielle Gegenstände angewendet, das Eigenthumsrecht in Gefahr bringen könnte.

Rossini seit seinem Tancredi nahm, bewirkte in dieser Hinsicht eine nothwendige Reform, die in Otello vollendet wurde. Dort sind alle Situationen in Musik dargestellt, so, daß es nur wenige Recitative gibt; die, welche man noch darin findet, haben mehr Interesse, da sie vom Orchester begleitet sind, und der Zuhörer hat nicht Zeit, in den Zwischenräumen von einem Gesangstücke zum andern zu erkalten. Diese Art, die ernste Oper zu behandeln, ist also eine Schöpfung Rossini's, die allein für seinen Ruhm genügen dürfte. Unglücklicher Weise übertreibt er sein System in seinen letzten Werken, und will die Aufmerksamkeit des Zuhörers durch lange Entwicklungen fesseln, ermüdet sie aber, indem er die Gränzen des Gehörsinnes (les facultés auditives) überschreitet.« — Es muß hier wiederholt werden, daß die Dichter erst mehrstimmige Gesangstücke schreiben müssen, bevor die Tonsetzer sie componiren können. Zeno und Metastasio thaten dieß nicht; daher findet man auch bey den alten italienischen Meistern, welche die Opern dieser Dichter in Musik setzten, keine sogenannten Ensembles. Es ist daher nicht das Verdienst Rossini's, sondern derer, die ihm die Operntexte lieferten, dergleichen in die Opera seria eingeführt zu haben. Uebrigens hält die obige Behauptung im Allgemeinen nicht Stich, da schon in Salieri's Axur zwey Trios, ein Quartett und drey Finale sich befinden. Noch weniger kann die Instrumentirung sämmtlicher Recitative für eine Erfindung Rossini's gelten, da Gluck in allen seinen vier großen Opern, und — wenn hier gerade nur von der italienischen tragischen Oper die Rede seyn soll — Salieri in der so eben citirten schon also verfahren ist; nur daß diese beyden großen Künstler, um auch hierin die Eintönigkeit zu vermeiden, nicht alle Recitative vom ganzen Orchester, sondern die minder wichtigen bloß vom Bogenquartette begleiten ließen. Diese beyden Verfahrungsweisen würden demnach für Rossini's Ruhm nicht hinreichen, da keine derselben seine »Schöpfung« ist, wie der Verfasser gern möchte glauben machen.

Endlich heißt es S. 32: »Niemanden gelang es besser, als Rossini, das Orchester glänzen zu machen, und ihm, selbst für mittelmäßige Kunstliebhaber *), Interesse zu verleihen. Aber es sey, daß er daran verzweifelte, dieses Interesse durch gewöhn-

*) Eigentlich nur für diese; denn Kunstliebhaber, die zugleich Kenner sind, finden in diesem gerühmten Glanz bloß Getöse, während ihnen die Orchester Mozart's, Cherubini's, Mehul's, Beethoven's u. dgl. die geistreichsten Combinationen, folglich wahres Interesse, darbieten.

liche Mittel zu unterhalten, sey es, daß er den Lärm liebte, er verwendete in seinen letzten Werken die große Trommel, die Pauken und die Blechinstrumente in solchem Uebermaß, daß man nur mehr *eine* Empfindung hat, die der Ermüdung.«

Deutschland. Daß die Schilderung des Zustandes der Musik in Deutschland (S. 58 u. f.) nicht eben die genaueste sey, wird man schon aus den häufigen, fast täglich vorkommenden Beweisen schließen, wie wenig man in Frankreich von dem unterrichtet ist, was in Beziehung auf Literatur und Künste auf deutschem Boden vorgeht. Die in dem vorliegenden Abschnitte enthaltenen historischen Daten vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert, und die Namen der Künstler, welche in diesem Zeitraume geblüht haben, waren aus den vorhandenen Lexicons nicht schwer zusammenzustellen. Unglaublich wird man es finden, daß ein Professor des Contrapunctes einen der berühmtesten Meister dieses Faches, Joh. Seb. Bach, einen uncorrecten Harmonisten nennen kann! — Von Händel wird mit so vieler Anerkennung gesprochen, als dieß möglich ist, wenn solch ein Riese der Kunst mit einem Paar Zeilen dargestellt werden soll. »Die Melodieen Händel's,« liest man S. 70, »sind angenehm, neu und einfach; der Reichthum seiner Harmonie übertrifft alles, was man kennt. Seine Chöre besitzen eine Majestät, ein Feuer, eine Kraft, die man in gleichem Grade in keiner andern Composition dieser Gattung findet; kurz Händel ist einer der größten Männer, welche die Tonkunst verherrlicht haben.«

Ueber Haydn und Mozart wird gesagt: »Seit sechzig Jahren sind die Werke dieser zwey außerordentlichen Männer durch die Pressen in Deutschland, Frankreich und England fast ins Unendliche vervielfacht worden, und bezaubern alle musikalischen Gesellschaften. Die seit einigen Jahren eingetretene riesenhafte Entwicklung der Orchester-Effekte hat die Macht jener Wirkungen noch nicht geschwächt, welche sie mit so einfachen Mitteln erreicht haben. Dem ungeachtet ist nicht zu zweifeln, daß der Einfluß der Mode es dahin bringen wird, ihre Schöpfungen aus den Concerten zu entfernen; dann aber werden sie dem ausschließenden Gebiete der Künstler zufallen, welche sie stets als Gegenstände des Studiums und als kostbare Monumente betrachten werden.« — Es hat nicht fehlen können, daß es so kommen mußte, sobald selbst Kunstlehrer durch ihr Anpreisen von Neuerungen, die sie für Fortschritte ausgeben, während sie nur beklagenswerthe Abirrungen sind, der »Mode« den Sieg über Verstand und Geschmack erleichtern helfen; allein dieser Sieg kann nur vorübergehend seyn; das Verdienst jener Meister wird um so herrlicher aus dem Nebel wieder hervortreten, welcher es

für einige Zeit umhüllte, und die Anhänger der neuesten Schule werden die Erfüllung der hier mit heimlicher, schlecht verborgener Freude ausgesprochenen Prophezeihung nicht erleben, Werke als Mumien in Glasschränke gestellt zu sehen, welche Apoll und die Grazien zu ewigem Leben geweiht haben.

Unter den deutschen Tonsetzern des verflossenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, welche eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, ist einer der vorzüglichsten, der Abbé Maximilian Stadler, vergessen worden, dessen Compositionen sowohl in Hinsicht auf ihren classischen Werth, als selbst auf ihren Styl, ihm seinen Platz nach Mozart und Haydn anweisen; wie jeder Kunstkenner aus den, leider! nicht eben so zahlreichen als gediegenen Werken, die seine Bescheidenheit ins Publicum treten ließ, am besten aber aus dem herrlichen Oratorium: Die Befreyung von Jerusalem *), sich überzeugen kann, welches am 6. Sept. 1829 bey dem großen Schweizer Musikfeste zu Zürch mit so glänzendem Erfolge aufgeführt wurde.

Daß ein Theil der mitgetheilten Notizen aus älteren Quellen, ohne Kenntniß mittlerweile vorgegangener Veränderungen, hierher übertragen wurde, geht unter anderm auch daraus hervor, daß S. 83 Krommer, schon seit vielen Jahren kaiserl. Kammercompositeur, und als solcher in diesem Jahre verstorben, als Musikdirector der Kapelle des Fürsten Grassalkowitz aufgeführt wird.

Es werden nun die bekanntesten deutschen dramatischen Componisten, und die besten ihrer Werke genannt; wobey — Scherzes halber — nicht unbemerkt bleiben kann, daß unser Autor, zur Verständigung seiner Landsleute, den Titel des Weigl'schen Singspiels: Der Strazensammler, durch die beygefügte Uebersetzung: Le compilateur, erklärte. Die Angabe, daß C. M. v Weber's Musik zu dem Schauspiele Preciosa nur aus einer Ouvertüre, einer melodramatischen Scene, einer Tanzmelodie und einem Chor bestehe, ist dahin zu berichtigen, daß dieses eben so originelle als characteristische Tonwerk, nebst der Ouvertüre, einen Marsch, zwey abgesonderte Balletstücke, ein Lied, zwey melodramatische Scenen und vier Chöre enthalte.

Bey der Anführung der ausgezeichneten deutschen Instrumentisten kömmt vieles vor, was bereits in dem ersten der hier angezeigten Werke zu lesen war, und der Name keines der dort übergangenen Virtuosen wird hier nachgetragen. Es scheint beynahe, daß Hr. Fétis nur diejenigen deutschen Tonkünstler,

---

*) In Partitur gestochen, Wien, bey Tob. Haslinger.

welche die Wallfahrt nach Paris gemacht, und von den dortigen Kunstrichtern gleichsam das Patent als Künstler gelöst haben, wirklich für solche gelten lasse.

Wo vom Gesang die Rede ist, heißt es: »Der Gesang ist nicht der berühmteste Theil der deutschen Musik; einige bemerkenswerthe Talente, wie die des Hrn. Blume und der Damen Sonntag und Siegl-Vespermann, reichen nicht hin, das Daseyn *einer* guten Schule zu bewähren.« — Ohne diesen Satz bestreiten zu wollen, muß Referent gleichwohl den Verfasser einer großen Unbekanntschaft mit den vorzüglichen, noch jetzt ausübenden deutschen Talenten dieses Faches zeihen, da er die Damen Milder, Seidler, Schröder-Devrient, Unger und Schechner, und den Tenoristen Wild, dem, als dramatischer Sänger, in Deutschland kein Anderer gleich kommt, übergangen hat.

Am Schlusse dieser Uebersicht spricht Hr. Fétis (S. 103) noch sein Urtheil über die jetzige deutsche Compositionsschule folgendermaßen aus: »Es scheint, daß alle Tonsetzer sich entehrt glaubten, wenn sie einfachen und natürlichen Gesang schrieben. Geschieht es ihnen zufällig, daß sie einen solchen finden, so beeilen sie sich, ihn unter einer Masse von unzusammenhängenden Accorden, und unter Modulationen zu ersticken, die ihn nicht mehr erkennen lassen.« — Wenn damit im Allgemeinen zu viel gesagt seyn sollte; so läßt sich doch nicht längnen, das viele der jüngeren deutschen Componisten auf diesen Abweg gerathen sind.

Wir gelangen nun zu dem Bilde der Musik in Frankreich. Es kostet dem Verfasser nur wenige Zeilen, um von Josquin-Desprez zu Lully, »welcher Frankreich eine Art von Suprematie über seine Nachbarn verlieh« (was man jedoch, außer Frankreich, nicht gewahr wurde), und von diesem zu Rameau zu kommen, bey welchem er sich etwas länger aufhält, um dann zu Gretry überzugehen, den er — wenn man dessen entschiedene Verdienste um die dramatische Musik betrachtet — viel zu schnell wieder verläßt, um von Gluck zu reden. Dieß geschieht nun auf die nämliche Weise, wie überall, wo Hr. Fétis nicht tadeln kann, und nicht loben will. Es ist ein Gemisch von Lob und Tadel, wovon Eins das Andere aufheben würde, wenn nicht der letztere dennoch merklich überwiegend wäre. Die Leser mögen selbst urtheilen: »Hingerissen von seiner Neigung für die lyrische Declamation, und verführt von den Ideen des Abbé Arnauld, des Suard *) und mehrerer anderer Gelehrten,

*) Zwey Männer von Geist und Geschmack, welche über die Eigenschaften und Erfordernisse der dramatischen Musik die richtigsten

wollte er die gesungene Tragödie schaffen, und wandte alle Kräfte seines Genies auf diese Neuerung. Wir dürfen darüber nicht klagen, da wir der neuen Richtung der Ideen dieses großen Tonkünstlers die beyden Iphigenien, Alceste und Armida, unnachahmliche Meisterwerke von dramatischer Wahrheit, Kraft und Ausdruck, verdanken; aber es ist nicht minder wahr, daß der glänzende Erfolg dieser Art von Schönheiten, statt die Tradition der vortrefflichen italienischen Schule jener Zeit bey uns einzuführen, das Schreyen an die Stelle des eintönigen Winselns setzte, und die Kenntniß der Gesangkunst in Frankreich um dreyßig Jahre verspätete« (S. 115). — Was soll denn, nach gesunden Begriffen, die ernste Oper anderes seyn, als ein gesungenes Trauerspiel, und was das komische Singspiel, als ein gesungenes Lustspiel? Ist das Eine und die Andere nicht eben nur das, so ist es ja nur ein Concert, wozu das Drama den Vorwand leiht. Aus welchem Grunde hätte man sich denn über jene, aus der reinsten Kunstphilosophie entsprungene Richtung der Ideen Gluck's zu »beklagen,« wenn aus ihr »unnachahmliche Meisterwerke,« wie es denn die genannten Opern (Orpheus und Euridice noch hinzu gerechnet) in der That sind und ewig bleiben werden, entsprungen sind? Haben die Sänger darin geschrieen, so war das wahrlich nicht des Meisters Schuld, denn die Orchester-Begleitung, obschon voll Kraft, wo die Situation es erforderte, war nicht, wie jetzt, so übertäubend, daß die Sänger nur mit Schreyen durchdringen konnten. Wer aber einem Tonsetzer Gesang absprechen wollte, dem, wie Rousseau so richtig sagte, »der Gesang aus allen Poren strömte,« wüßte gar nicht, was Gesang heißt.

Auch hier kein Wort von Salieri, dessen ganz im Sinne Gluck's geschriebene Danaiden im J. 1784 zu Paris mit Enthusiasmus aufgenommen, und im Jahre 1811 mit nicht geringerem Erfolge unter Spontini's Einfluß wieder auf die Bühne gebracht wurden! Diese Oper hatte ihm bey ihrer ersten Erscheinung den Auftrag der Académie royale de Musique verschafft, unverweilt eine zweyte zu componiren, welche die im J. 1787 nachgefolgte Oper: Tarare, von Beaumarchais, war, die noch größeres Glück machte, bis Ende desselben Jahres vier und zwanzig Vorstellungen bey stets vollem Hause und immer gleichem Beyfall hatte, noch im J. 1813 auf dem italie-

Begriffe hatten, wie jene Schriften hinlänglich beweisen, welche sie damals zur Vertheidigung des, von den Piccinisten angegriffenen Gluck'schen Systems bekannt machten.

nischen Operntheater zu Paris in ihrer, unter dem Titel: Axur, Rè d'Ormus, wesentlich veränderten Gestalt Entzücken erweckte, und seinen Ruhm in Frankreich dermaßen feststellte, daß er im J. 1816 zum Mitgliede der französischen Akademie der Wissenschaften und Künste ernannt, und ihm die Decoration der französischen Ehrenlegion verliehen wurde [1]). Auf das Unbegreifliche, welches darin liegt, daß ein französischer Autor, ein Pariser, diesen Mann gänzlich übergehen konnte, wirft nur der Umstand einiges Licht, daß auch Sacchini's und seines classischen Oedipe à Colone nicht gedacht wird. Diese Oper und die zwey oben genannten sind nämlich in dem, von Hrn. Fétis verworfenen Gluck'schen Systeme geschrieben.

Der Verfasser erwähnt nun des bekannten Krieges der Gluckisten und Piccinisten, verschweigt aber, daß die ausgezeichnetsten Talente auf der Seite des Ersteren gefochten, und ihre Gegner eine desto vollkommnere Niederlage erlitten haben, als sie nicht nur durch Vernunft- und Kunstgründe, sondern auch durch Thatsachen geschlagen wurden; indem Piccini's Werke sich neben den Gluck'schen nicht zu halten vermochten [2]).

Bey der Erzählung von den Fortschritten (denn damals waren es in der That solche) der dramatischen Musik in Frankreich, nimmt, mit vollem Rechte, Mehül einen der rühmlichsten Plätze ein; auch wird von ihm, »einem Enthusiasten für Gluck'sche Musik, und von der Natur mit dem lebhaftesten Gefühle für dramatischen Ausdruck begabt,« S. 121 auf nicht minder würdige Weise, als von dem erhabenen Cherubini, gesprochen, welcher, die Trefflichkeit des Pfades, den Mehül eingeschlagen hatte, erkennend, »die italienische Manier, welcher er bis dahin angehangen war, verließ, und das neue System annahm, das er vorfand.« Auch die Werke dieses großen Meisters werden mit gebührendem Lobe angeführt, und zugestanden, daß sie ihm einen Platz unter den berühmtesten Tonsetzern sichern. Froh darüber, daß er die Bahn des Theaters verließ, und dadurch der neuen italienischen Schule Platz machte, die neben ihm niemals zu ihrer gegenwärtigen Usurpation hätte kommen können, rühmt ihn der Verfasser noch viel höher in der Kirchen-Compo-

---

[1]) Siehe: Ueber das Leben und die Werke des Ant. Salieri. Wien 1827, bey J. B. Wallishausser.

[2]) Eine höchst interessante Sammlung aller damals für und gegen Gluck erschienenen Schriften findet man in einem, bereits selten gewordenen Buche, welches den Titel führt: Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la Musique par M. le Chev. Gluck. Paris, chez Bailly, 1781.

sition, welcher er sich zugewendet hat. So große Verdienste aber ein Mann von dem Genie und den Kenntnissen Cherubini's sich auch in diesem Fache sammeln konnte, vermag Ref. doch nicht der Behauptung beyzustimmen, daß er darin »nicht seines Gleichen« habe; sondern wird vielmehr ewig bedauern, daß er die Oper in ihrer kritischsten Epoche verlassen hat.

Wo Hr. Fétis von dem Einflusse spricht, den die Revolution in Frankreich auch auf die Musik ausübte, indem sie dieselbe zu einem »System der Uebertreibung (exagération) trieb, das man annehmen mußte, wenn man Erfolg haben wollte,« fährt er (S. 127) fort: »Dieses System war übrigens neu; es bereicherte die Musik mit bis dahin unbekannten Effekten, und hatte die Vervollkommnung des Talentes der Instrumentisten zur Folge; aus der Mischung dieses Systems mit den italienischen Cantilenen, durch das Genie gemodelt, entstand die Musik Rossini's.«

Der Autor kömmt nun an die Errichtung des Conservatoire de Musique, und an die günstigen Resultate, die es unstreitig mit sich führte; an die Künstler, welche, sowohl im Gesange als für die Instrumente, daraus hervorgingen: an den kurzen Zeitraum, in welchem der natürliche, anmuthige Gesang und die, weniger energische aber elegante Instrumentirung eines Boieldieu, Berton, Isouard, della Maria u. a. Beyfall fanden, und Gretry's und Monsigny's Werke wieder zum Vorschein kamen. Es wird, im Vorübergehen, auch des berüchtigten Kritikers Geoffroy und des von ihm zu Tage geförderten Unsinnes gedacht Mit Recht wird getadelt, daß der vortreffliche Catel nie die volle Anerkennung finden konnte, die er verdiente, und die durch zwanzig Jahre fortgesetzten Erfolge, welche Spontini durch seine (auf Gluck'schen Grundsätzen beruhende) Opern: Die Vestalin und Ferdinand Cortez, feyerte, werden angeführt. Von den neuesten französischen Tonsetzern nennt der Verfasser Auber, Herold und Onslow; den letzten, jetzt ohne Zweifel der geistreichste und originellste Componist für die Bogen-Instrumente, mit zu wenig Lob.

Obschon hier nur von französischen Tonsetzern gesprochen wird, ist es gleichwohl höchst sonderbar, daß Rossini's Wilhelm Tell, worin er sich, nach System und Styl, den französischen Tonsetzern angereiht, und gezeigt hat, daß er auch dramatische Musik componiren könne, mit keinem Worte erwähnt wird. Wie konnte der Verfasser die Gelegenheit versäumen, diesem Künstler einmal ein gegründetes Lob zu spenden? Denn, wenn man bey dieser Oper auch gewahr wird, daß

er sich in einem ihm bis dahin fremden Systeme noch etwas beengt fühlt, ist doch kein Zweifel, daß sie bey weitem sein bestes Werk ist, und er, hätte er von jeher so geschrieben, einen ehrenvollern Platz unter den Operncomponisten einnehmen würde.

Es folgt nun eine Prüfung der musikalischen Literatur in Frankreich, verglichen mit der in Italien, Deutschland und England; bey welcher Gelegenheit Hr. Fétis, wie billig, auch seiner Abhandlung vom Contrapunct und der Fuge, so wie des Berichtes gedenkt, welche die vom Institute zur Beurtheilung derselben ernannte Commission darüber erstattete, und worin, nebst anderen lobenswerthen Eigenschaften, besonders auch die Folgerichtigkeit, Bündigkeit und Klarheit des Vortrags gerühmt wird: woran Niemand zweifeln kann, der die ersten zehn Kapitel des hier zuerst angezeigten Werkes gelesen hat.

Die Nachrichten über den Zustand der Musik in London sind in acht Briefe eingekleidet. Man erfährt daraus, daß die dortige Regierung die Fortschritte der Kunst zwar nicht hemmt, doch auch nicht befördert. Keine vom Staate gegründete musikalische Lehranstalt ist vorhanden, sondern alles, was für die Tonkunst geschieht, wird durch Privatvereine bewirkt. Ein gedrängter Ueberblick der Geschichte dieser Kunst in England, von der Zeit Heinrichs VIII. angefangen, dient zur Einleitung in die Schilderung ihres jetzigen Zustandes, welchen der Verfasser nicht so übel beschaffen fand, als man sich ihn auf dem Festlande vorstellt, und der, seiner Meinung nach, sich bald erheben würde, wenn die Regierung etwas dafür thun wollte. Unter den Privatvereinen wird zuerst der Philarmonischen Gesellschaft rühmlich erwähnt, welche durch ihre regelmäßigen Concerte viel zur Aufnahme der Musik und zur Verbreitung des guten Geschmacks in derselben beyträgt. Die Details, welche der zweyte Brief darüber enthält, sind von nicht geringem Interesse. Der dritte Brief handelt von den übrigen musikalischen Gesellschaften, deren jede ihren besonderen Endzweck hat. Es sind folgende: Die Gesellschaft der Glees, zur Erhaltung der englischen Nationalmelodieen mit Chören; die Gesellschaft der Canons, die sich nur mit dieser Compositionsgattung beschäftigt; jene der Melodisten, die mit der ersten ungefähr einerley Absicht theilt; die der Harmonisten, welche durch Concerte auf Subscription das Zusammenwirken in größeren Massen zu vervollkommnen trachtet u. s. w. Im vierten Briefe findet man Nachrichten von der Royal Academy of Music, einer Musikschule, welche zwar unter dem Schutze des Königs steht, von diesem aber keine Beyhülfe empfängt. Einige Lords bilden ihre Verwaltungsbehörde; neun und zwanzig Professoren nebst siebzehn Unterprofessoren

geben dort Unterricht, welcher jedoch nicht unentgeltlich ertheilt wird. Aus den Professoren der Harmonie wird nur Dr. Attwood als großer Tonkünstler und verdienstvoller Componist gerühmt. Es folgen nun die Namen der übrigen Lehrer, unter welchen wir für das Pianoforte mit Vergnügen Hrn. Moscheles finden. Im fünften Briefe wird von der Kirchenmusik gehandelt. Eigentlich ist hier weniger von dieser, als von Musik in der Kirche die Rede. Die erstere besteht nämlich, wie in den meisten protestantischen Ländern, nur in Psalmen, von der Orgel begleitet; dagegen werden die, freylich seltenen Musikfeste, aus Oratorien bestehend, mit zahlreichem Orchester in der Kirche veranstaltet. Sehr anziehend ist die Schilderung eines, alljährlich am 2. Juny sich wiederholenden Festes, an welchem, mit enspréchender Pracht und Feyerlichkeit, alle Kinder der Armenschulen in der St. Paulskirche versammelt werden, um Dank-Hymnen für die Wohlthat ihrer Erziehung abzusingen. Hr. Fétis versichert, man könne sich die Wirkung nicht vorstellen, welche der 100ste Psalm, von siebentausend Kinderstimmen im reinsten Unisono gesungen, und bloß von der Orgel unterstützt, hervorbringe. — Der Gegenstand des sechsten Briefes ist das Kings Theatre (die italienische Oper). Die ungeheuren Kosten, die Schwierigkeiten der Verwaltung dieses, ebenfalls bloß dem Namen nach königlichen Theaters, die mangelhaften Darstellungen auf demselben, und die, unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu hebenden Ursachen dieser Mangelhaftigkeit machen es beynahe unbegreiflich, wie irgend ein Unternehmer im Stande ist, es zu führen. Wenn sich dieses Spektakel durch die Unterstützung des reichen Adels dennoch erhält; so steht es desto schlimmer mit der englischen Oper in den Theatern Drury-Lane und Covent-Garden, welche nur von dem eigentlichen Publicum besucht werden, das in der Bildung für Musik zu tief steht, um sich an der Oper allein genügen zu lassen. Daher müssen auch noch Tragödie, Comödie und Pantomime abwechselnd zu Hülfe genommen werden, um den Abend auszufüllen. Die Nothwendigkeit eines so zahlreichen Personals macht in allem Uebrigen eine übermäßige Sparsamkeit unerläßlich, welche sich auch auf den Chor und das Orchester ausdehnt, und jede Vollkommenheit in den Darstellungen unmöglich macht. — Der achte Brief verbreitet sich über die Cultur der Musik im Allgemeinen. »Alle Welt,« heißt es, »lernt in England Musik, nicht um sie zu wissen, sondern weil es zum guten Ton gehört, Geld für diese Kunst auszugeben.« Gesang und Piano sind am beliebtesten. Der Verfasser glaubt, daß über viertausend (?) Lehrer darin Unterricht geben, an deren Spitze sich Cramer

und Moscheles befinden. Die Zahl der öffentlichen Concerte ist ungeheuer; das Personale der italienischen und der englischen Oper verschwendet seine Kräfte weit mehr in denselben, als auf der Bühne, die es deßhalb, und um der vielen Privatconcerte in den Cirkeln der Reichen willen, auf das Empfindlichste vernachläßigt. Der Verfasser hegt keine Hoffnung, daß der Zustand der Musik in England sich bessern werde, da einerseits der Mangel an öffentlichen Lehranstalten, andererseits die sich in zwey unvereinbare Classen streng sondernde Bevölkerung ihrem Aufschwunge stets entgegen stehen werden.

Der nächstfolgende Aufsatz (S. 272) führt den Titel: Von den Umgestaltungen des Orchesters. Es findet sich in dem geschichtlichen Theile dieser Abhandlung vieles, was schon aus dem zwölften Kapitel des zuerst angezeigten Werkes bekannt ist. Von dem, was dort nicht vorkömmt, sey es gestattet, ein Paar merkwürdige Stellen anzuführen. »Mozarten war es vorbehalten, dem Orchester seine volle Wichtigkeit zu verleihen, ohne daß man ihn beschuldigen könnte, in den Effekten der Instrumentirung ein Mittel gesucht zu haben, den Mangel an Gesang, Ausdruck und Kraft zu decken. Originelles Genie, wenn es jemals eines gab, hat nie Jemand anmuthigern, ausdrucksvollern und kräftigern Gesang*) erfunden, als er; aber wie seine durch und durch musikalische Organisation ihn antrieb, alles, was er berührte, zu vervollkommnen, wußte er auch seiner Instrumentation einen Grad von Interesse zu geben, wovon man vor ihm kein Beyspiel kennt, und wußte darin zugleich die rechte Gränze so genau einzuhalten, daß es scheint, man könne sie nicht überschreiten, ohne dem Gesange zu schaden oder die Organe zu ermüden« (S. 282, 283). — »Aber Italien war bestimmt, der Schauplatz einer vollständigen Umwälzung, sowohl in dem Systeme der Harmonie, als in jenem der Instrumentation zu werden; eine Umwälzung, deren Zeuge wir gewesen, und deren Urheber Rossini ist. Nachdem er von Mozart, Beethoven, Cherubini und Mehül die Mittel ihrer Wirkungen entlehnte, welche er den Modificationen seines Genies unterwarf, ist er, durch die Zusätze, welche er zu dem Verfahren seiner Vorgänger machte, selbst noch weiter gegangen« (S. 284). — Da hierin offenbar ein Lob dieses Weitergehens liegt, das nur erst als unmöglich geschildert wurde, »ohne dem Gesange zu schaden und die Organe zu ermüden;« so

*) Er! dem »die Kunst des Gesanges nicht geläufig war?« — Man sehe: La Musique mise à la portée etc., S. 348.

widersprechen sich diese zwey Stellen um so auffallender, als gleich darauf die Klagen über die Monotonie, welche aus der übertriebenen Anhäufung der Instrumental-Effekte entspringt, und die Vorschläge, wie zu einem verständigern Systeme zurückzukehren wäre, aus dem erwähnten zwölften Kapitel wörtlich wiederholt werden.

Wir finden nun einen Aufsatz mit dem Titel: Der König der Violine (S. 292 u. f) Man könnte glauben, daß Paganini darunter verstanden sey, dem man schon öfters diesen Namen beylegte. Allein es ist von einem wirklichen und wahrhaften Könige der Violine die Rede, welchem nicht nur der Titel, sondern — im Verhältniß der Civilliste solch eines Königs — auch die Mittel verliehen waren. Wer nun dächte, diese Würde sey demjenigen übertragen gewesen, der sein Instrument am besten zu spielen verstand, würde abermals irren. Es trug sie nämlich... ein Tanzmeister, der in Frankreich eine wunderliche Gerichtsbarkeit, nicht nur über alle seines Gleichen, sondern sogar über alle Musiker des Königreichs ausübte, die verbunden waren, ihm für die Erlaubniß, von ihren Talenten Gebrauch zu machen, einen gewissen Tribut zu bezahlen. Der Ursprung dieses seltsamen Regiments datirt vom J. 1330, und es ward erst im J. 1750 durch einen Parlaments-Beschluß aufgehoben.

Die Seiten von 301 bis 324 füllt eine Abhandlung über die Romanze, dieser anziehenden, Frankreich ausschließend angehörigen, und in Wahrheit auch nur dort in seiner vollen Eigenthümlichkeit gedeihenden Compositions-Gattung. Sie soll sich, wie der Verfasser angibt, aus den Zeiten Clotar's II. herschreiben. Die Schicksale, die sie hatte, und die Veränderungen, welche sie bis zu ihrer jetzigen Vollkommenheit erlitt, sind umständlich auseinander gesetzt, wovon jedoch ein Auszug deutsche Leser zu wenig interessiren würde.

Etwas mehr Antheil darf man an den (S. 325 u. f.) mitgetheilten Nachrichten über das Pariser Concert spirituel voraussetzen. Der Gedanke, die Abende, an welchen ehedem wegen gewisser Kirchenfeste keine Oper gegeben wurde, durch Concerte zu verkürzen, war zuerst in dem Kopfe eines Musikers der k. Kapelle, Namens Philidor, 1725, entstanden, welcher auch die ersten, unter dem Namen Concerts spirituels, im Schlosse der Tuillerieen veranstaltete, wozu er ein eigenes Privilegium gegen die Bedingung erhielt, der Oper jährlich 6000 Livres zu entrichten. Dieses Privilegium kam nach und nach in verschiedene Hände. Die Anstalt selbst erhob sich 1774 und 1776 durch den Einfluß Gluck's und Piccini's, bekam jedoch schon 1775

durch das Concert des Amateurs einen um so gefährlichern Nebenbuhler, als darin 1779 Haydn's Symphonieen zum ersten Male Jedermann entzückten, und ging endlich, so wie dieses, 1791 durch die Revolution zu Grunde. 1805 unternahm das italienische Theater ihre Wiederherstellung, aber ohne den gehofften Erfolg, der, bey einem zu beschränkten Repertoire und einer zu nachlässigen Ausführung, auch nicht glänzender geworden ist, seit die Administration der Académie royale de Musique die Fortsetzung dieser Concerte übernommen hat. Der Verfasser schließt diese Nachrichten mit der gegründeten Bemerkung, daß Schauspielsäle kein vortheilhaftes Locale für Concerte seyen, und mit der Klage, daß Paris keinen eigentlichen Concertsaal besitze.

»Ueber die (französische) komische Oper« verbreitet sich der nächste Abschnitt (S. 342 u. f.). Hr. Fétis setzt die erste französische Oper, auf die Treue eines von ihm eingesehenen Manuscripts, gar in das Jahr 1285, wo eine, von dem Troubadour Adam de la Halle verfaßte »Art einer komischen Oper« unter dem Titel: Jeu de Robin et de Marion, an dem Hofe des Herzogs von Anjou, Königs von Neapel, soll aufgeführt worden seyn. Hr. Castil-Blaze begnügt sich in seinem schon mehrmal angeführten Werke die erste französische Oper in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gefunden zu haben. Es würde zu weit führen, dem Verfasser in der Geschichte des musikalischen Lustspiels in allen seinen frühesten Schicksalen zu folgen, zumal es (S. 358) klar wird, daß dasselbe, in seiner vollendeten Gestalt, eigentlich doch erst im J. 1754 seinen Anfang hatte, wo Monsigny und Philidor es mit ihren Compositionen versorgten. Castil-Blaze nennt Lully als den ersten, welcher, nach Cambert (dem Tonsetzer eines im J. 1646 aufgeführten lyrischen Schäferspiels), für die französische Oper arbeitete. Ueberhaupt dürfte es interessant seyn, die von einander sehr abweichenden Angaben dieser beyden Autoren zu vergleichen. Um jedoch zu wissen, welcher von ihnen mehr Glauben verdient, müßte man die Quellen kennen, aus welchen sie geschöpft haben. — Im J. 1762 wurde die komische Oper mit der italienischen Comödie vereinigt, welch letztere Benennung — sonderbar genug — beyden Spectakeln gemein war. Im J. 1783 wurden sie in das Theater Favart übersetzt; im J. 1791 aber die italienische Comödie für immer unterdrückt. Ungeachtet in dem Zeitraume von 1793 bis 1797 die Zahl der Theater in Paris auf 25, sage fünf und zwanzig! (welche alle genannt werden), anwuchs, hielt sich die komische Oper durch außerordentliche Thätigkeit, von Dalayrac, Mehül und an-

dern geschickten Tonsetzern unterstützt, bis zum J. 1801, wo sie, zugleich mit der großen französischen Oper, aufgelöst ward. Im J. 1815 wurde die komische Oper unter dem Herzoge von Aumont wieder hergestellt, aber so unglücklich geführt, daß sie, von 1827 an, einem Unternehmer überlassen werden mußte; seit welcher Zeit sie — wie man aus französischen Tagesblättern weiß — nie mehr zu einem dauerhaften Gedeihen kommen konnte. Am Schlusse findet sich folgende zeitgemäße Bemerkung: »Jede Unternehmung, welche das Vergnügen des Publicums zum Gegenstande hat, ist zu Grunde richtend. Nachforschungen, welche ich über die Lage der Theater in ganz Europa angestellt habe, überzeugten mich, daß, seit mehr als 150 Jahren, alle, die dergleichen unternommen, ihr Vermögen dabey eingebüßt, oder Bankerott gemacht haben, einige seltene Ausnahmen abgerechnet, welche auf Operntheater nicht anwendbar sind. In diesem Augenblick sind sämmtliche Theater in Deutschland, die nicht von den Höfen unterhalten werden, fast alle in Italien und England, alle in unseren Departements, und beynahe alle in Paris in ähnlicher Lage, und noch niemals war dieser klägliche Zustand so allgemein. Was folgt daraus? Daß man kein Theater haben müsse? Das wäre ungereimt. Hohe Rücksichten der öffentlichen Ordnung und der Moral gestatten nicht, daß man sie zu Grunde gehen lasse. Die Regierungen müssen sie wie andere nothwendige Lasten betrachten, und ihren Verwaltungen zu Hülfe kommen, wenn diese in Gefahr gerathen.«

S. 373 bis 383 ist eine Abhandlung über die französischen Arien zu lesen, welche nur für Franzosen Interesse haben dürfte.

Dieser folgt eine über den Gesang und die Sänger (S 384 u. f.). Das meiste davon ist bereits in dem, die gleiche Ueberschrift tragenden 15. Kapitel des zuerst angezeigten Buches enthalten, und hier nur mit geringen Veränderungen und Zusätzen, ja Manches, z. B. die Anecdoten von Porpora und seinem Schüler, von Philipp V. und Farinelli u. s. w., sogar wörtlich wiederholt. Der Verlust des wahren italienischen Gesangs wird auch hier wieder beklagt. »Der Verfall der Schulen,« heißt es S. 393, »und der Mangel an Castraten haben den Ruin des Gesangs in Italien begonnen, die vorgeschriebenen Fiorituren« (welche Rossini eingeführt hat) »haben ihn vollendet« — Etwas später (S. 396) liest man: »Ich weiß nicht, welch ein trauriges Vorgefühl mir sagt, daß wir nie mehr die Wunder der alten Schule sehen werden; nichts, mit einem Worte, was Crescentini nahe kommen könnte. Die Umstände sind zu ungünstig; es gibt keine Vorbilder, keinen Enthusiasmus,

keinen Geschmack, und vor Allem kein Selbstbewußtseyn mehr, und dieß ist das Uebelste. Es lebt kein Sänger mehr, der für sich selbst sänge; kein Tonsetzer, welcher schriebe, sich selbst zu gefallen. Geld! immer Geld! Dieß ist das Ziel unserer Künstler: nie hat dieser herrschende Gedanke etwas Großes zur Welt gebracht.«

Ein Artikel über die Kirchenmusik nimmt nun die Seiten von 401 bis 426 ein, und enthält eine kurze Geschichte dieser wichtigen Musikgattung, welche denjenigen, denen sie nicht schon aus größeren geschichtlichen Werken bekannt ist (worunter das des Abts Gerbert: De musica sacra, oben an steht), einen mehr bequemen als genügenden Ueberblick gewährt.

Der letzte Aufsatz (S. 427 u. f.) führt die Ueberschrift: Von der physischen Wirkung der Musik. Der Verfasser spricht hier im Anfange von den Effekten, welche sie auf verschiedene Thiere hervorbringt, worunter (S. 433) ein sehr umstandlich erzählter Versuch mit zwey Elephanten in der k. Menagerie zu Paris besonders merkwürdig ist. Hierauf folgen einige Nachrichten über die Wirkung der Musik auf die Menschen im Allgemeinen und auf Kranke insbesondere, bey welcher Gelegenheit wir abermals den Anecdoten von der Fürstin Belmonte und dem Sänger Raff, von Philipp V. und Farinelli (und dieser zwar zum dritten Male) begegnen.

Der Inhalt beyder Werke ist nun aufmerksam betrachtet worden. Gewiß wird Niemand bestreiten, daß der theoretische Theil des ersteren Vieles darbietet, was zu Lob und Dank auffordert. Wenn man in Hinsicht auf den ästhetischen Theil desselben, und auf das zweyte Buch (das darin enthaltene rein Historische ausgenommen) nicht das nämliche sagen kann; so liegt dieß an einigen seltsamen Urtheilen, und an den häufigen Widersprüchen mit sich selbst, welche der Verfasser sich hat zu Schulden kommen lassen. Eine gedrängte Zusammenstellung der auffallendsten dürfte nicht ungeeignet seyn, diese Anzeige zu beschließen. Der Kürze halber mag dabey das erstere Werk mit I., das letztere mit II. bezeichnet seyn.

I. S. 347 tadelt der Autor den Ritter Gluck, daß er die dramatische Wahrheit zur Grundlage seines Systems gemacht habe; und

I. S. 368 hofft er, daß der Leser durch seine Anweisung bald zu einem richtigen Urtheile über die dramatische Angemessenheit der Musik gelangen werde.

II. S. 26 wird Mozart getadelt, daß er für seine Arbeiten sein eigenes Urtheil und das der Kenner dem Bey-

falle der Menge vorzog; und Rossini gepriesen, daß er sich gleich nach dem Geschmacke des großen Publicums richtete;

II. S. 396 hingegen wird der Verfall der Musik dem Uebel zugeschrieben, daß kein Tonsetzer mehr lebe, der, um sich selbst zu gefallen schreibe, sondern alle nur nach Geld, d. h. nach der Gunst des Haufens, streben.

I. S. 84 wird Rossini beschuldigt, die ersten Grundregeln der Harmonie zu vernachlässigen;

I. S. 184 wird der Mißbrauch getadelt, welchen er mit den Lärm-Instrumenten treibt;

I. S. 194 wird von der unausgesetzten Anwendung aller Effektmittel, ohne Rücksicht auf den Charakter des Tonstücks, gesprochen, welche die neueste italienische Schule (deren Haupt Rossini ist) eingeführt hat, woraus eine ermüdende Eintönigkeit entstehe;

I. S. 246 wird das Uebermaß der (von Rossini vorgeschriebenen) Gesangverzierungen gerügt, wodurch alle Gesänge einerley Form erhalten;

II. S. 27 werden diesem Tonsetzer seine stereotypen Manieren vorgeworfen;

II. S. 28 wird er als Plagiarius dargestellt;

II. S. 30 findet sich die Bemerkung, daß derselbe durch zu breite Entwicklung seiner Gesangstücke den Zuhörer ermüde; und

II. S. 127 liest man, daß seine Musik aus dem, durch die erste französische Revolution eingeführten Systeme der Uebertreibung entsprungen sey: gleichwohl heißt es aber

II. S. 14 — »die Natur habe ihn mit ihren Gaben überschüttet« — »sein Ruhm lösche jeden andern aus,« und sein Name wird in beyden Werken fast niemals genannt, ohne zugleich sein Genie *) zu preisen.

Noch andere Widersprüche sind schon im Verlaufe dieser Anzeige bemerkt worden.

Die Quelle dieser Uneinigkeit des Verfassers mit sich selbst dürfte in dessen doppelter Eigenschaft eines Professors der Tonkunst und eines Schriftstellers für alle Welt zu

---

*) Aura du Génie qui pourra, je ne prétends gêner personne, sagt der geistreiche Jouy im III. Theile seines Ermite de la Chaussée d'Antin.

suchen seyn. Um die Würde der ersteren zu behaupten, muß er wohl dasjenige loben oder tadeln, was nach den, über allem Wechsel der Mode stehenden Grundsätzen einer gesunden Kunstkritik lobens- oder tadelnswerth ist; in der zweyten Eigenschaft hat er zu bedenken, daß — obgleich der Tempel, den man dem Stifter der neuesten italienischen Schule vor achtzehn Jahren erbaute, schon bedeutende Risse bekommen hat, und der ihm errichtete Altar bereits um einige Stufen eingesunken ist — doch noch ein großer Theil »aller Welt« für diesen Tonsetzer und seine Schule eingenommen ist; wornach es Hrn. Fétis unerläßlich wird, in seinen Schriften dieser Neigung zur Zeit noch zu schmeicheln. Denn anzunehmen, daß die Bewunderung, welche in den beyden vorliegenden Büchern und in so mancher Nummer der Revue musicale einem Systeme gezollt wird, welches Verstand, Gefühl und Geschmack mit gleichem Unwillen verwerfen, dem Verfasser Ernst sey, hieße die Achtung verletzen, auf die er in mehrfacher Rücksicht gegründete Ansprüche hat.

J. F. Edler von Mosel.

Art. IX. Historia de la Literatura Española, escrita en Aleman por *Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. José Gomez de la *Cortina* y D. Nicolás *Hugalde y Mollinedo*. Madrid, imprenta de D. Eusebio Aguado. 1829. 4. Tomo I. XI y 276 Pag.

(Fortsetzung.)

»Doch dieses Alles zugegeben,« wird man uns einwerfen, »so verdient ja das »Poema del Cid« kaum den Namen eines Gedichtes, es ist ja nicht viel mehr als eine gereimte Chronik, und verdient höchstens als eine philologische Seltenheit Aufmerksamkeit, aber wegen seines Mangels an innerem, poetischen Werthe in der Geschichte der Poesie nur eine flüchtige Erwähnung. Denn was es von Poesie enthält, ist natürliche Folge theils der poetischen Sinnesart der Nation, zu welcher der Reimer gehörte, theils des inneren Interesse des Gegenstandes. Die Begebenheiten hat der Erzähler an einander gereiht, wie sie auf einander folgten. Von Erfindung enthält das Werk keine Spur u. s. w.« *). Ohne in das andere Extrem zu verfallen, und aus

*) So lautet das Urtheil Bouterwek's (S. 29), das seine Uebersetzer zu billigen scheinen, da sie es unberichtigt lassen. Auch die spanischen Kritiker haben den Werth ihres Nationalepos, ja des einzigen epischen Gedichtes in ihrer Literatur, das diesen Namen wahrhaft verdient, unbegreiflicherweise verkannt (s. *Capmany*, Teatro de la Elocuencia Española; Tom. I, p. 1, der es eine

Geist des Widerspruchs oder aus Paradoxie das »Poema« zu überschätzen [1]), wollen wir unter der rauhen Hülle, die wohl die meisten abschreckte, den köstlichen Kern hervorholen, und den wahren Werth des Gedichtes auszumitteln versuchen, wodurch sich obige Behauptungen von selbst widerlegen werden.

Wenn man zuerst das Gedicht als ein Ganzes der Composition, und die Art und Weise, wie es seinen Gegenstand, das Leben des Ruy Diaz, auffaßt und darstellt, betrachtet, so muß sogleich auffallen, daß der Dichter nicht ab ovo, von der Geburt seines Helden nach Art der Reimchroniken beginne, denn wenn auch der Anfang des Gedichtes in der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlt, so sind es doch, nach der Versicherung des genauen Sanchez, nur einige Blätter, die, im Verhältniß mit der übrigen Ausführung, unmöglich das ganze frühere Leben des Cid, wie es die Romanzen schildern, die wahrscheinlich dem »Poema« als Grundlage dienten, bis zu seiner letzten Verbannung, mit der es in seiner gegenwärtigen Gestalt beginnt, enthalten konnten. Dann endet das Gedicht nicht mit der Eroberung und dem unangefochtenen Besitze Valencia's, mit dem sich der Heldenlauf des Cid doch eigentlich schließt; überhaupt legt der Dichter auf diese Begebenheit nicht den Hauptnachdruck, wie man vermuthen sollte. Diesen legt er vielmehr auf die Vermählung der Töchter des Cid und die Ehre, die seinem Geschlechte daraus erwuchs [2]). Daher zeigt uns die

---

»Historia rimada« nennt; — und *Mendibil y Silvela*, Biblioteca selecta de Lit. Esp., Tom. I, p. XXIX, die zu diesem Urtheile Capmany's noch hinzufügen: »nada tiene de épico, y aun casi pudiera disputársele el titulo de poema.« — Sanchez (l. c. p. 229) und Quintana (Tom. I, p. XVI y XVII) beurtheilen es zwar etwas günstiger, heben aber nur einzelne Seiten und Schönheiten desselben hervor, ohne das Ganze der Composition richtig zu würdigen. — Eben so Schlegel und Sismondi).

[1]) Wie z. B. Southey. Richtiger, aber immer noch etwas übertrieben, urtheilt ein Kritiker im »Quarterly Review« (Vol. XII, p. 64): »The Spaniards have not yet discovered the high value of their metrical history of the Cid, as a poem.... It may be asserted, without fear of refutation, *that of all the poems which have been written since the Iliad, this is the most Homeric in its spirit:* but the language in the Peninsula was at that time crude and unformed and the author seems to have lived too near Catalonia.«

[2]) Schon Vers 282 — 283 läßt der Dichter seinen Helden als den sehnlichsten Wunsch seines Herzens aussprechen:

Plega á Dios é á Sancta Maria
Que aun con *mis manos case estas mis fijas.*

erste Abtheilung des Gedichtes den Cid tiefgebeugt durch unschuldige Verbannung und Trennung von seinen Lieben, aber nicht weibisch verzweifelnd im Unglücke, unternehmend und siegreich in harten Kämpfen mit Mauren und Christen, und als kühnen Selbstschöpfer seines Glückes durch die heldenmüthige Eroberung Valencia's; immer aber großmüthig gegen die Besiegten und treu gegen seinen ungerechten Herrn, und schließt mit der allerdings ehrenvollen Vermählung der Töchter des Cid mit den Infanten aus dem angesehenen Hause der Grafen von Carrion, in die er aber nur aus Gehorsam gegen seinen »natürlichen Herrn und König« gewilligt, und durch dieses Verläugnen des eigenen Willens in dieser ihm über alles wichtigen Angelegenheit, um den Wunsch seines nun versöhnten Königs zu erfüllen, das größte Opfer der Vasallentreue gebracht hatte *); der Dichter aber deutet durch die Schlußverse dieser Abtheilung gleichsam das noch Kommende an, indem er ausruft (v. 2285 — 2286):

Ques' page d'es' casamiento mio Cid ó el que lo ovo en algo,
Las coplas deste cantar aquis' van acabando.

Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich fast bloß mit den Töchtern des Cid. Es zeigt sich sogleich, daß den Cid seine Ahnungen nicht betrogen haben; denn die Infanten von Carrion benehmen sich so feige, daß sie zum Gespötte der Vasallen ihres Schwiegervaters werden. Um dieser Schande zu entgehen, be-

---

Und an vielen Stellen wiederholt er diesen Gedanken, so daß als der Hauptzweck des Cid eine ehrenvolle Vermählung seiner Töchter, alles andere aber, selbst die Eroberung und Behauptung Valencias, nur als willkommenes Mittel hiezu erscheint (vgl. die Rec. des Huber'schen Werkes von Herrn Prof. Enk in diesen Jahrb., Bd. XLIX, S. 159, dessen Ansicht von dem »Poema« wir in dieser Beziehung beystimmend gefolgt sind).

*) Dieses Verhältniß deutet der Dichter wiederholt und besonders nachdrücklich an, z. B V. 2204 — 2214; auch läßt er den Cid selbst an einem glücklichen Ausgange dieser Verbindung zweifeln, und nur mit Widerwillen und nicht ohne Reue das abgedrungene Versprechen halten, z. B. V. 2142 — 2144 und V. 2231 — 2234, nachdem er vergeblich Ausflüchte gesucht hatte, um den König davon abzubringen (V. 2091 — 2094). — Da eine Versöhnung des Cid mit dem Könige Alonso nach der Eroberung von Valencia und eine Verbindung seiner Töchter mit Grafen von Carrion der urkundlichen Geschichte theils widersprechen, theils unnachweisbar sind, so sollte man fast vermuthen, der Dichter habe die Stellung der Begebenheiten absichtlich verändert, und das Abenteuer mit den Infanten hinzugedichtet, oder wenn er es in den Romanzen bereits vorfand, die Sage der Geschichte vorgezogen, wenigstens hätte er zu seinem Zweck keine glücklichere Anordnung und Wahl treffen können.

gehren sie vom Cid die Erlaubniß, ihre Gemahlinnen in ihr Erbe heimführen zu dürfen. Der Cid willigt nur ungerne in ihr Verlangen, und die Trennung fällt den Aeltern und den Töchtern gleich schwer:

El padre con las fijas loran de corazon.

Seinen Neffen, Felez Muñoz, gibt er seinen Töchtern zum Begleiter, und legt ihm nachdrücklich ans Herz, doch ja für das Wohl derselben besorgt zu seyn. Diese Sorge war nicht umsonst; denn die Infanten, eben so verrätherisch als feige, beschließen den selbstverschuldeten Schimpf an ihren unschuldigen Gemahlinnen zu rächen. Die Gelegenheit findet sich bald; in einer einsamen Waldschlucht angelangt, müssen auf ihren Befehl die Begleiter vorausziehen, und sie bleiben allein mit ihren beyden Frauen zurück. Da reißen sie ihnen die Kleider vom Leibe, peitschen sie mit den Riemen ihrer Rosse unbarmherzig, daß das Blut aus allen Wunden rinnt, und lassen sie für todt den wilden Thieren zur Beute liegen. So glauben sie den Cid in seinem eigenen Blute auf das tödtlichste gekränkt und beschimpft zu haben. Doch ihm und seinem Geschlechte sollte aus diesem Leid und dieser Schmach nur größere Ehre entsprossen! Denn der treue Felez Muñoz schöpfte über die lange Verzögerung Argwohn, und da er die Infanten, von ihnen unbemerkt, allein vorbeyziehen sieht, eilt er zurück, und findet seine Muhmen in dem kläglichsten Zustande. Es gelingt ihm, sie ins Leben zurückzurufen, und durch Labung und ermuthigende Worte sie so weit wieder zu stärken, daß sie im Stande sind, auf seinem Rosse die Heimreise zu unternehmen. So geleitet er sie bis Santesteban, wo sie bis zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung bleiben, und von wo aus dem schwer beleidigten Vater die Trauerbotschaft hinterbracht wird. Als der Cid dieses hört:

Una grand ora pensó é comidió:
Alzó la su mano, á la barba se tomó:
Grado á Christus que del mundo es Señor:
Quando *tal ondra* me han dada los Infantes de Carrion,
Por aquesta barba que nadi non mesó,
Non la lograrán los Infantes de Carrion:
Que á mis fijas bien las casaré yo.

Er sendet sogleich seine treuesten und angesehensten Vasallen, den klugen Minaya Alvar Fanez, den tapfern Pero Bermuez und Martin Antolinez, den Wackern von Burgos, mit 200 Rittern nach Santesteban, um seine Töchter nach Valencia zu geleiten. Diesen gewährt der Anblick der getreuen Waffengefährten ihres Vaters die größte Freude, und Pero Bermuez tröstet sie:

Buen casamiento perdiestes, *meior* podredes ganar.

Doch alles Leid ist fast vergessen, als sie, in Valencia angekommen, in die Arme ihres Vaters sinken:

Mio Cid á sus fijas ybalas abrazar.
Besandolas á amas tornos' de sonrrisar.
Venides, mis fijas, Dios vos curie de mal.
Hyo tomé el casamiento, mas non osé decir al.
Plega al Criador que en Cielo está,
Que vos vea meior casadas daqui en adelant.

Aber nicht vergessen ist über der Freude des Wiedersehens die Rache an den treulosen Verräthern. Doch nicht durch rohe Selbsthülfe sucht sie der an seiner empfindlichsten Seite tief gekränkte und dennoch sich mäßigende Held zu befriedigen. Er schlägt den gesetzlichen Weg ein, indem er sich an seinen König wendet; denn:

Como yo so su vasallo, é el es mio Señor,
Desta desondra que me han fecha los Infantes de Carrion,
Quel' pese al buen Rey dalma é de corazon.
El casó mis fijas ca non gelas di yo.
Quando las han dexadas á grant desonor,
Si desondra y cabe alguna contra nos,
La poca é la grant toda es de mio Señor.

— — — — — — — — — — — — — —

Adugamelos á Vistas, ó á Juntas, ó á Cortes.

Das Letztere bewilligt der König, und beruft Cortes nach Toledo. Das ist der Glanzpunkt des Gedichtes, denn hier zeigt sich des Cid's Ruhm in seiner ganzen Größe, und durch eine, seine Hoffnungen noch bey weitem übertreffende, ehrenvolle Verbindung wird sein Geschlecht verherrlicht, so sein heißester Wunsch erfüllt, und seine Feinde und Neider gedemüthiget. Die Infanten von Carrion hatten sich nämlich auf den strengen Befehl des Königs, dem sie umsonst zu entgehen suchten, mit ihrem Verwandten, dem Grafen Don Garcia Ordoñez, dem mächtigsten und unversöhnlichsten Feinde des Cid, bereits eingefunden; das Gericht der vornehmsten Grafen und Infanzonen des Reichs, den König selbst an der Spitze, ist versammelt: da erscheint der »zur guten Stunde Geborene« mit einer auserlesenen Schaar von hundert seiner Tapfersten an den Schranken, um sein gutes Recht zu erhalten. Alle, außer seinen Gegnern, empfangen ihn mit den größten Ehrenbezeugungen:

A grant' ondra lo reciben al que en buen ora nació.

Zuerst verlangt der Cid seine beyden Schwerter, Colada und Tizon, zurück, die er den Infanten am Hochzeittage geschenkt, und die sie durch ihre Feigheit entweiht hatten. Das kann nicht verweigert werden. Hierauf begehrt der Campeador die Zurück-

erstattung der 3000 Mark Silbers, die er seinen Töchtern zur Ausstattung gegeben hat. Auch dieses müssen die Infanten zugestehen. Nun aber verlangt der Cid Genugthuung für die Kränkung seiner Ehre und die Beschimpfung seiner Töchter, das läßt sich nicht wie Waffen und Geld zurückerstatten, das kann nur durch ein Gottesurtheil im Kampfe auf Leben und Tod, durch das Blut der Beleidiger wieder gut gemacht werden. Da erhob sich der Graf Garcia, und mit frechem Spotte behauptet er, die Grafen von Carrion hätten Recht daran gethan, des Cid's Töchter zu verlassen, denn:

> Los de Carrion son de natural tal:
> Non gelas *debien querer sus fijas por barraganas:*
> O quien gelas *diera por pareias ó por veladas.*

Eben so erwiedern die Infanten selbst:

> De natura somos de Condes de Carrion:
> Debiemos casar *con fijas de Reyes ó de Emperadores:*
> Ca *non pertenecien fijas de Infanzones:*

Und:

> De natura somos de los Condes mas limpios:
> Estos *casamientos non fuesen aparecidos*
> Por *consograr con Mio Cid Don Rodrigo.*
> — — — — — — — — — — — — — —
> Que porque las dexamos ondrados somos nos.

Der Cid selbst würdigt eine so freche Verhöhnung seiner Ehre keiner Antwort, sondern läßt sie durch seine Mannen herausfordern und Lügen strafen, die den Hohn der Infanten durch den Vorwurf schändlicher Feigheit und Verrätherey erwiedern. Der König macht diesen gegenseitigen Hohnreden durch das Gebot zu schweigen und die Bewilligung des Gottesgerichtskampfes ein Ende. Doch noch vor dem Ausgange dieses Kampfes sollte die Ehre des Cid und seiner Töchter auf eine überraschende und alle Erwartung übersteigende Weise in ihrem ganzen Glanze wieder hergestellt werden; denn in diesem Augenblicke treten Abgesandte der Infanten von Navarra und Aragon in die Versammlung, und begehren die Töchter des Cid für ihre Herrn zu Gemahlinnen. Da sieht sich der Cid am Ziele seines Strebens, und seine kühnsten Hoffnungen noch übertroffen; denn sein Geschlecht wird durch diesen Antrag nicht nur den ersten des Reiches gleichgestellt, sondern über alle erhoben, und aus seinem Blute werden fürder Könige entsprossen. Das ist die süßeste Rache für die erlittene Schmach und die ärgste Demüthigung des anmaßenden Stolzes der Grafen von Carrion. Aber auch in diese Verbindung, wiewohl ganz nach dem Wunsche seines Herzens, willigt er erst, nachdem sein Herr und König

sie genehmigt und gut geheißen hatte. Da kann sich im Uebermaße der Freude sein treuer Minaya Alvar Fanez nicht enthalten, den Hohn der erst noch so aufgeblasenen und nun tief beschämten Infanten von Carrion mit gleicher Münze zu bezahlen, indem er ihnen zuruft:

De natura sodes de los de Vani Gomez,
Onde salien Condes de prez é de valor;
Mas bien sabemos las mañas que ellos han:
Esto gradesco yo al Criador.
Quando piden mis Primas Don' Elvira é Doña Sol
Los Infantes de Navarra é de Aragon,
Antes las habiedes pareias pora en brazos las tener,
Agora besaredes sus manos é lamarlas edes Señoras:
Averlas edes á servir mal que vos pese á vos:
Grado á Dios del Cielo é aquel Rey Don Alfonso.
Asi crece la ondra á Mio Cid el Campeador.

Durch diese freudige Unterbrechung ist aber der Kampf nicht aufgehoben, denn auch durch Gottes Urtheil muß die Ehre des Cid rein gewaschen werden. Der König will ihn auf den folgenden Tag festsetzen; die Infanten begehren aber einen Aufschub von drey Wochen, um sich gehörig rüsten zu können. So lange kann der Cid nicht von Valencia abwesend seyn, er läßt daher seine drey Ritter in der Gewahrsam des Königs. Nach Verlauf der drey Wochen findet der Kampf in der Ebene von Carrion und unter dem Vorsitze des Königs nun wirklich Statt. Die Infanten und Azur Gonzalez werden von den Kämpfern des Cid gänzlich besiegt, und dem Cid die frohe Botschaft davon nach Valencia gesendet. Groß ist die Freude darüber in Valencia, und der Cid, nun am Ziele seiner Wünsche, ruft dankend zum Schöpfer:

Grado al Rey del Cielo, mis fijas vengadas son.
Agora las hayan quitas heredades de Carrion,
Sin verguenza las casaré ó aqui pese ó aqui non.

Nun wird die Vermählung seiner Töchter mit den Infanten von Navarra und Aragon wirklich vollzogen, und der Dichter hebt die Haupttendenz seines Gedichts, zu zeigen, zu welch großer Ehre sich das Geschlecht des Cid durch seine ruhmvollen Thaten emporschwang, noch einmal hervor, wozu ihm die erste, zwar auch ehrenvolle, aber unglücklich ausgefallene Vermählung gleichsam als Folie der zweyten, weit glänzenderen, diente, indem er sagt:

Los primeros (casamientos) *fueron grandes, mas aquestos son miiores.*
A maior ondra las casa que lo que primero fue.
Ved qual ondra crece al que en buen ora nació,

Quando Señoras son sus fijas de Navarra é de Aragon.
Hoy los Reyes de España sos parientes son.
A todas alcanza ondra por el que en buen ora nació.

Und nur mit ein paar Worten erwähnt er noch den Tod seines Helden.

Daher ist die Darstellung des ganzen früheren Heldenlebens des Cid von seiner letzten Verbannung bis zur Eroberung von Valencia, der Versöhnung mit dem Könige und der nur auf dessen Gebot geschlossenen Verbindung von Cid's Töchtern mit den Infanten von Carrion, welche die erste Abtheilung enthält, eigentlich nur als Einleitung zur zweyten anzusehen. In dieser entwickelt der Dichter erst seine Hauptabsicht mit steigender, fast dramatischer Wirkung, wie aus der anfänglichen, von Cid's Feinden und Neidern beabsichtigten Demüthigung desselben gerade sein Ruhm und die Ehre seines Geschlechtes am Ende nur um so glänzender hervorging, indem selbst Königssöhne sich durch eine Verbindung mit dem unerschütterlich treuen Vasallen und unbezwingbaren Kampfhelden geehrt fanden, und so, was der Dichter als das Hauptziel des Strebens seines Helden darstellt, durch dessen eigenes Verdienst über alle Erwartung glücklich erreicht wurde.

Heißt dieß chronikenartig erzählen? — Ist dieses Gedicht nicht denn doch etwas mehr, als eine »gereimte Geschichte,« und der Verfasser etwas mehr als ein »bloßer Reimer?« — Kann man ihm wirklich umsichtige Auswahl der Begebenheiten, effektvolle Anordnung derselben, poetischen Takt, kurz jede »Spur von eigener Erfindung« absprechen? — Und selbst wenn sich der ganze Stoff bereits in den Romanzen vorfand, ist er in dem »Poema« nicht unter einem besonderen Gesichtspunkte aufgefaßt, und zu poetischer Einheit verarbeitet? — Man vergleiche doch einmal den bekannten »Romancero del Cid« mit dem »Poema,« und man wird finden, daß beyde zwar denselben Gegenstand, aber unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten darstellen. In dem »Romancero« ist das Leben des Cid an und für sich, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, Hauptgegenstand, alles übrige hat nur in Beziehung auf ihn Bedeutung, das Abenteuer mit den Infanten von Carrion ist nur eine Episode, und die zweyte Vermählung seiner Töchter mit den Infanten von Navarra und Aragon tritt ganz in den Hintergrund. Wie ganz anders im »Poema«! Hier wird alles nur, wie wir zur Genüge gezeigt zu haben glauben, in Beziehung auf eine ehrenvolle Verbindung von Cid's Töchtern und daraus hervorgehende Verherrlichung seines Geschlechtes dargestellt; der Held selbst ist zwar auch hier die Hauptfigur,

aber sein ganzes Handeln erscheint nur als ein diesem Zwecke untergeordnetes. Kann man nun noch behaupten, »daß, was das »Poema« etwa noch von Poesie enthalte, nur natürliche Folge theils der poetischen Sinnesart der Nation, theils des inneren Interesse des Gegenstandes sey?«

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Schönheiten des Gedichtes, die auch bereits von Anderen verdientermaßen gewürdigt wurden. Die Charakteristik ist hier noch kein Produkt der Abstraktion und Reflexion, sondern unbewußte Nachbildung der Natur, aber eben darum nur um so wahrer, um so ergreifender. Man sieht den graubärtigen, biederherzigen Kampfhelden von Bibar ordentlich vor sich stehen, ohne daß man dem Dichter die Absicht einer künstlich berechneten Schilderung irgendwo abmerken könnte; aber eben durch die innere Wahrheit und hohe Natürlichkeit der kunstlosen Darstellung drängt sich die Ueberzeugung auf, so muß er ausgesehen, so muß er gehandelt haben. Auch die Nebenfiguren sind mit wenigen Strichen eben so drastisch gezeichnet, sie sind keine personifizirten Tugenden und Laster, sondern wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut; wie z. B. die ihrem Gemahle nicht nur mit Liebe, sondern mit wahrer Verehrung zugethane, von ihm aber »eben so hoch gehaltene« (mugier de pro, que vale algo) Ximena, die auch als zärtliche Mutter nur mit ein paar Worten treffend charakterisirt ist (v. 2610 — 2611); die unbedingt gehorchenden und doch so hochherzigen Töchter (v. 2735 — 2743); der kampflustige Bischof Hieronymus; der eben so kluge als tapfere Minaya, dem Meister Hildebrand in unserer Heldensage vergleichbar; der wortarme, aber immer schlagfertige Pero Bermuez (v. 3319 — 3324); wie kurz und doch so sprechend ist nicht die Schilderung des Asur Gonzalez, der vom überreichlich genossenen Morgenimbiß noch glühend und tolldreist schimpfend in die Versammlung der Ersten des Reichs tritt (v. 3385 — 3400) u. s. w.

Die Darstellung ist im Ganzen schlicht und treuherzig, oft naiv und körnig *). Die immer wiederkehrenden Wörter und

---

*) Wie kräftig und kurz, z. B. Lengua sin manos; Boca sin verdad; Varon que tanto callas! — Wie aber Sismondi (S. 40) in dieser Darstellung Spuren arabischen Ursprungs finden konnte, begreifen wir nicht (auch der sonst so umsichtige Wachler, Handb. d Gesch. d. Lit., Frankfurt 1823, Thl. 2, S. 178 nennt, wahrscheinlich durch Sismondi irre geleitet, die Darstellung »bisweilen arabisirend«); denn die von ihm angeführten Beyspiele könnten eben so gut für einen chinesischen Ursprung zeugen. Schon Friedr. v. Schlegel (Werke, Bd. I, S 318) hat sehr richtig bemerkt, daß in dem ganzen Gedichte von dem mehr orientalischen,

Phrasen zur Bezeichnung derselben Begriffe und Gegenstände, und die vielen, meist malerischen Epithete (vgl. Diez in den Jahrb. f. wissensch. Kritik, 1831, July, Nr. 20, Sp. 154) erinnern an das griechische Epos. Die häufig gebrauchte Form des Dialogs gibt der Erzählung oft dramatische Lebendigkeit. Auch fehlt es nicht an glücklich gewählten Situationen und anschaulichen Gemälden; wie rührend erhaben ist z. B. nicht gleich der Eingang des Gedichtes; wie einfach ergreifend das Abschiednehmen des Cid von seiner Familie und der Aeltern von den Töchtern dargestellt; wie lebendig anschaulich die Beschreibung der Kämpfe mit den Mauren und dem Grafen von Barcelona; nicht ohne komische Wirkung wird die Ueberlistung der vorsichtigen Juden Rachel und Vidas erzählt; aber seine ganze Kraft hat der Dichter auf die meisterhafte Schilderung der Cortes zu Toledo und des Entscheidungskampfes zu Carrion aufgespart, und mit großem Effekt ist die Einführung der Gesandten von Navarra und Aragon angebracht.

Den Werth des Gedichtes in Bezug auf Geschichte und Topographie zu beurtheilen, ist hier nicht der Ort; aber wenn man auch dem gründlich kritischen Herrn Dr. Huber beystimmen muß, der strenger als Johannes v. Müller das »Poema« vom historischen Zeugenverhör ausschließt *), so läßt sich doch wohl nicht läugnen, daß das Gedicht für die Kenntniß der Sitten und des altkastilischen Lehn- und Ritterwesens eine höchst wichtige und ergiebige Quelle sey.

Was die Sprache des Gedichtes betrifft, so ist sie allerdings noch sehr ungelenk, und es mangelt ihr noch an den nöthigen Formen und Verbindungswörtern, um einen Gedanken mit Klarheit und Präcision auszudrücken; man sieht es ihr an, daß sie erst seit Kurzem sich von der Muttersprache bestimmter getrennt und zur selbstständigen Schriftsprache auszubilden angefangen habe. Aber eben deßhalb ist das Verdienst des Dichters um so größer, der mit einem noch so rohen, unvollkommenen Organ so Treffliches leistete, und gewiß keine kleinen Schwierigkeiten zu überwinden hatte; wie viel hatten hierin die Sänger der Iliade und Odyssee vor ihm voraus, die bereits eine ausgebil-

---

zum Wunderbaren und Fabelhaften sich hinneigenden Geschmack keine Spur zu finden sey.

*) Wiewohl sich gegen den von Risco und Huber bloß negativ geführten Beweis, aus dem Stillschweigen ihrer Hauptquelle, manches einwenden ließe (vgl. Enk's oben angeführte Rec. und *Foreign Review and continental Miscellany*, Nro. VIII, p. 442).

dete, wohltönende Sprache vorfanden! — Eben so roh ist noch die metrische Form des »Poema«; merkwürdig ist daran das Streben nach Zweytheiligkeit der Verse, welche man auch wohl bloß deßhalb für Alexandriner angesehen hat, denn sie haben noch gar keine bestimmte Sylbenzahl (sie schwankt zwischen zehn bis funfzehn, ja zwanzig), wenn auch viel von dieser Unbestimmtheit auf Rechnung des Abschreibers gesetzt werden müßte. Dann der Reim, durch den der Dichter bald eine größere, bald eine geringere Anzahl von Versen noch ganz willkürlich verbindet, und das Uebergehen desselben in die Assonanz, die hier aber noch ganz in der Gestalt des aus Noth unvollkommenen Reims erscheint, und nicht mit der später ausgebildeten, die das Produkt einer mit Bewußtseyn befolgten Regel ist, verwechselt werden darf. Ueberhaupt hat in metrischer Beziehung das »Poema« eine auffallende Aehnlichkeit mit den ältesten provenzalischen Gedichten, die ihm wohl zum Muster gedient haben dürften [1]).

Aus der sprachlichen und metrischen Form des Gedichtes, verglichen mit der in den Werken des Berceo, der bekanntlich zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, schließt Sanchez auf das hohe Alter desselben, und glaubt ungefähr die Mitte des zwölften Jahrhunderts als die Zeit seiner Abfassung annehmen zu dürfen. Auch Capmany stimmt ihm hierin bey, und das Urtheil zwey so gelehrter Sprachforscher ist gewiß von großem Gewichte. In dem Gedichte selbst sind nur zwey Stellen, die einigen Aufschluß über sein Alter geben könnten, nämlich v. 3013—3014:

El Conde Don Anrrich, é el Conde Don Remond:
Aqueste fue *padre del buen Emperador.*

Dieser »buen Emperador« war Alfons VII. von Kastilien, der von seinem Vater, dem Grafen Raimund von Burgund, auch Ramo genannt wurde, und bekanntlich i. J. 1135 den Titel eines Kaisers von Spanien annahm. Das Gedicht kann also nicht vor diesem Jahre verfaßt worden seyn [2]).

---

[1]) Vergl. Diez, die Poesie der Troubadours, S. 223; — und Raynouard's Anzeige des Romans von Fierabras im Journal des Savans, 1831, p. 135—136.

[2]) Da dieser Alfons i. J. 1157 starb, so glaubt Sanchez, das Gedicht sey erst nach diesem Jahre verfaßt worden, indem er sagt (l. c. Tom. II, p. 1): »Este Emperador murió el año de 1157. Y aunque el haberle nombrado *no es prueba cierta de que ya hubiese muerto*, parece lo mas verosimil *segun el modo con que se explica el poeta.* Creo, pues, que debe este colocarse *despues* del año 1157 y antes del 1200 en

Die zweyte Stelle ist die berühmte und vielfach bestrittene, v. 3735:

Hoy los Reyes de España sos parientes son.

Dieses »Heutzutage« oder »jetzt sind die Könige von Spanien des Cid Verwandte« konnte der Dichter nur sagen, als bereits, wenn auch nicht alle, doch mehrere [1]) der damals über Spanien herrschenden königlichen Familien entweder unmittelbare Nachkommen des Cid oder durch eheliche Verbindung mit denselben seinem Geschlechte verschwägert oder verwandt waren. Die eine Tochter des Cid, Doña Maria Sol, war mit Ramon Berenguer III., Grafen von Barcelona, vermählt, die einzige aus dieser Ehe entsprossene Tochter gebar ihrem Gemahle, dem Grafen von Besalu, gar keine Erben, mit ihr erlosch daher des Cid Geschlecht in dieser Linie. Doch hatte Ramon Berenguer III. sich zum zweyten Male (1106) mit der Gräfin Dulce, der Erbin von Provence, vermählt, und mit ihr einen Sohn, Ramon Berenguer IV., erzeugt, der durch seine Gemahlin, Pedronila von Aragon, Reichsverweser (er nannte sich nicht König, sondern nur bloß Fürst von Aragonien) dieses Königreichs (1137 — 1162), und dessen Sohn, unter dem Namen Alfons II., König von Aragonien wurde [2]). Der Dichter, der es nicht so genau zu nehmen braucht, wie der Genealogist, konnte also wohl schon damals das königliche Haus von Aragon durch eine poetische Licenz als mit dem Geschlechte des Cid verwandt anzunehmen sich erlauben. Doch hat diese Vermuthung gewiß

---

que ya vivia Don Gonzalo de Berceo.« Wir sehen aber nicht ein, wie sich dieses aus der Art, wie der Dichter den Kaiser anführt, schließen lasse, da derselbe ganz einfach sagt: »Dieser (der Graf Remond) war der Vater des guten Kaisers,« was er bey Alfons Lebzeiten gerade eben so sagen konnte, wie Sanchez selbst zugibt.

[1]) Daß man unter »Reyes de España« nicht alle Könige von Spanien, was nicht einmal in dem Ausdrucke, bloß grammatisch genommen, liegt, verstehen müsse, wie Don Ráfael Floranes (bey Risco, p. 69) annimmt, hat schon Hr. Dr. Huber (l. c. S XXIX) hinlänglich widerlegt.

[2]) Konnte nicht daher der Dichter unter dem »Infanten von Aragon,« den er neben dem Infanten von Navarra als Brautwerber aufführt, diesen Grafen von Barcelona gemeint haben, was sonst eine reine Fiction wäre? Denn da zu seiner Zeit eben durch die Nachkommen dieses Grafen Barcelona und Aragonien unter einem Zepter vereint waren, so war es wohl eben keine so große poetische Licenz, obwohl chronologisch ungenau, den Titel des berühmteren Reiches für den Eidam seines zu verherrlichenden Helden zu wählen.

viel gegen sich. Aber um so wahrscheinlicher läßt sich die Zeit, in welcher der oben angeführte Vers seine rechte Anwendung fand, bestimmen, wenn man auf die Vermählung der zweyten Tochter des Cid, Doña Christina Elvira, mit Don Ramiro, Infanten von Navarra, und den Erfolg dieser Verbindung sieht. Schon der Sohn derselben, Don Garcia Ramirez, genannt der Wiederhersteller, gelangte auf den Thron von Navarra (1134—1150), und hatte zu seiner zweyten Gemahlin Doña Urraca, eine natürliche Tochter Königs Alfons VII. von Kastilien (1144). Dessen Sohn, Sancho VI., genannt der Weise (1150—1194), vermählte sich ebenfalls mit einer Tochter Alfons VII., Doña Sancha (1153). Durch dessen Schwester, des Cid Urenkelin, Doña Blanca, die Gemahlin Sancho III., des Ersehnten (mit ihm versprochen 1141, wirklich vermählt 1151), der seinem Vater, Alfons VII., in Kastilien nachfolgte, kam endlich das Blut des Cid in das königliche Haus von Kastilien. Der Dichter konnte also mit vollem Rechte bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sagen, die Könige von Spanien seyen Verwandte des Cid, denn dessen Nachkommen, wenn man auch die obige Vermuthung wegen Aragonien ganz verwirft, waren schon damals auf den Thronen von Navarra und Kastilien. Hält man damit zusammen, daß in Rücksicht auf sprachliche und metrische Form des Gedichtes Männer wie Sanchez und Capmany genau dieselbe Zeit als die seiner Abfassung annehmen; daß der Dichter, als Kastilier, gerade um diese Zeit durch die mehrfache Verbindung des kastilischen Königshauses mit den Nachkommen des berühmtesten Helden seines Landes eine ganz besondere Aufforderung zur Feyer dieses Ereignisses finden mußte; daß der Hauptnachdruck des »Poema,« wie wir oben hinlänglich bewiesen haben, eben auf der ehrenvollen Vermählung von Cid's Töchtern und der daraus hervorgehenden Verherrlichung seines Geschlechtes liegt; so ist die Annahme wohl höchst wahrscheinlich, daß es bey Gelegenheit einer dieser Vermählungen, vorzuglich der Blanca's mit Sancho III., gedichtet wurde, und daher die Zeit seiner Abfassung in das vierte bis sechste Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts zu setzen sey.

Sollte diese Annahme haltbar seyn, so widerlegt sich von selbst die Vermuthung, daß der am Ende genannte Per Abbat nicht bloß der Abschreiber, sondern auch der Verfasser des Poema sey *). Leider läßt sich von diesem, nach den bis jetzt mitge-

*) Das Gedicht schließt nämlich mit diesen beyden Versen:

Per Abbat le *escribió* en el mes de Maio
En era de mill é C.C. . . . . XLV. años (d. i. i. J. 1207).

theilten Quellen und Hülfsmitteln, fast gar nichts sagen, höchstens, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Kastilier gewesen sey, da sich die Dichter des westlichen Spaniens damals noch der galicischen, und die des östlichen der limosinischen oder catalonischen Mundart bedient haben, von beyden aber weicht die Sprache des »Poema« bedeutend ab, doch nähert sie sich etwas mehr der letzteren. Noch läßt sich behaupten, daß er den höhern Ständen angehört habe, da er mit den Gebräuchen und Förmlichkeiten des Lehen- und Ritterwesens sehr vertraut ist, und viel Gewicht darauf zu legen scheint.

Wenn wir ausführlicher, als man vielleicht für diesen Ort passend halten könnte, uns über das »Poema« verbreitet haben, so glauben wir eine Entschuldigung darin zu finden, daß dieses für seine Zeit treffliche, in jeder Hinsicht aber höchst merkwürdige Gedicht von Bouterwek gänzlich verkannt, von Wenigen nur billiger beurtheilt, und noch von Keinem ihm die ausgezeichnete Stelle zugewiesen wurde, die es, seines inneren poetischen Werthes und seiner äußeren Erscheinung wegen in der Geschichte der spanischen Nationalliteratur einzunehmen berechtigt ist. Es verdient in jeder Hinsicht den Freunden dieser Literatur viel bekannter zu werden, als es bisher zu seyn scheint. Desto kürzer können wir uns über die von Bouterwek ebenfalls nur beyläufig erwähnte prosaische Chronik vom Cid (Crónica particular del Cid) fassen. Daß sie viel jünger als das »Poema« sey, und dieses oft wörtlich benützt habe, hat bereits Sanchez (l. c. p. 224 sqq.) bewiesen. Sie steht daher auch in Beziehung auf Sittenschilderung weit hinter dem »Poema«, das viel enthaltsamer im Erdichten und Ausschmücken durch Aufnahme des Wunderbaren und Legendenartigen ist, und trägt überhaupt die Färbung einer viel späteren Zeit. Als eigentlich historische Quelle für das Leben des Cid und die Geschichte seiner Zeit kann sie ohnehin nicht gelten, da sie eine höchst unkritische Compilation aus älteren arabischen, lateinischen und spanischen Chroniken, dem »Poema« und aus den fabelhaften Erzählungen der Volkssagen ist. Aber als sprachliches und literarisches Denkmal bleibt sie ihres Alters (wahrscheinlich bald nach dem dreyzehnten Jahr-

---

Vergl. hiemit die Note des Sanchez, und was er in der Einleitung über das Alter der Handschrift und gegen die Meinung, Per Abbat sey auch der Verfasser des Gedichts, aus sprachlichen Gründen, sagt (l. c. p. 221 sqq.). Auch Hr. Dr. Huber (l. c. S. XXVIII) ist wider diese, von Don Rafael Floranes (bey Risco, p. 69) aufgestellte Behauptung.

hundert) und der Lebendigkeit und Treuherzigkeit ihrer Darstellung wegen immer sehr beachtenswerth *).

---

*) Vgl. Wachler, Gesch. der histor. Forschung und Kunst, Thl. I, S. 61: Risco, l. c, p 61—64, und Huber, l. c., S XXII—XXIII. Wir können aber den beyden Letzteren nicht beystimmen, wenn sie die »Crónica del Cid« für ein Bruchstück einer allgemeinen Chronik (Crónica general) halten; denn vergleicht man die von ihnen als Beweis angeführte Stelle mit dem Schlusse der Chronik, wo es heißt (Fol. CIII, nach der Ausgabe: Medina del Campo, 1552, Fol.): »Aqui se acaba la cronica del.... Cid ruy diez campeador. En la *qual van entremezcladas las cronicas de algunos reyes*, en cuyo tiempo el fue: porque *no se podia escreuir de otra manera*, y son estas« etc.... so sieht man, daß sich der Compilator gleichsam entschuldigt daß er die Geschichte dieser Könige der seines Helden einverleibt habe, »da er sie nicht anders habe schreiben können,« welche Entschuldigung der Verfasser einer allgemeinen Chronik wohl nicht nöthig gehabt hätte. Und wäre dieses auch ein Zusatz des ersten Herausgebers, des Abtes Juan Lopez de Velorado, so kann die von Risco und Huber angezogene Stelle doch eben so gut ein von dem Compilator einer allgemeinen Chronik, die er gerade wörtlich nach Art der Geschichtschreiber des Mittelalters benützte, gedankenlos nachgeschriebener Satz seyn. Wenigstens spricht keine andere Stelle zu Gunsten ihrer Annahme, wohl aber der Charakter des Ganzen dagegen. Diese Chronik erschien zum ersten Male im Druck zu Burgos i. J. 1512 (Risco, p. 62; spätere Ausgaben: Medina del Campo, 1552; Burgos, 1593; beyde in der hiesigen Hofbibliothek; nach Wachler auch eine zu Sevilla 1611. Alle in Folio). Aber schon früher war zu Sevilla i. J. 1498 eine Chronik vom Cid gedruckt worden, die unter die größten typographischen Seltenheiten gehört, da selbst Risco (l. c. p. 71) und Mendez (Typographia esp.; Madrid 1796, 4 Tom. I, p. 212) nicht im Stande waren, ein Exemplar derselben in Spanien aufzufinden, und nur nach Denis (supplem. zu *Maittaire* ann. typogr., p. 443) sie anführen. Das, vielleicht einzige, Exemplar der hiesigen Hofbibliothek liegt vor uns. Wir setzen den Titel und das Ende hieher, da Denis sie fehlerhaft mitgetheilt hat: Coronica del cid ruy diaz. — Aqui fenece el *breue tratado* de los hechos y batallas que el buen cauallero Cid ruy diaz vencio: cō fauor y ayuda d' nuestro señor. El qual se acabo en el mes de mayo de nouenta y ocho años. Y fue empremido por tres compañeros alemanes: en la muy nole (sic) y muy leal cibdad de Seuilla. A dios gracias.« Sie besteht im Ganzen aus 70 unpaginirten Blättern (ohne Kustoden, aber mit Signatur a—h zu 8 Bl., und i zu 6 Bl., die volle Seite zu 31 Zeilen), in kl. 4., ist mit gothischen Lettern gedruckt, und mit noch sehr rohen Holzschnitten ausgestattet. Auf der Vorderseite des letzten Blattes befindet sich das Druckerzeichen der ersten deutschen Druckergesellschaft zu Sevilla (abgebildet und erklärt bey Mendez; l. c., p. 222); auf der Rückseite ein einfacher Adler, der auf seiner Brust das zusam-

Bevor wir zu den Gedichten, die erwiesen dem dreyzehnten Jahrhunderte angehören, übergehen, müssen wir noch auf ein paar poetische Produkte aufmerksam machen, die wahrscheinlich noch aus dem zwölften, oder höchstens aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts stammen, und die selbst Sanchez entgangen sind. D. José Rodriguez de Castro erwähnt nämlich in seiner äußerst schätzbaren, aber leider nicht fortgesetzten »Biblioteca española (Tomo II, que contiene la noticia de

---

mengesetzte Wappen von Spanien trägt, nämlich in dem ersten und vierten Felde das Wappen von Kastilien und Leon quadrirt, im zweyten und dritten Aragon und Sicilien neben einander, im untersten das Wappen von Granada. Diese Chronik enthält in 62 Kapiteln die bekannte fabelhafte Geschichte des Cid mit Hinweglassung alles dessen, was nicht unmittelbaren Bezug auf ihn hat, und in gedrängterer Darstellung, als die oben erwähnte »Crónica particular del Cid,« aus der oder aus der »Crónica general« sie, wie Risco ganz richtig vermuthet hat, ein Auszug ist, wie schon aus dem Eingange derselben erhellt: »Aqui comiença vn libro llamado *suma de las cosas marauillosas* que fizo en su vida el buen cauallero cid ruy diaz...... segun *mas largamente las estorias de las coronicas* lo recuentan.« Sie ist daher nur als typographische Seltenheit, nicht aber ihres Inhaltes wegen, der durchaus nichts Neues enthält, merkwürdig. Ein genauer Abdruck dieser alten Ausgabe, nur in der Orthographie modernisirt und durch häufige Druckfehler entstellt, erschien fast ein Jahrhundert später u. d. T.: Cronica del muy esforcado Cavallero el Cid Ruy Diaz Campeador. Bruxellas, impresso en casa de Juan Mommaerté á la enseña de la Imprimerie. 1588. 16. Am Ende bey Wiederholung des Druckortes steht die Jahreszahl 1589. Dem Exemplare dieser ebenfalls sehr seltenen Ausgabe der hiesigen Hofbibliothek ist beygebunden: Historia del noble Cavallero el Conde Fernan Gonçalez: con la muerte de los siete Infantes de Lara. Bruxellas, J. Mommaerté, 1588. Ebenfalls ein Auszug aus der »Crónica general.« Aelter als alle diese spanischen Chroniken und die zuverlässigste, nur leider etwas zu dürftige Quelle für die Geschichte des Cid ist die lateinische Chronik, die Risco in seinem oft angeführten Buche zuerst herausgegeben hat, und die von dem Fundorte der bis jetzt einzigen Handschrift unter dem Namen »Historia Leonesa« bekannt ist. Hr. Dr. Huber hat bereits (Blätter f. literar. Unterhalt., 1830, Nr. 50, S. 200) sich auf die von den spanischen Uebersetzern Bouterwek's gegebene Nachricht (Nota Pp., p. 253—255) über den temporären Verlust und die Wiederauffindung dieser Handschrift und das von ihnen mitgetheilte Facsimile derselben (auch von der Handschrift des »Poema« haben sie ein Facsimile gegeben) berufen, um dadurch die von Masden und Aschbach angeregten Zweifel an ihrer Existenz und Aechtheit und die Anschuldigung einer Impostur von Seite Risco's zu widerlegen.

los escritores gentiles esp., y la de los christianos hasta fines del siglo XIII de la Iglesia. Madrid 1786. Fol. p. 504 —505) einer Handschrift der Escurial-Bibliothek, deren Schriftzüge ihm dem dreyzehnten Jahrhunderte anzugehören scheinen, und deren Inhalt eine Aufschrift von neuerer Hand also angibt: »Vidas del Rey Apollonio, de Maria Egypciaca y la Adoracion de los Stos. Reyes en verso antiguo.« Von jedem dieser Gedichte theilt er leider nur den Anfang und das Ende mit; man kann daher über den poetischen Werth derselben nicht urtheilen, doch scheinen sie schon nach dieser geringen Probe in Rücksicht ihrer sprachlichen und metrischen Form sehr alt, und schon deßhalb sehr beachtenswerth zu seyn. Da Castro's Werk nicht Vielen zugänglich seyn dürfte, so wollen wir das Wenige, was er davon mittheilt, hierhersetzen. Das erste Gedicht enthält die im Mittelalter so sehr beliebte und in die meisten Sprachen des Abendlandes nach griechischen oder lateinischen Quellen übertragene Wundergeschichte des Königs Apollonius von Tyrus *). Es fängt also an:

---

*) Schon Guilielmus Tyrius sagt davon (Lib. 13, cap. 1): (Ex Tyro urbe fuit) et Apollonius, gesta cujus *celebrem* et *late vulgatam* habent historiam. — Vgl. über diese Sage außer den von Ebert (Nr. 839 — 841), Prof. Schmidt in diesen Jahrbüchern (Bd. XXVI, S. 46), und Maßmann (Denkmäler deutscher Sprache u Lit. München, 1828. Heft I, S. 10) angeführten Ausgaben und literarischen Nachweisungen noch: *Warton*, History of English Poetry. New ed. London, 1824. 8. Vol II, p. 184 — 185 und 333; — Nyerup, Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge. Kjöbenhavn, 1816. 8. S. 168 — 169; — und: Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Herausg. von Echtermeyer, Henschel und Simrock. Berlin, 1831. 8. Thl III, S. 263 ff. (im zweyten Theile desselben Werkes befindet sich eine Uebersetzung dieser Sage nach den »Gesta Romanorum« und dem deutschen, prosaischen Volksbuche, S. 152 ff). Dazu tragen wir nach: die von Douce (Illustrations of Shakspeare Vol. II, p. 140 — 141) übergangenen Handschriften der lateinischen Bearbeitung dieses Romans, welche die k. k. Hofbibliothek besitzt, nämlich, außer den beyden von Prof Meinert in diesen Jahrbüchern (Bd. XXII, Anzbl., S. 63) bereits erwähnten: Cod. Univ. 237 (Pergam. Hndschrft. a. d. 12. Jahrh.); — Cod. Hist. prof. 654 (Perg. Hdschrft. a d. 12. Jh.); — Cod. Hist. prof. 94 (Perg. Hdschrft. a. d. 14. Jh.); — Cod. Eugen. fol. 12 (Perg. Hdschrft. a. d. 14. Jh.); — und Cod. Salisburg. 33. B. (Pap. Hdschrft. a. d. 15. Jh.). Auch besitzt die Hofbibliothek die erste, höchst seltene Ausgabe derselben, die bey Ebert fehlt, von Douce (l. c., p. 142) und Hain (Repertor. bibliograph., Nro. 1293) aber, wie es scheint, nicht nach eigener Ansicht angeführt wird. Sie hat kein Titelblatt, aber auf der ersten Seite die Ueberschrift:

En el nombre de dios e de santa maria si çiellos me guiassen estudiar querria

---

»Incipit hystoria apollonij regis.,« und auf der letzten: »Et sic est finis.« Sie besteht aus 34 unpaginirten Blättern ohne Signatur und Kustoden, ist mit noch äußerst unvollkommenen, gothischen Lettern gedruckt, die volle Seite zu 22 Zeilen, mit hineingeschriebenen farbigen (rothen und blauen) Initialen. Sie hat sehr viele Abbreviaturen und oft ganz sinnentstellende Druckfehler, Buchstaben-Versetzungen und Auslassungen. Aus dem Allen ergibt sich, daß sie gewiß nicht viel später als c. 1470 gedruckt wurde Inhalt und Ausdruck stimmen im Ganzen mit der Velser'schen Ausgabe (Augustae Vindel. 1595) überein, außer ein paar unbedeutenden Zusätzen, unter denen noch der wichtigste ist, daß nebst den in der Velser'schen Ausgabe vorkommenden drey Räthseln der Tharsia hier noch vier andere, also im Ganzen sieben abgedruckt sind (dieselben, die Hr. Prof. Meinert l. c., S. 63 — 64 anführt, außer dem zweyten und achten). — Von der neugriechischen Bearbeitung in politischen Versen hat die Hofbibliothek eine Handschrift (s. *Lambecius*, Comment. Lib. V, p. 548 — 549) und folgende gedruckte Ausgabe: Ἀπολώνιος (28 unpaginirte Blätter mit der Signatur ἀπλώ. a 2 — a 14); auf der Vorderseite des letzten Blattes: Stampato in Vinegia per Christophoro di Zanetti. L'anno del Signore. MDLIII. 4. (Nyerup, l. c., S. 168 führt noch eine frühere Ausgabe v. J. 1534, und Leake, researches in Greece, p. 73 — 74, eine von 1603 an, die übrigen verzeichnet Douce, l. c., p. 142). Sie stimmt mit der Handschrift überein, nur daß die Endverse, die den Namen des griechischen Bearbeiters oder Abschreibers enthalten (s. Lambecius, l. c.) in unserem Drucke so lauten:

Ποίημα ἔνε ἀπὸ χειρὸς, κωνςαντίνου τεμένω,
Γιαναμεμαχαρίζουσιν, ἀπίτης ἀποθένω.

Beyde sind aber nur eine metrische Paraphrase der oben angeführten lateinischen Bearbeitung in Prosa — Auch von der französischen Uebersetzung derselben besitzt die Hofbibliothek eine Pergamenthandschrift aus dem funfzehnten Jahrhundert (Cod. Eugen. Fol. 128): »Le Roman du noble Roi Apollonie« — Ueber die böhmische Bearbeitung, wahrscheinlich nach dem deutschen prosaischen Volksbuche, v. J. 1459, s. Dobrowsky, Gesch. d. böhm. Sprache u Lit., 2. Ausg Prag, 1818. 8 S. 303, und Jungmann, Historie Literatury České. Prag, 1825. 8. S. 89. — Merkwürdiger aber, als diese bloßen Nachbildungen, ist der Ritterroman »Appolonius von Tyrlandt« in deutschen Reimen unseres Landsmannes, des gelehrten Wiener Arztes (»artzt von den puechen,« wie er sich selbst nennt), Heinrich von der Neuenstadt (s. Hagen und Büsching Grundriß, S. 206; und Maßmann, l. c.; zu den da angeführten gedruckten Stellen daraus füge man: W. C. Grimm, altdänische Heldenlieder, Balladen und Mährchen. Heidelberg, 1811. 8. S. 470 — 473). Noch Maßmann hält die Gothaer Handschrift dieses Gedichtes für die einzige; die hiesige Hof-

bibliothek besitzt aber ebenfalls zwey Handschriften davon, nämlich: Cod. nov. 96 (bereits angeführt in Graffs Diutiska, Bd. 3, S. 406; 120 Bl. in zwey Kolumnen, mit rothen Initialen, roth durchstrichenen Anfangsbuchstaben und Federzeichnungen, wovon einige colorirt sind, ohne Ueberschriften), und Cod. rec. 2251, Fol. 103 — 240 (ebenfalls in zwey Kolumnen, mit leerem Raum für die Initialen und Ueberschriften in röthlich-gelber Tinte); beyde sind Papierhandschriften in Folio aus dem funfzehnten Jahrhundert (Cod. nov. 96 geschrieben i. J. 1467); beyden fehlen aber zu Anfang ein paar Blätter, und von dem letzten Blatt ist in beyden ein Stück ausgerissen (so wie auch von ein paar Blättern in der Mitte), so daß sich aus beyden kaum das Ende herstellen läßt. Sie stimmen übrigens mit den aus der Gothaer Handschrift abgedruckten Stellen überein. Außerdem befindet sich noch eine dritte Handschrift von diesem Gedichte in dem Besitze eines hiesigen Privaten. Noch müssen wir einen Irrthum in Hinsicht der Lebenszeit des Verfassers berichtigen; man hat nämlich bisher allgemein angenommen, daß unser Heinrich um 1400 lebte. Allein aus zwey Stellen des Gedichtes selbst ergibt sich, daß seine Lebenszeit schon in das Ende des dreyzehnten und in die ersten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen sey. Die eine Stelle ist der in Reichard's Bibliothek der Romane (Bd. 20, S. 262 — 263) abgedruckte Epilog des Gedichtes, in welchem der Dichter sagt, daß er das lateinische Original (wir wissen nicht, warum Koch, Grundriß, Bd. 2, S. 229, und Docen im »Museum f. altd. Lit. u. Kunst, Bd. I, S. 172, ein wälsches gegen diese ausdrückliche Angabe des Dichters selbst annehmen, wozu sich auch sonst im ganzen Gedichte kein Grund findet) von dem »seligen Pfarrer, Herrn Niklas von Stadlaw, erhalten habe. Dieser Nicolaus kömmt aber als Pfarrer von Stadlau (ad Stum Georgium in Stadelaw) in Urkunden von den Jahren 1297 — 1318 vor (s. Kirchl. Topographie von Oesterreich, Bd. XI, S. 171 — 172). Die andere Stelle (Cod. rec. 2251. Fol. 193 recto, Sp. 2, Vers 7 v. u.) ist folgende:

Dy weyle werte das veste
Her *pernhart von Krannen neste*
Enhat so vil weines nicht
Als mir sein weinzurl gicht,

Dieser Bernhard von Chrannest kömmt aber als Wiener Bürger, Münzmeister und Weingärtenbesitzer zu Klosterneuburg in Urkunden von den Jahren 1304 — 1332 vor (s. Hanthaler, recens. diplom.-geneal. Archivi Campilil Tom. I, p. 272 — 273). Diesem von unserm Heinrich »auf die Bitte einer schönen Frau« (Cod. nov. 96 nennt diese schöne Frau auf der letzten Seite: ... rdn der Edlen vesten Frauwn .... *zu Vttendorff* (Hüttelsdorf), wahrscheinlich Wilbirgis von Hüttendorf, von der sich eine Urkunde ausgestellt i. J. 1287 vorfindet, deren Lebenszeit also mit den obigen Daten genau zusammentrifft. S. Schweick-

Del buen Rey apolonjo é de su cortesia.
El Rey apolonio de nro (Tiro?) natural
E por las auenturas uisto grant tenporal,
Como perdió la fija é la muger capdal,
Como las cobró amas, ca les fue muy leyal.
En el Rey antioco vos quiero començar,
E pobló antiochia en el puerto de la mar,
Del su nombre mismo fisóla titolar.

Und schließt mit diesen Versen:

Quando daqui saldremos, que vestido leuaremos
Sinon el....... de dios de aquell en que creyemos:
El senyor que los vientos é la mar ha por maudar,
El nos dé la ssu gracia é el nos denye guiar,
El nos dexe tales cosas comedir é obrar,
Que por la ssu merçed podamos escapar.
El que houiere sseso responda é diga amen.

Die Verse sind dreyzehn- bis vierzehnsylbige (Alexandriner), und, mit denen des »Poema del Cid« verglichen, von viel bestimmterer Bildung und genauerer Messung. Es scheinen immer je viere durch denselben vollkommenen Reim gebunden zu seyn. Vielleicht ist der Verfasser dieses Gedichtes der Erfinder der vierzeiligen gereimten Strophe, die von den Dichtern des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts in größeren Werken vorzugsweise angewendet wurde. Wenigstens scheint der erste Vers: »Conponer hun romance [1]) de *nueva maestria*« [2]), dieses anzudeuten; da hingegen schon der Dichter des »Alejandro« diese Dichtart zwar eine große, aber doch nicht eine vor ihm unbekannte, neue Kunst nennt:

Fablar curso rimado *per la quaderna via*
Per sillabas cuntadas, ca es *grant maestria*.
(Poema de Alejandro magno. Copla 2.)

---

hardt Ritter von Sickingen, Darstellung des Erzh. Oesterreich u d E. Wien, 1831. Bd II, S. 285), verfaßten Ritterromane liegt zwar allerdings auch die lateinische Bearbeitung unverkennbar zu Grunde, der Dichter schaltet aber eine Menge ritterlicher Abenteuer, die mehr als zwey Drittel des Ganzen ausmachen, und wie es scheint von eigener Erfindung, ein. Tharsia gibt hier ihrem Vater sechs Räthsel auf, wovon aber nur zwey den uns bekannten lateinischen Bearbeitungen nachgebildet sind.

[1]) D. i. ein erzählendes Gedicht. Vgl. Diez, die Poesie der Troubadours, S. 209; — und Poesias del *Arcipreste de Hita*, copla 4 (vgl. mit 5: *cuento rimado*), 878, und 1608.

[2]) D. i. Kunst im Allgemeinen; Magisterium, artificium; mestrie. S. *Warton*, Hist. of English Poetry. New ed. London, 1824. 8. Vol. I, p. CCXI — CCXIV.

Fol 65 der Handschrift beginnt das zweyte Gedicht, eine poetische Lebensbeschreibung der Mutter Gottes:

Açi comença la vida de Madona santa maria egipciaqua [1])
Oyt varones huna Rason,
En que non ha ssi verdat non,
Escuchar de coraçon,
Si ayades de Dios perdon.
Toda es ffecha de uerdat,
Non ay ren de falssedat,
Todos aquellos que á dios amaran,
Estas palabras escucharan:
E los que de dios non an cura,
Esta palabra mucho les es dura;
Bien sse que de uoluntat la oyrán,
Aquellos que á dios amarán.

Das Ende desselben lautet also:

E roguemos á esta maria
Cada noche é cada dia,
Que ella ruegue al criador,
Con quien ella ouo grant amor:
Quel podamos faser tal seruiçio,
Que al dia del juycio
Non nos falle en mal viçio.
El nos dé grant partida
En la perdurable vida.
Todo omen que ouiere sen,
Ya responda é diga amen [2]).

Schon auf den ersten Blick ist zwischen diesem und dem vorhergehenden Gedichte der Unterschied der Behandlungsweise auffallend; hier ist der Ton mehr lyrisch. Die Verse sind acht- und zehnsylbige, und meist paarweise gereimt (pareados). Daher ist dieses Gedicht schon in metrischer Beziehung höchst merkwürdig, da bis jetzt kein älteres Beyspiel von dem Gebrauche dieser kürzeren Versgattungen bekannt ist.

Fol. 82 v^so^ beginnt das dritte und letzte Gedicht dieser Hand-

---

1) Vielleicht nach derselben Quelle, der lateinischen Legende, wie das gleichzeitige »Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria,« unsers Wernher (v. J. 1173; s. Koberstein, Grundriß zur Gesch. d. deutschen National-Lit., S. 55, §. 47, Anm. 1).

2) Castro hat, sich diplomatisch genau nach der Handschrift haltend, immer zwey Verse in eine Zeile vereinigt; allein es ist bekannt, daß dieser Gebrauch bey alten Handschriften oft vorkömmt, da die Abschreiber das kostbare Pergament oder Papier so sparsam als möglich benutzen mußten. Wir haben es vorgezogen, die Verse abgetheilt zu setzen, wie sie sich ganz natürlich aus der hinlänglich markirten Reimfolge ergeben. Dasselbe gilt auch von dem folgenden dritten Gedichte dieser Handschrift.

schrift, welches aber nicht bloß von den h. Dreykönigen handelt, sondern auch die Hinrichtung der unschuldigen Kinder, die Flucht nach Aegypten und endlich die Kreuzigung Christi beschreibt. Es fängt also an:

Açi comença lo libre de los tres Reyes dorient.
Pues muchas veses oyestes contar
De los tres Reyes que vinieron buscar
A Ihesu Christo que era nado,
Una estrella los guiando,
Et de la grant maraujlla,
Que les auino en la villa,
Do erodes era el traydor,
Enemigo del criador.

Es endet Fol. 85 vto:

Nuestro senyor dixo: oy sserás comigo
En el santo paraysso.
El fide traydor quando fablaua
Todo lo despreçiaua:
Dis varon, como eres loco,
Que Christus non te valdrá tan poco:
Assi non puede prestar,
Como puede á ti huujar.
Este fue en infierno miso,
E el otro en paraysso:
Dimas fue saluo
E Gestas fue condapnado:
Dimas é Gestas
Medió diujna potestas.
Ffinito libro
Sit laus gloria Christo.

Versbau und Reim ist wie im vorhergehenden Gedichte, nur nicht so regelmäßig, da acht-, zehn- und zwölfsylbige Verse neben einander, zuletzt sogar ein paar fünfsylbige (quebrados), vorkommen, und neben dem vollkommenen Reim auch der unvollkommene (Assonanz; z. B. nado-guiando; comigo-paraysso) sich findet.

Der älteste kastilische Dichter, dessen Name und Lebenszeit mit einiger Zuverlässigkeit ausgemittelt werden können, ist der zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts blühende Weltgeistliche Gonzalo de Berceo (geb. ungefähr i. J. 1198, gest. 1268 *). Seine Werke füllen den ganzen zweyten Band von Sanchez

*) S. Sanchez; l. c., Tom. I, p. 119—121; — Tom. II, p. II sqq.; — Tom. III, p. XLIV sqq. — Bouterwek, der auch hier bloß Sarmiento, mit Vernachlässigung des weit gründlicheren und gelehrteren Sanchez, gefolgt zu seyn scheint, hält Berceo irrthümlich für einen Benedictinermönch.

oft angeführter Sammlung, und sind auch unter uns durch Schubert's Auszüge (Bibliotheca castellana portug. y provenzal; Tom. II, p. 3 — 133), und einige Proben in Böhl de Faber's Floresta de rimas antiguas castellanas« (Tom. II, Nro. 372 — 378) hinlänglich bekannt geworden [1]) Sie enthalten ebenfalls, wie die beyden letzteren Gedichte des erst angeführten Anonymus, das Lob und die Wunder der Jungfrau Maria, Legenden der Heiligen und Nachahmungen der Bibel. In ihnen spricht sich die andere epische Richtung des Mittelalters, die mystisch-religiöse, aus, wie sie sich als Epos der Kirche gestaltete [2]). Ueber den poetischen Werth derselben ist das Urtheil Bouterwek's (S. 31) zwar ebenfalls sehr ungünstig, doch, wie uns scheint, oberflächlich und einseitig; besser haben diesen Dichter im Verhältnisse zu seiner Zeit Schubert und Böhl de Faber gewürdiget, vorzüglich der Letztere, der dessen Gedichte kurz und treffend also beurtheilt (S. 17 d. Anm.): »Die treuherzige Frömmigkeit dieser Gedichte, ihre kindliche Einfalt und liebevoller Geist, macht sie sehr anziehend. Der so schlichten Darstellung mangelt es nicht an dichterischen Ausdrücken, vorzüglich in der allegorischen Einleitung (zu den »Milagros de nuestra Señora,« copla 1 — 46, als Nr. 372 in der »Floresta« abgedruckt).« Auch die spanischen Uebersetzer nehmen (Nota G, p. 118 — 122) sich ihres, durch's ganze Mittelalter als Dichter hochgeehrten Landsmannes gegen den deutschen Verfasser an [3]).

---

[1]) Die spanischen Uebers. Bouterwek's (p. 122) führen außer den von Sanchez herausgegebenen Gedichten Berceo's noch ein in der k. Bibliothek zu Madrid handschriftlich vorhandenes an: »sobre los sacrificios del antiguo y nuevo Testamento« (sollte dieses nicht vielleicht das unter dem Namen: del sacrificio de la misa, edirte seyn?)

[2]) Vgl. Rosenkranz, Gesch. der deutschen Poesie im Mittelalter; S. 82 ff., und S. 161 ff. — Insbesondere ist, was dieser tiefsinnige Gelehrte, der in den Geist des Mittelalters wie Wenige einzudringen und ihn aus sich zu entwickeln verstand, von der Gestaltung des kirchlichen Epos in der deutschen Poesie (S. 164 — 165 und 170 — 172) sagt, ganz auch auf die spanische und wohl auch auf die abendländische überhaupt in dieser Beziehung anwendbar.

[3]) Die Uebersetzer verbessern eben da Bouterwek, der zu der Stelle Berceo's:

Quiero fer una *prosa* en roman paladino
(vida de santo Domingo, copla 2).

aus Unkenntniß des alten Sprachgebrauches die witzige Anmerkung macht: »Ein artiger Zufall ist es, daß der fromme Mann seine Verse selbst Prosa nennt;« ohne jedoch selbst das Richtige zu

Aber auch in Rücksicht der metrischen Form sind die Gedichte des Berceo merkwürdig. Sie sind das erste vollkommenere Muster jener Versart, die man, wie wir schon oben bemerkt haben, in den größeren, vorzüglich erzählenden Gedichten bis zum Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts beynahe ausschließend gebrauchte, nämlich der Strophen von vier durch denselben Reim gebundenen Alexandrinern. Das Charakteristische dieser Verse ist weniger die Sylbenzahl (sie schwankt zwischen dreyzehn bis funfzehn, ja sechzehn Sylben), als das bestimmt ausgesprochene Streben nach der Zweytheiligkeit. Sanchez vergleicht sie mit den Pentametern, wenigstens mit jenen der späteren Mönchslatinität, und führt als Beyspiel ein paar solche Quartette eines solchen lateinischen Kirchenliedes (wahrscheinlich aus dem dreyzehnten Jahrhundert) an, die in Vers- und Strophenbau und Reimfolge genau mit jenen des Berceo übereinstimmen (l. c., Tom. II, p. XII — XIII). Eine eben so auffallende Aehnlichkeit ist zwischen diesen und der metrischen Form einiger noch älteren, religiösen Gedichte der Waldenser (aus dem zwölften Jahrhundert), unter denen sich auch einige (z. B. la nobla leyczon vom J. 1100) in alexandrinermäßigen Versen mit langer Reimfolge, wie das »Poema del Cid,« und eines (lo despreczi del mont) in paarweise gereimten Alexandrinern, wie die beyden letzteren Gedichte des oben angeführten Anonymus, befinden [1]). Ob nun die lateinischen oder provenzalischen Gedichte die Muster der spanischen, oder die ersteren die der beyden letzteren waren, ist eine allerdings schwer mehr zu entscheidende Frage, deren Beantwortung wir gelehrteren Sprach- und Alterthumsforschern überlassen; wir begnügen uns, auf diese auffallenden Aehnlichkeiten aufmerksam gemacht zu haben [2]).

---

treffen, denn »prosa« bedeutete nicht bloß die niedere poetische Schreibart, sondern überhaupt Erzählung, erzählenden Vortrag in gebündener oder ungebundener Rede (vgl. *Poema de Alejandro*, copla 1794; — Poesias del Arcipreste *de Hita*, copla 23 y 1605; und Diez, die Poesie der Troubadours, S. 208 — 209; eine andere Erklärung hat Raynouard im *Journal des Savans*, 1831, p. 136 zu geben versucht). Uebrigens ist gerade diese Stelle sehr merkwürdig, da sie den Standpunkt angibt, von welchem aus der Dichter beurtheilt seyn wollte.

1) *Raynouard*, Choix des poésies originales des Troubadours. Tom. II. p. 73 — 133. — Vgl. Diez, l. c., S. 230 — 231.

2) Vgl. Tyrwhitt (*Chaucer's* Canterbury Tales. London, Pickering. 1830. Vol. I, p. CXXIV — CXXVI) über die in der nord-französischen und englischen Poesie des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts üblichen Versmaße, die ganz mit den pro-

Uebrigens ist es wohl nicht zu verwundern, daß in den vielen und langen Gedichten Berceo's manchmal eine poetische Licenz mitunterläuft, z. B. Strophen von fünf Versen; statt des vollkommenen Reimes eine bloße Assonanz u. s. w., wovon noch überdieß manches auf die Rechnung nachlässiger Abschreiber oder auf die veränderte Aussprache zu setzen kömmt. Er behält auch manchmal denselben Reim in zwey auf einander folgenden Strophen, und manchmal wiederholt er den letzten halben oder auch ganzen Vers mit veränderter Wortstellung der vorhergehenden Strophe zu Anfang der darauffolgenden, besonders in dem Gedicht: Duelo de la Virgen, nicht ohne poetischen Effekt (coplas encadenadas; *Sanchez*, l. c., p. XVI).

Dieses Gedicht, das überhaupt einen mehr lyrischen Schwung nimmt, als die übrigen, bietet noch eine andere metrische Merkwürdigkeit dar. Es enthält nämlich einen Gesang (Cántica) der Juden, die beym Grabe des Erlösers Wache halten (bey Sanchez, l. c., p. 429—430; bey Schubert, l. c., p. 129—130), der zwar in der zweyzeiligen Alexandriner-Strophe abgedruckt ist *), und sich wahrscheinlich auch in der Handschrift

venzalischen und spanischen dieser Zeit übereinstimmen. Nur dürften sein »long Jambic Metre« (Verse von 14—15 Sylben mit der Cäsur auf der achten) und sein »Alexandrin Metre« (Verse von 12—13 Sylben mit der Cäsur auf der sechsten) im Grunde nur eine Versart (Alexandriner) ausmachen, da, wie wir schon oben bemerkten, nicht die oft willkürliche und selten genau beobachtete Sylbenzahl, sondern die Zweytheiligkeit der wesentliche Charakter dieser Versart ist. Dafür spricht auch, was er selbst über die Zählung der Sylben sehr richtig bemerkt hat. Wenigstens auf die spanische Poesie ist dieser Unterschied nicht anwendbar, da hier die erst später üblichen zwölfsylbigen Verse (versos de arte mayor) einen ganz anderen Rhythmus haben. Uebrigens ist auch dieser treffliche Kenner der Literatur des Mittelalters der Meinung, daß die rhythmischen Verse (wie er sie im Gegensatze zu den eigentlich metrischen der Alten nennt) der lateinischen Mönchspoesie allen romanischen Nationen zum Muster gedient haben (»from such *Latin Rhythms* and chiefly those of the Jambic form, the present Poetical measures of *all the nations of Roman Europe* are clearly derived. Instead of long and short Syllables, the feet of our Poetry are composed of Syllables *accented and unaccented*« etc.... ibid., p CIV—CV, besonders Note 42). — Minder wahrscheinlich, aber doch immer beachtenswerth ist Uhland's Vermuthung, daß der bey den romanisch-germanischen Nationen des Mittelalters übliche Alexandriner deutschen Ursprungs sey (über das altfranzös. Epos; in den »Musen,« erster Jahrg., drittes Quart., S. 102).

*) Sanchez selbst aber bemerkt wiederholt, daß dieser Gesang nicht

so vorfand, aber offenbar aus kürzeren, zum Absingen nach der Absicht des Dichters passenderen Versen mit einem vom Chor wiederholten Refrain (estribillo) besteht, wie man sich augenscheinlich überzeugen kann, wenn man die Strophen also abtheilt:

Velat, aliama de los judios,
Eya velar:
Que non vos furten el fijo de Dios,
Eya velar:
Cá furtárvoslo querran,
Eya velar:
Andres é Pedro é Johan,
Eya velar etc.

So erhalten wir wirklich singbare, durchaus paarweise gereimte Verse, was gewiß keine bloße Zufälligkeit ist, mit einer Art von Halbvers (de pie quebrado) als Refrain; während im Gegentheil alle Verse dieses Gesanges nicht nur mit demselben Reim, sondern sogar mit denselben Worten sich schlößen, und die schwerfälligen, zum Gesange ganz untauglichen Alexandriner der Absicht des Dichters schlecht entsprächen. Merkwürdig aber ist dann in metrischer Hinsicht dieser Gesang, da er so den klaren Beweis liefert, daß schon Berceo sich auch in kürzeren Versen versuchte *), und daß, zusammengehalten mit den beyden

in demselben Versmaße, wie die übrigen Strophen abgefaßt sey (l. c., T. I, p. 121), und nennt ihn eine »*especie de villancico*, que parece formado como para cantarlo á manera de letania, respondiendo el coro *eya velar*« etc. (Tom. IV, p. VIII — IX). Auch bezeichnet schon die Ueberschrift Cántica« oder »Cántiga« (wahrscheinlich nach den Handschriften, da Sanchez nicht bemerkt hat, daß sie von ihm herrühre) im Unterschiede von »Cancion,« ein ausdrücklich zum Absingen bestimmtes Lied (vgl. Rodriguez de *Castro*, Biblioteca esp., Tom. II, p. 632 a).

*) Sarmiento hat bereits die Vermuthung geäußert, daß Berceo auch in kürzeren Versen gedichtet habe, und zur Unterstützung derselben die spanische Uebersetzung der lateinischen Grabschrift auf die h. Oria angeführt, die wahrscheinlich von Berceo ist; indem er sie für eine achtzeilige Strophe achtsylbiger Verse hält. Allein abgesehen von der nur wahrscheinlichen Muthmaßung, daß Berceo wirklich der Verfasser dieser Uebersetzung sey, ist die Abtheilung Sarmiento's ganz willkürlich, da sich jede Alexandriner-Strophe auf diese Weise in kürzere Verse auflösen läßt; Sanchez hat daher mit Recht sie ebenfalls als eine vierzeilige Strophe abdrucken lassen (l. c., T. II, p. 461; vgl. auch ibid. p. 434). Durch den oben angeführten Gesang, der unbezweifelt von Berceo, und offenbar in kürzeren Versen ist, scheint uns aber Sarmiento's Vermuthung hinlänglich gerechtfertigt.

letzteren, vielleicht noch älteren Gedichten des oben angeführten Anonymus, die paarweise gereimten, acht- bis zehnsylbigen Verse als die älteste Form des mehr lyrischen Ausdrucks in der spanischen Poesie erscheinen, was bisher in der noch nicht hinlänglich erforschten und gewiß nicht unwichtigen Geschichte der ältesten spanischen Rhythmik unbeachtet blieb *).

Noch scheinen demselben Kreise des kirchlichen Epos die Gedichte eines Ungenannten aus dem Ende des dreyzehnten oder Anfang des vierzehnten Jahrhunderts anzugehören, und in sprachlicher und metrischer Form mit den Werken des Berceo übereinzustimmen, wenn man anders nach dem Wenigen urtheilen kann, was uns Sanchez (Tom. I, 116—119) darüber mittheilt, der jedoch noch der Einzige von ihm Nachricht gibt. Durch diesen ist er den spanischen Literatoren unter dem Namen des »Beneficiado de Ubeda« und als Verfasser der Lebensgeschichten des h. Ildefons und der h. Magdalena bekannt geworden. Doch konnte auch Sanchez nur von der ersteren dieser beyden Legenden eine Handschrift erhalten, die aus 505 wie Prosa geschriebenen Versen bestand, ebenfalls in der vierzeiligen, durch denselben Reim gebundenen Alexandriner-Strophe, aus der er den Anfang und das Ende mittheilt, die auch wir hiehersetzen wollen, da Schubert in seinen Auszügen aus Sanchez, so wie Bouterwek und dessen Uebersetzer, diesen Dichter gar nicht erwähnt haben. Der Anfang lautet also:

> Si me ayudare Christo é la Virgen sagrada
> querria componer una faccion rimada
> de un confesor que fizo vida honrada,
> que nació en Toledo en esa Cibdat nombrada.

Durch die folgenden Endstrophen erhält man die freylich sehr dürftige, aber bis jetzt alleinige Nachricht von der Zeit der Abfassung des Gedichtes, dem früheren Stande und dem andern, sonst ganz unbekannten Werke des Verfassers:

> Reynaba *Don Alonso quando el lo ficiera*
> *fijo de Don Sancho é de Doña Maria:*
> astragaban los moros toda el Andalucia;

*) Sehr schätzbare Beyträge hiezu hat Martinez de la Rosa in den äußerst lehrreichen Anmerkungen zu seiner »Poëtica« geliefert (Obras literarias. Paris, 1827. 8. Tom. I; besonders p. 160 sqq. — Dieser ausgezeichnete Dichter und Kritiker soll, wie wir vernehmen, sich so eben mit der zweyten Ausgabe dieses Lehrgedichtes beschäftigen), wo er insbesondere den Einfluß der Musik und des Gesanges auf die Entstehung und Ausbildung der kürzeren Versarten trefflich entwickelt.

pero si él quisiera consejo nos pornia.
Rogar á Jesu-Christo que nos quiera perdonar,
é nos traya aina á paraiso andar,
é los que sin el pugnan confonder,
por ellos eche Dios el nuestro poder.
E *el de la Magdalena* ovo enante rimado
al tiempo que de *Ubeda era beneficiado:*
despues quando esto fizo vivia *en otro estado.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. X. Reise durch Ober-Italien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft, die Größe der Bevölkerung, Bodenfläche, Bestimmung und den Kauf- und Pachtkontrakt der Gründe. Von Johann Burger, der Heilkunde Doctor, k k Gubernialrathe zu Triest, Mitgliede mehrerer Gesellschaften zur Beförderung der Landwirthschaft. Erster Theil, mit 3 Abbildungen, 336 S. Zweyter Theil, mit 2 Kupfertafeln, 300 S. 8. Wien, 1831 u. 1832. Verlag von Anton Doll's Universitäts-Buchhandlung.

Bey den vielen, Italiens Verhältnisse nach allen ihren Theilen erschöpfend beleuchtenden Werken, in allen gebildeten Sprachen, kann man es Niemanden verargen, wenn er eine neue darüber erscheinende Arbeit nicht einmal zur Hand nimmt; sie wäre denn mit dem Namen eines Autors versehen, von dessen individueller Auffassung bedeutendes Interesse zu erwarten stünde. Das ist nun zwar bey dem vorliegenden Werke nicht der Fall, allein dasselbe hat dennoch, jener bemerkten Ueberzahl ungeachtet, bedeutendes Interesse, da es sich von allen ähnlichen Werken durch die eben so rühmliche als nützliche Tendenz unterscheidet: Licht über den gegenwärtigen Zustand der Landescultur und der sich zunächst mit dem Landbaue abgebenden Menschenclassen zu verbreiten, worüber uns noch immerzu genügende Aufschlüsse fehlen.

Italien ist allerdings ein Land, dessen Ackerbau näher beschrieben zu werden verdient. Es ist das Land, wo nach den Stürmen der Völkerwanderungen und Länderverwüstungen sich zuerst wieder freygesellschaftliche Institute bildeten, in deren Gefolge der Landbau, die Gewerbe und Künste mit den Wissenschaften wieder aufzublühen begannen, wo die Feudalverhältnisse entweder nie Eingang fanden, oder seit Jahrhunderten wieder abgeschafft sind, und wo man zugleich mit so größerer Hoffnung einem vervollkommten Ackerbau entgegensehen darf, als Klima und Boden dem Gedeihen der Thiere und Pflanzen vorzüglich zusagen.

Dabey müssen wir dem Verfasser in der Behauptung beystimmen, daß es, obgleich nicht an einheimischen und ausländi-

schen Schriftstellern über diesen Gegenstand, doch an einem Werke fehle, welches uns eine genaue Schilderung des Betriebes der Landwirthschaft von einer der Haupteintheilungen des Landes gewährte, und uns zugleich von dem Zustande der ackerbautreibenden Classe, von dem Geld- und Pachtwerthe der Gründe, von den Steuern und von dem Verhältnisse, in welchem die Bevölkerung und der Viehstand zur Ausdehnung des Ackerbaues steht, in Kenntniß setzte, und worüber wir in der italienischen Literatur für Oberitalien nur skizzirte Berichte von Arthur Young, und für Toskana von Sismondi nur gleichsam eine allgemeine Uebersicht besitzen.

Wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß der Grund der Unzulänglichkeit jener Nachrichten, besonders der, die von ausländischen Schriftstellern herrühren, darin besteht, daß diese das Land zu oberflächlich durchreisten, um sich hinlänglich von seiner Beschaffenheit unterrichten zu können, so kann man mit gutem Grunde von dem Verfasser des vorliegenden Werkes Besseres erwarten, wenn man den Zweck seiner Reise und die Modificationen, unter welchen er dieselbe übernommen hat, in Erwägung zieht. Nachdem der Verfasser vom Jahre 1808 bis 1820 öffentlicher Lehrer der Landwirthschaft zu Klagenfurt in Kärnthen gewesen, wurde er nach Triest übersetzt, um im österreichischen Küstenlande die Grundertragsschätzungen für den neuen Steuer-Cataster zu leiten. Im J. 1828 wurde derselbe von Sr. Majestät nach der Lombardie gesandt, um sich in jenem Lande sowohl über die Art, wie der alte mailändische Cataster zu Stande gebracht wurde, als auch über den Gang der in den vormals venetianischen Provinzen seit drey Jahren Statt habenden Catastral-Operationen zu unterrichten. Dieser allerhöchste Auftrag verschaffte dem Verfasser nicht nur Gelegenheit, die Acten des Archivs der Steuerregulirungs-Behörde (Giunta del censimento) zu Mailand zu studieren, sondern auch den größten Theil der Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs selbst zu sehen; in den lombardischen Provinzen die alten Schätzungen mit den örtlichen Verhältnissen zu vergleichen, und in den venetianischen den Gang der im Zuge befindlichen Schätzungen zu beobachten. Jene Geschäfte brachten den Verfasser mit einer großen Menge von Landwirthen aus allen Ständen in Berührung, und machten es ihm möglich, nicht nur den wirklichen Betrieb der Landwirthschaft selbst zu beobachten, sondern sich auch von den Ergebnissen derselben die verläßlichsten Daten zu verschaffen.

Unter solchen Verhältnissen kann nun allerdings von dem Werke Günstiges erwartet werden, um so mehr, da der rege

Eifer des Verfassers für sein Geschäft schon aus der Vorrede zu entnehmen, und zu hoffen ist, daß jener doppelte Nutzen, welchen derselbe S. XI mit dem des wissenschaftlichen und practischen bezeichnet, wohl erreicht werden könne. Es ist nicht zu läugnen, daß es von dem allgemeinsten Interesse seyn müsse, zu erfahren, wie die Landwirthschaft in einem der cultivirtesten Länder der Welt betrieben werde, um aus der Beschreibung des Verfahrens und der Resultate mit Rücksicht auf die durch Klima und Boden bedingten Verhältnisse allgemeine Regeln für den Ackerbau abzuleiten. Eben so scheint es von vielem Nutzen, ein in Italien bestehendes zweckmäßigeres Verfahren bey mancherley Zweigen des Landhaushaltes kennen zu lernen, um es ergiebig anderswo nachahmen zu können; wie dieß z. B mit der Bewässerung der Wiesen, der Käsefabrication und der Cultur der Maulbeerbäume der Fall seyn dürfte, welche die Lombarden ungleich besser verstehen, als ihre Nachbarn, und worin sie Italienern und Deutschen als Muster aufgestellt zu werden verdienen.

Nicht minder wichtig ist es für den Landwirth sowohl als den Staatsmann, zu wissen, welchen Kauf- und Pachtwerth die Gründe in einem so stark bevölkerten und so fruchtbaren Lande haben, wie groß die directen Steuern sind, die unmittelbar auf Grund und Boden lasten, wie sie sich zum Grundertrage verhalten, auf welche Art sie umgelegt sind, und in welchem Zustande sich die Pächter und Tagelöhner befinden. Auch setzt der Verfasser mit Richtigkeit voraus, daß die mancherley statistischen Angaben über Bevölkerung, Viehzahl, Flächeninhalt, Ausfuhr von Landesproducten, Einfuhr von Waaren aller Art dem Leser ein viel deutlicheres Bild von diesem Lande gewähren werden, als er aus den gewöhnlichen geographischen Handbüchern oder oberflächlich hingeschriebenen Reisebeschreibungen zu erhalten im Stande ist. Zugleich erscheint die Geschichte des berühmten mailändischen Catasters dem Leser willkommen, da dieser Gegenstand jetzt ein allgemeines Interesse hat, indem fast in allen europäischen Ländern und selbst in Aegypten ein Cataster errichtet wird, und die Vortheile einer gleichförmigen Umlage der Staatslasten nach Verhältniß der reinen Einnahme, die man vom Boden erhält, schwer geläugnet werden können. Alle diese Umstände lassen das vorliegende Werk als eine eben so interessante als willkommene Erscheinung erkennen.

Was die Art betrifft, wie der Verfasser seine Nachrichten über Italien dem Leser mittheilt, so ist sie folgende. Er eröffnet das Werk mit einem Tagebuche der Reise von Triest aus über Venedig nach Mailand, und von da in alle Gegenden der Lombardie; hierauf über Mantua, Verona und Udine

zurück nach Triest, mit historischen, statistischen und vorzüglich landwirthschaftlichen Bemerkungen. Dieses Tagebuch nimmt den größten Theil des ersten Bandes ein. Den übrigen, so wie den zweyten Theil füllt die Beschreibung der Landwirthschaft von Oberitalien, in welch letzterem zugleich der dritte Aufsatz von der absoluten und relativen Größe der directen Steuern und ihrer Umlage in den Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs, der vierte vom Kauf- und Pachtwerthe der dort liegenden Gründe, der fünfte von dem Zustande der Pächter und Tagelöhner in Italien handelt, der sechste eine Geschichte des mailändischen Catasters, nebst einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes derselben, einen Aufsatz über Handelsbilanz der lombardischen Provinzen und die Preise der natürlichen Producte in den lombardischen, venetianischen und küstenländischen Städten enthält.

Was das Tagebuch betrifft, so muß die Unparteylichkeit der Kritik bemerken, daß es zu wünschen gewesen wäre, der Verfasser hätte dasselbe ungeschrieben gelassen. So wichtig und vorzüglich der Reisebericht in landwirthschaftlicher Beziehung erscheint, und in allem, was in entfernterer Beziehung dazu gehört, so wenig bedeutend ist die genannte erste Abtheilung desselben. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich auch darin Wahrheitsliebe, edle Freymüthigkeit und ein reger Forschungsgeist aussprechen, deßungeachtet aber finden sich zugleich mangelhafte und unrichtige Beobachtungen in Dingen, welche nicht zum landwirthschaftlichen Fache gehören, und Verletzungen stylistischer Genauigkeit vor, welche vielleicht im lebendigen Eifer, der Hauptaufgabe, welche der Verfasser sich vorgesetzt, zuzuschreiten, ihren Grund haben mögen, welche aber um so mehr zu rügen sind, da sie mit dem anderen Theile des Werkes auffallend contrastiren.

Manche Unrichtigkeiten und Verrenkungen im Style mögen wohl in der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte ihren Grund haben; einige jedoch kommen offenbar auf seine Rechnung, unter welchen besonders zwey Stellen als auffallend zu bemerken sind. Die erste S. 45 lautet: »Das Vieh, aus vier Ochsen und einigen Kälbern bestehend, gehört dem Herrn, der auch die Hälfte des Samens hergibt;« die zweyte S. 120: »In Vereinigung mit der Milch von dreyen Pächtern des Grafen wird hier täglich ein Käseleib von 30 bis 40 Pfund Mailänder Gewichtes gemacht.«

Eben so sind viele Bemerkungen, besonders die, welche der Verfasser über Kunst laut werden läßt, seltsamer Art; so zeigt z. B. die Klage, welche derselbe über die Darstellung der Martyrien durch die Malerey erhebt, von Mangel der richtigen An-

sichten von Gegenständen dieser Art. S. 31 sagt er z. B.: »Unter den Altarblättern ist eines von Titian, das nach Paris geführt worden, und nun wieder zurückgekehrt ist. Es stellt die Marter des heiligen Laurentius vor, der lebendig gebraten ward. Es wird dies Bild wohl mit vieler Kunst, das heißt ganz der Natur gemäß gemalt seyn, allein ich konnte mich nicht entschließen, es genauer anzusehen, und ich begreife nicht, weder wie die Künstler solche Handlungen der raffinirtesten Barbarey darzustellen vermögen, die mir in der Erinnerung schon das unangenehmste Gefühl erregen, noch wie man solche Bilder in den Kirchen zur Verehrung den Augen des Volkes ausstellen kann.«

Man kann bey Lesung dieser Behauptung weder die Verwunderung darüber unterdrücken, daß der Verfasser so schnell mit dem Urtheile über eines der größten Werke von einem der größten Meister fertig wird; daß er wohl zugibt, daß es mit vieler Kunst gemalt seyn dürfte, sich aber dem ungeachtet nicht entschließen kann, es genau anzusehen; noch darüber, daß es ihm so ganz und gar an der richtigen Ansicht von Werken solcher Art fehlt. Er betrachtet nämlich die Marter des Heiligen als die Hauptsache, welche der große Künstler nur als Mittel zur Erhebung gebrauchte, der uns nicht den gepeinigten Leib eines Menschen, sondern den geistigen Aufschwung eines muthigen Glaubenshelden zeigen wollte, welcher, ohne vorausgehende Qual, so wenig anschaulich gemacht werden, als ein Sieg ohne vorausgegangenen Kampf gedacht werden kann. Der Künstler wollte nicht, daß die Beschauer des Bildes bey Betrachtung der Qualen Schauder, sondern daß sie bey der, der Duldung derselben um des Glaubens Willen, Erhebung empfinden sollten. Der Irrthum, in dem hier der Verfasser liegt, ist um so mehr zu rügen, als er ihn mit Vielen theilt, welche sich als Feinde des Tragischen erklären, weil sie nicht darauf Rücksicht nehmen, daß die Lust, mit welcher die geistigen Potenzen dabey erfüllt werden, nicht ohne die Unlust genossen werden kann, welche die Sinne quälen.

Auch Urtheile über Erscheinungen in den Gebieten anderer Künste und denen der Wissenschaften erscheinen gewagt und unrichtig. Dazu gehören die Bemerkungen S. 168 über die Tragödien von Alfieri, welche der Verfasser im höchsten Grade schwülstig, unnatürlich und langweilig nennt, so wie er zugleich in den Komödien von Goldoni nur ein Gemenge von Unwahrscheinlichkeiten, Gemeinheiten und Albernheiten ohne den kleinsten dramatischen Werth bemerkt, mit dem sonderbaren Zusatze, man könne derley Erscheinungen nur dann erträglich oder wohl gar

schön finden, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt sey, oder von nichts Besserem Kenntniß habe. Jeder, welcher die unbestrittenen Verdienste Alfieri's und die ächt komische Kraft Goldoni's auch nur oberflächlich ins Auge genommen, wird an diesen Bemerkungen des Verfassers Anstoß nehmen müssen.

Eben so erscheint die Aeußerung S. 165 über die Beschaffenheit der Sternwarte an der Brera in Mailand sonderbar. Der Verfasser bemerkt, daß er dies Institut viel reicher mit den trefflichsten Instrumenten ausgerüstet gefunden, als er es sich vorgestellt hätte, und führt als Beweis an, daß er durch ein dort befindliches, an seiner Achse bewegliches Fernrohr bey hellem Sonnenscheine die Venus mit einem feinen, sichelartigen, hellbeleuchteten Rande, wie den Mond im ersten Viertel glänzend; nach Sonnenuntergang aber durch ein anderes Rohr den Jupiter mit seinen Trabanten und den Querstreifen seiner Kugel gesehen habe, die ihn von den übrigen Planeten unterschieden. Nun weiß aber mindestens jeder, der von den Einrichtungen einer Sternwarte schreibt, daß man alle die vom Verfasser genannten Erscheinungen mit den mittelmäßigsten Fernröhren zu bemerken im Stande ist, so wie eben keine große Kenntniß in der Astronomie dazu gehört, zu wissen, daß auf dem Saturn ähnliche Querstreifen bemerkt werden. Der Antares im Scorpion, den der Verfasser S. 166 nur als eine, mit (soll heißen in) Regenbogenfarben spielende Flamme durch die Mailänder Fernröhre gesehen haben will, wird durch kein bis nun erfundenes Fernrohr mit der dessen Beschaffenheit entsprechenden möglichst starken Vergrößerung, seiner ungeheuren Entfernung halber, anders wahrgenommen.

Auch sind manche Bestimmungen räumlicher Dimensionen durch den Verfasser zu unbestimmt angegeben, wie z. B. die Bestimmungen einiger Entfernungen nach Schritten, oder die der Größe der steinernen Pferde am Arco triomfale, von denen der Verfasser S. 82 bemerkt, sie seyen so hoch, daß er ihnen nur auf die Mitte der Brust reiche, wobey der Verfasser vergißt, daß seine körperliche Größe nicht Jedermann bekannt ist.

Dem ungeachtet aber muß die unparteyische Kritik auch selbst in diesem Tagebuche manches Lobenswerthe bemerken, wozu außer der schon genannten Freymüthigkeit, welche durchgehends rühmlich anerkannt werden muß, alle Bemerkungen, welche den landwirthschaftlichen Zustand der vom Verfasser bereisten Gegenden betreffen, gehören, und zu welchen wir besonders zwey rechnen. Die erste ist die S. 36, wo der Verfasser seine Verwunderung darüber ausdrückt, daß in Venedig keine Seidenfabriken bestehen, wo doch das rohe Material aus Friaul und

von Verona so wohlfeil herbeygeschafft werden kann, und ein großer Theil der Menschen sich umsonst um Arbeit bemüht, ein anderer um den möglichst geringen Lohn arbeitet. Die Fabrication der Seidenstoffe würde unbestritten vorzüglich für Venedig passen, und es ist gewiß, daß man dem Verarmen des Volks, nebst andern Mitteln, auch sicher und kräftig dadurch zu steuern im Stande wäre, wenn man einige Capitalisten bewegen könnte, sich mit lombardischen oder französischen Seidenfabrikanten zu associren, und hier Seidenfabriken zu errichten, wo die hiezu erforderlichen Gebäude wohlfeil, Arbeiter im Ueberflusse und zu den mäßigsten Preisen zu haben sind.

Die zweyte Bemerkung betrifft die Maiscultur in Como, von welcher der Verfasser sich äußert, daß die dort wahrzunehmende verspätete Vegetation jener Frucht nur die Folge des verspäteten Säens sey, was er für einen viel zu wenig beachteten und doch äußerst wichtigen Fehler ansehe. Wenn man zu spät säe, komme nämlich die Zeit der raschen Entwicklung der Pflanze in eine Periode, die gewöhnlich trocken und heiß ist, das Wachsthum stocke und werde zu oft unterbrochen, die Pflanze bleibe niedrig, schmächtig, und gebe dann, bey gleichen übrigen Verhältnissen des Bodens und der Düngung, einen ungleich kleineren Ertrag, als wenn sie zeitlicher wäre gesäet worden. So könne denn in einem trockenen, warmen Klima der später gesäete Mais mit dem früher gesäeten nur dann gleichen Ertrag geben, wenn der Sommer mehr als gewöhnlich feucht war.

Was den, von der Landwirthschaft handelnden Theil des Werkes betrifft, ist durchgehends eben so der Eifer des Verfassers für die Sache, als seine Kenntniß derselben lobend anzuerkennen. Wir finden nicht allein viel Bekanntes anschaulicher, als bisher der Fall war, dargestellt und umfassender erläutert, sondern auch viel Neues, dessen gehörige Beachtung von wichtigen Folgen sowohl für die Landwirthschaft in Italien, als die anderer Länder seyn kann, und worauf wir demnach aufmerksam machen wollen.

In dem Kapitel vom Ackerbau erscheinen zuvörderst einige Bemerkungen über den Reisbau der Berücksichtigung werth, von dem der Verfasser annimmt, daß jene Cultur in der Lombardie im sechzehnten Jahrhundert angefangen, und daß der mailändische Patrizier Theodor Triulzi, Commandant der venetianischen Truppen im J. 1522, sie in seinen eigenen Besitzungen in den sumpfigen Niederungen der Provinz Verona zuerst betrieben habe. Ohngeachtet die Verzehrung dieser Frucht, welche gegenwärtig in den Provinzen Verona, Mantua

und Pavia von Kornfrüchten das meiste baare Geld einbringt, im Lande selbst außerordentlich groß ist, da sie von allen Menschen, die nicht bloß von Mais leben müssen, täglich wenigstens einmal genossen wird; so ist ihre Ausfuhr noch immer sehr bedeutend, und betrug in den lombardischen Provinzen im J. 1824 nach Abschlag der Einfuhr 103,153 Gulden, wobey aber zu merken, daß hier bloß von der Ausfuhr die Rede, welche von den lombardischen Provinzen in das Ausland gemacht wurde, und hierunter jene ungleich größere Summe nicht verstanden ist, die für den in die venetianischen oder deutschen Provinzen des österreichischen Staates ausgeführten Reis bezogen wird.

Bey dem Umstande übrigens, daß der Reis als Sumpfpflanze nur in einem Boden wächst, der fortwährend mit Wasser erfüllt ist, auf dem dieß sich erwärmt und von dem es nur sehr langsam abfließt, ist, um die Nachtheiligkeit der Ausdünstung der Sümpfe in warmen Ländern für die Gesundheit zu vermeiden, im lombardisch-venetianischen Königreiche ein Umkreis von 8 metrischen Miglien, gleich 1,08 deutsche Meilen, für die Städte des ersten Ranges und die festen Plätze; für die Städte zweyten Ranges einer von zwey Miglien, und für jene des dritten Ranges einer von einer halben Miglia als Grenze der Reiscultur festgesetzt. Gegen die allgemein in Italien herrschende Meinung, daß der Reisbau der Gesundheit ungemein nachtheilig sey (welche durch die Aussage berühmter Aerzte, daß sich das Leben der in den Reisfeldern arbeitenden Menschen nur selten über funfzig Jahre erstrecke, verstärkt wird), bemerkt der Verfasser, daß jene verderblichen Wirkungen nur unbillig den Reisfeldern allein zugeschrieben würden. Sie rühren, seiner Ansicht nach, vielmehr von der Ausdünstung der ganzen sumpfigen Niederung her, die vielleicht noch intensiver gewirkt haben würde, wenn nicht ein großer Theil jener Sümpfe in Reisfelder umgestaltet worden wäre, auf denen das Wasser doch einige Bewegung hat, und in welchem nicht so viele thierische und vegetabilische Körper in Verderbniß übergehen, und mit ihren Ausdünstungen die Luft vergiften. Darnach müßte man die Reisfelder eher als Mittel zur Verbesserung der Gesundheit solcher Gegenden ansehen, wenn die Menschen nicht gezwungen wären, sich während des Wachsthums der Frucht selbst in solchen Feldern aufzuhalten, wobey sie den anhaltenden Einwirkungen der zwar etwas verbesserten, doch deßhalb nicht ganz unschädlich gemachten Ausdünstungen um so leichter unterliegen, als sie schwächlich, schlecht genährt, und daher für jeden nachtheiligen Einfluß um so empfänglicher sind.

Von Interesse ist gleichfalls der Abschnitt von der Cultur

der Weinreben, in welchem sich manche Bemerkung findet, deren Beachtung für den Weinbau in Italien ersprießlich seyn würde. Eine derselben ist die, welche rügt, daß die Italiener bey Wahl der Bäume, die sie in der Regel als Stützen ihrer Reben brauchen, nicht vorsichtig genug sind, und Bäume aller Art dazu verwenden, was aber bey dem Umstande nicht gleichgültig seyn kann, daß die Bäume einen großen Einfluß auf die nebenstehende Saat und die Trauben selbst haben. Da der eigentliche Zweck dieser Bäume kein anderer seyn kann, als den Reben zur Stütze zu dienen, so wird jene Baumart die vorzüglichste seyn, deren Stamm möglichst stark und doch schmächtig, dabey sich nur wenig beästet, und das Beschneiden der Aeste wohl verträgt, welche Erfordernisse der kleine Ahorn am besten erfüllt. Dessen ungeachtet aber sieht man große Strecken Landes zum Nachtheile der Landwirthschaft mit hochstämmigen Bäumen bepflanzt, die den Reben zur Stütze dienen, das Feld in einen Wald verwandeln, und unberechenbaren Schaden bringen. Am nachtheiligsten in dieser Beziehung sind die großen Nußbäume zwischen Padua und Vicenza, die großen Kirschbäume von Monfalcone, die Weidenbäume von Aquileja, vor allen aber die hohen Pappeln von Monselice, die nahe an einander gepflanzt und hochgezogen werden, und denen man nur alle drey Jahre die Seitenäste abhaut.

Auch das, was der Verfasser über die Art der Weinbereitung in Italien und die Ursache, warum man in Oberitalien in großem Durchschnitte nur schlechten Wein findet, bemerkt, ist zu beachten, so wie die tabellarische Uebersicht des Natural-Ertrages an Wein in einigen Gemeinden der lombardischen und venetianischen Provinzen, und des Natural-Ertrages der Weingärten mit Getreidebau und Graswuchs oder sogenannten Ronclie.

Was die Cultur der Olivenbäume betrifft, die man zerstreut in den Hügeln zwischen dem Garda-See und dem großen See in Gärten vereinigt; aber, nur an den Ufern des Garda, Iseo, Como und großen Sees findet, so findet man sie, obschon in diesen Gegenden seit länger als tausend Jahren betrieben, gegenwärtig im Abnehmen, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man die Ueberzeugung gewann, daß die Weinrebe und der Maulbeerbaum unter den gegebenen örtlichen Verhältnissen einen größern Vortheil abwerfen. Sehr zu beachten ist das, was der Verfasser über die vernachläßigte Düngung der Olivenbäume sagt, die nach den Erfahrungen von Gasparin von einem solchen Einflusse auf Olivenbäume ist, daß ein Oelgarten von 1600 jungen Oliven, der nicht

gedüngt wird, in siebenjährigem Durchschnitte 657 Wiener Pfund Oel gibt, indeß von einer gleichen Anzahl junger Bäume, die alle drey Jahre eine Düngung von 870 Zentner Pferdemist erhielten, 1499 Pfund gewonnen wurden. S. 328 und 329 wird durch Versuche der Oelverlust jener Landwirthe erwiesen, die wegen einer falschen Theorie ihre Beeren, anstatt sie schleunig zur Presse zu schicken, erst zu Hause gähren lassen, oder weil sie keine Pressen haben, gehindert sind, sie pressen zu lassen, und sie wegen Mangel an Raum in ihren kleinen Häusern nicht auf Böden oder Schilfrohrflechten aufschütten, sondern in Fässern hochgeschichtet aufbewahren müssen, so daß sie oft erst im März, manchmal selbst im May zum Pressen kommen.

In dem letzten Abschnitte des ersten Bandes, welcher von der Cultur der Limonienfrucht und Kastanienbäume handelt, wird auf eine anschauliche Weise die der erstern geschildert, deren Bäume, so wie bey uns, in dafür gebauten Häusern stehen, deren nach Süden gekehrte Wand jedoch nicht mit Gläsern, sondern mit hölzernen Balken bedeckt wird. Auf einen erwachsenen Baum rechnet man im Durchschnitt 800 Stück als brauchbare Kaufmannswaare. Der Verfasser fand von Salo bis zum Dorfe Limoni sehr viele solche Fruchthäuser, welche gegenwärtig die wesentlichste Quelle der Einnahme jener Gegenden bilden, und macht darauf aufmerksam, wie Istrien und Dalmatien von der Anlage ähnlicher Gebäude bedeutende Vortheile ziehen könnten. Den Obstbau fand der Verfasser nur in der Umgebung von Monselice und Arqua mit dem Ackerbau verbunden, aber auch selbst dort unbedeutend.

Der erste Abschnitt des zweyten Theils handelt von der Seidenerzeugung und der Cultur der Maulbeerbäume. Der sprechendste Beweis der raschen und ungeheuern Zunahme der Seidencultur in der Lombardie erhellt daraus, daß, wie der Verfasser durch eine, ihm von der Zolldirection in Mailand vergönnte und im Auszuge mitgetheilte tabellarische Uebersicht erweist, jetzt das Gebiet des mailändischen Guberniums allein so viel Seide ausführt, als vor sechzehn Jahren das ganze Königreich Italien. Der Verf. ist der Meinung, daß die wirkliche Geldsumme, welche die Lombardie für beyde Erzeugnisse einnimmt, den Betrag von 24 Millionen Gulden übersteige. Sowohl die Schilderung, welche von der Cultur der Maulbeerbäume, wie die, welche von ihrem Ertrage, von den Seidenspinnereyen und der Wartung der Seidenraupen in den Häusern der Bauern gemacht wird, ist anschaulich. Viele Berücksichtigung verdient, was über die Art der Seidenraupe bemerkt wird. »In Deutschland,« heißt es S. 48, »dienen die sogenannten chinesischen Seidenraupen, welche glän-

zend weiße, aber etwas kleinere Galletten liefern, ganz besonders cultivirt zu werden, weil sie in kürzerer Zeit ihre Lebensperioden vollenden, von stärkerer Natur sind, den Krankheiten weniger unterliegen, weniger Nahrung bedürfen, und im Verhältniß zum Gewichte des Futters zwar weniger Seide liefern, die aber dafür mehr Geldwerth hat; in Italien werden sie aber kein Glück machen, da hundert Pfund Galletten der gemeinen Raupen mehr Seide liefern, als ein gleiches Gewicht Galletten der chinesischen, da die weiße Seide nicht verhältnißmäßig theurer bezahlt wird, da man den geringern Futteraufwand bey den letztern nicht achtet, und das günstige Klima weniger Gefahr für das Leben der Raupen befürchten läßt, als in Deutschland.«

Aus der Darstellung der Ausdehnung und gegenwärtigen Größe der Cultur der Maulbeerbäume in der Lombardie geht hervor, daß, da der größte Theil der Bäume noch in jugendlichem Zustande sich befindet, und daher von Jahr zu Jahr ein größeres Blättererträgniß abwerfen wird, auch die Seidenerzeugung Jahr für Jahr zunehmen, und daß, wenn nicht durch einen außerordentlichen Umstand die Nachfrage um Seide erhöht wird, der Preis derselben Jahr für Jahr herabgehen werde, wobey aber der Nutzen, welchen die Landwirthe aus diesem Zweige ziehen, vielleicht gleich groß bleiben wird, weil zu vermuthen ist, daß in Verhältniß des gesunkenen Preises die vermehrte Menge des Erzeugnisses den Abfall deckt.

Einer der bedeutendsten Abschnitte ist der, in welchem der Verfasser das erstaunungswürdigste Werk bespricht, welches die Industrie und ein durch Jahrhunderte fortgesetzter Fleiß der Landwirthe in der Lombardie hervorgebracht haben: die Bewässerung der Wiesen. »Es sind nicht einzelne Wiesen,« sagt der Verfasser S. 29, »nicht die Wiesen einzelner Gemeinden: es sind die Felder ganzer Provinzen, die bewässert werden, und das reizende Schauspiel der höchsten Fruchtbarkeit gewähren. Wenn die heiße Sonne und lang anhaltende Trockenheit in den nicht bewässerten Gegenden alle Pflanzen welken macht oder wohl gar tödtet, sieht man in diesen Gegenden, denen die Wärme wohlbekommt, weil sie durch Kunst Wasser genügend zugeführt bekommen, die üppigste Vegetation. Der Sommer des Jahres 1828 war in ganz Italien einer der trockensten, so wie er jenseits der Alpen einer der nässesten war. Die Sommerfrüchte mißriethen in Italien überall, wo keine Bewässerung Statt findet; ja im Mantuanischen sah ich in dortigen trockenen leichten Boden Ende July den Mais am Stengel ganz vertrocknet, mit weißen Blättern, und die Wiesen wie verbrannt, während Mais und Wiesen in den Provinzen Lodi, Pavia und Mantua, in so weit die Bewäs-

serung reicht, von einer unübertrefflichen Schönheit waren, und die reichste Ernte gewährten. Der Ueberfluß des Wassers, den man da den Feldern zu geben im Stande ist, in Verbindung mit der Wärme des Klima und der reichlichen Düngung, welche der große Viehstand gewährt, bewirken, daß die lombardischen Wiesen die schönsten und ergiebigsten sind, die man in der Welt sehen kann, weßwegen es allein schon sich verlohnte, daß jeder Landwirth, der die Kosten dieser Reise zu bestreiten im Stande ist, sich dahin verfügte, um diese Felder und Bewässerungsanstalten zu bewundern, um sich von den großen Wirkungen zu überzeugen, um dann zu Hause so viel davon in Anwendung zu bringen, als die örtliche Lage ihm gestattet.« Es ist nicht zu läugnen, daß wenn wir in Deutschland auch nicht das unglaublich große Erzeugniß der lombardischen Wiesen hervorbrächten, da uns das italienische Klima mangelt, welches von großem Einflusse auf die Fruchtbarkeit ist, dort doch immer mit verhältnißmäßig geringen Auslagen der Ertrag der Wiesen bedeutend vergrößert, und mittelst der dadurch bewirkten Vermehrung des Viehstandes und daraus hervorgehenden höheren Körnererzeugniß der reine Wirthschaftsertrag ansehnlich erhöht werden könnte.

Die Geschichte jener Bewässerung zeigt, daß die ebene Lage des Landes und die vielen Wässer, die es durchströmen, mächtig dazu beytragen, und Veranlassung geben, daß man diese Anstalten, die wahrscheinlich seit den Zeiten der früheren Cultur unter den Römern noch hin und wieder bestanden, und durch die Verwüstungen der Barbaren nicht ganz zum Verfalle gebracht wurden, im Mittelalter allgemach vergrößert, und sie, nachdem man sich von dem auffallenden Nutzen derselben überzeugt, im Verlaufe von tausend Jahren endlich zu jenem Grade des Umfangs und der Vollkommenheit gebracht habe, in dem wir sie gegenwärtig bewundern, wozu der Scharfsinn, die Ausdauer und die Industrie des Volks und der patriotische Eifer der Regierung wesentlich beytrugen.

Der Aufsatz über die Menge, den Geldwerth und die Benützung der Hausthiere, insbesondere der Kühe, weist das auffallende und zunehmende Gedeihen dieses Theils der Landwirthschaft in einem fast unglaublichen Verhältnisse gegen die frühere Zeit nach. Der Verfasser eifert mit Recht dagegen, daß nur in sehr wenigen Ortschaften der bewässerten Provinzen Viehzucht getrieben wird. Man findet fast allenthalben dort den jährlichen Abgang des ausgemerzten Viehes durch Ankauf ersetzt, und zwar deßhalb, weil man theils glaubt, daß es nicht Vortheil bringe, selbst Vieh nachzuziehen, theils der Meinung ist, daß das in der eigenen Wirthschaft aufgezogene Vieh nicht so milchreich sey,

als das von den Schweizern gekaufte. Der Verfasser bemerkt dagegen, was den ersten Punkt betrifft, daß er vielleicht richtig gewesen sey, so lange der Preis des Käses höher und der des schweizerischen Viehes niedriger stand, als jetzt. Nun aber sey der Preis der Kühe derselbe, der des Käses aber bedeutend niedriger, wie vor zwanzig Jahren, woraus der Nutzen, sich den Bedarf von Vieh selbst zu erziehen, unmittelbar hervorgeht. Was den zweyten Grund betrifft, so beruht er sichtlich auf einem Vorurtheile. Die Schweizer beziehen davon jährlich über anderthalb Millionen Gulden.

Was den Milchertrag der Kühe angeht, so ist er auffallend groß. Der Verfasser gibt das jährliche Milcherträgniß einer Kuh auf 2136 Maß an, womit auch die Angabe des Herrn Berra in seinem neuesten Werke: Del modo di allevare il bestiame bovino e formarne buone razze nostrali. Milano 1829, ungefähr übereinstimmt. Wie sehr auch dieser große Milchertrag gegen unsern in Deutschland auffallen möge, wo wir es höchstens auf 12 0 Maß des Jahres bringen, finden wir doch bald das Räthsel erklärt, wenn wir auf die schöne Rasse der Kühe, die in der Lombardie gehalten wird, die reichliche und nahrhafte Fütterung, welche diese erhalten, und den Umstand Rücksicht nimmt, daß sie meist im Hornung, sicher aber im März grünes Futter bekommen, bis Ende November eine treffliche Weide auf den Wechselwiesen finden, und daß ihnen im kurzen Winter kein Stroh, sondern immer bloß Heu vollauf gegeben wird.

S. 111 bis 117 beschreibt der Verfasser die Bereitung des Parmesankäses, und äußert sich am Schlusse dieses Aufsatzes, daß er durch Betrachtung der Umstände, wie die Kühe gehalten, und mit was sie genährt werden, im Stande sey, der allgemeinen Meinung entgegen zu treten, daß man den Parmesankäse nirgends wohl nachmachen könne, und der eigenthümliche Character, der ihn von den anderen Käsarten auszeichnet, von dem Futter abhinge, mit welchem die Kühe in der Lombardie genährt werden. Ein Beweis der Richtigkeit seiner Behauptung dürfte schon darin liegen, daß anfänglich dieser Käse nur im Staate von Parma gemacht wurde, indeß jetzt besserer nördlich von Mailand, sieben und zwanzig geographische Meilen weit von Parma, erzeugt wird.

Von großer Wichtigkeit ist der Aufsatz Nr. III, von der Größe der directen Steuern und ihrer gegenwärtigen Umlage in den lombardisch-venetianischen Provinzen handelnd. Die Wichtigkeit der Kenntniß der auf dem Betrieb der Landwirthschaft unmittelbar lastenden sogenannten directen Steuern wird, was

die Lombardie betrifft, durch die Berücksichtigung der hohen Cultur, den Reichthum und den Cataster des Landes noch vermehrt. Der Verfasser hat sich viele und ergiebige Mühe gegeben, in den verschiedenen Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs, vorzüglich aber in den altlombardischen Provinzen, jene Behelfe zu sammeln, um das Verhältniß des Grundertrages zur Größe der Steuer zu bestimmen. Diese Behelfe bestanden in der Erhebung des wirklichen Pachtzinses, den die Grundbesitzer von ihren Gründen einnehmen, und in Erhebung des wirklichen Betrages, den sie für Grund- und Gemeindesteuer von diesem Pachtertrage an den Steuerabnehmer abführen. Der Verfasser machte diese Erhebungen von mehreren Gütern bedeutender Ausdehnung, und erfuhr so einen, dem wirklichen Verhältnisse sich nähernden Durchschnitt.

Aus den Erhebungen sowohl als den vergleichenden Berechnungen, welche mitgetheilt werden, geht Fleiß und Kenntniß des Verfassers hervor, und wenn auch die Resultate nicht erschöpfend genannt werden können, woran großentheils der etwas zu kurze Aufenthalt des Verfassers in den von ihm bereisten Provinzen Schuld hat, so sind sie doch immer richtig zu nennen.

Aus den Daten, die den Berechnungen des Pachtertrags in den venetianischen Provinzen zum Grunde liegen, ergibt sich das nicht zweifelhafte Corollarium, daß die venetianischen Provinzen einen ungleich geringern Pachtertrag vom Joch abwerfen, und verhältnißmäßig höher besteuert sind, als die trockener gelegenen Provinzen der Lombardie.

Der Abschnitt vom Kauf- und Pachtwerthe des Bodens im lombardisch-venetianischen Königreiche läßt erkennen, daß in Hinsicht des Kaufwerthes der Gründe ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den altlombardischen und venetianischen Provinzen Statt findet, da er in den ersteren ungleich höher ist, als in den letzteren. Da aber das Klima und die Beschaffenheit des Bodens, selbst die Größe der Bevölkerung in den in der Ebene gelegenen Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs auf gleichen Flächen wenig verschieden sind., so kann dieser Unterschied nur von der höheren Pachtrente herrühren, welche die Grundbesitzer in den lombardischen Provinzen von ihren Gütern beziehen, von der verschiedenen Weise, den Boden zu benützen, oder von den kleineren Zinsen, welche die auf Grund und Boden gelegten Kapitalien ertragen, wie sich auch als richtig aus den von dem Verfasser erhobenen und mitgetheilten Daten erweist. Als eine der mächtigsten Ursachen, daß die jährlich sich mehrenden Kapitalien den liegenden Gründen zugewendet werden, erscheint auch der

Mangel an inländischen Fabriken. Die Eisenfabriken in Brescia und in der Nähe dieser Stadt, so wie einige Baumwoll-, Glas- und Lederfabriken abgerechnet, die aber alle zusammen von geringer, kaum wahrnehmbarer Bedeutung sind, hat das ganze Land keine jener nothwendigen Anstalten, in denen die Reichen ihre Kapitalien nutzbringend anlegen könnten, und die übergroße Bevölkerung Arbeit und entsprechenden Lohn fände.

Von vieler Wichtigkeit ist der Aufsatz von dem Zustande der Pächter und Taglöhner, und von der Verbesserung ihrer Lage, ohne Nachtheil der Grundbesitzer, und zwar um so mehr, als in Italien der Stand der Grundbesitzer von jenem der Grundarbeiter vielleicht mehr, als in jedem anderen Lande, geschieden ist, da der Fall, daß der Grundbesitzer seine Wirthschaft auf eigene Rechnung betreiben läßt, äußerst selten erscheint, in der Regel alles verpachtet ist, und der Grundsatz gilt, daß man sein Geld wohl zum Ankauf von Grundstücken, nicht aber zur eigenen Bewirthschaftung mit Vortheil anlege, und daß man jene schleunig verpachten müsse, wenn man von dem ausgelegten Kapitale nicht Schaden statt Nutzen haben wollte. Diese Ansicht entstand durch die Berücksichtigung, daß der Colon, das heißt ein solcher Pächter, der seinen Pachtschilling in Naturalien bezahlt, obgleich er nicht mehr oder besser arbeitet, als Dienstboten und Taglöhner, doch sich mit schlechterer Kost und Kleidung begnügt.

Der Verfasser schildert und erweiset den Zustand der italienischen Colonen als einen wirklich erbarmungswürdigen. Der Antheil an rohem Grunderzeugnisse, den der Eigenthümer für sich fordert, ist mit geringen Ausnahmen allenthalben zu groß, daß der übrig bleibende Theil ihm für seine Arbeit genügend entschädigen, und es ihm möglich machen sollte, selbst beym größten Fleiße und der strengsten Sparsamkeit selbstständig leben zu können. Meistens muß der Colon von allen Producten, die er erzeugt, die Hälfte, oft noch mehr, als Pacht geben, wobey freylich der Grundbesitzer, der, wenn er seine Wirthschaft auf eigene Rechnung betreiben läßt, wo die Kosten des Betriebs oft siebzig und mehr Prozent betragen, gewinnen muß, der Colon aber nicht bestehen kann. Zugleich erhält dieser Vertrag einen beständigen Zwist zwischen dem Grundbesitzer und seinem Colon, da der erste vom letzteren meistens mehr fordert, als er zu leisten vermag, indeß der Colon den Eigenthümer beständig zu übervortheilen sucht.

Der Verfasser erklärt, daß er sich überzeugt habe, daß der Colon und alle Mitglieder seiner Familie fortwährend mit Anstrengung arbeiten, und sich fast ausschließlich bloß mit Mais ernähren, nur selten Wein trinken, auf die dürftigste Weise

gekleidet sind; daß ihre Wohnungen, mit geringen Ausnahmen in den altlombardischen Provinzen, klein und äußerst ärmlich, daß alles auf das mindeste und allernothwendigste beschränkt erscheint, und daß dem allen ungeachtet der Colon nach einer langen Reihe von Jahren nicht nur meistens nichts besitze, sondern nicht selten an den Grundbesitzer verschuldet sey.

Der Zustand der Taglöhnerfamilien wird als noch elender geschildert.

Der Anblick dieses Zustandes, in dem sich die den Ackerbau bearbeitende Klasse in Italien befindet, fordert auf, Mittel zu ersinnen, ihm abzuhelfen. Eines, obschon nicht hinlänglich genügendes, dürfte in der Beschränkung der Erlaubniß, nach Willkür heiraten zu dürfen, gefunden werden, wonach nur demjenigen jene Erlaubniß zu ertheilen wäre, der gehörig erweisen könnte, er sey im Stande, seiner Familie mit Sicherheit den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Allein damit reicht man, wie auf den ersten Blick erhellt, nicht aus, und verschlimmert in gewisser Beziehung die Lage des Colons und des Taglöhners mehr, als man sie erleichtert.

Ein einfacher Ueberblick zeigt, daß der Reichthum der Grundbesitzer mit der Armuth der Colonen in einem auffallenden Mißverhältnisse sich befinde. Da es nun jedem Grundbesitzer frey steht, seine Gründe um den ihm beliebigen Preis zu verpachten, andererseits aber die große Bevölkerung und der Mangel an vielfachen Erwerbszweigen in den lombardisch-venetianischen Staaten eine große Concurrenz erzeugen, so daß sich die meisten Colonen noch schlechtere Bedingungen gefallen ließen, um nur leben zu können, so wäre das einzige Mittel dasjenige, welches die Grundbesitzer bestimmen würde, *freywillig* dem Colon minder lästige Bedingungen zu machen, *als es gegenwärtig* der Fall ist.

Die Schwierigkeit, ein solches Mittel aufzufinden, ist einleuchtend, dem ungeachtet versucht es der Verfasser, und zwar auf eine Weise, daß seine Vorschläge die größte Beherzigung verdienen.

Es müßte zuvörderst dem Grundbesitzer einleuchtend gemacht werden, daß der Reichthum, die Kenntnisse und die Rechtlichkeit seines Colonen seinen eigenen Reichthum vermehren helfen, und daß er dadurch, daß er im Augenblicke den Gewinn übertreibt, er für die Zukunft, und zwar häufig für die nächstliegende, doppelt verliert, weil die immer mehr zunehmende Unwissenheit, Gleichgültigkeit und sonstigen bösen Eigenschaften der Colonen, zumal wenn sie einmal auf einen sehr hohen Grad getrieben worden sind, von den nachtheiligsten und unrettbarsten Folgen für ihn seyn müssen. Das eigentliche Mittel aber, von dem sich

der Verfasser eine gänzliche Umänderung in den Vermögens- und Bildungsumständen des italienischen Bauers verspricht, ist die Hintangebung aller Grundstücke, Häuser und anderwärtigen Gebäude, die dem Staate oder frommen Stiftungen gehören, in ewigen Erbpacht an Colonen gegen einen übereingekommenen Geldbetrag, der, einmal festgesetzt, in der Folge nur in sofern geändert wird, daß man die Pachtsumme alle 25 Jahre nach dem Durchschnittspreise der inzwischen Statt gehabten vorzüglichsten Artikel der Erzeugung: Weizen und Wein, regulirt.

Diese Pachtungen müßten den Privaten zum Modelle dienen, und den Beweis herstellen, daß wenn es sich darum handelt, von dem in Grund und Boden liegenden Kapitale eine bedeutende, nicht gefährdete, den Durchschnittspreisen der Producte angemessene jährliche Einnahme zu erhalten, ohne mit den Pächtern fortwährend in Streit zu leben, oder die nominal große Summe des Pachtschillings von der andern Seite wieder durch uneinbringliche Vorschüsse geschmälert zu sehen, kein Mittel sicherer sey, als den Pächter selbst zum Grundeigenthümer zu machen, weil er nun mit ganz anderem Eifer und verdoppelter Anstrengung den Boden bearbeiten, und nichts außer Acht lassen wird, die Felder in den größtmöglichsten Ertrag zu bringen, die er dann als die seinigen ansehen, und von denen er wissen wird, daß alle Vortheile der Verbesserung ihm zukommen. Die Ansicht wird durch die Bemerkung unterstützt, daß die wenigen Felder, die in der Ebene der Lombardie Bauern gehören (in den Bergen gibt es keine Colonen), sich vor den Feldern der Colonen auffallend auszeichnen, und die Grundbesitzer selbst, dieß erkennend, einem Colon, der etwas Feld besitzt, vor einem andern, der keines hat, den Vorzug geben.

Da sich durch die Verbesserung des Bodens der Werth desselben erhöht, ist es des Erbpächters Vortheil, alle Arten Verbesserungen vorzunehmen, und nicht bloß darauf zu sehen, augenblicklich den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen, was häufig nur zum Nachtheile der Gründe geschehen kann. Mit der Verbesserung des Bodens aber wird das Vermögen der Grundbesitzer sowohl, als das der Pächter gleichmäßig erhöht. »Jetzt,« sagt der Verfasser S. 220, »werden die dem Staate gehörigen Grundstücke alle drey bis neun Jahre verkauft. Immer findet man, daß sie weniger werth werden, denn wer soll Fruchtbäume und Reben nachsetzen, Stützmauern errichten, die Einfriedigung herstellen, wenn er die Vortheile seiner Mühe und Auslagen einem Fremden überlassen soll: auch werden sie immer mehr entkräftet, denn jeder will den letzten Rest der fruchtbaren Theile aus dem Boden herausziehen, und wenn die Pächter solcher

Gründe sehen, daß sie sich in der Hitze der Versteigerung haben hinreißen lassen, einen Pachtschilling zu versprechen, den sie nicht aufbringen können, so sind Prozesse und neue Versteigerung die Folge davon, wobey aber der Verpachter immer der verlierende Theil ist. Wenn auch ein oder der andere der Erbpächter dieser kleinen Staatsgüter seinen Contract nicht einhielte, so riskirt das Aerar gar nichts, den es hält sich an den Grund und Boden, der inzwischen mehr werth geworden ist, und zehn andere Pachtlustige melden sich, um ein solches Gut zu überkommen,, wenn der Pächter, was nicht glaublich ist, niemanden finden sollte, der ihm sein Recht abkaufen sollte, und statt seiner einträte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß durch diese Maßregel die Staatseinnahme vermehrt, sicher gestellt, die Perception derselben vereinfacht, und der Grund zu einer allgemachen Einführung dieser Art, die Grundstücke zu verpachten, bey den Privaten gelegt würde.«

Diese Ansicht und die Gründe, welche zu ihrer Unterstützung angeführt werden, dürften wohl, mancher dagegen sich darstellenden Einwendung ungeachtet, um so mehr in Ueberlegung zu nehmen seyn, als es sich hier um eine der wichtigsten und folgereichsten Angelegenheiten einiger der bedeutendsten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates handelt.

In der Abhandlung vom mailändischen Cataster, der bekanntlich in Europa eines sehr großen Rufes genießt, und dem man es oft vorzüglich zuschrieb, daß die Lombardie seit der Zeit, als die Grundsteuer nach den Ergebnissen der Catastral-Vermessung und Schätzung umgelegt worden, sich zu jenem hohen Grade von Cultur und Wohlhabenheit erhob, der sie von den übrigen Staaten Italiens unterscheidet, schickt der Verfasser die Geschichte seiner Veranlassung und seiner Verfertigung voraus, worauf er, nach Anerkennung seiner Vorzüge, mit großer Freymüthigkeit alles rügt, was seiner Ansicht nach an demselben mangelhaft erscheint. Jene Ansichten gehen immer aus der Betrachtung der gemachten Erhebungen hervor, welche mit vieler Genauigkeit mitgetheilt werden.

Aus der geschichtlichen Darstellung des Ganges der Operationen bey der Zustandebringung des mailändischen Catasters zeigt sich, daß die Classificationen, Classirung, die Localerhebungen des Rohertrages und der Culturkosten, nebst der Verfertigung der Schätzungsoperate, von dem Schätzungskommissären, vom 10 März 1725 bis 30. September 1726 vollendet worden waren, und daß in der Folge an dem eigentlichen Schätzungsoperate oder vielmehr am Classentariffe keine andern Veränderungen vorgenommen wurden, als jene, welche das Colle-

gium der Periti bey zweymaliger Revision zu nehmen für nöthig erachtete.

Der Hauptvorwurf, welchen der Verfasser den gedachten Einrichtungen macht, besteht darin, daß die mailändischen Schätzungsoperate nichts, als die einfache und unbegründete Meinung des Schätzungskommissärs über den Natural-Ertrag der verschiedenen Classen der Culturarten und die erforderlichen Culturs-abzüge darstellen. Er gründet seine Behauptung, bevor er sie noch durch Belege erweist, auf die Betrachtung, daß es in dem oben bemerkten kurzen Zeitraume den wenigen aufgestellten Schätzungskommissären unmöglich gewesen seyn würde, auch nur die Hälfte der Gemeinden zu classifiziren, und ihre einzelnen Grundparzellen in die betreffende Classe einzureihen, geschweige erst, ihren Roh- und Reinertrag auszumitteln und darzustellen, wenn sie nicht den Gemeindeausschuß zur Classirung verhalten, und sich darauf beschränkt hätten, dieser Arbeit bloß nachzusehen. Es wäre, meint er, unmöglich gewesen, so viele Roh- und Reinertrags-Operate in so kurzer Zeit zu verfassen, wenn, was allerdings unerläßlich, die Angaben über den Ertrag und die Culturkosten hätten bewiesen, ja nur einigermaßen überzeugend motivirt werden sollen.

Auch der Schluß dieses in so vielfältiger Hinsicht bedeutenden Werkes ist von vielem Interesse. Er stellt die Handelsbilanz der lombardischen Provinzen und den Geldwerth der Producte dar, alles aus sicheren Quellen genommen, die der Verfasser aufzusuchen bemüht gewesen, und worüber er eine tabellarische Uebersicht mittheilt.

Man ersieht daraus, wie die Lombardie mit der Seide allein, die sie ausführt, nicht nur alle Artikel, die sie einführt, und die nicht weniger als 54 1/2 Million Zwanziger betragen, bezahlt, sondern daß ihr noch 10 Millionen von der Einnahme für die Seide und der ganze Betrag der Ausfuhr von Käse, Reis u. s. w. übrig bleiben, die zusammen 9,587,221 Gulden ausmachen.

M.

Art. XI. La Calcografia propriamente detta, ossia l'Arte d'incidere in Rame coll' Acqua forte, col Bulino e colla Punta, da Giuseppe Longhi. Vol. I. concernente la teoria dell' arte. Milano, 1830. XXXII und 436 S. in 8.

Joseph Longhi, 1766 zu Monza geboren; erst von seinen Eltern dem geistlichen Stande, dann zur Kaufmannschaft bestimmt, endlich — aus eigner Wahl zum Zeichnen und Kupferstecher gewandt, machte, zumal im letztern Fach, ungemeine Fortschritte, und genoß ungefähr seit 1808 oder 1810 den Ruhm

eines der ersten Meister in demselben. Longhi starb am 2. Januar 1831, nachdem er mehr als 30 Jahre lang als Lehrer der Kupferstecherkunst an der Akademie zu Mayland fruchtbringend wirkte, und eine zahlreiche rühmlichst blühende Schule gestiftet.

Das anzuzeigende Werk wollte unser Meister vornehmlich zum Unterricht junger Kupferstecher ausarbeiten; dasselbe war ursprünglich auf zwey Bände berechnet, und der zweite — der aber wohl schwerlich erscheinen dürfte, weil sich unter den nachgelassenen Papieren nur einiges Wenige für denselben bestimmte vorfand — sollte von dem praktischen Theile der chalkographischen Kunst handeln. Der erste uns vor Augen liegende Band ist, besage des Titels, dem theoretischen Theile gewidmet; wir wollen unsere Leser mit dem Wesentlichsten des Inhaltes bekannt machen.

Eine vorausgeschickte Einleitung (Introduzione) p. V — XXXII nennt viele ältere und neuere Schriftsteller, die von der Kupferstecherkunst reden, erklärt aber alles was sie sagen für nicht zureichend; Abraham Bosse zwar habe vom Radiren und Aetzen ausführlichen Bericht gegeben, doch wird, wie billig, dessen Zweck oder vielmehr das Bemühen getadelt, mit Radirkünsten den Grabstichel bey der Arbeit in Kupfer zu ersetzen, ja selbst durchaus entbehrlich machen zu wollen. Cochin d. j. bringe in seinem Anhang zu der gedachten Schrift des A. Bosse mancherley Nützliches vor, zumal über den weichen Grundirfirniß, und wie beym Aetzen mit Scheidewasser verfahren werden müsse; rede auch ganz verständig von mehreren der vorzüglichsten Kupferstecher, den Stefano della Bella jedoch überschätzend, dessen Werke er sich als Muster ausersehen und nachzuahmen trachtete.

Das von Walpole bekannt gemachte Werk des G. Vertue über Kupferstiche und Kupferstecher wird gelobt, jedoch bedauert, daß es sich bloß auf englische Künstler und Arbeiten derselben beschränke.

Peter Franz Basan, Kupferstecher und Kunsthändler aus Paris, schrieb ein geschätztes Wörterbuch von den Kupferstechern aller Nationen, und galt für einen der größten Kenner von Kupferstichen; da er aber nicht tief in das Theoretische und Praktische der Kunst eingegangen, so ist nach dem Ausspruch des Herrn Longhi sein Werk mehr für Liebhaber als für Künstler geeignet.

Reichhaltiger zwar, übrigens nicht von größerem Nutzen, sey ein ähnliches von dem Kupferstecher Joseph Strutt, einem Engländer, verfaßtes Werk.

Adam Bartsch schrieb über Kupferstecher und deren Arbeiten mit vieler Kenntniß, sey ein geschickter Zeichner gewesen, habe auch als Kupferstecher auf verschiedene Weise ehrenwerthe

Fertigkeit besessen; indessen dürften die von ihm geäußerten Grundsätze und gegebenen Lehren mehr dem auf Kupfer radirenden Maler, als dem sich des Grabstichels bedienenden Künstler frommen.

Das vor wenigen Jahren in Paris gedruckte: Manuel de l'amateur d'estampes, par *Joubert*, 3 Bände in 8., geht gar nicht ohne Lob aus, wird aber im Ganzen mehr getadelt, und scheint in der That von Irrthümern, so wie von leidigem Pedantism nicht frey zu seyn.

Noch macht der Verfasser am Ende der Einleitung uns mit dem Gesammtinhalt dieses seines Lehrbuchs näher bekannt; er hat dasselbe in sieben Kapitel abgetheilt, welche wir nun abgesondert betrachten wollen.

Eccellenza dell' Arte, ist das erste von S. 1 — 21 reichende Kapitel. Die Kupferstecherkunst habe der Malerey weder Eintrag gethan, noch ihr Sinken bewirkt, vielmehr seyen durch sie die Werke der Maler zu höherer Achtung und Werthschätzung gelangt. Kupferstiche nach Gemälden will Herr Longhi nicht für Copien derselben angesehen wissen, sondern nennt solche Uebersetzungen (Traduzioni), führt zu diesem Endzweck das wesentlich Verschiedene in den Arbeiten der Maler und der Kupferstecher umständlich durch, — zeigend, wie der gute Kupferstecher das gemalte Vorbild auf seine Weise zu reproduziren hat.

Das Kapitel schließt sodann mit der Bemerkung: die früheren Meister im Kupferstechen hätten oft ihre eigenen Erfindungen gestochen, selten nach Werken Anderer gearbeitet; gegenwärtig aber seyen die Gemälde des Leonardo, des Michel Angelo, Rafaels, Correggio's und Tizians so allgemein bewundert, und als unübertrefflich musterhaft geltend, daß es eitele Anmaßung scheine, wenn ein Kupferstecher mit eigenen Erfindungen auftreten wolle; verboten sey ihm solches zwar nicht, doch thue er allerdings besser, sich an Vorbilder von den berühmtesten alten Meistern zu halten.

Das zweite Kapitel, S. 22 — 39, macht aufmerksam auf den vielfachen Nutzen, den die Kupferstecherkunst den Wissenschaften gebracht; nicht geringeres Verdienst erwarb sie sich um die Malerey, deren Meisterstücke zahllos vervielfältigt von ihr durch die ganze Welt verbreitet worden. Es wird ferner noch dargethan, wie Kupferstiche eine Quelle von Reichthum für das Land sind, wo man dergleichen mit vorzüglichem Geschick verfertigt, und endlich, daß keines andern Künstlers Lage so frey, so unabhängig ist als die eines Kupferstechers.

Das dritte Kapitel, S. 40 — 55, handelt vom Ursprunge der chalkographischen Kunst, und sehr verständig läßt der Ver-

fasser unerörtert, was wohl schwerlich je erörtert werden dürfte: Ob der florentinische Goldschmied Maso Finiguerra von seinen gestochenen Silberplatten für Niello-Arbeiten zuerst versucht habe, Abdrücke auf Papier zu machen, oder ob vor ihm schon in Deutschland Kupfertafeln gestochen und abgedruckt worden.

Die Geschichte des Stechens in Kupfer zum Abdrucken glaubt Herr Longhi in drey Zeiträume abtheilen zu müssen, deren erster ganz vom Anbeginn bis nach Mark Antonio Raimondi (etwa von 1440 bis 1550) dauert; der andere reicht bis zu den großen Meistern des Fachs, welche nach Rubens arbeiteten; der dritte von da bis auf unsere Zeit.

Das vierte Kapitel, S. 56 — 274, von den Fortschritten der Kupferstecherkunst handelnd, deutet zunächst den allgemeinen Charakter der Blätter aus dem gedachten früheren Zeitraume an. Sie seyen, heißt es, durchgängig, möge der Styl einiger Meister gothisch, hart und mager seyn, mit vieler Genauigkeit gezeichnet, die äußern Theile besonders fleißig ausgeführt, welcher Fleiß bis auf das geringste Nebenwerk sich erstrecke; ihre einfachen Schraffirungen bestehen meistens aus zarten, dicht neben einander liegenden Strichen, ohne viel Anspruch auf Zierlichkeit und gewandte Führung des Werkzeuges. Weil jene frühern Kupferstecher beynahe sämmtlich auch Maler waren, so haben ihre Blätter, wenige nur abgerechnet, den Vorzug vollständiger Originalität, das heißt, sie sind von denen, welche sie gestochen haben, auch erfunden, und aus diesem Grund an Eigenthümlichkeit so wie an geistreichem Ausdruck der später entstandenen größtentheils Nachbildungen überlegen Als Mängel werden gerügt, die Unbekanntschaft der Meister mit den Regeln kunstmäßiger Beleuchtung der darzustellenden Gegenstände, auch vermisse man die Anmuth, welche in folgender Zeit durch mannigfaltig abwechselnde Schraffirungen dem Kupferstich erworben worden; nackte Glieder, Haare, Gewänder, Nebenwerk, Gründe, alles sey auf ähnliche Weise behandelt, und daher der unangenehme Monoton; überdem klebe noch diesen Erstlingen das Gebrechen allzubestimmter, mit mehr und minder tiefen Strichen gezogener Umrisse an. Hierüber wird ausführlich gesprochen, und es ergibt sich, daß unser Verfasser die Kupferstiche, in so ferne sie ihm untadelich erscheinen sollen, in der Totalwirkung den wohlausgeführten monochromatischen Gemälden ähnlich wünscht, worin er zwar nach jetzt bestehenden Ansichten Recht haben mag; allein solche Vollendung dürfte wohl nicht immer die Absicht jener alten Kupferstecher gewesen seyn, wo dergleichen Absicht vorwaltete, wie z. B. in Albrecht Dürers Adam und Eva, dem heiligen Hieronymus im Zimmer sitzend und schreibend, in

der Melancholie u. a. m., da ist sie erreicht; Dürers Gemälde haben meistens eben so strenge Umrisse, sind auch im Ganzen nicht übereinstimmender als die genannten Kupferblätter; denn das war sein Geschmack, sein Styl, auch der Styl eines großen Theils seiner Zeitgenossen.

Der Verfasser redet nun fortfahrend von den Meistern, welche sich während des ersten Zeitraums im Fache der Kupferstecherkunst am rühmlichsten hervorthaten, nämlich: Maso Finiguerra, Martin Schön, Andrea Mantegna, Albrecht Dürer, M. A. Raimondi, Luca d'Olanda (Lukas von Leyden) und Georg Penz. Er entwirft von jedem derselben eine kurze, durch gesundes Urtheil und gründliche Sachkenntniß sich empfehlende Charakteristik.

Dem folgenden Zeitraume werden die den Grabstichel mit vorzüglicher Gewandtheit führenden Meister von Cornelius Cort an (geb. 1536, gest. 1578) bis auf den Sebastian le Clerc (geb. 1637, gest. 1714) zugerechnet Man hörte nun auf, im Kupferstich die Gestalten durch streng gezogene Linien zu begränzen, sondern ließ, wie es auch in guten Malereyen der Fall ist, jeden Gegenstand als hellere oder dunklere Masse sich vom Grunde abheben, in sanftem Uebergange oder Verschmelzung; alles wurde besser gerundet, milder, malerischer.

Cornelius Cort finden wir als den Ersten angeführt, welcher von der alten strengen Behandlungsweise zur freyern, mehr malerischen übergegangen; nach ihm wird Agostino Caracci genannt, dann Heinrich Golzius, Martin Rota, Nikolaus Beatyn, Franz Villamena, Egidius Sadeler, Jakob Callot, Claudius Mellau, Cornelius Bloemaert, Stefano della Bella und Sebastian le Clerc; alle diese sind, wie solches bey den oben erwähnten frühern Meistern geschehen war, sehr gut charakterisirt, die Verdienste und auch die Schwächen ihrer Kunst treulich angegeben.

In Beziehung auf die dritte Epoche der Kupferstecherkunst muß unser Verfasser in der Zeit einen Schritt rückwärts thun, und solche schon um 1630, mit Lukas Vorstermann, Schelde v. Bolswert und Paulus Pontius anfangen lassen. Er behauptet — worüber wir jedoch nicht ganz mit ihm einverstanden sind — gedachte Meister aus dem zweiten Zeitraume seyen bemüht gewesen, in ihren Blättern zu leisten was eine mit Fleiß ausgeführte monochromatische Zeichnung leisten würde, und denselben das Milde (Dolcezza), Harmonische zu geben, dessen eine solche Zeichnung allenfalls fähig seyn dürfte; seither aber sey die chalkographische Kunst noch weiter, und bis über die Gränzen gewöhnlicher Monochromen ausgedehnt wor-

den; denn man verlange gegenwärtig von den Kupferstichen nicht allein richtig übertragene Zeichnung und Beleuchtung des Vorbildes, sondern auch gewissermaßen Rechenschaft vom Colorit (eigentlich nur von den Farben). Die Kupferstecher, indem sie sich des Scheidewassers, des Grabstichels und der kalten Nadel geschickt bedienen, seyen dahin gelangt, jeden Stoff seiner Eigenthümlichkeit gemäß darzustellen; einige der besten Meister hätten darin wohl schon das Aeußerste wirklich geleistet.

Nun folgt die besondere namentliche Erwähnung der vorzüglichsten Künstler, welche in diesem Zeitraume der Chalkographie Ehre gemacht. Außer Vorstermann, Bolswert und Pontius werden noch angeführt: Rembrandt, Cornelius Vischer, Franz Poilly, R. Nanteuil, Nik. Pitau, Ant. Masson, Gerard Audran, G. L. Roullet, G. Edelink, Fr. Chereau, P. Drevet d. j., G. F. Schmidt, Balechon, Wille, R. Strange, R. Earlom, F. Bartolozzi, Giov. Volpato, St. Fiquet, J. Schmutzer, W. Woolet, C. A. Porporati, W. Scharp, C. C. Berwic und Fr. Müller. Die kritischen Bemerkungen über den Kunstcharakter dieser Meister und mancher ihrer besten Blätter, sind für alle Liebhaber der Kunst interessant, für Sammler von Kupferstichen sehr schätzbar, und für Kupferstecher besonders lehrreich.

Unser Verfasser beschenkt das kunstliebende Publikum weiter noch mit dem Vorschlag (Progetto) einer gewählten Sammlung von Kupferstichen, wie allenfalls wohlhabende echte Liebhaber sich solche anschaffen könnten. Die Zahl der Blätter ist beschränkt, und dürfte nicht viel über zweyhundert steigen; enthält indessen von jedem der vorgenannten ausgezeichneten Meister des ersten, zweiten und dritten Zeitraumes eine oder mehrere seiner vorzüglichsten Arbeiten. Zur Seite des Verzeichnisses der Blätter sind auch die Preise bemerkt, für welche theils Hr. Longhi selbst, theils ihm bekannte Sammler, gute Abdrücke derselben gelegentlich erstanden, oder die angesehensten Kunsthandlungen in den Hauptstädten der Lombardie allenfalls dafür verlangen. Wir verhehlen indessen nicht, daß diese Preise hochgestellt sind, und man in Deutschland weniger theuer zu kaufen pflegt.

Im fünften Kapitel werden alle die Schwierigkeiten, welche der Kupferstecher bey seiner Arbeit zu bekämpfen und zu überwinden hat, aufgezählt. Sie sind auch, ohne die zunächst erforderliche probefest ausharrende Geduld in Anschlag zu bringen, so groß, so mannigfaltig und dabey nach Maßgabe der Forderungen des gegenwärtig herrschenden Geschmacks so unerläßlich, daß man sich wundern muß, wie tüchtige, mit Talent zur Kunst be-

gabte Jünglinge sich solch lästigen Bedingungen unterziehen mögen, und nicht lieber ein anderes Fach wählen; davon aber abgesehen, finden alle diejenigen, welche Muth genug haben, nach dem Preis zu ringen, hier vortreffliche Bemerkungen und Lehren niedergelegt, um deren willen wir denn auch angehenden Kupferstechern besonders dieses Kapitel zum ernstlichen Studium empfehlen.

Von der Nothwendigkeit, daß ein Kupferstecher im Zeichnen sich fleißig übe, und wo möglich bis zur Meisterschaft ausbilde, spricht Herr Longhi im sechsten Kapitel. Wir bedauern, daß die fast überflüssige, in diesem Kapitel herrschende Breite es schwer, ja unmöglich macht, einen kurzen Auszug aus demselben mitzutheilen; übrigens fehlt es nicht an guten, für junge Kupferstecher nützlichen Lehren.

Im siebenten Kapitel wird vom Verfasser die Erklärung des Schönen unternommen, und der Künstler angewiesen, wie er zur Erkenntniß desselben gelangen soll. Wir halten jedoch das Räthsel noch immer nicht für gelöst. Eine gut gestochene, obgleich nicht völlig beendigte Kupfertafel (Longhi's letzte Arbeit) ist beygegeben, und hat den Zweck, das Vorgetragene anschaulich zu machen.

Angehängt sind von S. 395—431: Notizie biografiche di Giuseppe Longhi, raccolte da Francesco Longhena. Mit Longhi's vorgesetztem, von Anderloni schön gestochenem Brustbild als Medaillon.

Genügendes über die Entwicklung der Talente Longhi's zur Kunst, und vornehmlich zum Kupferstechen, darf man in diesen Notizie zwar nicht suchen, sie enthalten aber mehrere mit Dank anzunehmende Nachrichten von dessen wichtigsten Lebensereignissen; und weil er bey Gelegenheit auch kleine Gedichte zu machen pflegte, so hat Herr Longhena in den Noten einige derselben abdrucken lassen. Zuletzt folgt noch ein Verzeichniß aller von Longhi gestochenen und radirten Blätter; willkommene Gabe, zumal für Sammler.

Das angezeigte Werk halten wir, im Ganzen genommen, sehr hoch, und mögen gerne die Ueberzeugung aussprechen, dasselbe sey in Beziehung auf sein Fach eben so achtbar und nützlich, als die bekannte Schrift von R. Mengs über den Rafael, den Correggio und den Tizian bezüglich auf die Malerey ist. Strenge Kritiker dürften allenfalls einwenden: daß Herr Longhi der bloß technischen Fertigkeit überall viel, vielleicht zu viel einräumt, wie er denn z. B. S. 158 u. f. von Blättern des Masson, so auch S. 244 u. f. von denen des Berwic sprechend, sich in fast beschwerliches Detail über Punkte und Striche verliert; weil aber

seine Schrift zunächst den Unterricht junger Kupferstecher bezweckt, so entschuldigt ihn solches in unsern Augen hinlänglich; das Höhere, Geistige, Bedeutende an Kunstwerken wurde von ihm, da, wo es nöthig schien, keineswegs übersehen, und wir führen dafür nur das sinnvolle Urtheil über Rembrandts Kunst nebst Würdigung der besten von demselben radirten Blätter, S. 135—142, als vollgültigen Beweis an.

Herr Longhi stellt die Kunst des Kupferstechers höher als man gewöhnlich zu thun pflegt, und verlangt, wie oben schon angedeutet ist, eigenthümliches Walten, selbst wenn nach gemalten Meisterwerken gearbeitet wird. In solcher Beziehung lesen wir S. 9 vom Kupferstich im höhern — oder in des Verfassers Sinne: »er sey bedungen im Wesentlichen (durch das Vorbild), doch frey hinsichtlich auf die Behandlung,« und S. 11 in der Note: »der nach einem Gemälde arbeitende Kupferstecher hält sich genau an den Umriß, so auch an Schatten und Licht des Vorbildes, ersetzt aber die Farbengebung durch das seiner Kunst eigene, mannigfaltige, oft bewundernswürdige künstliche Schraffiren mit Strichen, und der Art, wie solche gelegt werden.

Mit diesen Ansichten von der Kunst, und billigem Hochachten des in der That weit getriebenen, in der Ausführung einiger Blätter von den vorzüglichsten neuern Kupferstechern, wie Woolet, Sharp, Berwic, F. Müller, u. a. m. können wir dem Verfasser nur Beyfall geben, wenn er rühmlichst von ihnen spricht, und durch Eingehen in das Detail solcher gelungenen Arbeiten zur Achtung und Bewunderung derselben auffordert. Nichts desto weniger reicht er dem Gerhard Audran, und dem Gerhard Edelink vor allen den Preis; dem Audran als dem, der mit der Radirnadel und durch weiteres Ausarbeiten mit dem Grabstichel das Beste in historischen Darstellungen geliefert; dem Edelink, weil er mit dem Grabstichel allein Meisterstücke verfertigt, die zwar in einzelnen Theilen von andern vielleicht übertroffen, im Ganzen jedoch unerreicht geblieben sind.

Weimar, im Sept. 1831. Heinrich Meyer.

Art. XII. Museé Blacas. Monumens grecs, étrusques et romains, publiés par M. Théodore Panofka, Secrétaire de l'institut de correspondance archéologique, membre de l'académie d'Herculanum. Tome premier. Vases peints. 1. et 2. livraisons. Paris, chez De Bure fréres, libraires du roi et de la bibliothèque du Roi, MDCCCXXX. Fol.

Es ist immer ein günstiger Umstand, wenn zu wissenschaftlichen Bestrebungen Liebhaberey hinzutritt, einmal vermehren sich

dadurch die Hülfsmittel, dann gewinnen die Untersuchungen selbst Wärme und Umfang durch das vielseitige Besprechen, und als letztes Ergebniß stellt sich endlich, wenn die Hitze des Wettkampfes verflogen, eine geläuterte, klare und erschöpfende Ansicht des Gegenstandes ein. Für eine merkwürdige Classe von Alterthümern, die gemalten altgriechischen Gefäße, scheint jetzt diese günstige Zeit eingetreten zu seyn; einestheils verwenden hohe, mit Glücksgütern ausgestattete Personen bedeutende Summen, um möglichst zahlreiche Sammlungen davon anzulegen, Nachgrabungen zu unterstützen, und alles Gefundene vor Zerstörung zu schützen; anderentheils häufen ausgezeichnete Gelehrte einen Schatz von Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf ihre Erklärung, und als nächste Folge sehen wir prachtvolle Werke in fast ununterbrochener Reihe die allgemeine Aufmerksamkeit immer auf diesen Gegenstand hinleiten. Sollte auch das Streben der Sammler nach immer ganz besonders merkwürdigen Stücken, nur zu geschickte Hände hier und da zur Verfertigung und Umstaltung solcher Denkmäler reizen, so daß entweder das ganze Stück neu ist, oder zu einem kleinen antiken Bruchstücke die bey weitem größere Hälfte neu zugesetzt, und dann doch Alles als unbezweifelt echt an Mann gebracht wird; wird auch bey späterer ruhigerer Behandlung ein großer Theil des gelehrten Aufwandes in den Erklärungen weniger hervorzutreten zu haben: immer bleibt die jetzt angeregte Thätigkeit eine sehr erwünschte Erscheinung.

Diese zahlreichen Denkmäler führen uns in eine frühe Zeit zurück, in das vierte und fünfte Jahrhundert vor Chr. Geb., aus der wir sonst nur sparsame Ueberreste haben, und sie sind die Erstlingserzeugnisse einer Kunst, der Malerey, welche am kräftigsten und allgemeinsten das menschliche Gemüth zu bewegen vermag. Wie aber derjenige am sichersten vorwärts schreitet, der durch zeitweisen Rückblick die Stelle, von der er ausging, nicht aus den Augen verliert, so kann die nähere Vertrautheit mit der Art von Darstellungen darauf auch für die Kunstansichten unserer Tage nur von dem wohlthätigsten Einflusse seyn.

Die Alten nannten Malerey stille Poesie, ein vortrefflicher Gelehrter, Tölken in Berlin, hat zuerst die volle tiefe Bedeutung dieses merkwürdigen Ausspruches in ihren Kunstwerken nachgewiesen, seitdem bringt jeder Tag neue entscheidende Belege, und die fruchtbare Anwendung dieses Grundsatzes dürfte bald, des allgemeinen Beyfalles sicher, in die neueste Künstlerwelt herüberdringen.

In einem altindischen Drama: der Mondaufgang des Verständnisses, erscheinen der Sinn, die Vernunft, die Betrachtung, der Unglaube, der Mensch u. s. w. als

handelnde Personen, und am Ende sieht man, wie der **Verstand** und die **Andacht** den Menschen wieder zu den Füßen des Thrones des höchsten Herrn und Schöpfers zurückführen. Was man auf der Bühne sieht, kann man sich wohl auch in einem Gemälde vorgestellt denken, in einem Gemälde, welchem Jedermann wegen der rein moralischen Richtung und der Art der Darstellung, eine frühe Epoche anweisen würde, nämlich eine solche, wo die Menschen in dem ersten Genusse von **Begriffen** und von **höheren Ansichten der Dinge** sich diese neue kostbare Erwerbung, die durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch noch nicht, wie jetzt, tägliches Gemeingut geworden war, auf jede Art zu sichern und zu erhalten suchen. Noch in ziemlich vorgerückter Zeit finden wir bey den Alten ein solches Einführen verkörperter Begriffe als handelnder Personen (z. B. um nur eines anzuführen, bey Lucian *) den Rechtshandel, wo die philosophischen Systeme die *ΑΚΑΔΗΜΙΑ*, und die *ΣΤΟΑ*, dann die *ΡΗΤΟΡΙΚΗ* die *ΔΙΚΗ* und die *ΤΡΥΦΗ* redend auftreten), als gewohnte Erscheinung einer frühe ausgebildeten Sitte, die überhaupt sich sehr langsam verlor, und fast nur mit der alten Welt selbst abstarb.

Bey näherer Untersuchung zeigt sich, daß Darstellungen der Art für die Kunst ein wirklich nichts weniger als unfruchtbares, oder wenig geeignetes und unnatürliches Feld darbieten. Wie wenn z. B. einem Künstler die Aufgabe würde, »Homer vorzustellen, »den seine Gedichte, die Ilias und die Odyssee, zur Unsterb»lichkeit und zu Jupiters Throne erheben,« fast dem Wortlaute nach, so viele Worte in eben so viele Gestalten verwandelnd.

Wir können mit voller Beruhigung versichern, daß sich daraus ein schönes künstlerisches Werk ergeben würde, da wirklich eine solche gepriesene Darstellung aus dem Alterthume vorliegt. Auf einer prachtvollen silbernen Trinkschale in dem königlichen Museum zu Neapel erscheint in halberhabner Arbeit Homer, in ruhig sinnender Stellung, in der Linken die Schriftrolle haltend, von dem Adler Jupiters auf weit entfalteten Schwingen in die Höhe getragen; Schwäne scheinen seinen Flug mit Gesange zu begleiten; Blumenranken umgeben in zarten Gewinden die Vorstellung, und darauf schwebend erscheint rechts und links eine sitzende weibliche Gestalt, diese gehelmt, mit Schild, Schwert und Lanze das Bild der kriegerischen Epopee, der Ilias; jene mit der Schifferkappe am Haupte, und mit dem Ruder in der Linken, und dem umgegürteten Schwerte, das Bild der ruhigeren Schilderung der Irrfahrten des Heros Ulysses, in der Odys-

*) Bis accusatus.

see: das Ganze von einer bewundernswürdigen, dem Gehalte der Vorstellung entsprechenden Vollendung der Arbeit*). Setzen wir den Fall, eine ähnliche Aufgabe von noch größerem Umfange sollte gelöst werden, Homers Triumph und Vergötterung; der Erdkreis und alle Zeiten erkennen Homer als König der Dichter; Geschichte und Poesie, die tragische wie die komische verdanken ihm ihren Ursprung; Tugend und Weisheit verehren in ihm ihren ersten Lehrer, u. s. w., die einzelnen Worte sollen zu Gestalten erstehen, und ein großartiges Gemälde bilden, und auch da besteht die Lösung wirklich in einem Kunstwerke von allgemein anerkanntem Werthe, in dem berühmten Marmorrelief des Palazzo Colonna in Rom, der Apotheose Homers bey Visconti Museo Pio Clement. I. Tav. B. Thronend erscheint Jupiter mit dem waltenden Herrscherstabe auf der Höhe des Olympus; in froh belebter Versammlung erscheinen um ihn, aber in tieferen Kreisen versammelt, die Musen, Apollo und die Pythische Priesterin, als Zeugen der festlichen Handlung, die in einem noch tieferen irdischen Kreise beginnt: in einer geschmückten Säulenhalle thront da Homer mit dem Scepterstabe und der Schriftrolle, zu den Füßen des Thronsessels knieend stützen denselben als weibliche Gestalten die Ilias mit dem Schwerte, die Odyssee mit der Zierde des Schiffschnabels, dem Acrostolium, zwey spielende Mäuschen deuten auf die Batrachomyomachie. Während die geflügelte Zeit und eine stattliche weibliche Figur, den Erdkreis vorstellend, hinter dem Sitze Homers stehend, ihn kränzen, beginnt vor demselben das feyerliche Opfer, welches zu bringen sich eine Reihe größerer und kleinerer, in Stellung, Kleidung und Beyzeichen verschieden ausgestatteter Gestalten nähert, die oben erwähnten verschiedenen Dichtungsarten nämlich, Geschichte, Weisheit u. s. w., jede dem Begriffe entsprechend gebildet, den sie vorstellen soll, das Ganze aber eine herrliche künstlerische Zusammenstellung.

Aber die alten Künstler verstanden nicht allein, Worten Körper zu geben, und Reden in Gestalten aufzulösen; es war ihre eigentliche Aufgabe, dem Verstande ihrer Mitbürger Lehr- und Erfahrungssätze, den Ausdruck allgemeiner Ansichten auf diese Art vorzutragen, und immer gegenwärtig zu erhalten. Wie in unsern Tagen alles zum historischen Gemälde wird, und die Kunst fast nur die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit umfaßt, wie im Mittelalter und bey den großen italienischen

*) Eine vortreffliche Abbildung dieses herrlichen Gefäßes in James Millingen: Ancient unedited monuments, statues, busts, bas-reliefs etc. London. 1826. pl. XIII.

Meistern die hohen Gebilde der Religion vorherrschen, so ist es die symbolische Einkleidung höherer Lebensansichten, was den vorzüglichsten Inhalt der alten Gemälde bildet. Wollte man an dieser, schon durch die natürliche Entwickelung der Seelenvermögen gegebenen Eigenheit der alten Welt (übrigens eigentlich der Jugendzeit des menschlichen Geschlechtes) zweifeln, ein großes Beyspiel würde hinreichen sie zu beweisen, ein Beyspiel, das wir uns wundern müssen, nicht schon lange als unwiderleglichen Beleg angeführt gesehen zu haben. Es ist die Münze des römischen Staates*) von Kaiser Augustus bis zum Diocletian, mit welchem überhaupt ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnt. Auf diesen öffentlichen Denkmälern einer so ernsten Regierung welche Bilder, welche Namen sind es, die man dem Volke bietet? Concordia, Pietas, Providentia deorum, Fides publica, Justitia, Clementia, Salus publica, Securitas u. s. w., lauter höhere Begriffe und Lebensansichten. Wie wird ein junger hoffnungsvoller Fürst dem Reiche, das er beherrschen soll, gleichsam vorgeführt? Man sehe die Reihefolge der Münzen M. Aurels, wenn sie nach Angabe der chronologischen Daten eingereiht sind. Die Staatsmünze trägt die symbolischen Gestalten und Andeutungen von Honos, Juventas, dann folgt Pietas, Concordia, endlich Hilaritas und Vota publica, eine Folgenreihe von Gedanken und Begriffen, eben so bezeichnend, als angemessen und allgemein verständlich.

La langue des symboles est donc celle de l'antiquité figurée, et ses règles sont tellement invariables, que bientôt on pourra en déduire les principes d'une véritable grammaire. La plus noble tâche d'un archéologue serait d'accréditer cette vérité, et de rectifier ainsi les opinions erronées qui trop souvent imputent les torts, dont une interprétation capricieuse ou arbitraire est seule coupable, à ces chefs-d'oeuvre de l'art antique, qui jamais n'enfreignent les lois de la simplicité et de la raison. Das Vorhergehende muß zeigen, wie sehr wir mit dieser Ansicht des Verfassers (p. 2) übereinstimmen. Der größere Theil der Vorstellungen auf den altgriechischen Gefäßen kann nur auf dem Wege »Malerey ist stumme Poesie« gedeutet werden, und die Begründung dieser Ansicht könnte nur von den günstigsten Folgen auf die neue Künstlerwelt seyn, da sich hier eine weite, von den Völkern des Alterthums, wie wir sahen, schon in früher Zeit betretene Bahn öffnet, den Menschen die Ergebnisse trockener, oft spitzfindiger, immer aber nur für Wenige zugänglicher Untersuchungen, in

*) S. Abriß der Alterthumskunde. Wien 1829. S. 181 ff.

edlen lebenskräftigen Gestalten und Bildern vorzuführen, und sie zu einem werthvollen Gemeingute Aller zu machen [1]).

* * *

Wir setzen einen besondern Werth auf die Einleitung, welche der Verf. der dann folgenden Erklärung der einzelnen Gefäße vorausschickt, so kurz sie auch ist, und so sehr wir auch, eben wegen der treffenden Richtigkeit der darin aufgestellten Thatsachen gewünscht hätten, daß der Verf. die gegebenen flüchtigen Andeutungen weitläufig ausgeführt hätte [2]). Ueberall wo die Denk-

---

[1]) Die Alten fügten den symbolischen Figuren die Namen ihrer Bedeutung bey, bis sich bey ihnen daraus eine große und allgemein verbreitete Sicherheit in ähnlichen Bestimmungen entwickelt hatte; dem jetzigen Alterthumsforscher kann häufig nur die glückliche Vergleichung einer bedeutenden Anzahl von Denkmälern dazu den Weg bahnen, und da ist es der Fall, wo die wenigen erhaltenen Denkmäler mit solchen beygesetzten Namen unschätzbare Dienste leisten.

In dem griechischen Drama später Zeit, καϑ Υσμινιαν και Υσμινην, welches dem Eustathius zugeschrieben wird, erscheint im zweyten Buche die Beschreibung eines großen Wandgemäldes, worin sich der Künstler vorgesetzt hatte, die an keine Zeit gebundene Herrschaft der Liebe über alle Völker und Stände zu schildern. Zuerst kamen da vier weibliche jungfräuliche Gestalten, jede mit ihren Beyzeichen gehörig ausgestattet, aber doch standen darüber die Namen ΦΡΟΝΗΣΙΣ. ΙΣΧΥΣ. ΣΩΦΡΟΣΥΝΗ. ΘΕΜΙΣ. , dann kam Amor als Sieger und Herrscher auf einem Wagen erhöht stehend, und die folgende Darstellung; aber merkwürdig ist die Aeußerung, welche der Dichter einem Beschauer in den Mund gibt: ὡς ἄρα χεὶρ ζωγράφου καινόν τὶ χρῆμα, τὰ ὑπὲρ τὴν φύσιν (Begriffe) τερατουργεῖ, καὶ πλάττει τῷ λογισμῷ, καὶ τὰ πλάσματα τεχνουργεῖ. Εἰ δέ γε βούλει φιλοσοφήσωμεν. τὸ μειράκιον (der Amor) ἀγχίθυρον ταῖς ἀρεταῖς. αἱ κακίαι καὶ ταυταις παραπεπήγασι πρὸς τοῦτο δὴ γνωμάτευμα τὸ μειράκιον ἀναπέπλασαι, καὶ τέχνη τὸ πλάσμα πρὸς φύσιν μετήγαγεν. ἔχω σου τεχνίτα τὸ αἴνιγμα, ἔχω σου τὸ δρᾶμα. εἰς αὐτὸν σου βάπτω τὸν νοῦν κἂν Σφίγξ γένῃ, Οἰδίπους ἐγω. und etwas weiter ὦ Ζεῦ καὶ θεοὶ, ὡς ἀληθῶς τέρας ἡ γραφὴ, νοῦ πλάσμα, καὶ χειρὸς ζωγράφου τεχνούργημα.

[2]) Les législateurs de l'ancienne Grèce avaient cherché à développer, par l'éducation, toutes les facultés physiques et morales de l'homme, et à produire entre le corps et l'esprit cette parfaite harmonie qu'ils regardaient comme d'une si haute importance, et à laquelle ils donnèrent le nom de *καλοκαγαθία*. Pour bien saisir le sens de cette expression, et celui du mot *καλός*, qui se retrouve si souvent sur les monumens des Grecs, et que nous devons traduire par *beau* et *brave*, il faut avoir connu et ressenti, dans les pays favorisés de la nature, l'influence qu'exercent, sur le développement de la pensée, sur l'existence tout entière, la douceur du climat, la sérénité du ciel, et cette impulsion vivi-

mäler uns einen tieferen Blick in das innere Getriebe des häuslichen und bürgerlichen Lebens der Alten gestatten, sollte, scheint es, der Alterthumsforscher vorzüglich verweilen, und die etwaigen Gegensätze oder Unterschiede mit der gegenwärtigen Welt bemerklich machen. Viel schärfer als irgendwo sprechen bey den Alten manche tief in der menschlichen Natur begründete Eigenheiten sich aus, und es heißt der Gegenwart wesentliche Dienste leisten, ihr diese Bedürfnisse in gegebenen Beyspielen klar vor die Augen halten.

Die öffentlichen Feste sind eine solche Seite, wo die alte Welt in ihrer bezeichnendsten Eigenheit erscheint, aber zugleich eine Sitte, der das menschliche Geschlecht auch jetzt noch lange nicht entwachsen seyn dürfte, wenn dieses überhaupt einmal der Fall seyn soll. Es ist wohlthuend, den bey weitem größten Theil dieser Feste der Alten in der engsten Verbindung mit ihrer Religion zu sehen, als den natürlichen und echt menschlichen Ausdruck des tiefstgefühlten Dankes für die von oben fließenden Wohlthaten, und eben so naturgemäß und entsprechend war dann deren Feyer, als deren hauptsächlichster Bestandtheil immer der feyerliche Festaufzug der Bevölkerung erscheint. (Man sehe die Beschreibung der pompa Circensis bey Dionysius Halicar. l. VII., die Feyer der Dionysien bey Athenaeus l. V.,

---

fiante qu'il est plus facile de reconnaître que de définir: cause mystérieuse d'effets heureux, à l'égard desquels les ingénieuses fictions de la fable ont peut-être suppléé pour l'antiquité, à l'impuissance de l'analyse, lors qu'elles représentaient *Harmonie* comme une *fille de Mars et de Vénus.*

Il est aussi à remarquer que les Grecs entendaient par μουσική non seulement ce que nous appelons la *musique,* mais encore tous les genres de poésie, toutes les sciences et tous les arts qui entraient dans le domaine et dans le culte des Muses; ne perdant pas non plus de vue que la gymnastique, γυμναστική, qui formait une partie non moins essentielle de leur éducation, avait principalement pour but de faire acquérir à la jeunesse l'agilité de Mercure, la force d'Hercule, et cette chasteté tutélaire dont Apollon présente le type divin.

C'est éclairés par ces réflexions que nous nous formons une juste idée des dispositions qu'apportaient les peuples anciens dans ces fêtes brillantes qu'illustrait la lutte animée du talent, de la grâce et de la vigueur; à ces fêtes où l'historien et le poète recevaient les couronnes, les vases ornés de peintures, les prix de toute espèce que méritaient leurs heureux efforts, et où, moins digne de notre admiration et de nos éloges, l'antiquité décernait les mêmes récompenses aux triomphes du pugilat, aux succès de la légèreté, de la souplesse et de la force.

das Fest der Panathenäen nach Maßgabe der herrlichen Basreliefs von Phidias, an der innern Tempelmauer des Parthenons). Da sahen die Eltern die Knaben und Jünglinge, die Mädchen und Jungfrauen reich geschmückt an sich vorüberziehen, und jedes Herz erfreute sich an dem Anblicke; dann kamen die gerüsteten jungen Männer im Glanze der Waffen, und edles Selbstbewußtseyn bey der Kraft des Staates hob die Brust der Zuschauer; endlich wurden in unabsehbarer Reihenfolge die Bilder aller verehrten Gottheiten mit den Abbildungen der vorzüglichsten sich auf sie beziehenden Mythen zur Schau getragen; ein Zug, der die Gemüther mit frommer Beruhigung füllen mußte. Nun begannen die Spiele, die Wettrennen zu Wagen und Pferde, die Wettläufe und Kämpfe aller Art, die Theatervorstellungen mit großem Gepränge; jede Leidenschaftlichkeit fand da ein weites Feld sich zu ergießen und zu erschöpfen, jedes Alter, jeder Stand volle Befriedigung für Sinne und Geist. War dann der kleine Kreis der dazu bestimmten Tage geschlossen, so füllten Erzählungen von dem Genossenen, und Gespräche von dem künftig zu Erwartenden die Zwischenzeit zu neuen Festen mit den heitersten Mittheilungen und Wiederholungen *). Und welche Masse von Verkehr belebten diese Feste? aller der Schmuck, die Kleider, die Geräthschaften, die Pferde, alle die durch rauschende Fröhlichkeit vermehrte Verzehrung? man begreift in ihrem vollen Umfange die Worte des Alten (Strabo, l X. p. 467), womit er seyn allgemeines Urtheil über die religiösen Feste der Griechen sowohl, wie der barbarischen Völker schließt: *Εὖ μὲν γὰρ εἴρηται καὶ τῦτο, τὺς ἀνθρώπυς τότε μάλιϛα μιμεῖσθαι τὺς θεὺς, ὅταν εὐεργετῶσιν. ἄμεινον δ᾽ ἂν λέγοι τὶς ὅταν εὐδαιμονῶσι· τοιῦτον δὲ τὸ χαίρειν, καὶ τὸ ἑορτάζειν, καὶ τὸ φιλοσοφεῖν, καὶ μυσικῆς ἅπτεσθαι, μὴ γὰρ εἰ τὶς ἔκπτωσις πρὸς τὸ χεῖρον γενὴται — διαβαλλεσθω τὸ πρᾶγμα.*

---

*) Die neueren Zeiten scheinen da, mit alleiniger Ausnahme von Italien und Sizilien vielleicht, in diesen erquickenden, das ganze Gemüth und die große Volksmasse gleichmäßig ergreifenden Herzensergießungen, wie sie wohl jeder einzelnen Familie im bürgerlichen Leben von Zeit zu Zeit zum Bedürfnisse werden, den Alten weit nachzustehen: das Theater mit den immer wiederkehrenden Schilderungen häuslicher Kleinigkeiten ist kein Ersatz, und wirkt bey täglicher Eröffnung eher verderblich, weil es, bey ungemäßigtem Genusse, in kleinlichen Rührungen alle Natürlichkeit der Empfindungen zu verschlingen geeignet ist. Viele Feste aus dem Mittelalter und die Art ihrer ausgedehnten Feyer dürften, von dieser Seite betrachtet, in ihrem wahren, nicht unvortheilhaften Lichte erscheinen.

Zeugen solcher Feste, und zwar der Dionysien, mit ihnen entstanden, mit ihnen sich verlierend, und nur aus ihnen erklärbar, sind die altgriechischen Gefäße um so mehr der Aufmerksamkeit und regen Theilnahme jedes Gebildeten würdig, als in ihren bewegten Gemälden mit lebendiger Wahrheit die fröhliche Jugendzeit der Menschheit sich abspiegelt. Vollends für die Deutung der Vorstellungen auf denselben ist die Feststellung dieser Ansicht von dem größten Gewichte, denn nur so erklärt es sich, wie sie das ganze Gebiet der Mythologie, fast alle Gottheiten und Heroen mit ihren Thaten umfassen können, und zugleich die verschiedenen Wettkämpfe der Athleten und Citharöden; große Festaufzüge und den muthwilligen Scherz zahlreicher Satyre und Silene und zugleich Scenen häuslicher Tafelfreuden, und wie doch gerade sie (als Zeugen religiöser Uebung) zu den stillen Begleitern der Verstorbenen in die dunkle Behausung der Gräber ausgewählt werden konnten *).

*) Diese Gefäße entstanden und verschwanden mit der Feyer der Dionysien; sie waren zur Zeit Jul. Cäsars schon alterthümliche Seltenheiten, die man, damals wie jetzt, begierig aus Gräbern hervorzog, weil mit dem bekannten Beschlusse des römischen Senates im Jahre 186 vor Chr. Geb. die öffentliche Feyer der Dionysien und also auch der Gebrauch dieser Gefäße plötzlich aufgehört hatte. Welch einen nothwendigen Bestandtheil bey der Begehung dieser Feste sie bildeten, ersieht man aus den Beschreibungen der Alten bey Athen. l. V, c. XXIII, wo sich ergibt, daß bey solchen Gelegenheiten mehrere Tausende ähnlicher Gefäße zu Wein und Wohlgerüchen von den einzelnen Personen herumgetragen wurden, so wie es überhaupt ein bemerkenswerther Umstand ist, daß das Herumtragen von Gefäßen unter so vielen Beziehungen einen Theil des religiösen Dienstes bildete, so bey Lucian de Syria Dea, c. 48, wo er die besonders ausgezeichneten πανηγύριες der Göttin ἐς θάλασσαν beschreibt: ἀγγήϊον ἕκαςος ὕδατι σεσαγμένον φέρουσί, κηρῷ δε τάδε σεσήμανται, καὶ μὲν οὐκ αὐτοὶ λυσάμενοι χέονται, ἀλλ' ἔςι ἀλεκτρυὼν ἱρὸς. οἰκέει δὲ ἐπὶ τῇ λίμνῃ; ὃς ἐπεὶ σφέων δέξηται τα ἀγγήϊα, τήν τε σφρηγῖδα ὁρῇ. καὶ μισθὸν ἀρνύμενος, ἀνά τε λύει τὸν δεσμὸν καὶ τὸν κηρὸν ἀπαιτέεται. καὶ πολλαὶ μνέες ἐκ τουτέου τοῦ ἔργου τῷ ἀλεκτρυόνι ἀγείρονται ἔνθεν δὲ ἐς τὸν νηὸν αὐτοὶ ἐνείκαντες, σπένδουσι etc. In besonderer Beziehung auf die Dionysien noch zu vergl. Plut de cupit. divit. Demosthenes adv. Midiam. p. 611, pro Corona p. 516. Das Gedicht Homers: Ο ΚΑΜΙΝΟΣ, sollte eigentlich an der Spitze jedes größeren Werkes über altgriechische Vasen stehen, man wird da gleichsam in die Werkstätte mitten unter die Arbeiter selbst versetzt, und theilt mit ihnen Hoffnung und Furcht. Auf jeden Fall zeigt sich auch daraus der frühe und höchst belebte Verkehr in diesen Gegenständen, so wie andererseits der starke Verbrauch in unserer Annahme von der vorzüglichsten Bestimmung dieser Gefäße seine natürliche Erklärung findet.

Wir gehen nun zu der Angabe der einzelnen Kupferplatten über, mit sehr wenigen gelegenheitlichen Bemerkungen, da es nicht unser Zweck seyn kann, alles, was der Hr. Verf. mit Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit beybringt, ausheben zu wollen.

Platte I. Le poète Glaucon. Ein Dreyfuß, wie er als Ehrengeschenk den Choragen ausgetheilt wurde, über Stufen stehend, dabey die Victoria eine Libation verrichtend: auf den Stufen die Inschriften *ΑΚΑΜΑΝΤΙΣ. ΕΝΙΚΑ. ΦΥΛΕ*, la tribu Acamantis a remporté la victoire, und *ΓΛΑΥΚΩΝ. ΚΑΛΟΣ*, le beau Glaucon. Die Zunft, der Stamm, Akamantis ruft nach Athen, wo, nach der sehr glücklichen Zusammenstellung des Verf.'s, der Dichter Glaukon im J. 419 v. Chr. G. mit einem Theaterstücke den Preis davon trug. Das merkwürdige Gefäß ist leider sehr beschädigt. Es scheint die Figuren roth auf schwarzem Grunde zu haben, was auf jeden Fall der späteren Epoche angehört; es wäre wirklich, mit in Bezug auf dieses Gefäß, von großem Interesse, die Zeit, wo die frühere Art der schwarzen Figuren auf rothem Grunde sich verlor, mit entsprechender Genauigkeit bestimmen zu können.

Platte II. La lutte et le pugilat. Ein Gefäß, worauf zwey Paare im Ringen und dem Faustkampfe vorgestellt sind. Dazwischen der Name des Künstlers *ΝΙΚΟΣΘΕΝΕΣ. ΕΠΟΙΕΣΕΝ* Nicosthène, l'a fait. Das Gefäß wurde, wie schon der bloße Anblick hinreichend beweisen würde, bey Agrigent in Sicilien gefunden, und der Umstand, daß bey den letzten Ausgrabungen des Prinzen von Canino, mitten in dem alten Etrurien, ähnliche Gefäße, mit dem Namen desselben Künstlers bezeichnet, ausgegraben wurden, ist ein schlagender Beweis für den frühen, lebendigen Verkehr, der in dieser Art Waaren zwischen Sicilien und dem oberen Italien Statt hatte, und wo mancher, wie Agathokles (bey Athenäus l. XI, c. 3), bey Vorzeigung goldener Gefäße von sich mochte haben rühmen können: *ἐξ ὧν ἐκεράμευσε κατεσκευακέναι ταῦτα.* Sehr dankenswerth hebt hier der Verf. den Unterschied der beyden vorkommenden Ausdrücke hervor: *ΕΠΟΙΕΣΕΝ* und *ΕΓΡΑΦΣΕΝ*, fit, peignit.

Platte III. Noces de Bacchus et d'Ariadne. Ein vortreffliches Gefäß, übrigens nicht von der gewöhnlichen Art, da die Figuren in Relief erscheinen, mit abwechselnden Farben bemalt und zum großen Theile vergoldet sind: es diente zu wohlriechenden Wässern, und hatte davon, bey seiner Ausgrabung, noch den Geruch beybehalten. Man folgt dem Verf. mit großem Vergnügen in seinen Deutungen, aber in Bezug auf eine gelegenheitliche Bemerkung glauben wir auf der Borghesischen

Marmorvase doch nicht den Bacchus Indicus, sondern den alten Silen erkennen zu sollen.

Platte IV. Présent offert à une Mariée. Die Neuvermählte sitzend, wie ihr sechs Musen Gaben darbringen: sämmtlich Figuren von vortrefflicher Haltung und Zeichnung; das Ganze eine äußerst liebliche Zusammenstellung. Vortrefflich ist die Erklärung des Verf.'s und die Hinweisung auf die innige Verwandtschaft zwischen Musen und Nymphen.

Platte V, VI. Les Tyrrhéniens à table. Eine Schale von der ältesten Art. Der Hr. Verf. berührt hier S. 21 ff. die alte Frage: sur l'origine étrusque où grecque, der altgriechischen Vasen; vielleicht täuschen wir uns in unserer Ansicht, aber wo einmal eine Sache auf so umfassenden, mit dem ganzen übrigen Gange der Cultur so sehr übereinstimmenden Beweisen begründet ist, muß man, scheint es, nicht alles wieder neu in Frage stellen; auch die so überraschenden Ergebnisse der Ausgrabungen des Prinzen von Canino können ihre genügende Erklärung finden, ohne an den bestehenden Ansichten gewaltsam ändern zu müssen.

Platte VII, VIII. Les divinités de Samothrace. Orpheus in der Unterwelt. Ein in jedem Falle merkwürdiges Gefäß, das aber durch die gelehrten Erklärungen des Verf.'s eine noch bey weitem ausgedehntere Wichtigkeit bekäme.

Platte IX. Les Danaïdes. Eine äußerst seltene, und daher doppelt merkwürdige Vorstellung. La vue de ces jeunes femmes qui s'approchent d'un *pithos*, beginnt der Hr. Verf.; wir billigen das Mengen fremder Wörter nicht, so lange die eigene Sprache auslangt; warum hier aus dem Griechischen erst ein Wort entlehnen? Dann spricht der Hr. Verf. hier und später S. 39 von dem Ausdrucke verschiedener Leidenschaften in den Köpfen einzelner Figuren auf diesen Gefäßen, was uns nicht im wahren Sinne dieser Denkmäler gesprochen scheint, welche insgesammt die leidenschaftlosesten, obschon in Haltung und Zusammensetzung höchst meisterhaften und belebten Darstellungen enthalten.

Platte X. Le Gorgonium. Medusenkopf. Vortrefflich ist S. 33 die Beziehung der Medusa auf den Mond. In dem Gefäße wurde zugleich ein dünnes Goldplättchen mit einer Vorstellung darauf von fünf Figuren gefunden, wovon der Verf. aber nur die Beschreibung gibt, ohne die Beygabe einer noch so kleinen Zeichnung, die allerdings erwünscht gewesen wäre.

Platte XI. 1, 2. La mort de Méduse. Pélée et Thétis.

Platte XII. Ulysse et Leucothée. Oedipe devant le Sphinx.

Platte **XIII, XIV, XV. L'origine de la tragédie.** Ein vortreffliches Gefäß, und dessen Erklärung eben so gelehrt als geistreich.

Platte **XVI. Vase de la fabrique d'Archiclès.** Ein Gefäß von der ältesten Art mit der Vorstellung eines Reiters und dem Namen des Künstlers *ΑΡΧΚΛΕΣ. ΕΠΟΙΕΣΕΝ.* Bey dieser Gelegenheit vereinigt der Hr. Verf. S. 47, Anm. 8, alle durch die letzten Ausgrabungen bekannt gewordenen neuen Künstlernamen in einer sehr dankenswerthen Zusammenstellung.

v. Steinbüchel.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LV.

Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens.

(Fortsetzung der im Anzeigeblatte des XXXIX., XL., XLIII., XLIV. und XLVII. Bandes begonnenen Rubrik.)

XL.

Steyer, am 5. April 1192.

In nomine sancte et individue trinitatis. Dux *Levpoldus Austrie et Styrie.* cunctis Christi fidelibus. Quoniam adhuc adeo constituti sumus ut saluti et commoditati subditorum studiose prouideamus. eapropter cunctis Christi fidelibus notificamus tam presentibus quam futuris quod dilectus *noster consanguineus Dux Styrie Otakerus in extremis positus* predia sua ecclesijs dei large tribuit inter que etiam *Glvnicensi* ecclesie predium unum in *Tudeche* quod Wuelfinch possederat potestatiua manv contradidit. Sed omnia sua arbitrio nostro quia simul ita concambieramus perficienda dimisit. Ipse vero corpore exempto *cum nobis omnia gubernanda prouenissent. aput Graece ministerialium nostrorum magnum conuentum conuocauimus. illic de nostris rebus ac prouincie salute* saniori consilio aliquid tractaturi. quo in loco nos a prudentioribus ydoneo consilio accepto statuimus et fieri decreuimus. ut predia que ex precepto eiusdem consanguinei nostri distracta fuerant. et ecclesijs dei diuisa si *officijs et urbibus nostris* dampnosa essent cum melioribus et utilioribus ex alijs nostris predijs et redditibus soluerentur et redderentur. ut etiam nobis aliquid ante dominum fieret exinde anime remedium. Processu itaque temporis in *vrbem nostram Stijer* uenientes. et causas rerum ibi tractantes. *in anteriori optimatum nostrorum consilio* cum fratribus *Glvnicensis* ecclesie quasi mutando cambiuimus. et pro predio quod consanguineus noster eis dederat *ecclesiam Tvdech urbis nostre capellam* cum dote altaris omnique pertinentia ac omnibus, que iuris nostri erant potestatiua manu eis tradidimus et per manum ministerialis nostri Ottonis eiusdem loci aduocatj ipsam delegationem alacriter persoluimus. Pro qua delegatione in presentia nostra a prudentioribus normaliter diffinitum est. ut *plebanus Sijrnicensis* qui ipsam ecclesiam a nobis pridem susceperat quoad uiueret quiete eam possideret. et post eius uite terminum eadem ecclesia cum terminis et appendicijs suis Glvnicensi ecclesie seruiendo sine omni contradictione in usum fratrum totaliter proueniret. Et ut hec traditionis nostre auctoritas rata et firma omni euo permaneat. sigilli nostri uiua inpressio et sub-

scriptorum testimonium perhibeat, Wernhardus de Schoomberch Hertnidus de Ort, Wulfingus de Chapfenberch. *Herandus de Wildonie. Gvndacherus de Stijer.* Hertnidus de Ovnstein. Rudolfus de Stadeke. Erkengerus de Landese. Otto et Otakerus de Graece. Pilvnch de Pernstein. Otto de Volchenstorf. Gvndakerus Dvringus fratres de *Aijer.* Dvringus de Bless. Eberhardus, Rudolfus fratres de *Ternperg* et alij multi. Acta sunt hec anno domini M.C.XCII. Indictione X. data apud *Styriam.* Non. April.

Seit der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume mit Vorrechten, die unstreitig in die Einheit des Reichsverbandes und der Kaisermacht keinen geringern Riß thaten, als Heinrichs des Löwen neues, unabhängiges Reich an der Ostsee, ist ein allgemeines Aufstreben der Titels- und Rangsverhältnisse unter den großen Reichsministerialien bemerklich. — Der Markgraf, nun Herzog der Ostmark (des Aufganges, des Ostreichs oder Oesterreichs, noch Leopold der Tugendhafte, führt in einer Mautfreyheit für Garsten von 1182 den auffallenden Titel: Liupoldus dux orientis und Liupoldus dei gratia vocatus Dux in Austria), war seit der fridericianischen goldenenen Bulle von 1156: unus de *palatinis Archiducibus* censendus, qui ad latus dextrum imperii *primum post electores principes* obtineat locum. — Auch der Markgraf von Steyer meinte seine Unabhängigkeit nur durch erhöhten Titel sichern zu können, und hatte wahrscheinlich von Barbarossa eine Anwartschaft darauf. Um 1158 schrieb Reichersbergs berühmter Probst Gerhoch an den Admonter Abt, der Salzburger Erzbischof Konrad von Abensberg habe den Reichersbergern die Zehenten alles Neugereutes im Püttnerwalde bis an den Hartberg auf dem Boden des Grafen Eckbert und bis an den ungrischen Gränzwall überlassen, sein Nachfolger Eberhard aber nichts davon wissen wollen, und um der Reichersberger Besitz desto mehr zu unterbrechen, jene Zehenden dem Erben Eckberts Formbach und Pütten *Archiduci* Ottocaro verliehen. — 1164, im Jahre der Stiftung Vorau's, beschenkte Ottocarus dei gratia *dux* Styriae Traunkirchner Nonnen, seines Hauses alte Stiftung. Der anonyme Predigermönch von Leoben erwähnt auf 1166: Otakerus, filius Otakeri marchionis Stiriam *primum ducatum* facit. 1173 erhält Seckau vom Herzog Ottokar die Zollfreyheit per omnem districtum sui *ducatus.* Auf dem Siegel heißt er noch marchio; 1176 in einem frommen Vermächtniß an Admont, Herzog. Auf 1179 erwähnt die Zwettler Chronik, schon zehn Jahre früher das Chronicon Australe, die übrigen Zeitbücher alle auf das Jahr 1180 des neuen Herzogstitels, als eo anno, wo der jüngere Ottokar zugleich auch wehrhaft gemacht wurde, quo et gladio adcinctus est. — Zwischen 1158 aber und 1180 weisen uns die meisten Urkunden die Ottokare bloß als marchiones, zumal unter der langen Minderjährigkeit des am 19. August 1163 gebornen letzten Ottokar, dessen Vater 31. Dezember 1164 zu Fünfkirchen auf der Kreuzfahrt starb, und seine Witwe Kunigunde, des Vohburger Markgrafen Diepold Tochter, als Vormünderin hinterließ.

1179 bestätigte der junge Ottokar die Schenkung Heinrichs von Tonchenstein und seiner Ehefrau Luitgarde nach Garsten und den Cisterciensern von Rain das Vermächtniß der Grafen Heinrich und Sighard von Schala, nobilissimae prosapiae, qui quoque sanguine proximi. — Odoakarus *tertius* dei gratia Styrensis marchio (eine auf jeden Fall unrichtige und kaum erklärbare Zählungsweise), kam im Herbst 1179 selbst nach Kremsmünster, um auf die dringende Bitte des später

im Kreuzzuge mit Herzog Leopold zu Accaron verstorbenen) Abtes Ulrich allen Unfug seiner Untervögte abzustellen, und die Vogtey nach Recht und Billigkeit zu führen.

1180 hielt Otokar dei gratia *dux* Styrensis öffentliches Gericht in Marburg, auf selbem urtheilend um das Gut Albersfeld, zwischen seinem Kämmerer Wülfing von Stubenberg und zwischen Eppo, dem Kämmerer von Admont, unter Gezeugschaft der Ritter von Lichtenstein, Wildon, Gösting, Zeyring, Leibnitz, Gonowitz ꝛc.

1181. Otakarus diuina largiente gratia Dux Styrensis schenkt mit Zustimmung cognati sui Luipoldi ducis Austriae nach Garsten Güter an der Afflenz und Steyer für sein und seiner verewigten Mutter Seelenheil, auch für seine Heerfahrt nach Jerusalem ꝛc. Zeugen sind die Traisen, Hohenstauffen, Wildon, Berneck, Hagenau, Pettau, Traun, Polheim. Leopold ertheilt dazu die Mautfreyheit, die Donau auf= und abwärts, propter familiarem amicitiam dulcissimi amici et cognati mei Styrensis ducis Odaker. Die Erbverbrüderung und Anwartschaft wurde bald nach dem Tode Heinrichs Jasomirgott zwischen Ottokar und Leopold, zwischen den Traungauern und Babenbergern (wahrscheinlich Sprossen eines und desselben Stammes) abgeschlossen, denn schon 1178 zu Lorch erhielt Gleink die Vogtsfreyheit von Luipoldo dei gratia duce Anstrie et Styrie, und Garsten aus Grätz 1177 von Leupoldo duce Austrie ac Styrie einen Freyheitsbrief. — Bernard von Pütten gab dem Kloster Admont auf S. Blasius Reliquien zwey mansos in Hard, praesente et annuente domino suo Ottocaro duce Styrense, und dessen Oheim, Markgrafen Diepold von Vohburg — und Otto von Stein, ministerialis Otagrii ducis de Styre beschenkte dasselbe Kloster mit Huben zu Percha und Küchelwang.

1182 bekräftigte Otacher dux patris sui felicis memoriae Otacheri marchionis Styrensis Stiftung der Carthause Seitz in der Gonowitzer Einöde, an dem Ort, der nun S. Johannsthal heißt, in marchia nostrae ditionis, vollzogen ante ecclesiam Rackersburch. — Am 29. Nov.: in foro Graece ante ecclesiam S. Egidii, gab Herzog Ottokar dem Stifte Seckau vor einem zahlreichen Adel die Bekräftigung der väterlichen Stiftung. — Zu Freysach bestätigte Ottokar den Tausch Dietmars von Lichtenstein und des S. Lambrechter Abtes Berengar.

1183. In dem Jahre der von dem Andechser Otto Bischof zu Bamberg (früher von Brixen), Stifter von Spital am Pyrhn, zu Lorch gehaltenen Versammlung von 37 Prälaten bekräftigte Ottokar eine schon in seiner Kindheit 1173 geschehene Schenkung Gottfrieds von Dürrenstein an S. Lambrecht auf einem Malltage bey der Martinskirche unter der Burg Kapfenberg.

1184 bestätigte er die nach Admont gemachte Schenkung seines eigenen Mannes Wieland, den seine Feinde geblendet, und der darauf mit seiner Gattin Judith nach Admont ins Kloster gegangen.

In der Schenkung von Lavenz und Mühldorf nach Vorau sagt Ottokar: cogitauimus *terram Styrie* dilecto consanguineo nostro Liupoldo duci Austrie *ex nimia corporis nostri infirmitate venundare proprietarie.* — Hartnid von Ort gab einen alten Streit mit Admont auf, am Gränzflusse Fischa, wo häufig die Mall= und Gedingstätte der geistlichen und weltlichen Großen von Oesterreich und Steyer war, wo Leopold auch bald darauf die Anlegung der Neustadt beschloß. Otaker dux Styrensis, die Lichtensteine, die Clamm, die Püttner

waren Zeugen, — Otaker dux Styrensis apud Chrungilse positus befreyte die Admonter Unterthanen vom Burgwerk im Ennsthal.

1185. Zu Rakersburg erhielt die Carthause Vorau Bestätigung ihrer Freyheiten und frommen Gaben.

1186 beschenkte Wülfing von Kapfenberg unter Bestätigung seines Herrn, Herzogs Ottokar und des Gurker Bischofs Dietrich die Carthause Seitz. — Am 17. August apud *Anesim forum in monte S. Georgii* bezeugte Ottokar: dilectissimum consanguineum meum Luipoldum ducem Austriae filiumque Suum Fridericum, si mihi supervixerint *heredes* designavi, ministeriales pro more ministerialium, proprios jure propriorum dando, excepi 500 mansos pro salute mea donandos, similiter advocatias monasteriorum, quae parentes nostri fundaverunt, ipse dux sine subadvocatis in defensione sua clementi manuteneat. — An demselben Tage geschah nun jene berühmte eventuelle Uebergabe der Steyermark an Leopold den Tugendhaften und seinen jungen Sohn Friedrich, der von dem Heldeneifer für die Kreuzfahrten der Katholische hieß. — Diese Urkunde und das um 82 Jahre jüngere Vermächtniß des letzten Kärntner Herzogs vom Hause Sponheim=Ortenburg d. d. Podiebrad 7. Dezbr. 1268 (erörtert in diesen Jahrb. II. 57, 58, und XXVIII. 215, 216) an König Ottokar, den Erben des Babenbergischen und Traungauischen Nachlasses, ist der beste Beweis, wie weit der Uebergang des Amtes und Lehens in Erbbesitz und Allod bereits gediehen war, und daß der Plan Heinrichs VI. keineswegs so unreif gewesen sey, die Kaiserwürde erblich zu machen in seinem Stamme, dafür auch bey allen Lehen die Erblichkeit offen anzuerkennen, Apulien und Sizilien auf ewig dem Reiche einzuverleiben, und allem Anrecht auf den Nachlaß der Bischöfe und des Clerus zu entsagen: — ein Plan, in den bereits viele, selbst geistliche Fürsten gewilliget hatten, über welchen der Papst selbst noch nicht mit sich einig war, und den Heinrich nur wegen des unbändigen Widerspruches der Sachsen und des sie verhetzenden Kurerzkanzlers von Mainz vor der Hand fallen ließ. — Im Südosten Deutschlands, in den Marken gegen die Ungern und Marchslaven hat die Erblichkeit weit schnellere und entschiednere Schritte gethan, als west= und nordwärts. — Die Vogtey der Hochstifter und Klöster half den Fürsten vollends zur Schließung des Gebietes. Mit freygebiger Ungeduld gaben bereits die sächsischen und salischen Kaiser ihre Regalien und Krondomainen in diesen Landen weg. Als Allod gingen die Ländereyen der beyden Kreuzes= und Mailänder Helden Bernard von Marburg und Ekbert von Pütten, als Allod das Erbe der Kärntner Herzoge vom Stamme Afflenz und Mürzthal an die Traungauer über, als Allod gab Leopold der Schöne die große Strecke von Wilhelmsburg und Herzogenburg bis an die Piesting, Ottokaren dem Stifter von Garsten als Heiratgut seiner Tochter Elisabeth. Wie reich war der Besitz, wie bedeutend die Stiftungen der Dynasten von Waldeck und Rain? Es war eben auch das Alte nimmer zurückzudrehen und eine Uebergangsepoche der Verfassung hereingebrochen. — Der erste Hohenstauffe Conrad hatte, die Macht der Welfen zu brechen, Bayern und die Ostmark in seinen Stiefbrüdern Leopolden und dem Jasomirgott, trotz der entschiedenen Abneigung der Nation vereiniget. Der Barbarossa liebte den jungen Heinrich den Löwen, in ihm die Hauptstütze seiner großen Entwürfe auf Italien erblickend. Er hielt Versöhnung und Vereinigung für möglich, ja über keinen der vielen Siege seines glorreichen Lebens verräth sich in ihm ein so intensiver

innerlicher Jubel, als über die Regensburger Ausgleichung von 1156. Wider Mailand that der Jasomirgott noch als Held: in den Papsthändeln zeigte er sich unentschieden, sein Bruder Conrad, als Alexanders hartnäckigster Anhänger, dafür von seinem Neffen, dem Kaiser, verjagt, mit Feuer und Schwert verfolgt, im Elend verstorben. Friedrich war gegen die Babenberger völlig erkaltet. Zwar hatte er sein beharrliches Zutrauen in den Löwen, für den er unerhört viel gethan, zu bereuen. Der Fußfall zu Partenkirch, der Tag von Lignano schieden sie, bis Heinrich in Erfurt so zu Friedrichs Füßen lag, wie Friedrich in augenblicklicher Aufwallung zu Partenkirch vor ihm! In den wälschen Kriegen waren andere Helden dem Kaiser näher gekommen, die auch in den Kreuzfahrten vielgepriesenen Berthold e von Andechs, vor allem Otto der Pfalzgraf von Scheyern-Wittelsbach (des Kaisers und der deutschen Ehre Retter an der Ferner Etschklause), aus dem Samen alter, durch Karl und durch Otto den Großen vom goldenen Stuhl ihrer Väter vertriebenen Erbherzoge. — Bey Heinrichs des Stolzen Aechtung 1139 war von den Schyren noch keine Rede, 1180 war keine Rede mehr von den Babenbergern bey Heinrichs des Löwen Aechtung. Die Schyren traten wieder in ihr altes Herzogland, und schwangen wieder Luitpolds und Arnulfs Fahne vor den bayrischen Schlachthaufen. Doch den Erbvertrag wegen Steyer hindert der Barbarossa nicht, und kann ihn kaum hindern, eben weil fast alles Allod, und nur die Würde ein unmächtiges Lehen mehr war. Nicht archidux, wohl aber, was dasselbe, *magnus* dux, heißt es in ein paar Urkunden. — In der von Herzog Ottokar dem Salzburger Dompropste Gundachar ertheilten Bestätigung des Gutes Werchendorf an der Drau 1186, wahrscheinlich an demselben großen Tage gegeben, sagt er: »dum *in procinctu ierosolimitani itineris*, quod cum aliis plurimis principibus et viris nobilibus ac illustribus pro liberando a Saracenis sancto domini Sepulchro aggressi fueramus, essemus constituti, unacum dilecto consanguineo nostro Liupoldo duce Austriae, quem rerum nostrarum constitueramus *heredem, si sine sobole decederemus, in villam nostram celebrem Ense venientes.*« — — Leopold setzt dieser und andern Stiftungen zur größern Bekräftigung sein Siegel bey. Der öfters wiederkehrende Beysatz: sive heredem sobolem habuerimus, sive *sine* herede sobole decesserimus, läßt annehmen, daß wie die Klosterneuburger Tafeln, Haselbach und Arnbeck, melden, und der Vorauer Chorherr Cäsar weitläufig untersuchte, Ottokar mit Kunigunden, Leopolds und der ungrischen Helena Tochter, wo nicht vermählt, doch verlobt, und die Heirat nur durch die lepra oder elephantica aegritudo, von welcher Urkunden und Chroniken reden, nicht vollzogen war. — In demselben Jahre bekräftigte Ottokar noch die Schenkung Reichers von Hagenfeld nach Vorau, brachte die Weihnachten freygebig in Admont zu, sah die Einkleidung der Fräulein von Starkenberg und Wildon als Nonnen, und bekräftigte die Schenkung Ortolfs von Gratz.

1187 war Ottokar auf der Burg des Edelherrn von Guttenberg, und Zeuge seiner reichen Schenkung nach Göß, dem seine Tochter Ottilia als Abtissin vorstand.

1188 zogen viele Steyrer ins heilige Land: Ulrich und Luitpold von Peckau, die Grafen Conrad von Peilstein und Seyfried von Liebenau, Rupert von S. Görgen, Hartneid von Rieggersburg, Herwig der Böhme, Ottokars Marschall. Es folgten die Aebte Ulrich von Kremsmünster und Eisenreich von Admont; Ottokar, unfähig ihnen zu folgen, beschenkte

Admont, Gleink, S. Lambrecht und Wilhering. Ihn rührte, daß illi sacrificio praesenti, Hiltgerus abbas, quamquam leproso pacis osculum dare non abhorruerit.

1189 Aufbruch des alten Kaisers und zahlreicher Haufen aus dem Elsaß, aus dem Schwarzwalde, vom Bodensee, den Rhein herauf, aus Sachsen und Franken, auf S. Georgens Tag zu Regensburg. Die Böhmen kamen erst in Ofen nach. Eine Wilheringer Urkunde nennt als aus Oesterreich und Bayern gegenwärtig auf dem großen Mainzertage im Februar und März 1188 die Bischöfe von Salzburg, Paßau, Freising, Bamberg (auch Regensburg), der Herzog Leopold, der alte Wolf Berthold von Meran (auch Friedrich von Böhmen), die Grafen von Peilstein, Morten, Playen, Hardeck, den Herrn von Lengenbach, von Ministerialen die Seefeld, die Kuenring, die Steyer, Ahnherrn der Starhemberge Ottokaren hielt seine unreine Krankheit zurück. — In Paßau, in Wien vermehrte sich das Geleit. Wegen Grenzstreitigkeiten mit dem Ungernkönig Bela, wohl auch, weil er den Anfall der Steyermark stündlich vor Augen sah, folgte Herzog Leopold etwas später. — Zu Rain machte Ottokar ein frommes Vermächtniß an das kärntnerische Millstadt, und stellte (Graece in ciuitate) den Cisterciensern in Rain vorenthaltene Güter, namentlich Salzkothen im Ennsthale, zurück.

1190 bestätigte der immer mehr hinwelkende Ottokar seiner Stadt Enns ihre höchst merkwürdigen Marktrechte, und dem uralten Ossiach die Kirche zu Ras, die der ältere Ottokar in Gegenwart des Aglayer Patriarchen Piligrin dahin überlassen. Sein Oheim, Markgraf Berthold, die Herren von Lichtenstein, Wildon, Stubenberg und Truchsen sind Zeugen. Auch vergabte er nach Formbach, der Burg= und Hausstiftung der Ekberte, einige Huben zu Wartmanstetten, und traf einen Tausch von Leibeigenen mit dem Grafen von Herrandstein.

1191 schenkte Ottokar das Kirchlein Dietach nach Glaink, bezeugte apud *Anisum* in interiori domo Ribini, qui tunc temporis *monetam tenebat* den Nonnen in Traunkirchen, sie seyen kraft Briefes eines der älteren Ottokare von allen Untervögten frey, doch habe er, adhuc sub paedagogo positus et ab iniquis consiliariis seductus, Arnolfen von Wartenburg, seinen Diener, als Afterschirmvogt einschleichen lassen, von welcher Last er sie nun auf immer befreyt. Auch vergabt er zu Judenburg Waltersdorf und die Seealpe nach Seckau, »*cum hereditales successores* ad gubernandum principatum nostrum *abesse nobis proh dolor videmus.*« Bey diesen Schenkungen umstehen ihn die Grafen von Heunburg, die Lichtensteine, Starhemberge, Stubenberg, Traun, Volkersdorf, Ort, Kapfenberg rc.

1192 am 11. May, im 29. Lebensjahre starb nach langwierigem Siechthum dieser fünfte und letzte Ottokar, Chiem=Traungauischen Namens. Die Todtenbücher variren über den Tag seines Todes zwischen dem 7. und 11. May, wie dieses häufig der Fall ist, weil die Einen den Tag des Hinscheidens, die andern den Tag der feyerlichen Aussetzung oder der Begräbniß in geweihter Erde, auch wohl des feyerlichen Seelenamtes und Seelengeräthes eingetragen haben.

Leopold eilte nun zum Kaiser nach Worms um die Belehnung mit der erledigten Reichsministerialität. Er erhielt sie gar schnell: accepit eundem ducatum de manu imperatoris valde solemniter apud Wormaciam in proximo pentecostes, quod evenerat tunc IX Kalendas Junij, sagt die Reichersberger Chronik, der Erbvertrag war

wahrscheinlich schon auf dem großen Tage zu Verona zwischen Friedrich und dem Papste Lucius vorgelegt und anerkannt, sonst wäre es mit einer so wichtigen Veränderung schwerlich so rasch hergegangen. » assignaverat et coram imperio tradiderat,« sagt die Zwettler Chronik. Auch auf dem im Jänner zu Regensburg gehaltenen Tage sind mehrere bedeutende Handlungen in Angelegenheiten der Ostmark vorgegangen — Heinrich VI. selbst bestätigte am 10. Jänner den Tausch um das Gut Gnas und die Burg Feldsberg an Mährens Gränze zwischen dem Paßauer Bischof Wolfker und dem Schenk von Seefeld, Weykard dem Aeltern, in Gegenwart der Bischöfe Otto von Bamberg und Conrad von Regensburg, der Herzoge Leopold von Oesterreich, Berthold von Meran, Ulrich von Kärnten und des jungen Ludwig von Bayern, der Grafen von Peilstein, Ortenburg, Berg, Hardeck, Bogen, Hohenburg, Görz, Velburg, der Edlen von Rechberg, Cham, Falkenberg, Kuenring, Zebing, Staaz, Kyau, Wildon, Steyer, Stubenberg, Lichtenstein, Landeser, Streitwiesen ꝛc. Zugleich gab Heinrich den Undersdorfer Chorherrn die Bestätigung des Schenknisses Godfrids von Hertshausen, Leopold nennt sich auch hier bloß dux Austriae (Mon. boi. XIV. 136).

Eben die voranstehende Gleinker Urkunde (der um das Quellenstudium in Oesterreich hochverdiente Florianer Chorherr Kurz im III. Bande seiner Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, 293 — 364, hat viele andere Gleinker Diplome, doch dieses nicht edirt) könnte allerdings einigen Zweifel erregen, ob des letzten Ottokars Sterbejahr 1192, oder wie wirklich einige Chroniken wollen, schon das Jahr 1191 gewesen? Sie datirt 1192 vom 5. April aus der zehnten Indiction, die allerdings dem Jahre 1192 und nicht 1191 zusagt. — Allein die Mölker Chronik, Ortilo, Otto von S. Blasien, Gotfried von Cöln und andere Quellen stimmen darin überein, daß der Held Leopold im Spätherbst 1190 mit den Kölnern und Niederrheinern über Brindisi geschifft, das gelobte Land erreicht, Ptolomais am 11. Juny 1191 erstürmt worden, und Leopold darauf im wildesten Unwillen gegen Richard Löwenherz und dessen Frevel zurückgeeilt sey. — Sehr bald ereilte den Löwenherz die Nemesis, und brachte ihn zu Erdberg, einer Vorstadt Wiens, in des schwerbeleidigten Feindes Hand. Als Ottokar im März 1192 starb, war Leopold schon wieder daheim: » *Paulo post reditum Luipoldi* obiit Otocharus Dux primus in Styria. Quare Luipoldus ex pactis, a tota provincia probatis, Austriae simul et Styriae Dux est salutatus.« — In einer Sekauer Urkunde sagt Leopold: — — » post obitum dilecti cognati ducis Ottacheri, ducatum Styriae *administrandum suscepimus* — und er habe *primum placitum Graece* gehalten, — die voranstehende Gleinker Urkunde besteht offenbar aus zwey nicht gleichzeitigen Theilen, was einen kleinen Anachronism wohl erklärt und entschuldiget. Das Datum ist aus der Zeit, wo dux Styrie Ottakerus in extremis positus, die sich bey der Uebergabe ausdrücklich vorbehaltenen 500 Mansen ecclesiis dei large tribuit, und darunter auch nach Gleink das Gütlein Dietach, was sein Diener Wülfing inne hatte. — Als aber Ottokar gestorben, ipso autem corpore exemto, cum nobis omnia gubernanda prouenissent, rief Leopold alle Dienstеigenen und Hörigen zusammen, apud Graece magnum conventum ministerialium nostrorum convocavimus, überlegte was: officiis et urbibus suis nachtheilig seyn konnte, kam in seine Stadt Steyer, hörte dort den Rath seiner Großen, optimatum nostrorum consilio, und

übergab ecclesiam Tiudech urbis nostrae capellam den Brüdern von S. Andre zu Gleink. — Im Laufe des Jahres 1191 war Heinrich VI. nie in Worms, sondern das ganze Jahr in Italien, im Jänner und Februar meist in Bologna, im Februar und März in Pisa, im April in Rom als Kaiser gekrönt, von Ende May bis Ende August vor Neapel, im November in Piacenza und Genua, Anfangs Dezember in Mailand, dann zog er über die Alpen und zum Weihnachtsfest in Hagenau. Von dort ging er in den ersten Jännertagen über Worms nach Regensburg, wo er bis Ende Februars weilte, und bis zur zweyten Hälfte des May wiederum in Worms erschien. — Am 20. Dezember desselben Jahres 1192 wurde Richard Löwenherz zu Wien gefangen, und Hadmaren von Kuenring in strenge Obhut auf Dürrenstein anvertraut.

XLI.

Talis est contractus dominorum de Schaumberg et Ottonis praesulis pataviensis de collatione feudi comitis Leutoldi de Playen et aliis juribus dictorum nobilium in valle Danubii et Trunae, in muta ad Ascha, in civitate Efferding etc.

Ch. Notum . . quod talis est contractus dominorum de *Schaumberch* super collatione feodi *Comitis Leupoldi de Playen* per dominum R. Episcopum eis facta, veniente siquidem domino predicto, *a colloquio quod cum Duce Bawarie aput Landowe habuerat Patauiam. et dictis fratribus de Schaumberch simul etiam H. iuniore de Schoumberch* ibidem existentibus, ut ipsis predicti Comitis feodum quod iam vacabit. Ecclesie conferret., ab eo attencius postularunt. quorum votis et precibus, dictus Episcopus de consilio sui capituli. Ministerialium, nec non Ciuium Patauiensium annuit fauorabiliter tali pacto. quod uidelicet quilibet eorum ratione huius feodi bona fide Patauiensem Ecclesiam obsequi teneretur fideliter assistendo eidem de cetero contra *quoslibet* ipsius aduersarios excluso *Romanorum imperio* et domino *Duce Austriae*. ab hoc pacto adhuc prompti erunt ad uocationem dicti Episcopi qui pro tempore fuerit venire cum ipso, quo Ecclesie necessitas hec regerit. et si inde quo ab eo vocati fuerint ad propria redire potuerint ipsa nocte. ipso die expensas proprias facere tenebuntur. Si vero in obsequio Ecclesiae ipsos contigerit ulterius demorari per eundem dominum Episcopum ipsis prouidebitur in expensis. Preterea, si pro alieno et non Ecclesie negotio secum ierint ad consilium duorum Infeodatorum ab eis et aliorum duorum Militum ipsorum, quos ad hoc elegerint pro parte vero domini Episcopi duorum fratrum de Capitulo et duorum Ministerialium suorum quorum laboribus respondebit. Insuper idem dominus Episcopus, vna cum omnibus Ministerialibus et hominibus suis in singulis suis et suorum possessionibus feodis et proprietatibus uel alio quocunque censentur nomine, in districtu *iudiciorum dictorum de Schaumberch per Traungeu, et Tunawetal, cuius termini usque Rotensala protenduntur* omni iure, nec non opprobata et antiqua consvetudine que ipsis tempore Ernesti de Churenberch, per Traungeu et per alios ipsorum districtus tempore domini *Manigoldi* Episcopi, aut alterius. cuius tempore ipsorum ius clarius uiguit conpetebat. gaudere tenebitur libere et quiete. Ceterum iidem Nobiles de Schaumberch. ipsi domino Episcopo et suis in *Ciuitate sua Euerdinge* iura quelibet

sic plenissime, conseruabunt qualia fuisse aliquo tempore poterunt recordarj. idem *Ciuibus suis de Patauia circa Mutam in Ascha* integre facientes. Et ut huiusmodi promissio ab eis Patauiensi Ecclesie de cetero seruaretur, ipsum feodum ratione promissorum eis collatum vacare pronuntiauerunt libere, si quicquam uiolauerint promissorum. — Acta sunt hec *Patauie*, presente *Capitulo Ministerialibus et ciuibus* nec non et *predictorum Nobilium fidelibus*, qui singula predicta communiter approbarunt. Supradictus etiam dominus R. Episcopus ipsis super huiusmodi sua assignauit publica instrumenta et cum *de ipsorum parte* transuersa repeteret, *quod suum aput Ofterhouen sigillum perdiderint asserebant.*

Diese Urkunde bestimmt genau die in der babenbergischen Epoche für Oesterreichs Geographie und Grenzen so bedeutende Lage des Ortes Rotensala, die Enenkel gleichfalls angibt: »Von dannen über die Enns daz sand Gallen und von dannen aller richtigst über daz gepirge gegen der rotensala darnach gegen den roten sala auf übern Chesler Wald gegen Johannsstetten zu dem Johannsstein vber Tunaw vncz in die Muchel.« — Wichtig wird diese Bestimmung wegen der Stelle des Mölker Abtes Conrad, dilatatis videlicet terminis a flumine Anaso usque ad fluvium qui dicitur *Rotensale*, *addito et comitatu Bogen.* — Durch eine kurze Zeit ging des neuen Oesterreichs Grenze bis Platt-ling, bis zur Einmündung der Isar, oder vielmehr hatten die Babenberger an der Donau zwischen Inn und Isar, an und um das Paßauische einen bedeutenden, schon aus den Tagen Leopolds des Erlauchten herstammenden Allodialbesitz, der aber gleich in den ersten Jahren Leopolds des Glorreichen tauschweise theils an den jungen Bayerherzog Ludwig, theils an S. Stephansmünster in Paßau gediehen seyn muß.

XLII.

Paßau, 13. August 1260.

O. dei gratia patauiensis episcopus. Dilecto in Christo *fratri magistro G. eiusdem ecclesie canonico, plebano Wiennensi* Salutem et sinceram in domino caritatem. Litteras *magistri Johannis de Ocra* nos recepisse noueritis in hec verba. venerabili in Christo patri domino Ottoni dei *gratia Patauiensi Episcopo. Johannes de Ocra domini pape familiaris, per alamaniam super recolligendo censu et aliis negotiis* sibi ab apostolica sede comissis ejusdem domini Nuncius specialis, salutem in domino. Scire uolumus vniuersos, quod litteras sanctissimi patris domini Alexandri pape recepimus et uenerabili in Christo patri domini O. patauiensi episcopo presentauimus quarum tenor talis existit. *Alexander episcopus* seruus seruorum dei. Dilecto filio magistro Johanni de Ocra familiari nostro salutem et apostolicam benedictionem. Cum sicut accepimus venerabilis frater noster Patauiensis episcopus ad mandatum bone memorie. *P. Sancti Georgij ad uelum aureum diaconi cardinalis*, tunc in alamanniae partibus legationis fungentis officio, *magnam a Clero sue ciuitatis et dioceseos colligi fecerit pecunie quantitatem*, nec pecunia ipsa dicto Cardinali dum uixit fuerit persoluta, nos pecuniam huiusmodi in utilitatem romane ecclesie conuerti volentes, discretioni tue per apostolica scripta mandamus, quatenus dictum episcopum, quod *infra unius mensis* spacium post monitionem tuam et

quouscumque aliquos apud quos predictam pecuniam tibi esse constiterit, ipsam tibi nomine nostro sublato difficultatis et dilationis impedimento exhibeant moneas attencius et inducas. Quod si monitis tuis infra predictum terminum parere noluerint in hac parte, tu in ipsum episcopum et quoslibet alios detentores ex tunc *omni appellatione remota* auctoritate nostra *excomunicationis* ferens sententiam tam diu *singulis diebus dominicis et festiuis pulsatis campanis et candelis excommunicatos publice nuncies* et facias ab aliis per omnia loca in quibus expedire uideris nunciari et arcius ab omnibus euitarj, *donec predictam pecuniam tibi integre curauerint assignare.* Si uero prefatus episcopus sententiam ipsam *per unum mensem animo sustinuerit indurato*, *tu ex tunc eum suspendas a pontificalibus*, citans eum nichilominus, ut infra duos menses sic suspensus coram nobis *personaliter compareat pro meritis recepturus.* Non obstante si eidem episcopo a sede apostolica sit indultum, quo interdici, suspendi, uel excommunicari non possit per litteras apostolicas non facientes plenam et expressam de indulto hujusmodi mentionem: seu qualibet alia ipsius sedis indulgentia per quam effectus presentium impediri ualeat uel differri et constitutione de duabus dictis edita in concilio generalj. Diem autem citationis et quicquid inde feceris nobis per tuas litteras harum seriem continentes studeas fideliter intimare. Datum Anagnie XIIII. Kalend. Aprilis Pontificatus nostri anno VI. Cum itaque summam uidelicet Ducentarum marcarum argenti de procurationibus dicti P. cardinalis ad plenum solutam esse non inuenerimus sed non nulli prelati ac decani et alij detentores remaneant residue pecunie, paternitati vestré auctoritate nobis concessa districte precipiendo mandamus, quatenus singulos detentores ut infra unius mensis spacium post receptionem presencium partem ipsius pecunie que singulos contingit sine difficultate et dilatione qualibet persoluant, per uos uel per alios diligentius moneatis. Contrarie si quos inueneritis, auctoritate predicta excommunicatos publice nuntietis et faciatis ab aliis in omnibus locis in quibus expedire uideritis publice nunciarj et arcius ab omnibus euitarj. ipsos detentores nihilominus per uos uel per alios citare curetis ut personaliter post mensem a receptione citationis hujusmodi cum litteris nostris coram domino nostro summo pontifice se debeant presentare, recepturi super premissis que inuenerint in hac parte. Vos autem quicquid inde feceritis nobis per uestras patentes litteras diebus citationis et coram quibus feceritis declaratis. Sub uestro sigillo plenius intimare curetis. Datum apud *Medlicum* die VII Augusti Pontificatus domini Alexandri papae IIII anno sexto. sub anno domini M.CC.LX. Indictione III. Mandatum utique apostolicum cupientés in hac parte ut tenemur exequi hu et . . . . sed *propter imminentem nobis guerram a duce bawarie per quem ecclesia nostra incessanter leditur et grauatur mandatum* huiusmodí per nos hunc exequi non ualentes discretionem uestram de qua singularem habemus confidentiam attente requirimus et rogamus auctoritate nobis tradita nichilominus districte vobis precipiendo mandantes. quatenus contra detentores hujusmodj quantitas uidelicet abbatem de *sancta cruce* pro V. marcis. abbatem de *Zwetel* pro III. marcis. abbatem de *Lilinueld* pro III. marcis. abbatem de *Povmgartenperge*

pro III marcis. abbatem de *wilhering* pro II. marcis. Abbatem de *Alderspach* pro vna marca. *Comendatorem domus thuthonicae in Wienna* pro III marcis. *Magistrum hospitalis de Mewernperge* pro tribus marcis quamquam dicunt exemptos. Item contra abbatem de *Altenburch* pro vna marca. decanum *Chremensem* pro VII. marcis et dimidio. Decanum *Nivnburgensem* pro vna marca. *Wisentonem decanum wiennensem* pro XIII marcis. Officialem magistri Gotscalci bone memorie plebani de Holabrunne pro VI. marcis argenti iuxta formam mandatj nobis traditi tamquam obedientie filius procedatis ordine iuris ut uestra nouit facere discretio in talibus conseruato Nobis autem uel dicto magistro Johanni domini pape Nuncio dies citationis et coram quibus feceritis ut est dictum superius declarantes et de processu toto vestris ad plenum litteris patentibus nos docentes. Datum Patauie Idus Augusti. Anno dominj M.CC.LX.

Post hec omnia soluta est dicto Magistro Johanni de Ocra, vna Marca Aurj patauiensis ponderis et per dominum Chunradum plebanum de Huren IIII. Nonis Junij, quo die fuit ascensio dominj est assignata in salceburge anno dominj M.CC.LXI.

Der XXXIX. Band dieser Jahrbücher 24, 25 des Anzeigeblattes enthielt aus den, in Deutschland unüberbotenen Urkundenschätzen des Münchner Reichsarchives mehrere Beyspiele, mit welcher Strenge der große Innocenz: »universalis reipublice christianae praesidens« und »urbis et orbis moderator« (der auf dem Kirchenrathe zu Lyon den nicht minder großen Friederich, einst seinen Freund, seiner Kronen und Würden entsetzt, den finstern Mächten des Abgrundes übergeben, und alle ihm geleisteten Eidschwüre als null und nichtig erklärt hatte), die Oberhoheit der geistlichen über die weltliche Macht, die Immunität alles geistlichen Besitzthumes und die Unantastbarkeit alles Kirchengutes auch in dem fernen Deutschland behauptete, wie er den Propst von Völkermarkt in Kärnten, des Salzburger Sprengels, befahl, einen der geehrtesten deutschen Fürsten, den Grafen Albrecht von Tyrol, dessen Amtleute im Pusterthale freysingisches Gut bey Innichen geschädiget hatten, und der darob im Bann verstorben war, augenblicklich, ohne einen Einspruch zu dulden, ohne irgend einer Appellation Raum zu geben (wenn er nur von andern Leichnamen unterschieden werden könne), wieder ausgraben, und außerhalb des christlichen Begräbnisses hinauswerfen zu lassen, um andere Verächter des Kirchenbannes hiedurch abzuschrecken (extumulari et extra christianorum cimiterium projici facientes). Auch die beyden Töchter und Erbinnen des gedachten Grafen, Adelheid, Gemahlin Mainhards von Görz, und Elisabeth, Grafen Gebhards von Hirschberg Gattin, Witwe des letzten Andechsers Otto, Herzogs von Meran, solle der Bischof (selbst wenn sie unmittelbare Privilegien des heiligen Stuhles vorwiesen, nicht ungehört ins Interdict zu fallen) so lange mit dem Fluche der Kirche verfolgen, bis sie »satisfactionem plenariam exhibeant.«

Wie streng aber auch der deutsche Clerus zur Aufrechthaltung weltlichen Hab und Gutes sich der geistlichen Donnerkeile bediente, davon gibt die nachfolgende Urkunde einen Beweis. — Rapoto von Ezzenbach, ein reicher und gegen das Hochstift Paßau mehrmals freygebiger Edelmann, war wegen der Maierhöfe zu Ratolsheim mit dem Paßauer Domkapitel in hartnäckigen Streit gerathen. Als er sich mit den ge-

machten Vergleichsvorschlägen nicht begnügt, und auf seinem Anspruch beharrt, legte der Domscholaster seine Klage auf den Altar. Das Capitel that Rapoto in den Bann. Der schien sich wenig darob zu kümmern, blieb in seinem Besitze fest und stark. Das Begräbniß in geweihter Erde blieb ihm versagt, und alle Bitten seiner Gemahlin Jutta und seines Sohnes Ortolf, dem Anerbieten gesellt, die streitigen Rechte abzulassen, blieben fruchtlos. Die kränkelnde Witwe fürchtete, die ihrem frommen Gemüthe unerträgliche gleiche Schmach zu erfahren. — Durch viele Thränen, vorzüglich aber dadurch, daß sie nicht nur die streitigen Rechte, sondern auch das ganze Gut auf den Altar in St. Stephans Münster zu Paßau opferte, und auch den längst bezogenen Nutzgenuß erstattete, ließen die Domherrn sich bewegen, ihr die letzten Ehren und das herkömmliche Begräbniß zu gewähren. — Ortolf von Ezzenbach fürchtete nicht minder des Vaters Loos. Er eilte, in der Mutter Schenkung zu willigen, und so wurden wenigstens Mutter und Sohn von jener kirchlichen Makel auf den Fall ihres Todes befreyt.

Eine auffallende Erscheinung ist in jenen Tagen die Vervielfältigung der Privilegien, ohne Gehör und Verantwortung nicht in den Bann gethan, noch mit dem Interdikte belegt zu werden. Meist mit schwerem Gold oder ansehnlicher Schenkung an Grund und Boden oder einträglichen Rechten erkauft, wurden sie doch fast in keinem einzelnen Falle geachtet — und die einzelnen Kirchenfürsten, Domkapitel, ja selbst Pröpste und Pfarrer fuhren dessen ungeachtet fort, was sie besaßen und was sie gerne mit ihrem Besitze vereiniget hätten, mit Waffen zu vertheidigen, die stärker waren, als Gold und als Eisen. — Seltsam ist, daß mächtige Ritter oder Fürsten, denen häufig die Gewalt statt des Rechtes war, und denen meist der Sieg zur Seite stand, kein ander Mittel mehr wußten, Treu und Glauben zu erhalten, als wenn sie sich's von irgend einem gewaltigen Kirchenfürsten schriftlich geben ließen, daß er sie excommuniciren und ihr Land ins Interdikt legen wolle, wie sie den Vertrag nicht erfüllen!! Ottokar z. B. dringt mit Bitten und Ernst in den Bischof Otto von Lonsdorf, ihn in den Bann zu legen, wenn er den Frieden mit dem Ungerkönig Bela nochmals verletze.

Otto dei gratia Ecclesie Patauiensis Episcopus omnibus Christi fidelibus presentem litteram inspecturis salutem in domino. Cum dilecti in Christo fratres *Meingotus Tumprepositus vna cum capitulo dominum Rapotonem quondam de Ezzenbach, ab ecclesiastica excluserint sepultura pro eo quod quasdam Curias in Ratolsheim cum alijs ibidem predijs attinentibus Scolastrie, in ipsorum preiudicium occupasset, relicta eius dicta Jeuta,* timens et prouidens, ne propter easdem possessiones, *ipsa eiusdem sepulture gratia in posterum priuaretur,* cum ipsas possessiones, a uiro suo receptas se recognouerit minus licite possedisse. Et licet prius magistro D. scolastico et alijs fratribus quibusdam presentibus a dictis possessionibus ad altare beati Stephani *sponte cesserit non coacte, nichilominus tali cessione postmodum non contenta* se iterato maxime presentibus obtulit ad cedendum vnum presente ipso preposito unacum alijs fratribus, porrecta dextra in manus nostras uice sacramenti cessit simpliciter omnj iurj quod sibi in dictis possessionibus hactenus conpetere nidebatur. Sub eodem etiam iuramento, quicquid de dictis possessionibus *usu fructuum percepisset* pro nostra ac ipsius capituli *gratia* restituere se pro-

misit. Et idcirco *nos ipsius deuotione ac multis profusis lacrimis inclinatj* ipsam tali uinculo reddidimus absolutam et *ecclesiasticam indulsimus sepulturam.* volentes ut tali causa uel articulo non obstante. cum ab hoc seculo emigrarit *exequie sibi debite celebrentur.* sicut Ecclesie hactenus obtinuit consuetudo. Similiter et *Ortolfus filius dicti Rapotonis non modicum uerecundans patrem suum communj sepultura Ecclesie destitutum* inductus precibus matris sue a dictis possessionibus ad nostras manus cessit libera uoluntate cui equalem gratiam indulsimus cum matre sua. Quam etiam gratiam tam ipsi *matri*, quam *Ortolfo* hys nostris presentibus litteris confirmamus nostro sigillo ac sigillo nostrj Capituli communitis, acta sunt hec Patauie Anno dominj M°CC.LVIII° III. kalend Februarii presentibus hiis fratribus Meingoto Tumpreposito, Magistro Dyczone Scolastico. Heinrico de Ramung. — Wernhardo de Morspach. Heinrico Custode. Pappone vicedomino. Magistro Hertwico. Magistro Leone et alijs Quam pluribus.

Einer der auch für Oesterreich merkwürdigsten und trefflichsten Bischöfe Paßaus war Otto von Lonsdorf, aus einem bey Abensberg und in Oesterreich an der Ybs und Url wohlbegüterten, den Schaumbergern und den Buchheims anverwandten Geschlechte. Er folgte 1254 im Februar dem Bischof Berthold, einem obersächsisch-hessischen Edelherrn, und Bruder des Regensburger Bischofs Albrecht. Ihn weihte der Freysinger Bischof Conrad, ihn bestätigte der Salzburger Metropolite Philipp, der letzte des sponheim-ortenburgischen Herzogsblutes in Kärnten, jener Unglückliche, der überall den Gräuel der Zerstörung mit sich brachte, wo er war. — 1256 war Otto mit Philipp in Wien bey Ottokar. Innige Freundschaft verband ihn Ottokars geliebtestem Rathgeber, dem großen Bischof Bruno von Olmütz. — Die beyden schrecklichen Feuersbrünste, welche Wien in der Mitternacht des fünften Augusts 1258 und dann wieder 1262 und in einem Jahre dreymal 1276 verheerten, schädigten auch Paßau nicht wenig. — 1259 weihte Otto im Wiener Stephansdom den Prager Bischof Johann. Otto war bey jener feenhaft prachtvollen Hochzeit Ottokars mit der machowischen Cunigunde in Wien (die die Ungern für ein falsches Spiel und für ein Gegenstück zu Chrimhildens Hochzeit hielten). Er war auch bey der Krönung Ottokars in Prag, bedeutungsvoll auf sein gewaltiges Streben nach der verwaisten Kaiserkrone, durch den Erzkanzler von Mainz vollbracht! — Otto von Lonsdorf dankt man die Sammlung der ältesten Urkunden seines Hochstiftes; der (um so viel als Salzburg älteren) ehrwürdigen Apostelkirche von Lorch. Mit der eifrigen Sammlung der stummen und redenden Denkmale und der Briefe seines Hochstiftes und seines Capitels nicht begnügt, forderte er auch von allen Abteyen, von allen Canonien, von allen Hospitälern seines Sprengels abschriftliche Einsendung ihrer Urkunden, daß sie geschützt blieben vor dem Grimme der Elemente, vor den Gräueln des Faustrechts, vor der Schmach der Vergessenheit. — Otto's nur eilfjährige Herrschaft fiel dennoch in den verhängnißvollen Zeitpunkt, in dem das Chalifat und das lateinische Kaiserthum, in dem der Einfluß des Abendlandes auf das Morgenland, Deutschlands Hoheit über Italien zerfloß, die Kaisermacht in tiefe Erniedrigung fiel, die Fürstenmacht reißend emporstieg, die Kirche im Augenblick des furchtbarsten und vollständigsten Sieges plötzlich entartete, und in die

unerwartetste Abhängigkeit der Besiegten gerieth. — Otto war ein gehorsamer Sohn des heiligen Stuhles. Die voranstehende Urkunde gibt aber überraschenden Aufschluß, wie Rom damals sich seines Sieges gebraucht? Ein Legat hat die Nachricht gebracht, Bischof Otto habe eine ungeheure Geldsumme für den römischen Hof gesammelt Die Einsendung wurde erwartet. Sie geschah nicht. Zugleich ward eine neue Contribution von Rom ausgeschrieben zur Kreuzfahrt wider die Tataren, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. — Beyde Exactionen neben einander traute sich Otto nicht durchzusetzen, und zögerte. Da schickte Papst Alexander den Johann von Ocra. Der sollte dem Bischof Otto das gesammelte Geld rasch aussaugen, ein Monat Frist solle ihm gegönnt seyn, ob er es schnell und gutwillig aushändigen wolle? Nach Verlauf dieser Frist solle der eifrige, hochgeehrte Kirchenfürst ohne weiters und ohne alle Appellation in allen Kirchen, bey angezündeten Kerzen und unter dem Geläute aller Glocken, mit dem Fluche der Kirche belegt werden: — dann solle wieder ein Monat Rast seyn, dann solle jener die Macht haben, den hochverdienten Bischof ohne weiters von Amt und Würde zu suspendiren, und ihn nach Ablauf einer weiteren Frist nach Rom vorzufordern, wo die Curie mit ihm nach Verdienst umzugehen wissen werde. — Bischof Otto leistete die bereitwilligste Folge. Er wendete sich zur Verwirklichung des harten Auftrags an den rechten Mann, an den gelehrten päpstlichen Capellan Gerhard, Pfarrer von Gars und bey St. Stephan in Wien, Stifter des Hospitals bey St. Job am Klagbaum auf der Wieden und der Nonnen zur Himmelpforte, beharrlichen Feind der Schotten, gegen die er gleichwohl im Richterspruch unterlag, eifrigen Beförderer der Erweiterung Wiens durch König Ottokar und der Stiftung des Bürgerspitales, so wie der großen Synode 1268, welcher der Nuntius Cardinallegat Guido vorstand, und der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Paßau, Regensburg, Freysing, Prag, Lavant, Brixen und viele Aebte erschienen. — Dieser gleichfalls ultramontanische Gerhard sollte und mußte nun die gewünschte Summe von allen Saumseligen zusammentreiben, von Wisento, dem Dechant von Wien (bisher unbekannt), von den Dechanten in Neuburg und Krems, von den reichen Pfarrern in Horn und in Hollabrunn, von den deutschen Herrn in Wien, von den Johannitern in Mailberg, von den Aebten in h. Kreuz, Zwettel, Lilienfeld, Wilhering, Aldersbach, Baumgartenberg, Altenburg rc.

An den aus seinen Eingeweiden genommenen Hochstiftern Paßau, Salzburg, Freysing, Regensburg hatte Bayern meist unruhige und gefährliche Nachbarn, Oesterreich an den beyden ersteren die nützlichsten Bundesfreunde und Wegweiser in das Nachbarland. Insonderheit war Otto von Lonsdorf dem großen König Ottokar aus Wahl und aus Interesse ergeben. Ihn hatte sein Freund, Bischof Bruno von Olmütz, dem Könige gewonnen, der jenen holsteinischen Nordenhelden entsprossen, die mit den Löwen umgingen, wie mit freundlichen Hunden, und in einer Nußschale von Kahn die empörten Meereswogen so ruhig durchschnitten, wie den Teich an ihrer Burg. Selbst in den Waffen geübt wider die heidnischen Preußen, wider die Ungern und Bayern war Braun der Bischof (der in der preußischen Kreuzfahrt Braunsberg, wie sein König Königsberg erbaut) Hauptmann in Wien und Statthalter in Steyermark, und als solcher häufig mit Otto von Lonsdorf zusammen auf den Tagen zu Mühldorf, zu Scharding, zu

Landau, zu Linz und in Wien. Bruno schuf sich, und hiemit auch seinem König, ein eigenes, wehrhaftes Gefolge durch die Olmützer Kirchenlehen, baute an allen Sperrpunkten stattliche Burgen, führte die Künste in die mährischen Kirchen ein, erhob die armseligen Lehmhütten im Marschlande der March zum prächtigen Bischofssitze Cremsier. — Otto von Lonsdorf war stets Ottokars Verbündeter wider die Bayerherzoge Ludwig und Heinrich, — so wenig auch diese, nach der Erbsünde ihres Hauses, die herrlichen Gelegenheiten des großen Zwischenreiches zu nützen, die schönen, noch kein volles Jahrhundert entrissenen Ostlande nach dem Erlöschen der Babenberger wieder zu gewinnen verstanden.

Die nachfolgenden Briefe enthalten Ottokars und Otto's Bündniß, das aber durch der Böhmen Niederlage bey Mühldorf (24.—25. August 1257) ein schnelles, und weder rühmliches noch nutzvolles Ende nahm.

XLIII.

Nos *Otthacharius* Dei gratia Dominus Regni Boemie, Dux Austrie et Marchio Moravie declaramus litterarum presencium testimonio vniuersis, quod nos de consilio fidelium nostrorum promisimus fide data Domino et amico venerabili *Patauiensi Episcopo assistere contra Duces Bawarie,* totis uiribus dum uiuemus. Ciuitates et Castra nostra sibi ad eius beneplacitum in isto negocio patula facientes. nec in faciendis trevgis uel concordia specialiter cum dictis Ducibus quicquam attemptabimus, nisi predictus dominus Episcopus Patauiensis treugis paci vel concordie sit inclusus et *sua* vna cum *nostris* negociis terminemus. In cuius rei testimonium presentem litteram nostris Sigillis fecimus communiri testibus subnotatis. qui sunt. henricus de *Schovmberch*, Otto Comes de *Hardhecke*, Wokko de *Rosenberch*, Wichardus de *Tyrna*, Otto de *Meyssowe*, Chonradus de *Celkinge*, Charolus *Orphanus*, Hadmarus de Lichtenwerde et alii plures. Datum in *Lintza* anno domini M.CC.LVII. IX Kalendas Maij (23. April).

* * *

Nos *Otto* dei gratia Patauiensis Ecclesie Episcopus declaramus testimonio litterarum presencium vniuersis, quod de consilio fidelium nostrorum promisimus fide data Domino et amico dilecto *Ottachario* illustri Duci Austrie assistere fideliter *contra ducem Bawarie* totis uiribus dum uiuemus, Ciuitates et Castra nostra sibi ad eius beneplacitum in isto negocio patefacientes, nec in faciendis treugis uel concordia cum dictis Ducibus quicquam attemptabimus nisi predictus Dominus Dux suum cum ipsis negocium terminarit, cui nos etiam et ecclesiam nostram patauiensem uersa vice promisit firmiter includere, nec cum ipsis nobis exclusis aliquatenus concordare. In cuius rei memoriam presentem litteram fecimus communiri testibus subnotatis. Otto Comes de Hardheim (Hardecke??) et alii quam plures, quorum magna copia ibi fuit. Datum in *Linza* anno domini 1257. IX. Kalendas Maij (23. April).

XLIV.

Paßau, 12. Februar 1255.

Omnibus presentes litteras inspecturis *Ortolfus de Mortspach.* Salutem. Cum nihil certius morte. nichilque incertius

hora mortis. Karissimus frater meus H. de Morspach salubriter hoc adtendens sueque cogitans saluti anime prouidere. dum potest *ad ordinem fratrum domus Theutonicorum* aut *Hospitalis sancti Johannis*, uel *domus Templi* deum habens pro oculis disponit firmissime se transferre domini mei Ottonis venerabilis episcopi Patauiensis ad hoc subsidium implorando. quo domini et avunculi mei *Meingoti* prepositi Patauiensis et aliorum dominorum et amicorum meorum affectuosis precibus inclinatus. ne dictus frater meus in tam salubri suo proposito ex aliqua leuitate sui animj claudicet forsitan et vacillet. equum unum et decem libras denariorum Patauiensium sibi dedit liberaliter attamen eo pacto, ut statim post receptionem equi et denariorum predictorum ad dies XIII. ad unum dictorum ordinum omni excusatione et dilatione postpositis, debeat se transferre, et in eo suis domino deseruire diebus. non nisi in habitu et cum literis preceptoris sive *magistri Ordinis* in quo se receperit, testimonium sibi perhibentibus ad partes istas, et districtus infra Quingenium rediturus. Et si dictus frater meus contra predictam venerit uel fecerit quoquo modo, tenore presenti profiteor sollempniter et protestor. quod me et omnia bona mea supradicto domino meo Episcopo pro L. libris denariorum Patauiensium voluntate libera et spontanea obligaui. Et ut premissa firma permaneant presentibus duxi meum sigillum in testimonium apponendum. Actum Patauie anno domini Millesimo CC.LV. pridie Idus Februarii coram hiis testibus domino M. de Waldekke preposito. Al. Decano. Wer. Fratre meo et domino Irenfrido canonico Patauiensi. Walter de Tannberch H. de Hartheim et aliis quam pluribus.

Die vorliegende Urkunde beweiset, daß so selten auch die urkundlichen Spuren der geistlichen Ritterorden in Bayern und Oesterreich sind, doch manche Edle, wie hier ein Morspacher (zwischen Isar und Inn, Ilz, Url, Ips und Bielach wohl begütert), ein geistliches Ordenskleid wählte, und der Bischof ihn dabey unterstützte, gälte es nun dem deutschen Haus in Wien, das damals Zulauf hatte, oder dem Mailberger Hospiz der Johanniter unter dem Mannhardsberge, am Ort der alten, großen Böhmerschlacht, S. Johannis-Spital in Jerusalem gehörig, oder zum Hause des Tempels. — Von diesem sind wohl die Spuren am seltesten. — Diese Jahrbücher haben in der Recension der Beylagen zu Raumer's Geschichte der Hohenstauffen, den werthvollen Beyträgen zu den Alterthümern des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, XL. 120—124, die ältesten Spuren dieses Ordens gezeigt. — 1168 verkaufte Bertrand, der Meister des Tempels, dem älteren Otto von Wittelsbach, Pfalzgrafen in Bayern (der zwölf Jahre später durch Heinrichs des Löwen Aechtung das Erbherzogthum seiner Ahnen wieder erhielt), Güter bey Dachau und im tyrolischen Leukenthale, und im Jahre jener folgenreichen Aechtung scheinen die Johanniter bereits ein Hospital in Würzburg besessen zu haben. — Die beyden Leopolde des Hauses Babenberg, der Tugendhafte und sein Sohn der Glorreiche, Helden der Kreuzfahrten, brachten alle drey Orden, die Templer, die Johanniter, die deutschen Herren, nach Wien, von wo sich die deutschen Herren an die Muhr, Drau und bis ans adriatische Meer ausbreiteten. Die durch ihren blutigen Ausgang so bekannte Ungernkönigin Gertrud (des Helden Berthold von Meran mannhafte Tochter) und ihr Sohn Bela IV., so wie dessen feindlichster

Nebenbuhler, der Böhmenkönig Ottokar, waren der Rittermönche mächtigste Gönner, und gründeten auf sie ein von ihren übermächtigen und übermüthigen Vasallen unabhängiges Gränzvertheidigungssystem und den Schlacht= und Gewalthaufen eines stehenden Heeres. Möchten doch einmal des Freyherrn von Mednianský schätzbare Sammlungen über die »Templer in Ungern« ans Licht treten. — Als die Durchforschung des Mittelalters vor anderthalb Jahrzehenden in rühmlichen Wetteifer entbrannte, kam unter manchen Auswüchsen auch eine wahre Templomanie zum Vorschein. Jedes alterthümliche Gebäude von etwas seltsamer Form, jede Ruine mit unterirdischen Gängen und schauerlichen Verließen wurde ihnen zugewiesen. Doch hatten sie in Wien ein einziges Haus als Tempelhof, das zur böhmisch-mährischen Balley, namentlich zur Commende Tschaikowitz gehörte, und über welches »Bruder Ekko, Commenthur des Tempels durch Böhmen, Mähren und Oesterreich,« und namentlich des Tschaikowitzer Hauses, unter Gezeugenschaft des Ordensmeisters, Bruders Siegfrid von Brünn, mit dem Schottenabt in Wien ein Abkommen trifft. — 1309 vergleicht sich Otto von Zelking mit Bruder Friedrich dem Wildgrafen des Ordens der Ritterschaft vom Tempel, und mit Bruder Eyk desselben Ordens, Almosenier, Gebietiger und Pfleger in Böhmen, in Mähren und in Oesterreich wegen ihres Gutes zu Vischamünde, Rauhenwörth und Schwechend. — Von den meisten Orten um Wien, wo (selbst nach Münter und Lejeune) Templer gesessen haben sollen, läßt sich urkundlich das Gegentheil erweisen, so von Mödling, Bertholdsdorf, Ebenfurt, Sitzendorf, Petronell, Heimburg, Heiligenstadt, Neunkirchen am Steinfeld, Jörgenberg nächst Burkersdorf, Asparn an der Zaja (ohnferne dessen das durch eben solche vermeintliche, einst vom Sinzendorfischen Direktor Eisl, dann von dem großen Orientalisten Hofrath von Hammer besprochenen Templer-Monumente berühmte Schöngrabern liegt). Der Mord der Templer von Eggenburg, in Kampeck, der Schimmelsprung zu Kaisersberg an der Sotla, der Glutkessel von Schielleiten, die Bluthalle zu Lockenhaus, leben, von der Templer Untergang zeugend, in Lied und Sage des Volkes, aber sind nicht allein geschichtlich unbeglaubigt, sondern auch widersprochen. — 1234 unterschrieb Bruder Friedrich, Tempelmeister in Mähren, einen Schenkbrief Friedrichs des Streitbaren für Zwetl. — 1248 vergabte der Kärntner Herzog Ulrich (dessen Besitzthum in Schwaben diese Jahrbücher XLVII. A. B. 58, Nr. 39 dieser Rubrik bezeichnen), durch Schenkung seines Oheims, des Böhmenkönigs Wenceslav, Herr auf Hundenburg (Brydeslav), den Tempelbrüdern von Tschaikowitz, Güter zu Rakowitz bey Kostel. — 1269 entschied der Olmützer Bischof Bruno zwischen den Tempelbrüdern und der Abtey Saar über die Kirche zu Michelsdorf, und sprach ihnen auch 1279 das Patronatsrecht von Dubnian und Tokkowan bey Krumau und dem Tempelsteine zu. — 1263 erscheint ein Meister Johann, oberster Gebietiger des Tempels durch Deutschland, Böhmen, Mähren und Polen. Der obige Bruder Friedrich der Wildgraf spricht 1288 über die Rechte des zum Tempelhaus in Oels gehörigen Brogiz mit dem Commenthur von Oels, von Lietzen und Supplinburg (Deutschlands ältestem Tempelshaus), und 1289 verkauft er zu Schongau und in der Umgegend dem Kloster Steingaden, mit ihm sein Statthalter Dietrich von Morbach (Bruder oder Neffe des obigen), Heinrich, der Comthur von Moosbrunn, und Eberwin, des deutschen Ordens Comthur zu

Mergentheim. 1294 ist Bertram Czweck Gebietiger des Tempels durch Deutschland, Böhmen, Mähren und Slavenland. Der Wildgraf Friedrich erlebte den Fall des Tempels durch Philipp den Schönen und dem ihm dienstwilligen Bertrand de Gol. — Das wenige Tempelgut in Oesterreich kam meist an die Johanniter, wie es scheint auch in Bayern. — Aus demselben Hause Merswang ist ein deutscher Ritter mit Hannsen von Merschwang und Siboto von Lonsdorf Schiedsrichter des Streites zwischen dem Bischof Otto und dem ehrsamen Rittersmann Otto von Walkerskirchen über den Zehent zu Sieghardskirchen. — Die beyden Ritterleute Wolfker von Indenau und Ulrich von Viehofen und jener berühmte Pfarrer von Wien und päpstliche Kaplan Gerhard sind bischöfliche Schiedsrichter.

XLV.

Nos Otokarus dej gratia Dominus Regni Boemie. Dux Austrie et Marchio Moravie Judici et Ciuibus ad Sanctum Ypolitum. In perpetuum. Volentes non solum nostros, immo potius nostrorum subditorum qui mente sincera et animo indefesso nostris insudant iugiter obsequiis et honori totis viribus promotionibus et utilitatibus intendere corde bono, et in hijs maxime que continent iusticiam et sapiunt equitatem. Ecce fidelibus nostris vobis et vniuersis successoribus *uestris Ciuibus in sancto ypolito* instructj per veritatis noticiam et nostros fideles quam plures. quod uobis possit commodum generare Tria talenta denariorum et dimidium Talentum denariorum que annis singulis *Judicj Wiennensi Ciuitatis* persoluere debuistis, et illa recipere a *Mercatoribus de Wilhalmspurch de Chuleub de Lostorph de Medlico de Pechlarn et de Ibsa* pro eo quod nobis et ipsis licitum esset *pannos in Wiennam ducere coloratos* relaxamus. et a solutione predicta perpetua de nostra Munificentia vos et omnes successores uestros Ciues in sancto ypolito reddimus absolutos, Presertim cum dictos pannos ad Ciuitatem Wiennensem ut erat solitum *non* ducatis et cessante causa effectus quiescere merito debeat et cessare. Et ne in posterum super promissis inquietari possitis ab aliquo uel turbarj, presentes nobis damus Sigilli nostro robore in testimonium communitas. Actum anno dominj Milesimo CC. LVIIII. Datum per manum Magistrj Arnoldj Prothonotarij nostri aput *Wiennam* XIIII. Kalend. Maij (18. April).

XLVI.

Gebhardus dej gratia Patauiensis Episcopus. Omnibus presentem paginam inspecturis Salutem in eo qui est uera salus. Ad noticiam perueniat omnium presentem paginam intuentium quod nos omnibus *panificibus in ciuitate Patauiensi* constitutis talem iusticiam et gratiam concessimus ut nec nos nec successores nostrj eis penam illam que dicitur *Schupphe* uel aliam *inhonestam* aliquatenus imponamus. Sed si dictj panifices in panificio suo fortasse deliquerint. *secundum sententiam et consilium ciuium corrigantur.* et ipsi eandem correctionem *equanimiter tolerabunt.* Et ne aliquis in posterum eis talem gratiam et iusticiam ualeat infringere presentem paginam sigilli nostri impressione et testium subscriptione decreuimus communiri, Huius rei testes sunt. Heinricus prepositus Chunradus decanus Albertus de possemunster canonicj Patauienses. Albertus de *Halfe.* Otto

de *Morspach*. Wolfherus de Janneberch fridericus de Poeschinge. Cunradus quondam iudex, Heinricus Golstein. Cunradus iudex. Otto frater Immonis. Fridericus Sprunch. Engelbertus Walchunus. Albero in Angelo. Chunradus Greiner. Ekkericus in phapphengazzen. Gerlohus et alij quam plures. Acta sunt patauie anno dominj M.CCXXXI. Indictione IIII. XIIII Kalend. Octobris.

Die Mönchschroniken des Mittelalters (den Ammenmährchen mitunter sehr nahe stehend) geben genaue Kunde von den Mißgeburten und Cometen, Erdbeben und Feuersbrünsten und frommen Vermächtnissen; — desto mühsamer sind alle Spuren agrarischen und industriösen Fleißes, bürgerlichen Handels und Wandels, der Produktion und des Nationalreichthums aufzusuchen. — Ottokars zweymalige Heerfahrt wider die heidnischen Preußen förderte nicht wenig die alten Handelsverbindungen Regensburgs, Wiens und Breslaus nach Kiew, nach Nowgorod und in die Tatarey. — Aegyptens und Babylons Sultane schickten Gesandtschaften an Ottokar, und auch diese blieben nicht unbeachtet für den Flor seines von der Weichsel bis an die adriatischen Küsten ausgebreiteten Reiches. — Die österreichischen Zollregister jener Zeit weisen uns in der Einfuhr: alle Spezereyen des Morgenlandes und alle Fabrikate Constantinopels, dann Oehl, Saffran, Pfeffer, Ingwer, Lorbeerblätter, Muskat, Lakritz, Kümmel, Gewürznelken, Galgantwurzel, Haselnüsse, rohe Seide, Zindel, seidene und halbseidene Gewänder und Atlasornate, Goldstoffe, Purpurmäntel, alte Kleider, Prunkgeräthe für Kirchen und ins Haus, Waffen mit Beschläg und Zierde von Kupfer und Messing; — ferner zur Ausfuhr in die Nachbarlande Getreide, Vieh, Fische und Salz, sohin großentheils als Transit in das Morgenland, Gold und Silber, Quecksilber, Kupfer, Bley, Zinn, Holzwaaren, Häute, auch Marderfelle, Sattlerarbeit, Waffen jeder Art, Leinwand und Wollenzeuge, Regensburger Scharlach und dunkelrothe Paßauer Tücher. — Die S. Pöltner Bürger sollten das Recht haben, gefärbte Tücher nach Wien einzuführen, dafür eine bestimmte Summe dem Wiener Stadtrichter geben, und selbe wieder hereinbringen von den Kaufleuten von Kilb, Wilhelmsburg, Loosdorf, Melk, Pechlarn und Ips. Aber der Nichtgebrauch zählte sie auch von der Abgabe wieder los.

Bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts währte in vielen deutschen Hauptstädten die Sitte, die Bäcker, welche schlechtes oder zu leichtes Brot gebacken, zu schupfen, nämlich in eine Pfütze zu tauchen. — Der Paßauer Bischof Gebhard, aus den mächtigen Grafen von Playen, fand diese Strafe zu unzart für ein so zärtliches Volk, als die Bäcker, und verhieß ihnen, wenn sie auch schlechtes Brot büken, mit keiner infamirenden Strafe zu belegen. Was sie dennoch verbrochen hätten, solle nach gemeinsamen Rath und Spruch der Bürgerschaft gerichtet werden, und sie solches Urtheil gleichmüthig und freundlich — hinnehmen. — Die große Handfeste, von Albrecht dem Lahmen am 23. Juny 1340 auf die Bitte des Bürgermeisters Conrad Wildberger und der gesammten Bürgergemeinde Wiens ertheilt, verbot unter andern alle besonderen Vereine der Handwerker, mit einziger Ausnahme der althergebrachten Innung, der Laubenherren und der Hausgenossen. Sie verfügte in Uebertretungsfällen Geldstrafen, ist aber unsanft gegen die Bäcker, und noch mehr gegen die Fischer. Die ersteren sollen fortan geschupft oder ins Wasser getaucht, und an den Ort dieser Rüge vom ganzen Handwerk begleitet werden, wo zugleich der

Zulauf eines höhnenden Pöbels nie fehlte, der mehr als einmal einen verhaßten Bäcker so oft wieder untertauchte, bis ihm der Odem ausblieb. — Den Fischern, die sich als die rohesten und wildesten erprobt, soll weder im Winter noch im Sommer ein Mantel, eine Gugl oder Hut erlaubt seyn, sondern sie sollen bey Sonne und Regen bloßhäuptig auf dem Markte stehen, so lange sie Fische feil haben, damit sie desto mehr eilen, und den Leuten besseren Kauf geben! — Wer in Wein, Meth oder Bier die rechte Maß nicht streng einhält, wer ungrischen oder wälschen Wein in den Burgfrieden führt, außer die vier Urnen, welche ehrbaren Leuten vergönnt ist, im Keller zu haben, aber nur um sie selbst zu trinken oder zu verehren, nicht aber zu verkaufen, dem wird der Wein ausgeschüttet oder ins Spital gegeben. — Die Tuchbereiter, Tuchhändler und Lodewirker in (dem altbabenbergischen, auch dem Nibelungenliede bekannten) Tuln wetteiferten mit jenen in Wien, und hatten seit unfürdenklicher Zeit (wohl seit jener der Kreuzfahrten?) offene Niederlage daselbst, über die es zwischen ihnen und zwischen den Wiener Tuchhändlern zu heftigem Zwist kam, welchen der Rath 1357 endlich dahin entschied, daß die Tulner nirgend stehen und feil haben sollen, als am hohen Markt und um den Fischmarkt unter den Hütten bey den gewölbten Lauben, die davon die Tuchlauben hießen. — Die gefärbten Tücher spielten eine Hauptrolle auf den alten, offenen Wiener Märkten um Christi Auffahrt und um Catharina, und bey der neuen, von den wälschen Kaufleuten mitgebrachten Sitte des Scharlachrennens. — Die Färber, »die besunderlich Flömming genannt werden,« hatten Leopolds des Glorreichen Brief für alle Hausgenossen. In Sachen des Tuchhandels sprachen der Rath zu Wien und die Stadt Tuln gemeinschaftlich. Hat der Tuchhändler (Gewandschneider heißen sie auch in den städtischen Handfesten) das Tuch oder Zeug, leinen oder wollen, abgeschnitten, so ist der Kauf unwiderruflich, auch für Frauen, denen sonst viel nachgesehen ist. Sie konnten um Schulden nicht verhaftet werden. Meist gaben sie Pfänder, hatten sie aber keines, so konnte der Kaufmann sich nur auf ihre Treue verlassen, und sich mit Gott berathen, wie er zu seiner Sache komme? — Etwas muthwilliger Schacher mit den Juden war ihnen aber frey. — Merkwürdig für den Tuchhandel sind: der Laubenherren Freyheit vom 15. May 1368 von den Herzogen Albrecht und Leopold, und der 1383 von Heinrich Würfel von Wien, der Zeit Hannsgrafen in Oesterreich, und dem Richter, Rath und den Besten insgemein der Stadt Tuln erlassene Spruch über die Länge und Breite und den innern Gehalt der Tücher.

Illustrazione di una statuetta di Giano Patulcio letta dal socio ordinario D. Salvatore Cirillo. Napoli 1831. Großquart, 25 Seiten.

Wenn das durch diese Abhandlung erläuterte eherne zweygesichtige Idol wirklich einen Janus vorstellen sollte, wenn dasselbe wirklich dem etruskischen oder römischen Alterthume angehören sollte, was zu bezweifeln erlaubt scheint, so ist ein Janus in der einen Hand mit einem Ey, in der anderen mit einem Palmenzweige und mit einem um den Leib gewundenen Lorberkranze, welchem auf der Brust ein Paar Larven oder Todtenschädel angehängt sind, ganz gewiß eine bisher unerhörte Erscheinung und der Mühe werth, bey der Gelegenheit seiner Kundma-

chung alles über den Janus bereits Bekannte zu wiederholen, und manche neue Ansichten beyzufügen, wie in dieser Schrift geschehen. Der Verfasser hat nichts dawider, wenn Jemand nach Visconti und Zoega diesen seinen zweygesichtigen Janus für einen Bacchus-Phanes oder Protogenos hält, indem dieser ursprünglich ein und derselbe mit Janus, Janen oder Ganesa, dem indischen Gott der Klugheit, welcher mit Elephantenkopf auf der Maus reitet; doch glaubt Hr. Cirillo, daß die Namen Protogenos und Phanes nie im Volkskultus, sondern nur in der Theologie vorkommen. In so weit stimmt er mit Creuzer und Inghirami wider Visconti und Zoega überein. Er sieht in den Attributen dieses ehernen Standbildes nur die Symbole des cosmogonischen Janus, des Eröffners des Universums, der ersten Offenbarung der Wesen, des Janus, Phanes, Patulcius, des ägyptischen Demiurgos Phtha; er weiset die unbestreitbare Verwandtschaft des lateinischen Patulcius mit dem ägyptischen Phtha und dem hebräischen Worte פתח nach; das letzte ist dasselbe mit dem arabischen Fetaha [1]) (aperuit), daher der arabische Name Gottes El-fettah [2]), d. i. der Alleröffner, der achtzehnte Name in der moslimischen Litaney, der 99 Eigenschaftswörter Gottes. Dieser Name Gottes findet sich häufig ober Thüren der Araber, Perser und Türken in der Inschrift: O Alleröffner der Pforte, eröffne uns des Guten Pforte [3]). Die Litaney der arabischen Namen Gottes ist eine von den Forschern ägyptischer Mythologie noch unbenützte und nicht zu verschmähende Fundgrube, indem manche hieroglyphische Namen und Symbole Gottes augenscheinlich sich in jenen Eigenschaftswörtern erhalten haben, wie z. B. der Allerbarmende (Er-rahim) im Geyer (Er-rahmet), welcher, wie bekannt, das Symbol mütterlicher Liebe und königlicher Milde; so findet sich denn auch das El-fettah, d. i. der Alleröffner, im Phtha wieder, welcher als demiurgischer Gott Vulkan den cosmogonischen Hammer führt, und merkwürdig genug heißt auch im Chinesischen Hammer Futto. Der Verfasser hält die Nacktheit für das wesentlichste Symbol der sich offenbarenden Gottheit und der aus dem Chaos hervortretenden Naturkraft, weßhalben Amor und Venus nackt. Die Venus Melanis hält er mit Recht für dieselbe mit der ägyptischen Athor, der Nacht. Das Ey, welche diese Figur in der einen Hand hält, ist das Symbol der Schöpfung, sowohl in der indischen Mythologie, als in der griechischen (das Ey der Leda) und in der orphischen das des Phanes und Erikapäos, den Zweig in der anderen Hand hält der Verfasser unbezweifelt für einen Palmenzweig, und für den um die Brust geschlungenen Lorbeerkranz bringt er glücklich die Stelle von Athenäus bey, daß Janus der Erfinder der Kränze, und eben so glücklich führt er eine andere Stelle des Plato, daß Gott die Weltseele als ein χ verschlungen habe, zu Erklärung des kreuzweis verschlungenen Lorbeerkranzes an; nur über die angehängten zwey Larven oder Todtenschädel weiß der Verfasser nicht recht Bescheid, denn außer dem Halsbande von Todtenschädeln, welches in der indischen Mythologie Siwa und manchmal Kali oder Badrakali tragen, kömmt dergleichen nirgends vor. Diese Todtenschädel sind es aber auch gerade, welche den Zweifel, ob diese ganze Figur dem römischen oder

---

1) فتح 2) فتاح 3) يا مفتح آلابواب * افتح لنا خير آلباب

etruskischen Alterthume angehören, am meisten rechtfertigen, und die Vermuthung veranlassen, daß diese eherne Figur wohl dem Mittelalter angehören, und eines jener gnostischen Standbilder oder templerischen Bafumete seyn dürfte, dergleichen sich mit zwey Gesichtern Todtenschädeln und Palmenzweige mehrere in verschiedenen Kabinetten, und namentlich im kaiserlichen Antikenkabinette zu Wien befinden; gehört diese eherne Figur aber wirklich, wie Hr. Cirillo glaubt, dem römischen oder etruskischen Alterthume an, so wirft sie ein neues Licht auf jene gnostischen Idole des Mittelalters, welche die Mete der orphischen Kosmogonie vorstellen, und welche der Offenbarung des Universums vorsaß: *Meti* intelligenza suprema, che presiede alla manifestazione del universo, wie der Verfasser mit Recht sagt. H.

Alterthümer in der österreichischen Monarchie.

(Fortsetzung *).

Steyermark.

Seckau [1]).

327.

Höhe 3 Sch. 6 1/3 Z., Breite 2 Sch. 10 1/2 Z., Dicke 1 Sch. 8 Z.

Q. CARMINIO
LATINO. ET. [2]) CARMINIO [3])
CVPITO. OPTioni. LEGionis
Ī (primae) MINerviae
CATVLLA. AVNC. ET. FRATer
Fieri Curarunt.

1) S. im XLVIII. Bande, S. 97 ff.

2) ET in einen Buchstaben verschlungen. 3) NIO eben so.

*) Berichtigungen und Zusätze zu den in den vorhergehenden Bänden bereits abgedruckten Inschriften:

Zu Nr. 3. Anm. 1. Derselbe Aquilinus und Stratonice erscheinen bey Berini: Indagine sullo stato del Timavo p. 8, auf einer der Spes geweihten Inschrift. Aquilinus wird dort ausdrücklich Villicus Augg. genannt.

Zu Nr. 5. s. Millin mon. ant. inéd. vol. I. S. 97, 146.

Zu Nr. 24. Vorfindlich im adeligen Frauenstifte der Dominikanerinnen daselbst.

Zu Nr. 28. Die Höhe des Steines 20. Z.

Im XLV. Bande S. 67 in der sechzehnten Zeile scheint statt .... ONT. ET. COTI u. s. w. doch mehr zu lesen zu seyn ... ONT. ET. COM.

Zu Nr. 85. Statt SABINVS zu lesen SABINIVS.

Zu Nr. 86. Die Lesart der Worte PERILLVS und AELIANVS nicht ganz bestimmt zu verbürgen.

Zu Nr. 87. Bey QVORDAIONIS hat das Q wegzubleiben.

Zu Nr. 88. Zu lesen VIELL.

Zu Nr. 95. In der dritten Zeile statt MX. zu setzen MAX., und MA in einen Buchstaben verbunden. Zwischen der dritten und vierten Zeile ist kein leerer Raum anzudeuten, daher die Punkte wegzubleiben haben. In der vierten Zeile nach P. P. die Sylbe PROC. zu setzen, welche dann in der fünften Zeile ausbleibt. Die Mangelhaftigkeit in der Angabe der trib. pot. hätte bemerkt werden sollen. In der zehnten Zeile cVRANTE zu setzen.

Zu Nr. 96. In der neunten Zeile CON statt COL. In der zwölften Zeile vor Solva zu setzen: nämlich.

Ueber der Inschrift zwey männliche Brustbilder in halberhobener Arbeit, das eine mit einem Stabe, dem Zeichen der bekleideten Würde. Das AVNC in der vorletzten Zeile ist vielleicht AVNCIA zu lesen, s. Grut. DCLXXII. 12.

328.

Höhe 3 Sch. 3 Z., Breite 2 Sch. 9 Z., Dicke 1 Sch. 8½ Z.

M. LAETILIVS
LAETILIAE. LIBertus
PACCIVS. Vivus. Fecit. SIBI
ET. IVLIAE

Zu Nr. 97. In der siebenten Zeile statt AVRE zu setzen AVREL. und ANT. statt ANt. In der zwölften Zeile CONLAPSA statt CONIAPSA.

Zu Nr. 99. Zu lesen: Poschacher=Wirthes. Die Zahl der M. P. wird bey Grut. a. a. O. in der letzten Zeile zu LI angegeben, am Steine selbst nur XI. (?)

Zu Nr 117. In der fünften Zeile marmo zu lesen statt mamo.

Zu Nr. 143. Höhe 5 Sch., Breite 2 Sch. — In Monastero vorfindlich. Am Ende der Schrift, ganz unten, in halberhobener Arbeit ein Kästchen und Hufeisen?

Zu Nr. 154. Höhe und Breite 2 Sch. — In der zweyten Zeile PRISCINVS zu setzen, in der vierten PRISCINAE, in der sechsten CALIDIAE. In Monastero vorfindlich.

Zu Nr. 166. In der ersten Zeile zu setzen ATTICVS, und in der zweyten CAESTAE.

Zu Nr. 174. In der zweyten Zeile zu setzen: PVLCRA.

Zu Nr. 181. Bey dem zweyten zu setzen: bis.

Zu Nr. 207. Anm. 3. Eine ähnliche Nachahmung des Virgilianischen Distichons, auch bey der Inschrift eines Kriegers, hat Grut. DLXXII. 6.

Zu Nr. 210. In der ersten Zeile zu setzen T. F.

Zu Nr. 213. Höhe 3 Sch. 1 Z., Br. 7. Z.

Zu Nr 214. Höhe 3 Sch., Br. 2 Sch. 2 Z.

Zu Nr. 215. Höhe 3 Sch., Br. 1 Sch. 9 Z. — In der fünften Zeile zu setzen AVFIDIO.

Zu Nr. 216. Höhe 2 Sch. 9 Z., Br. 2 Sch.

Zu Nr. 217. Höhe und Breite 1 Sch. 9 Z.

Zu Nr. 220. In der sechsten Zeile zu setzen PROFVTV.

Zu Nr. 223. Höhe 4 Sch., Breite 2 Sch. 4 Z., Dicke 11 Z. Ober der Inschrift Medusenkopf in halberhobener Arbeit. Ist vorfindlich alla Casa bianca di ragione Corner.

Zu Nr. 224. Höhe 4 Sch. 2 Z., Breite 2 Sch. 1 Z., Dicke 1 Sch. 7 Z. Rund herum mit Arabesken verziert. Vorfindlich wie Nr. 223.

Zu Nr. 225. Höhe 1 Sch. 10 Z., Breite 2 Sch., Dicke 5 Z.

Im demselben XLVII. Bande, S. 76, bey III. beyzufügen: S. Clarac Musée de sculpture 1ère livr. p. 77, und bey V. Pechkohle statt Erdpech zu setzen.

Im XLVIII. Bande S. 92 in der achten Zeile nach Zufall zu berichtigen wie folgt: bey Grabung einer Grundmauer im Jahre 1821 im Garten des Sattlermeisters Ichzenthaler, und schon dreyzehn Jahre früher, nämlich 1808, in dem Hause des Seifensieders Joseph Mark u. s w.

Zu Nr. 282. Zwischen der letzten und vorletzten Zeile eine ganze Zeile einzuschieben, nur leider eben so wenig deutlich, als die ganze Inschrift: IT.., OLI. A. XL.

Zu Nr. 283. In der dritten Zeile zu setzen: EPCITA. ET. MATA. AN. XL. Der Stein befindet sich jetzt im Hofe des bisherigen Magistratsgebäudes.

Zu Nr. 286. Höhe 3 Sch. 3/4 Z., Breite 2 Sch. 9 1/2 Z. In der letzten Zeile nach SER ein Punkt zu setzen. — In dem Hofe der Caserne frey liegend.

Zu Nr. 291. In der letzten Zeile statt des letzten I. zu setzen RV.

Zu Nr. 293. In der letzten Zeile statt A. IX. zu setzen AN. (in einen Buchstaben verbunden) XXI. (die beyden XX auch in einen Zug verbunden).

SVCCESSAE
CONjugi. OPTimae
ET. SCIPIONI. F. AN. VI.
ET. IVSTO. F. AN. VI.
ET. IVSTINAE. F. AN. VI.
ET. LAETILIO. IVVENI. F.
AN. XXX.

329.

Höhe 3 Sch. 9 Z., Breite 2 Sch. 8 Z., Dicke 1 Sch. 9 Z.

L. GAVTIVS
FINITVS. AED.
SOL. V. sIB. ET
FIRMIDIAE
MVSSAE. VXOR
OPTIM. AN. L.
ET. FINITAE. FIL. AN. V.

Einen andern aedilis Solvae hat schon Grut. DCCCII. 2 — wir verweisen über die Wichtigkeit dieser Inschriften mit den Namen der Städte für die ehemaligen Ortsbestimmungen auf Nr. 302 im XLVIII. Bande dieser Jahrbücher.

Auf dem rechten Seitentheile dieses Steines ist in halberhobener Arbeit die jugendliche schreitende Figur einer Jahreszeit, wie es scheint.

C i l l i *).

330.

Breite 2 Sch.

. . . .
. . . .
. . . AN. XL . .
DOM. EPHESO
INSEQVENS
SERvus. FEC.

Darunter in halberhobener Arbeit ein Seethier. An der Ostseite der Kirchhofmauer zum h. Geist.

Derselbe Insequens, scheint es, mit dem von der Stadt angenommenen Beynamen CELEIAN., findet sich siebzig Jahre alt bey Grut. DCCCLXXXVI. 7. Denselben Beynamen CELEIAN. enthielt auch schon die Inschrift Nr. 286.

331.

. . . .
. . . .
MISSORVM. MO . . . .
LEG . . . . . PR . . . .
. . . . BVN . . . .
. . . . INR . . . .
. . . .

*) S. XLVIII. Band, S. 91 ff. Alles das Folgende verdanken wir der rühmlichen Thätigkeit und gütigen Mittheilung des hochverdienten Hrn. Präfekten Hartnid Dorfmann am k. k. Gymnasium zu Cilli.

Bruchstück an der Südseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore, ganz ausgewetzt.

332.

. . . .
. . . . . . EL . . . .
. . . . . MILIA . . . .
. . RVM. EX. HISPA. .
. . INGITAN. TRIB. . .
. . GALLORVM . . . .
. . . PVBLIC . . . .
. . . .

Bruchstück. An demselben Orte, wie das vorhergehende, an der Südostseite.

333.

. . . .
. . . . . . AN. L . . . .
. . . . . S. E. . . . . .
. . . . . . V. F . . . . . .
. . . . . O. DIASTVLLI.
. . . . . N. AN. IX.
. . . . . NTA. F. AN. XXV.
. . . .

Bruchstück. An demselben Orte, wie das vorhergehende.

334.

Höhe und Breite 1 Schuh.

I. O. M.
EPONAE .
ET. CELEIAE .
SANCTAE .
M. SILIV . .

Eingemauert am linken Thorpfeiler des Jauth'schen Gartens, dem Voglainastege gegenüber. Vergl. Murat. CXII. 5.

335.

MARCELLINIAVITT. 1) V. F.
SIB. ET. SVIS. AVR. BASSINI
CON. KAR. Θ. AN. LXXX. 2) AVRP. OTIE
NTENR. 3) FI. KAR. Θ. AN. 4) XXX. 5)

Ober der Inschrift in halberhobener Arbeit die Brustbilder von Vater, Mutter und Sohn.

Im Kranz'schen Hause am Platze eingemauert, stark überweißigt.

---

1) IA in einen Buchstaben verbunden. 2) XXX in einen Zug verbunden. 3) NT in einen Buchstaben verbunden. 4) AN eben so. 5) XXX in einen Zug verbunden.

336.

Höhe 3 Sch. 2 3/4 Z., Breite 3 Sch.

QVARTVS. SIRAE. V. F. SIB.
ET. LICOVIAE. INGENVAE
VXOR. AN. L. ET. LEVCIMARAE. FIL.
AN. X. FINITO. F. AN. VI. LICOVIO. SEXTO
AN. XX. AVSCOMVSCIONIS. FIL. A. A. XXX
DVBNAE. F. AN. XXXXVII. COVIVS. BARVS. AN. . . .
COVIVS. BONIATVS. ANN. L.
VETVLLA. LVCIA. VII. ANII. AN. L. LICOVIVS. VRSVS. AN . . . .

Ueber der Schrift in halberhobener Arbeit die Brustbilder von Vater, Mutter und zwey Kindern.

Im Hause des Kürschners am Platze Nr. 26.

337.

Höhe 4 Sch. 2 Z., Breite 2 Sch.

D. M.
. . MATT. ADIECTO
. . NTERFECTVS
. . MATTZARIS. AN.*) XL
. . NT. QVINCTA. CON
V. F.

Ueber der Schrift in halberhobener Arbeit die Brustbilder von Mann und Frau, und noch über diesen, zwischen zwey Delphinen, der Kopf der Medusa.

338.

Höhe 3 Sch. 1 1/2 Z., Breite 3 Sch. 3 Z.

PETRONIA
P. F. MAXIMILLA
HIC. QVIESCIT
I. PETRONIVS. IL. RSA.
. . . . PETRONIVS
. . . .
. . PETRONIVS. L. L.
. . . . AN. XXII.
. . . .
. . . .

In der Gratzer Vorstadt frey liegend. Bey Grut. DCLXXXI. 3 und DCCXVII. 1 finden sich aus Kärnten Steinschriften, worin auch eine Petronia Maximilla mit ihrem Ehegatten Durrius Avitus und Tochter Maxima erscheint.

339.

Die vordere Hälfte einer großen Ara: Höhe 4 Sch. 3 1/2 Z., Breite 1 Sch. 3 Z.

I. . . . .
ET. CV . . . . . .
C. RVFI . . . .
ARAM . . . .
D . . . .

*) AN in einen Buchstaben verbunden.

S. F. ANTONIVS. SPECTATV. .
PETRONIVS. MARCV . . . . .
MAMILIVS. RESPECTIN . . . .
ANTONIVS. SATVRNIN . . . .
HELVIVS. IVSTVS . . . . . .
PVRRAVIVS. CASTO . . . . .
AVR. CIANTVLL . . . . . .
BOTONON . . . .
VERVS. SATVRNIN . . . . .
SENTONIVS. ALBVCIV . . . .
POMPEIVS. SVRV . . . . . .
PVBLICIVS. CALLISTV . . . .
MAMILIVS. CRESCE . . . . .
PETRONIVS. CELE. . . . . .
RVFIVS. HERM . . . .
CLAVDIVS MAXIMV . . . . .
RESTVTVS. SVTVRNIN . . . .
IANTVLLVS. [1]) ORGETE [2])
MAXIMIANVS. SEVER.

Im Kürschnerhause am Platze Nr. 26.

340.

Höhe 3 Sch. 3 Z., Breite 1 Sch. 4 Z.

Die merkwürdige Ara bey Gruter LVI. 2, nur mit etwas veränderter Eintheilung. In dem oberen Hofe des Schnepfleitnerischen Hauses auf dem Platze.

341.

Höhe 2 Sch., Breite 2 Sch.

Die Inschrift bey Gruter DCXLV. 14, aber mit etwas veränderter Abtheilung. Ferner fehlt bey Gruter vor ADIVTORI. der Vorname AVR., wodurch das vorgehende FLA. VALER. zum Namen der Frau wird. Im Hause des Herrn Professors Joh. Küttel.

342.

Höhe 3 Sch. 8 Z., Breite 2 Sch. 3 Z.

Die Inschrift bey Murat. DCCXC. 8, aber mit veränderter Eintheilung; — ferner soll es bey Murat. in der dritten Zeile statt EXP. DACCISCA heißen EXP. DAC. CIRSCAE.; dann sind am Schlusse die Buchstaben V. A. wegzulassen; und endlich erscheint über der Schrift, in halberhobener Arbeit, das Brustbild des Kriegers mit Lanze, Schwert und Schild. Im Hause des Herrn Professors Joh. Küttel.

343.

Höhe 4 Sch. 8¾ Z., Breite 1 Sch. 9¾ Z.

Die Inschrift bey Gruter DCCXXVII. 6. Nur zu erwähnen die drey Brustbilder in halberhobener Arbeit ober der Schrift, und unter derselben eben so zwey Seethiere. Ein Cupitus aus Celeia erscheint bey Grut. DLXV. 1; aber merkwürdig ist es, daß sich dieser Name noch auf Grabschriften von den J. 1583 und 1592 in

1) ANT in einen Buchstaben verbunden. 2) TE eben so.

Cilli *) vorfindet, und daß man den Namen Kupitsch einer armen Familie daselbst, durch die Verwandlung der römischen Wortform in die windische, aus Cupitianus, erklärt und ableitet. — Am nördlichen Vorsprunge des Kirchleins auf dem St. Maximilians-Kirchhofe.

344.

Höhe 5 Sch. 1/2 Zoll, Breite 2 Sch. 5 Z.

Die Inschrift bey Grut. DXXXI. 8. Ober der Schrift in halberhobener Arbeit Medusenmaske. Ein Saturnius aus Celeia bey Grut. DCX. 4. Eingemauert wo die vorige.

345.

Die Inschrift bey Grut. DCCCXCV. 5, aber zu lesen DIOSCORVS in der zweyten Zeile statt DIOSCVRVS. Ferner erscheint über der Schrift in halberhobener Arbeit die Medusenmaske zwischen zwey Delphinen. An der Westseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore.

346.

Die Inschrift bey Grut. DCCCLVII. 4; aber erstlich zu bemerken, daß es bloß ein Bruchstück eines viel größeren Inschriftsteines ist, dann ist die Abtheilung verschieden, und endlich ist in der ersten Zeile zu lesen ANTONIVS, in der zweyten AQVILEIA und in der dritten ist das T. wegzulassen. — An der Südseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore.

347.

Breite 2 Sch.

Das Bruchstück bey Grut. DCCCXCIII. 15. Ober der Schrift Medusenmaske zwischen zwey Delphinen.

348.

Höhe 2 Sch. 2 Z., Breite 1 Sch. 3 1/2 Z.

Die Inschrift, wovon die beyden Bruchstücke getrennt eingemauert sind, im Ganzen bey Murat. Suppl. 240, 9. — Grut. CDXCVII. 7. hat nur die erste Hälfte. An der Südostseite des Eckthurmes vor dem Wasserthore.

---

*) Sie lauten wie folgt, und befinden sich an der vorderen Hauptseite der Stadtpfarrkirche:

HODIE. MIHI. CRAS. TIBI
EXPECTAMVS. DONEC. VENIAT. IMMVTATIO. NOSTRA
DANIEL. ET. MICHAEL. CVPITIANI. FRATRES
GERMANI. PIISSIMIS. PARENTIBVS
SIBI. AC. EORVM. GRATAE
POSTERITATI. VIVI. POSVERVNT. ANNO
HVMANAE. SALVTIS. 1583.
TV DOMINE. FORTITVDO. NOSTRA. ET
PORTIO. IN. TERRA. VIVENTIVM. AD
ADIVVANDVM. FESTINA. ET. MEMENTO
NOSTRI. PROPTER. BONITATEM. TVAM.
DANIEL. CVPITIANVS. OBIIT. IN. DIE
SYLVESTRI. QVI. FINIS. ERAT. ANNI. LXXXXI.

1592.
ALTERIVS. NON. SIT
QVI. SVVS. ESSE. POTEST
MICHAEL. CVPITIANVS
VIVENS. SIBI. POSVIT.
CVM. IACEO. ET. NIGRAM. MIHI. MORS. DENVNCIAT. HORAM
TVNC. EXSPIRANTI. PACIS. OLIVA. VENI.

349.

Höhe 3 Sch. 8 Z., Breite 2 Sch. 3 Z.

Die Inschrift bey Grut. DCI. 6, nur ist in der zweyten Zeile CELEI zu lesen statt CELEIANI. Von denselben Personen findet sich bey Grut. CXV. 3 eine andere Inschrift, welche eines gelösten Gelübdes erwähnt. Dieser Tiberius Claudius Favor, libertus Municipii Celeiae war also früher Leibeigener dieser Stadt. S. über diese servi publici: Marini Atti Arvali p. 211 ff. An der linken Thorseite des Bürgerspitals.

350.

Höhe 2 Sch. 6 Z., Breite 2 Sch. 1 Z.

Die Inschrift bey Murat. MCXXXI. 4, aber mit etwas verschiedener Eintheilung. Ueber der Schrift in halberhobener Arbeit die Brustbilder von Vater, Mutter und Kind. In der Gratzer Vorstadt an der Gartenmauer des Hrn. Liminger.

351.

D. M.
C. VL BIVS. SAB
INVS. VETERAN
VS. Leg. V. MAced. AN.
LXV. P. PAVLINV
S. VI

Befindet sich nicht in Cilli selbst, sondern zwischen Geyrach und Laas an einem Bauernhause eingemauert.

Salzburg *).

352.

Am Nonnberge im Musikchore rechts von der Sakristeythüre ein Sarkophag (nun Kohlenbehältniß), die Inschrift bey Grut. DCCIV. 2, aber zu lesen RENNIVS — VIVENI — OBITO —

353.

Am Nonnberge im Klosterapothekgebäude nächst dem Thore gegen die Festung, quer eingemauert, die Inschrift bey Grut. DCCXCII. 9, in der fünften Zeile zu lesen ET.

354.

. . . . . . ATE
. . . . R
. . . . VS
. . . . NINVS
. . . . TO

In der Stadt, Herrngasse, eingemauert in dem Hause Nr. 185, gefunden am Bockenberge auf dem Felde eines der zwey Mooshammer Bauern.

*) In dem Hofe des St. Johannisspitals daselbst kam man vor längerer Zeit auf eine unterirdische Rotunde mit Nischen, wahrscheinlich den Ueberrest eines römischen Bades, zu welchem man auf einer fliegenden Stiege gelangt. Alles ist aus Stein aufgeführt. Auf dem Boden ist ein runder, mit Quadersteinen ausgelegter Wasserbehälter, und darin noch jetzt, ohne einen bemerkbaren Zu= oder Abfluß, frisches und krystallhelles Wasser.

355.

Im Kloster St. Peter, außerhalb der Sakristeythür, der Inschriftstein in Kleinmayr's Juvavia, S. 44.

356.

. . . .
. . BI. ET. IVLIAE. LIV. LI. . . .
CONIVGI. PIENTISSIMAE
. . . . . . AN. LXXXX.
. . . . . . V. L. S. FECIT

An der Augustinerkirche.

357.

. . . .
. . . .
. . RISSIMAE. ET. FILIO
. . . . O. Θ. AN. XXX. VIVS (sic)
fECIT.

Außer der Vorstadt Nonnthal, am Gehwege nach der Leopoldskron an dem einen Eck der dort stehenden, dem Kloster St. Peter gehörigen, Stadel.

358.

. . . .
. . . LXV. FECIT
. . . ATVR. . . NO (Saturnino)
. . . SIMO. D. . . RION . .
. . . VAVO. II. VIR . . .

Früher auf dem Schönberge, eine halbe Stunde ober Anthering jetzt in Salzburg bey Hrn. Joseph Rosenegger.

359.

Höhe 1 Sch. 10 Z., Breite 10 Z., Dicke 5 Z.

. . . NA. OB. ANN. XVII. . . . . . .
. . KEN. I. SERFEORRNTIN. B. . .
SVRA. MATER. FIL . . S. . . . . .
. . . ET. . . . SIB. . . . F. VIV. RE. .

Zu Michaelbauern in der neuen Bibliothek des Klosters daselbst.

360.

Höhe 1 Sch. 8 Z., Breite 2 Sch. 2 Z., Dicke 4 Z.

ALPINVS
SILVANI. F.
OBIT. ANN.
VIII.

Gefunden bey Werfen im J. 1807 bey der Erweiterung der Straße von da nach Bischofshofen auf dem Felde des Bauern zu Keck unter einem mehr als hundertjährigen Ahornbaume: jetzt in dem Pfleggerichtsgebäude zu Werfen.

361.

Im k. k. Pfleggerichte St. Michael zu Mauterndorf in dem Schloßhofe daselbst der Inschriftstein in Kleimayr's Juvavia, S. 52.

362.

Höhe 1 1/3 Sch., Breite 1 1/3 Sch.

Im k. k. Pfleggericht Tamsweg, zu Mariapfarr außen an der Kirche eingemauert, der Inschriftstein in Kleinmayr's Juvavia S. 47, aber zu lesen CVPITIANVS.

Oesterreichische Militärgrenze.

Liccaner Grenzregiment.

363.

D. M.
P. ALLIVS. PRISC
VS. AN. LX. VIVOS
FECIT. SIBI. ET. ALLIAE
MELLITONI. VXORI
PIENT. AN. LX. ET. AE
LIO. ËT. SONTONI. FIL
ËT. SVIS.

In einer zerstörten Kirche bey Wrebacz gefunden.

Ottochaner Grenzregiment.

364.

Höhe 4 Sch., Breite 2 Sch. 7. Z., Dicke 9 Z.

IVLIAE. SEX. F.
PAVLLAE. F.
APPVLEIAE¨
G . . ET
MARCELLAE.¨NEP.
IVLIA. C. F. TERTIA
.. .. ..TORVCANF
.. ..

Am Eingange der Pfarrkirche zu St. Georgen, und wurde aus den Schutzmauern eines dort bestandenen römischen Schlosses, wovon die Ruinen gleich neben der Kirche stehen, ausgehoben.

Oguliner Grenzregiment.

Eine römische Meilensäule, 1 2/3 Klafter hoch, 15 Zoll dick, eine römische Sonnenuhr, 2 Schuh in der Höhe, Breite und Dicke, dann ein, wie es scheint, römischer Grabstein mit einer darauf erhoben ausgehauenen Figur, die sich auf einen Anker stützt, wurden hier vor beyläufig funfzig Jahren bey dem Baue der an der Josephiner Hauptstraße, zu Josephsthal, im Bezirke der Ostarrer Compagnie liegenden Kirche, in dem Thale, wo jetzt der Bach Munyava vorbeyfließt, aufgefunden, und sind gegenwärtig bey dem Pfarrhause im Josephsthal aufgestellt.

Zweytes Banal-Grenzregiment.

365.

DOMVi. ETERNE. ET. PERPEt
uE. SECVRITATI. GENIVS
. . . . . ANVS. VËVEP
. . . . TIBËQ̈. V̈.̈ AN. XXX
. . . .
. . . .

Unmittelbar über der Inschrift sind fünf Brustbilder (worunter zwey von Kindern) in halberhobener Arbeit ausgehauen, darüber Maske (Medusenmaske) zwischen zwey Kränzen.

Eingemauert in dem Jaszenovaczer Aerarial-Schulgebäude, und wurde im J. 1787 bey Gelegenheit des Struxnizer Dammbaues, zunächst bey Sissek, durch den Hauptmann Natterhirm aufgefunden.

Dorf Szisszeg.

366.

D. M.
ET. MAXIMINIANAE. AEMILIAE. ET. SECVRITA
TI. EIVS. PERPETVE (sic) QVAE. VIX. ANN. XXXVII. FL.
VRSINO. DVLCISSIM. MARITO. MEO. IN. XXXEVFN. ASCE
NDENS. ANIMAM. DEPOSVI. MEAM. VOS. ITAQ. INFERI
ATQVE. VOS. ME. PRAECIPITEM. DI. SVPERI. COEGERVNt
MINIMO. CVM. TORMENTO. ADMITTITE. OSSAQ. MEA. IN
HAC. ARCA. BENE. COMPOSITA. CONDIDIT. FL. VRSINVS
MARITVS. DVLCISSIMVS. ET. FL. MAXIMIANVS
FILIVS. MEVS. Et. POST. HAEC. OMNIA. VALETE. FL.
VRSINVS. MAXIMIANE. (sic) AEMILIAE. CONIVGI. cARIS. ET
CASTISS. POSVI. VIVVSQ. FECI. CVMQVA. VIXI. ANN.
XVIIII. MENSIB. VIIII. P. O. MI. POST. MORTEM. MEAM
AB. HEREDE. MEO. IN. HAC. ARC. . . ET. QVI. MVR.
MAXIMILIANAE... (sic) OMO. ET. VIT..... MORTVA. EST.

In dem Weingarten des Handelsmannes Postich ausgegrabener großer Sarkophag, jetzt in dem Hofe des Hauses der Witwe Nepomucena Postich aufgestellt.

367.

M. AVREL. GLABRIO
VETeranus. LEG. XIIII. Geminae. EX. BF (Beneficiariis)
COS (Consulis) VIVVS. SIBI. ET
SEPTIMIAE. MATRONAE.

Sarkophag, in dem Garten des Handelsmannes Andreas Bobeck ausgegraben, und jetzt in dem Hofe seines Hauses aufgestellt.

368.

D. M.
M. MVLVIO. NARCISSO. AN. LXVI. M.
MVLV. NARCISSI. ANN. XXVI. COL. SEP. SISC.
MVLVIA. R. VRNIA. MARIT. KARISSIM. V. F.

Gefunden in dem Weingarten des Handelsmannes Paul Bitroff, und nun am Eingange seines Hauses eingemauert.

Zu den wenigen Steinschriften, welche den Namen von Siscia ausdrücklich anführen, bildet diese und die folgende eine sehr angenehme Beygabe.

369.

D. M.
PONTIO LVPO. AVGuri. COLoniae
SISC. SCRIBAE. ET. MVNIC.. FAVS.
PONTIA. VICTORINA. SOROR
Et. DOMITIA. CRESCENS. A. D. E.

Zu Szißzeg wie Nr. 368.

370.

SEPTVMIAE. MARCELL
QVAE. VIXIT. ann. XX. CASSIA
CANDIDA. FILIAe. KARISSI.

Wie bey Nr. 368.

371.

D. M. Viva. Fecit
AELIA. FILIA. MATRO
NA. SIBI. ET. SVIS.

372.

D. M.
POSITVS. EST. HIC. LEBVRNA
MAGISTER. MIMARIORVM
QVI. VIXIT. ANNOS. PLVS
MINVS. CENTVM
ALIQVOTIES. MORTVVS
SVM. SET. (sic) SIC. NVNQVAM
OPTO. VOS. AD. SVPEROS. BENE
. . . . IERAE.

Gefunden wie Nr. 368, und erst in neuerer Zeit nach Pesth in das Museum versetzt.

373.

GENIO
PROVINCIAE
FACIIVS
OP. L. XIIII.
V. G. S.

Wie bey Nr. 368.

Wallachisch=illyrisches Grenzregiment.

Mehadia.

374. 375. 376. 377. 378.

Römische Inschriftsteine, eingemauert in den Ludwigsbädern daselbst. S. bey Griselini Versuch einer Geschichte des Temeswarer Banats, Wien 1780, S. 265 ff., die Nummern XIV, XV, XVI, XVII, XVIII, nur ist bey Nr. XIV statt PRAEFECTVS in der vierten Zeile zu lesen PRO. SALVTE; bey Nr. XVI statt SIMONIVS.

V. C. in der zweyten Zeile SIMONIVS. IVLIANVS. V. C.; bey Nr. XVIII statt MAR. VALENS. in der vierten Zeile MARIVS. VALENS; und eben da statt HVLCARVS in der sechsten Zeile VVLCARVS.

379.

I. O. M.
ANTEST
VS. CAIVS
PRO. SALVTE
SVA. ET. SVORVM
VI. L. E. P.

Eingemauert in der Escarpemauer in der Richtung gegen die Herkulesbäder.

Caransebes.

380. 381.

Die beyden Inschriften bey Griselini S. 281 Nr. XXI und XXII; aber bey Nr. XXI statt QVAM in der dritten Zeile zu lesen QVA, statt ANNI in der vierten Zeile ANNIS, statt FACTOQVE in der sechsten Zeile FATOQVE; bey Nr. XXII in der ersten Zeile ist vor MARCIO noch ein Buchstabe, O?, sichtbar, in der vierten Zeile ist zwischen CAESARIS und TRAIANI das Wort AELII noch zuzufügen.

Peterwardeiner Grenz=Infanterie=Regiment Nr. 9.

Mitrovitz (das alte Sirmium).

382.

I. O. M.
ET. MARTI
CVSTODI
P. HELVIVS
PERTINAX
PRAEF.

Die auffallende Namensgleichheit macht es wirklich nicht ganz unglaublich, daß dieser Altar von dem späteren römischen Kaiser Helvius Pertinax, zur Lösung irgend eines Gelübdes, zu Sirmium, in dem Umkreise eines dortigen Tempels, bey der Gelegenheit gesetzt worden sey, wo er in untergeordneter militärischer Würde (post in Moesia rexit alam. Capitolinus c. 2) in der benachbarten Provinz durch einige Zeit verweilte.

Auf dem einen Seitentheile erscheint in halberhobener Arbeit eine Streitaxt.

383.

I. O. M. F.
CNI. PRO
SALVTE. DD.
NN. IOVIOrum
Et. HERCVLIOrum
AVGG. N N.

Altar. — Durch die Beynamen Jovii et Herculii Augusti wird die Zeit dieser Inschrift bestimmt, nämlich jene Diocletians und Maximians und ihrer Mitregenten.

384.

LIBERO
ET. LIBERAe
AVG. EPPA
TERNVS
V. S. L. M.

Altar. — Die angeführten drey Inschriften nebst mehreren Sarkophagen, zum Theil mit halberhobener Arbeit geziert, wurden gelegenheitlich bey Ausgrabungen nach Schotter und Sand bey Straßenarbeiten gefunden, und sind jetzt in Mitrowitz auf dem Paradeplatze aufgestellt.

Slavisches Brooder Grenzregiment Nr. 7.

Winkovze.

385.

Höhe 3 Sch. 3 Z. 6 L., Breite 1 Sch. 3 Z. 2 L.

lIBERO. ET
LIBERAE. 1) SACR
M. VLP. FRONTO
AEMILIANVS. 2) DECurio
MVN. CIB. L. FEC. (Municipii Cibalarum libens fecit.)

Eine sehr merkwürdige Inschrift durch die ausdrückliche Nennung der Stadt Cibalae, des späteren Geburtsortes der Kaiser Valens und Valentianus. Der Stein selbst wurde 1772 bey den Ausgrabungen zum Baue der katholischen Pfarrkirche gefunden, und ist jetzt, wie auch der folgende, an dem Gebäude der Hauptwache eingemauert.

386.

Höhe 4 Sch., Breite 1 Sch. 8 Z.

D. M.
C. APONIO. 3) MEN
MIO. 4) CELERI. 5) TRIBV 6)
NO. MILITVM. LEG.
PRIME. ITALICAE. 7) IVLIA 8)
PIA. CONIVGI. BENE
MERENTI. 9) ET. 10) APONIA 11)
GALITIA. FRATER (fratri).

Grabcippus. Ober der Inschrift eine Arabeskenverzierung. Gefunden im J. 1825 in dem Garten des Winkovzer Tischlermeisters Schellenberger. Aufgestellt wie Nr. 385.

---

1) AE in einem Buchstaben verbunden. 2) AE eben so. 3) NI eben so. 4) MI eben so. 5) RI eben so. 6) RI eben so. 7) AE eben so. 8) LI eben so. 9) TI eben so. 10) ET eben so. 11) NI eben so.

Semlin (Taurodunum).

Im J. 1826 wurde dort beym Baue des neuen Rathhauses ein sehr großer steinerner Sarg, mit den Gebeinen zweyer Menschen, aber sonst ohne Inschrift gefunden: auf dem Deckel erscheinen zwey Köpfe in halberhobener Arbeit.

Siebenbürgen.

Gredistie.

387.

Höhe 3 Sch. 2 ½ Z., Breite 1 Sch. 9 Z., Dicke 6 Z.

VICTORIAE [1])
AVG. PRO. SA
LVTE. IMP
ANTONINI
AVG. M. SA
TIVS. PRIS
CVS. LEGATVS [2])
PIVS. PR. PR

Gefunden unter alten, bey dem Orte Ajusch an der Csataseite befindlichen Mauerruinen.

Oesterreich.

Petronell bey Wien.

388.

T. FLAVIVS
CRENSCES (sic)
EQV. ALE. TAMVE
X. BRIT. AN. XXX. STIP. XV.
DOM. DVROCORREM
H. S. E. FLAVIVS. SILVAN
VS. DEC. A . . . . VS. D
H. F. F.

Unmittelbar ober der Inschrift erscheint in halberhobener Arbeit ein Reiter, einen Feind zu Fuße bekämpfend; hinter dem Reiter folgt ein Diener zu Fuße: ober dieser Vorstellung ist ein stehender römischer Adler. Eine Inschrift bey Gruter XLV. 4 erwähnt einer ähnlichen ALA. TAMI.

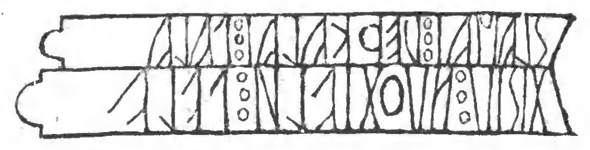
389.

Wir geben zum Schlusse eine etruscische Grabschrift, welche durch den Ort ihrer Auffindung — in un fondo nel territorio di Davesco (di ragione de' Signori fratelli Bianchi di Lugano) circolo di Pregassona, distretto di Lugano — eine besondere Merkwürdigkeit erhält:

Länge metri 1,70; Breite metri 0,60.

---

1) AE in einem Buchstaben verbunden. 2) AT eben so.



Alle näheren, die Auffindung dieses höchst merkwürdigen Inschriftsteines betreffenden Umstände, sind in den folgenden Briefauszügen enthalten.

Estratti di due lettere, una da Bellinzona in data 2 Xbre 1820. l'altra de Locarno del 6. Aprile 1821, del Sigr. Consigliere di stato del Canton Ticino, Giovanni Reali, colle quali accompagnava copie dell' antica descrizione ritrovata ed esistente a Davesco, circolo di Pregassona, Distretto di Lugano.

Lettera 2 Xbre 1820.

Soltanto jeri potei avere nelle mani il tipo della nota inscrizione di cui fa cenno il gradito di Lei foglio da me ricevuto sul finire d' Ottobre. Mi faccio ora un dovere di rimetterle il tipo stesso in seno alla presente, perchè possa consegnarlo a codesto Sr direttore del gabinetto d' antichità per l' oportuno esame. — A norma del medesimo Sr. direttore gioverà rimarcare che la lapide di cui si tratta fù rinvenuta entro un amasso di congerie che formava una specie di promontorio alle falde d'una valle vicina alla chiesa parrochiale di Davesco. Nello smuovere questo ammasso, e specialmente nell' intorno della lapide medesima, fu scoperta quantità d' ossa umane d'una grandezza non ordinaria. — La lapide non è levigata ma rustica affatto e la sua misura corrisponde esattamente a quella indicata nel piccolo tipo che le trasmetto.

Lettera 6 Aprile 1821.

Mi recai in persona a Davesco per rilevare materialmente, e come *al naturale* le lettere scolpite nella nota lapide. — Eccole qui trascritte nell' unito viglietto, come per me si è potuto. Riguardo alle altre notizie relative a detta lapide non mi venne fatto di raccoglierne fuori delle sequenti. — Poco distante dalla chiesa parrochiale esisteva un' annosa pianta di noce la quale fù svelta da impetuoso colpo di vento. Il proprietario del sito nel coltivare il fondo dovette far scavare sotto la pianta, ove si scoperse la lapide giacente orizontalmente alla profondità d' un metro. La pietra è di *sarizzo* comune di nostri paesi, irregolarmente tagliata nella sua circonferenza e non levigata: sua grossezza non è minore di 10 centimetri; l'altezza e lunghezza rilevasi dallo schizzo che nello scorso autunno ebbi il piacere di rimettere a V. S. cariss.ª — Pare che le ossa ivi rinvenute potessero riferirsi alla lapide istessa, dacchè erano poche e sottostanti. La loro grandezza e grossezza erano alquanto fuori dell' ordinario delle ossa umane. — In quei contorni non avvi memoria che siansi mai ritrovati attrezzi di guerra, armi e simili. — L' epoca della sua scoperta data dall' anno 1809.

* * *

In der Anzeige des Werkes: Monumens et ouvrages d'art antiques restitués d'après les descriptions des écrivains, et accompagnés de dissertations archéologiques, par *M. Quatremère de Quincy*. 2 vol. Paris 1826. 1828, von Herrn Raoul-Rochette im Journal des Savans, Janvier 1830, da wo es sich S. 50 von der Darstellung des Volkes, δῆμος, durch eine jugendliche männliche Figur handelt, führt Hr. Raoul-Rochette mehrere entscheidende Stellen der Alten an: es nahm uns Wunder, nicht auch die alten Münzen als entscheidende Gewährleistung erwähnt zu finden, da, besonders auf jenen der Städte Kleinasiens, nichts häufiger ist, als diese Vorstellung des δῆμος als stehender männlicher Figur, was nur Eckhel IV. 190 nicht genug herausgehoben hat. Man sehe z. B. Sagalassus Pisidiae in Mus. Pis. tab. LXXI. Alia Phrygiae bey Pellerin pl. XLII. 9 u. s. w.

In derselben Anzeige a. a. O. S. 52 ist von einer Art tiefgeschnittener Steine der Alten die Rede, welche von den neueren Sammlern (z. B. Raspe) gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Symplegmes, Chimères, grylles oder gryphes bezeichnet werden, und eine abenteuerliche Zusammensetzung von Masken und Thierköpfen u. dgl. vorstellen. Hr. Raoul-Rochette sagt davon: ...... des pierres gravées connues des antiquaires sous les noms de *grylles* ou *gryphes* *), lesquelles offrent, comme on sait, un assemblage de têtes humaines, ou de fragmens d'animaux divers, disposés de manière à former un seul animal grotesque, avec les têtes ou les parties tronquées de plusieurs. Mais il y a ici, à ce qu'il nous semble, plus d'une méprise grave à relever. D'abord, en ce qui concerne les *grylles* des pierrres gravées, *il n'est pas douteux que la composition et l'exécution de ces pierres, du genre des abraxas, n'appartiennent à une époque où s'exerça l'empire des superstitions orientales, et conséquemment qu'il ne sauroit y avoir rien de commun entre ces combinaisons chimériques, produites pour la plupart sous l'influence des idées gnostiques, et les compositions de l'art grec. Il y a, nous ne craignons pas de l'affirmer, entre des monstres, tels que les grylles, et le démos de Parrhasius, quel qu'il fût, un immense intervalle de temps, une révolution toute entière dans les principes et dans les habitudes de l'imitation.* Und dann etwas weiter: Comment concilier de pareils témoignages et de pareils faits avec l'idée d'une composition grotesque et monstrueuse, telle que celle des *grylles*, *exécutées d'après des combinaisons gnostiques, par des mains déjà presque barbares, dans le second et le troisième siècle de notre ère, et peut-être même plus bas encore.*

Hier liegt offenbar eine Verwechslung zu Grunde, und Hrn. Quatremere wird da ein unbegründeter Vorwurf gemacht. Diese Art geschnittener Steine sind nämlich himmelweit von den sogenannten Abraxas durch Zeit, Arbeit und Materie verschieden. Indem wir im Allgemeinen auf den in Wien 1829 erschienenen Abriß der Alterthumskunde S. 78 und 244 (wo grylles statt grilles zu lesen ist) verweisen,

*) In der Anmerkung werden mehrere Werke über diese geschnittenen Steine angeführt, wir vermissen Raspe: Catalogue raisonné d'une collection générale de pierres gravées — moulées — par Jacq. Tassie. Londres 1791. S. 709 ff.

erwähnen wir hier nur, daß diese symplegmes in der Regel in rothe Jaspisse vertieft geschnitten, und von vortrefflicher Arbeit, und also aus sehr guter Zeit sind, während die Abraxas größtentheils in Eisenstein, Blutjaspis oder auch gelbe Jaspisse und Chalcedon geschnitten, und, wie übrigens oben vollkommen richtig bemerkt wird, aus später Zeit und von schlechter Arbeit sind. Das hohe Alter jener abenteuerlichen Zusammenstellungen in den symplegmes, ihr Gebrauch und Entstehung in eigentlich griechischer Epoche, also ganz im Gegensatze mit den Abraxas und der Annahme Hrn. R.-R., beweist das Vorkommen derselben Vorstellungen auf den kleinen, sehr alten Silbermünzen der Stadt Signia Latii und Himera Siciliae (s. in dem angeführten Abriß S. 135 und 144), ein Umstand, der für die Bestimmung der eigentlichen Bedeutung derselben von entscheidender Wichtigkeit ist. Wie frühe schon (mit Beziehung auf die genannten Münzen) in Italien das astrologische Unwesen des Orients verbreitet seyn mochte, scheint aus der so frühen Unterscheidung der einzelnen Tage und deren besonderer Bezeichnung zu erhellen. So ist es z. B. merkwürdig Cic. pro Murena 25. c. 11. über die dies fast. et nefast. der Römer zu hören: Posset lege agi nec ne, pauci quondam sciebant; fastos enim vulgo non habebant; erant in magna potestate qui consulebantur, a quibus etiam dies, *tanquam a Chaldaeis* petebantur. Wir glaubten uns diese wenigen Bemerkungen erlauben zu dürfen, weil wir sie nur als den Ausdruck unserer vollen Verehrung für die mit Recht so allgemein anerkannten Verdienste des Herrn R.-R. wollen gelten lassen.

Falsche Denkmäler.

Diese Blätter waren es zuerst, welche in der Anzeige von: Monete Veneziane dal principio al fine della republica. Venezia 1818, von Co Antonio Menizzi (Jahrbücher 1822, XVII. Bd. S. 251), auf eine Reihe von Münz- und Inschrift-Denkmälern aufmerksam machten, die angeblich aus den frühesten Zeiten Venedigs stammen sollten, in Wahrheit aber das nicht einmal gut gerathene Werk eines ganz armen, neueren Verfälschers waren. Nur allmälich gewann die bessere Ueberzeugung die Oberhand, da aber Herstellung völliger Gewißheit nirgends wichtiger, als bey Denkmälern ist, worauf alle Untersuchung fußen muß, glauben wir der folgenden erschöpfenden Bestätigung unserer damaligen Anzeige die größte Verbreitung geben zu sollen, um so mehr, als sie nebenhin in einer kleinen Schrift enthalten ist, wo man sie nicht leicht suchen würde, wir meinen die: Lettera intorno al palazzo ducale e descrizione dei quadri nella sala del gran consiglio esistenti prima dell' incendio del MDLXXVII pubblicate da FrancescoSansovino e riprodotte con illustrazioni Venezia 1829, welche illustrazioni den gelehrten Herrn Bibliothekar Bettio zum Verfasser haben. S. 46 ff. wird die folgende Nachricht gegeben: — Imperciocchè sono circa vent' anni poco più da che improvvisatamente sbuccarono fuori in Venezia antichi monumenti di pergamene, lapidi, monete, tessere, lamine di piombo con epigrafi incise, e documenti affatto nuovi e curiosi della più rimota antichità Veneziana, coi quali s' inventarono Accademie non mai esistite, si fabbricarono anella signatorie portanti gli anni dell' era volgare dal secolo settimo in giù, prima cioè che l' uso dell' era volgare s' introducesse, e si tessero narra-

zioni di fatti o non successi, ovvero se avvenuti, esposti però con giunte affatto nuove ed inverisimili. Questi monumenti indussero pur troppo in errore non pochi soggetti rispettabilissimi, i quali, trascurando i canoni critici archeologici, non fecero riflessione nè alle forme delle lettere totalmente ideali e non mai usate nei Diplomi, e nei codici manoscritti, nè agl' improntì di mentita antichità, inventati per far credere autentici i documenti, nè alle tinte artificiali date alle pergamene, nè alle lacerazioni a bella posta marcate con eccedente ricercatezza, nè ai goffi errori introdotti nelle iscrizioni, tanto a rilievo sui marmi, quanto incise sui piombi, e sui sigilli. Altri però oculati rideano e scherzavano sui disseppelliti tesori archeologici riconosciuti falsi, inventati e fabbricati appositamente per ingannare. Alcuni di questi ultimi la falsificazione attribuivano alla goffaggine del secolo XVII., ed alcuni, fra i quali devo riporre me stesso, avrebbero giurato, che i coniatori di queste supposte anticaglie fossero in vita, ed attualmente lavorandole, le disseminassero per oggetto di lucro; riflettendo tanto alla loro sorprendente abbondanza, quanto alla tenuità del prezzo e quanto alla prontezza di soddisfare alle ricerche ed al genio dei pochi acquirenti, alla gloria delle illustri famiglie dei quali procuravasi particolarmente di soddisfare.

Fu questo la verità, imperciocchè certo rigattiere *Meneghetti*, morto non è guari in questo civico spedale, fu riconosciuto pel vero autore di tutti questi oggetti alla veneziana istoria appartenenti, e quindi si giunse a rilevare il facile processo, del quale servivasi nell' eseguirli, motivo per cui era appunto così tenue il loro prezzo. L'eruditissimo illustratore dei viaggiatori veneziani, e della celebratissima mappa del suo Fra Mauro, trasportata in questa nostra biblioteca, Sua Eminenza il sig. Cardinale Placido Zurla in una delle false pergamene dall' officina dell' idiota Meneghetti uscita, iscoprì a caso un pezzo con artificiosi barbarismi cavato dalle opere del celebre Carlo Sigonio. Il nostro riputatissimo filologo sig. Francesco Negri, di gloriosa ed insieme acerba memoria, consultato sopra un' antica iscrizione dallo stesso falsificatore prodotta, ritrovò un guazzabuglio epigrafico diformato col corrompere una bella epigrafe riportata nei Marmi Arundelliani, piu volte pubblicati nell' opera intitolata *Marmora Oxoniensia*. Non fu pero così cauto ed avveduto il probo e rispettabile vecchio Co. Antonio Menizzi, il quale prestando fede alle capricciose Monete veneziane dallo stesso ignorante impostore inventate, s' illuse à segno di pubblicarle e d' illustrarle nella parte prima ed unica della sua opera sulle *Monete veneziane dal principio al fine della repubblica*, stampata in Venezia nel 1818. Il nobile sig. Conte Leonardo Manin però, affinchè l' innocente inganno del Menizzi non si perpetuasse presso i troppo facili a prestar credenza alle patrie falsificazioni, lesse nel nostro Ateneo, con molta critica, apposita memoria in opposizione all' opera del Menizzi, memoria la quale nell' anno 1827 fu posta in luce nel tomo I° *delle Esercitazioni dell' Ateneo di Venezia.*

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LVI.

Der habsburgische Pfau.

Nach einem Gemälde der k. k. Ambraser-Sammlung, mitgetheilt vom Custos Joseph Bergmann.

Die Pfauenfeder war, wie ich vorläufig erinnern muß, als Helmschmuck und Parteyzeichen Habsburgs von den Gegnern dieses immer wachsenden Hauses angefeindet und gehaßt. Nun läßt Clemens Jäger zu Augsburg im heraldischen Geiste seiner Zeit (1550) auf dem zu erklärenden Gemälde diesen junonischen Vogel, welcher auf einem Felsen im Meere steht, sein Prachtgefieder, dessen zahlreiche Augen mit den farbigen Wappenschildchen der nach und nach ererbten und durch Verträge erworbenen Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften besetzt sind, den Neidern und Feinden des habsburgischen Namens und Ruhmes zum Trotze und Spotte entfalten.

Diese bildliche Hauptvorstellung mit einigen Beygaben begleitet ein erklärender Text, und das Ganze umfaßt gleichsam als Rahmen der Stammbaum des Hauses Habsburg von Rudolph bis auf Maximilian II., und der Regenten Castiliens und Aragoniens von Ferdinand IV., Könige von Castilien und Leon, bis auf Ferdinand den Katholischen, König von Aragonien in gerader Abstammung, wie alles die detaillirte Erklärung zeigen wird.

Das dritthalb Fuß hohe und fast eben so breite Gemälde, welches mit Wasserfarben auf Pergament gemalt und auf Holz gespannt ist, stellt als Hauptfigur einen Pfau mit aufgeschlagenem Schweife vor, der ein rundes, vierfeldiges Wappenschildchen — mit den colorirten castilianischen, aragonischen, österreichischen und burgundischen Wappen — auf der Brust trägt; aus dem Schnabel seines rechts gekehrten Kopfes windet sich ein Zettel mit den Worten: »Alles mit Ehren.« Das aufgeschlagene große Rad wirft fünf Augenreihen von 3/4 bis 5/4 Zoll Größe halbkreisförmig nach außen hin, zwischen denen die farbigen Wappenschildchen der Königreiche, Provinzen und einzelnen Besitzungen zu sehen sind. Die erste, dem Körper des Pfauen nächste, somit kleinste Reihe hat sieben, die zweyte neun, die dritte achtzehn, die vierte drey und zwanzig, die fünfte vier und zwanzig, zusammen 81 Wappen.

Die erste Reihe, die sich an beyde Seiten des emporgestreckten Halses anlehnt, enthält sieben Wappen, welche nach ihrem politischen Range theils mit der Grafen- und Fürstenkrone, theils mit der königlichen geschmückt sind; als: von Molin (Stadt und Herrschaft in Neucastilien), Tripolis, Piscay, Win(dische)mark, Portenaw, Sallins (in der Franche Comté), Mecheln.

Die zweyte: Oristan, Gotian (jenes eine Markgrafschaft, dieses eine Grafschaft auf Sardinien), Asturia, Cathalonia, Namur, Certroina (Cerdaigne), Frießland, Zütphan, Cili.

Die dritte: Seeland, Burgund, Barriuon, Pfierdt, Henigaw, Elsaß, Märhern, Schwaben, Habspurg, Flandern, Tyroll, Laußnitz, Burgaw, Görtz, Khyburg, Arthois, Holand, Rossilien (Roussillon).

Die vierte: Neopatri, Athenis, Geldern, Limpurg, Chrain, Steyr, Burgundt, Can.(arische und) Ind.(ische) Ins(eln), Terr(a) firma, Algarbien, Murtien, Oesterreich, Corsica, Giens (Jaen, eine schöne Stadt in Andalusien, soll ein altes Königreich gewesen seyn), Gibraltar, Algesier, Lottri(n)g, Brabant, Kärndten, Lützemburg, Calabria, Wirtemberg, Schlesy.

Die fünfte: Rame (Theil des alten Königreiches Bosnien mit dem Titel eines Königreiches am Flusse Rame gegen Dalmatien gelegen), Bulgaria, Corduba, Hispalis (Sevilla), Gallizia, Tolleten, Nauarra, Dalmatia, Bohemia, Vngaria, Legion, Castilia, Arragonia, Sicilia, Hierusalem, Croatia, Granaten, Valentia, Majorica, Sardinia, Wossen (Bosnien), Sclavonia, Lodomire, Seruia.

Leider sind diese nett gezeichneten Wappen weder geographisch noch chronologisch, wann die einzelnen Reiche zusammengekommen (was sehr interessant wäre), noch nach ihrer Größe und politischen Wichtigkeit geordnet, sondern planlos durch einander geworfen.

Dieser Pfau mit dem wappenreichen Augenschweife steht innerhalb der Kette des goldenen Vließes, des burgundisch-österreichischen Hausordens, auf einem rothen Sammtpolster, welches auf einem blumenbewachsenen Felsen, den der offene Ocean umspült, ruhet. Neben dem Polster rechts liegt eine Krone, links eine Fahne mit dem alt- und neuösterreichischen Wappen, über die kreuzweise ein Schwert gelegt ist; am Rande des Felsens ist der altösterreichische Wappenschild mit den fünf goldenen Lerchen im blauen Felde, oben: **Alt**; gegenüber am linken Rande der neuösterreichische Wappenschild, die weiße Querbinde im rothen Felde, oben: **New**. Rechts und links an den Enden stehen im Meere auf viereckigen Fußgestellen die beyden Herkulessäulen, jene hat auf gewundenem Zettel: PLVS, oben die Kaiserkrone, diese OVLTRE mit der Königskrone. Unten am Rande des Meeres laufen in ganzer Länge einzeilig mit goldener Fracturschrift eilf Verse dahin, die deutlich genug den Zweck des Ganzen erklären:

Das gefider schön mein Gott mir gab,
Viel thier aus neid fast murrten drab,
Ja viel, so nit aus meiner art,
Von juge(n)t *) auf mich hasstend hart,
Wollten nur offt gantz vnuerschuldt,
Nemen mein gschmuck d'ehrnhuld.
Ich liebt all ehr zu allen stundn,
Des danckh ich laid'(er) offt empfundn.
Aber Gott vn(d) mein redlichs gemüet,
Hat mich bißher krefftig behüt,
Obschon mein feind v'(er)ächtlich wüett.

LAVS DEO.

Darunter sind in der ganzen Breite des Pergamentes die Hauptmomente der Geschichte Oesterreichs, vorzuglich der Erwerbungen, des Wachsthumes und des Ruhmes der Häuser Ba-

*) Statt des über den Vocal oder Consonanten im Original gesetzten Striches wurde im Drucke der ausgelassene Buchstabe in Klammern eingeschaltet.

benberg und Habsburg, von den fabelhaften, keiner Widerlegung bedürfenden Privilegien Nero's u. s. w. bis 1550, wie folgt, in acht Columnen zu lesen.

(In einer Linie in Kanzleyschrift mit goldfarbenen Buchstaben):

Ein figürliche anzaigung, wie aus gnade(n) vn(d) fürsehung des Allmächtigen, dz vralt hochlöblich Ertzhertzogthumb Oesterreich, vn(d) d'selbe(n) regiere(n)den Ertzfürste(n), allein durch ehrliche mitl vn(d) weg an ehr, würde(n), macht vnd Herrligkeit vo(n) anfang biß auf diese zeit löblich zugenommen, gewachsen vn(d) geziert worden ist, laut jhrer Freyheitten vnd Titulen, zusamen gezogen.

Vor der geburt Christi, zu der zeit Julij Caesaris ist Oesterreich genannt das Orientisch Erdreich, zu der zeit Neronis, gleich nach der Himelfart Christi, wierdt Oesterreich genannt die Oesterreichisch Prouintzen. Nach der Geburt Christi Anno 284 ist Osterreich genannt worden dz Orientalisch Bayrland. Biß hieher haben es die Römer geregiert, vnd mit jren Legionibus, welche die Lerchen in jhren Paniren gefürt, besetzt vnd jnnen gehalten. Daher dan(n) dz alt Osterreichisch wappen mit den fünff guldin lerchen in einem plauen feld, welchs biß auff 1189 Jar lang, alle Fürsten des Hauß Osterreichs löblichen gefüret haben, seine(n) vrsprung genomen. Anno 342 haben die Ostergotten aus bewilligung Keysers Constantini Osterreich erstlichen bewohnet, vnd ward derselben zeit genan(n)t das Ostergaw, welche Attila der König Hunnorum An(n)o 442 wider außgetrieben, vnd genan(n)t hat das Ober Hungerland. Aber nach dem Tode Attile wurde Osterreich durch die Römer den Hungern widerumb benomen. Hernacher Anno 530 haben die Longobarder in Pannonia, vmb dz sie dem Römischen Volckh hülff beweisen sollen, auff 38. Jar bewohnet. Vnd im Jar des hails 568 auff das Osterlich fest wider daraus gezogen. Als aber Carolus der groß Osterreich durch seine Ritterliche Francken vnd Schwaben von den feinden befriedet (791) vnd das wider jhre feinde bey dem heiligen Christlichen glauben erhallten, Ist Osterreich benannt worden die Orientische Marckh, welcher Nam dem Land vnd seinen Fürsten biß auff Kayser Fridrichen des Namens der Erst, Barbarossa genannt, der die Marck Osterreich zu ainem Hertzogthumb ehrlichen (ehrenvoll) erhebt, belieben ist. Was schaden, brunsten, verterbung vnd zerstörungen das Hauß Osterreich, vnd desselben Fürssten vnd innwoner durch diese lange Jar biß hieher erlitten, waiß yeder verstendiger Leser wol zu erwegen. Anno 1156 [1]) hat Fridericus Romischer Kayser Barbarossa genannt durch einen friedlichen Vertrag dz löblich Hauß Osterreich zu einem Hertzogthumb gemacht u. das mit dem Land ob der Ens gemehret, auch die Hertzogen zu Osterreich mit dem geritzte(n) Cränzlin von gold umb das Hertzoghuetlin, welches die allten Coronam rostratam genannt haben, ehrlichen begabet, auch umbe das sich Leopoldus so Ritterlich gegen den vnglaubigen gehallten hat Er jn vnd alle Fürssten zu Ossterreich mit dem neuen Osterreichischen Wappen zu füren, herrlichen gezieret [2]). Und zu dem allen hat jn

[1]) 10. September unter Heinrich Ja so mir Gott — das sogenannte Privilegium Fridericianum I.

[2]) Wahrscheinlich änderte Herzog Friedrich II., der Streitbare, das österreichische Wappen; um die Heldenthaten Leopolds VI. vor Ptolomais zu verewigen, verwandelte er beym Anlaß des Siegel- und Schatzraubes durch die Kuenringer das bis dahin bestandene Wappen in ein

bemellter Fridericus diese Freyheit miltiglich verlihen, Nemlichen: Das alle Fürsssten des Haus Osterreichs jre Lehen zu Ross vnd allain auff jhrem grund vnd boden empfahen sollen. Anno 1192 hat Ottocarus Hertzog zu Steyr, dieweil Er aus seiner gnaden Gemahel, welche ein geborne Ertzhertzogin (!) zu Osterreich gewesen, keinen Leibserben vberkom(m)en, das Fürsstenthumb Steyrmarck seinem Schwager Hertzog Leopolden bey lebendigem Leib freywilligklichen vbergeben, vnd ist Leopoldus von Kayser Heinrichen dem Sechsten hernacher darüber belehnet worden [1]). Dergestallt ist Steyr an das Haus Osterreich löblichen komen. Dieser [2]) Hainricus Römischer Kayser hat aber das löblich Hauß Osterreich vnd desselben(n) Fürssten noch mehr gezieret, vnd Anno 1228 die zween Kayserliche(n) gulden bogen auff das geritzt Cräntzlein, das Fridericus zuuor auff das Ertzhertzoghuetlein jnen verlichen; gnedigklich gegeben, welches hernach An(n)o 1243 (1245, zu Verona) von Friderico secundo, auch von Geburt ein Schwab, ein Dote (d. i. Pathe) vnd erzieher Rudolphi Römischen Künigs, mit dem guldin Creuzlin darauff allerlieblichist geziert worden, Welches wunderbarlich zu horen, vn(d) gleichsam es aus Göttlicher ordnung also fürsehen, auf dz die geborne Fürssten zu Schwabe(n) dz Hauß Osterreich vnd desselben Fürssten in ehren von einer würde zu der and'n also erhöhen sollten, beschehen ist. Dann dieser Fridericus Römischer Kayser hat dem Land Osterreich vnd desselbigen Fürsten, auf dz es sampt seinen Fürsten in ewige Zeit ein Ertzhertzogthumb, vnd desselben Fürssten Ertzhertzogen einig allein bleiben soll, herrlich priuilegiert vnd bestettiget, als Petrus Vineis Kayserlicher Cantzler, solches klar herfür bringt (Privilegium Fridericianum II.). — Anno 1205 hat Leopoldus (VII) Ertzhertzog zu Osterreich die Graff: vnd Herrschaft Lyntz, Welß, Wermberg, Ottmanßhaimb, Vrein (d. i. Grein) vnd Hartstain kauffsweiß an das haus Osterreich gebracht. Anno 1233 hat Fridericus Ertzhertzog zu Osterreich das Hertzogthumb Crain, dem Haus Osterreich löblichen zugethan vnd eingeleibet. Mit diesen allen vorbenannten Fürsstenthumen, landen vnd leutten, auch ehren, würden vn(d) gezierden sampt allen herrlichen Privilegien vnd Freyheiten ist dz hochlöblich Hauß Osterreich vnd desselben Fürssten ehrlichen geziert gewese(n). Welchs biß auff das 1268 Jar als dieses geschlecht durch 368 Jar lang das zwelffst allter in der Succession ehrlich erlangt hatte, gewehret. Alßdann hat dieses geschlecht das Land

---

Scharlachfeld mit weißer Binde; im Jahre 1230—1231 führte er noch den Adler=Schild.

1) Ottocar VI., der erste Herzog der Steyermark seit 1180, 29. Juny, war nach der Meisten Angabe mit Agnes, Leopolds VI. Tochter, die als Braut starb, nur verlobt. An einem unheilbaren Aussatze leidend, fertigte er schon 1186, 17. August zu St. Georgenberg bey Enns aus eigener Machtvollkommenheit die berühmte Urkunde »Donatio seu Traditio Styriae« an seinen Nachbarn aus, kraft welcher Leopold nach dem 1192, 8. May erfolgten Hintritte dieses letzten Traungauers das Herzogthum mit Oesterreich vereinigte, und von Kaiser Heinrich VI. zu Worms den 24. May damit feyerlich belehnt wurde. — Daß der Erzherzogstitel zuerst vom großsinnigen Rudolph IV. um 1360 angenommen wurde, und erst hundert Jahre später unter Kaiser Friedrich IV. (III.) allgemein in Brauch kam, ist allbekannt.

2) Nicht Kaiser Heinrich VI. († 1197), sondern dessen Enkel, der römische König Heinrich VII., der mit Margaretha, Leopolds VII. Tochter, vermählt war, gab als Reichsverweser seines auf einem Kreuzzuge abwesenden Vaters, Kaisers Friedrich II., im J. 1228, 23 August, zu Eßlingen seinem Schwiegervater das sogenannte Privilegium Henricianum II.

Österreich sampt allen herrschafften, ehrn vn(d) titel), mit dem Leben verlassen, wie nachuolgt: Als Conradinus Khünig zu Sicilien vnd Jerusalem, vnd Hertzog zu Schwaben, sein Väterlich Erb Sicilia vnd Apulia, welchs, jme der Bapst vn(d) Khunig zu Franckreich, durch seltza(m) Practica eingenomen, widerumb mit gewalt zu seinen handen bringe(n) wollte, Ist jme Fridericus dieses geschlechts der letst Hertzog zu Österreich aus lieb zu hülff gezogen, Als sie aber mit einer schlacht darnider gelegen, vnnd bayde gefangen, seind sie zu Neapolis alle bayde auff einen tag, dz vnfürstlich vnd abscheulich zu hören, laider elendigklich enthauptet, vnd alda begraben worden. Beschehen Anno 1268 (29. October) [1].

Wie nun diese zwey Fürsstenthumb Österreich vnd Schwaben erbloß worden, seind bayde Fürstenthumb de(m) heiligen Reich haimbgefallen, Wie aber derzeit kain ordenlich Haupt im Reich gewesen, haben bayde Lender vn(d) besonder Österreich von Ottocaro Khünig zu Behaimb viel gefhars erlitten Es hat sich aber zugetragen, dz nach langer feyer des Reichs, aus vrsach, das wenig fried, sondern alle rauberey im heiligen Reich fürgangen, ... alle Practica, der teurist vn(d) redlichist Graue in allem Teutschenn Lande, aus dem Vralten Habspurgischen Geschlecht, Rudolphus genan(n)t, auf das dem heiligen Reich Teutscher Nation wid'(er) zu recht, fried vnd ruhe geholffen wurde, von den Churfürsstenn ainmüttigklich zu einem Römischen Khünig (1273, 29. Sept.) erwehlet worden, welcher von stund an durch Reichstäg, Mandaten vnd volgends durch wehr vn(d) waffen die ruhe teutscher Nation gesucht, vn(d) die mit hülff der Fürsstenn sehr vast gepflantzet hat, Ottocarus aber der Khünig der Behaimb als er Össterreich vnd Steyr 24. Jahr lang vnrechtlich besessen, viel tyranney darinne(n) geübt, dauon nicht weichen, auch die wahl Rudolphi nicht für krefftig hallten, vnd kain lehen darüber empfangen wollte, ist er zu zweymalen vberzogen, vn(d) entlichen mit 14,000 (auf dem Marchfelde 1278, 26. Aug.) erschlagen, vnd also zu abent nackend auff der walstatt gefunden, volge(n)ts zu Wienn gezaiget, vn(d) lezstlich zu Znaim von den seinen begraben worden. Mit dieser schlacht ist Österreich wider ain Glied des heiligen Reichs gemacht worde(n). Es hat aber der theur Khünig Rudolphus seinen eltisten Son, Albertus gena(n)t, den Fürsstenthumen Österreich, Steyr, Crain, Portenaw vn(d) andere herrschafften darzu gehörig, zu ainem Verweser (1281) fürgesetzt, vnd jhre bald darauff Elisabetha, ein Tochter des Grauen zu Görtz [2]), welche ain ainige vnd nechste Erbgnemin des Hauß Österreichs gewesen, zu ainem ehlichen Gemahl vertraut. Es hat auch Rudolphus hiezwischen die gemüter der Chur vnd Fürssten versönet vn(d) ainen Reichstag Anno 1284 (1283, 1. Juni) gen Augspurg außgeschrieben, vn(d) alda mit verwilligung aller Fürssten, seine zween Sone, Albertum mit dem Ertzhertzogthume Österreich, Steyr, Crain vn(d) wz darzu gehöret, den andern

---

1) Zwölf Fürsten aus dem Hause Babenberg regierten in Oesterreich; sieben als Markgrafen vom J. 983 — 1156 durch 173 Jahre, und fünf als Herzoge von 1156 — 1246, durch 90 Jahre, zusammen 263 Jahre. Im J. 1246, 15. Juny, starb der letzte Regierende dieses Hauses, Friedrich II., der Streitbare; seines Bruders Heinrichs des Grausamen Enkel war der unglückliche Friedrich, Markgraf von Baden (nicht Herzog von Oesterreich), der mit Conradin zu Neapel enthauptet wurde.

2) Mainhard's IV., Grafen von Görz und Tyrol, der kraft einer Urkunde vom 31. Jänner 1286 mit Kärnthen belehnt wurde.

Son Rudolphum mit dem alten Fürsstenthumb Schwaben auff einem tag herrlich belehnet, welchs sich Augspurg mein geliebtes Vaterland billich erfrewen soll. Es hat aber Rudolphus sampt seinen Sönen diese Graffschafften, Länder vn(d) stätt mit jhnen an dz Hauß Osterreich gebracht, Nemlich, das herrlich vn(d) vesst Schlossß vn(d) Graffschafft Habspurg, zu welchem die Stätt, Windischprugg, Arow, vn(d) wz dazwischen im Aygen genannt, liget, gehörig gewesen ist. Dazu die ober Landgraffschafft im Elsaß, welchs seine Eltern Anno 950 ererbet habe(n), deßgleichen die Fürstlich Graffschafft Kyburg, Stätt, Schlösser vn(d) Lender, dz Anno 1264 durch erbschafft vn krieg an Rudolphum Römischen König komen was. Item die zwo herrlich Graffschafften Baden im Ergaw vn(d) Lentzburg, welche Anno 1244 die Grauen zu Habspurg erblich erlangt habe(n). Deßgleichen die vier herrliche Stätt am Rhein, Waldshut, Seckingen, Lauffen(n)burg vn(d) Rheinfelden, welche mit Schlössern, Landen vn(d) Leuten seit des 1248. Jars, allwegen den Grauen zu Habspurg zugehörig, vn(d) durch erb, vn(d) zum tail selbst erbauung aigenthumlich gewesen seindt. Diese Habspurgische Graff: vn(d) herrschafften alle hat Albertus an dz Haus Osterreich löblich gebracht. Als nu(n) dz Fürstenthumb zu Schwaben Rudolpho durch Lehen, wie gehört, verlihen, das nach seinem Todt auff seinen Sone Joannem geerbt, aber von wegen des Todtschlags Alberti (1308, 1. May) ward jme dz Fürstenthumb zu Schwaben benomen, vnnd durch Hainricum Römischen Kayser, des namens der Sibend., Leopoldo Ertzhertzogen zu Osterreich, von wegen seiner getreuen Dienste An(n)o 1312 zu Lehen gelihen. Dergestallt, das Fürsstenthumb zu Schwaben noch heuttigs tags bey de(m) Hauß Osterreich in ehren schwebet, welchem dan(n) die Marggraffschafft baldt hernach zugethan worden ist. Anno 1324 kam die herrlich Graffschafft Pfierd, samt jren guettern vnd herrlichkeiten, durch Albertum, Ertzhertzogen zu Osterreich, des namens der weiß, mit heurath vnd abkauffung 8000 Marckh Silbers löblich ans haus Osterreich. Deßgleichen wierdt Anno 1335 (Albert II. u.) Otto Ertzhertzog zu Osterreich durch Ludovicum Römischen Kayser, des namens der Vierdt, nach absterben Hainrici (Sohnes Mainhards IV.) Hertzogs zu Kärndten mit dem Hertzogthumb Kärndten statlichen belehnet. Dieser Otto wierdt von hochernenntem Ludovico zu ainem Vicari des Reichs gen Padua vnd Tervis gesetzt, hat sich auch dauon geschriben. Anno 1360 hat Rudolphus Ertzhertzog zu Osterreich die fürstlich Graffschafft Tyroll durch redliche heurath an das haus Osterreich gebracht, welche viel seltzame anstossß von den Venedigern erlitten hat[1]). Leopoldus d'(er) ander hat in thailung der Lender Osterreich so mit seinem Bruder Alberto beschehen, alle Länder, als Steyr, Kärndten, Crain, Tyrol sampt allen Schwäbischen vnd Rheinischen Städten vnd Lender besessen, vnd Osterreich allain seinem Bruder Alberto verlassen. Dieser Leopoldus hat Anno 1350 die Tervisianischen Marckh, Bel(l)uno Spernal (Serrevalle) sampt der Clausen löblich an sich gebracht, auch sich von wegen des heiligen Reichs aus Bewilligung Kayser Caroli des Vierdten, daruon geschrieben[2]). An(n)o 1371 hat Er die Herrschaft

1) Margaretha Maultasch war nie mit einem Prinzen des Erzhauses vermählt, sondern Rudolphs IV. Grossmutter, die Kaiserin Elisabeth, war Margarethens Tante; wohl aber war der letztern Sohn, Mainhard V., der letzte Graf von Tyrol (+ 1363, 13. Jänner), mit Rudolphs Schwester Margaretha verlobt.

2) Treviso kam 1388 an die Republik Venedig.

Hohenberg, sampt den Stätten Rotenburg und Horb (am Neckar) kauffweiß an dz Hauß Österreich löblich gebracht. Anno 1376 hat Er die Grafschafft Feldkirch an dz hauß Österreich redlich erkaufft vnd bezalt.

Fridericus Römischer Kayser, des namens der dritt, bringet die fürstlichen Grafschafften Zili (1457) vnd Görz *) erblich an dz hauß Österreich, vnd hat mehr dann 60 herrschafften, welche zuuor hefftig versetzt gewesen, erlöset, vnd dieselben zu d'(er) dienstbarkeit Österreich gebracht, hat auch die Fundation der dreyer Bistumb, als Wienn, Neistatt vnd Labach von dem Bapst erworben. Zu dem ist er auch ain anfenger S. Georgen Ordens, welches Obristen ainen fürstlichen Titl füret, gewesen, vn(d) denselben reichlich begabet.

Maximilianus Römischer Kayser, (d'er) from(m), teur vnd redlich Ertzfürst hat Anno 1477 durch ehrliche heirat mit Frewlin Maria, Hertzog Carls zu Burgundi ehliche vnd ainig tochter, die Niderlendische Fürstenthumb vn(d) Herrschaften, Burgundi, Lotharigk, Brabant, Limpurg, Lützenburg vn(d) Geldern, auch Flandern, Arthois, Henegaw, Burgund, Holand, Seeland, Namur, Zütphen vn(d) Frießland, Salins vn(d) Mecheln, rechtlich vberkomen, vnd also die Herrlichkeit des hauses Österreich nicht allein von der Thonaw biß an das end des Rheins, sonder(n) von einem Mehr zu dem and'n allerlöblichist erstrecket. Anno 1490 hat dieser teur Kayser Maximilianus mit Gewinnung d'(er) Khüniglichen Statt Stulweissenburg die Erbhuldigung vn(d) titul der Khünigreiche Hungern, Dalmatien und Croatien, zu welchem Khünigreich zuuor Albertus des Namens der 5(te) Anno 1437 dz notfest Schloß vn(d) Statt gridischen Weissenburg, als einen Schlüssel der Christenheit redlich gebracht, löblichen erlanget. Deßgleichen ist der ritterlich orden des gulden flüeß, welchen der durchleuchtig Fürst Philippus Hertzog zu Burgundi anfencklich anno 1431 (1430, 10. Jänner) aufgerichtet, durch diesen Helden Maximilianum an dz Österreichisch Gebluet komen, u. haben solchen ritterlichen orden biß auf diese zeit mit ehren gefürt. Anno 1496. die Hispanische Khünigreich, Fürsstenthumb, Graff- vnd Herrschafften, Nemlich, Castilia, Arragonia, Leon, Sicilia, Hierusalem, Nauarra, Granaten, Toleta, Valencia, Galicia, Majorica, Hispalis, Sardinia, Corduba, Corsica, Murtien, Giennis, Algarbien, Algeziern, Gibraltar, der Canarischen vn(d) Indianische(n) Insulen, vn(d) Terrafirme des Oceanischen Meers, Calabrien, Athen, Neopatrien, Barcinon, Rosillon, Ceritonia, Oristani, Gotiau, Cathalonia, Asturi, Piscay, Molin vnd Tripoli ꝛc. dem Österreichischen Gebluet zu regieren vnderworffen, vnd die Ehre Österreich, vom auffgang biß zum nidergang zu wasser vnd land, bey haiden, jüdenn vnd Christen erhöhet, Welche Khunigreich, Fürsstenthumb, Graff- und herrschafften der Allerdurchleuchtigist, Großmech-

---

*) Albrecht IV., Graf von Görz, versicherte auf den Fall des Aussterbens des Mannsstammes im J. 1364 durch einen Erbvertrag dem Hause Oesterreich seine Grafschaft. Dieser Vertrag wurde noch 1394, 1436 und 1490 durch Verträge bestätiget; demnach nahm Kaiser Maximilian nach dem im J. 1500, 12. April zu Lienz erfolgten Hintritte des letzten Grafen Leonhard von Görz und dem dazu gehörigen Pusterthale in Tyrol Besitz.

tigist, Unüberwindtlichist Fürst vnd Herr, Herr Carolus (V.) yetz-regierender Röm: Kayser nicht allein gewaltigklich regieret, Sonder durch die Ritterliche, Mailendische, Italianische, Römische, Griechische, Affricanische Frantzösische, Barbarische, Geldrische vnd Teutsche rc. siegreiche vnd gedrungene krige gantz tapffer erhallten, vnd dieselben mit dem reichen Fürstenthumb Mailand (1536) sammt andern weitgelegenen Insuln, welche den Römern vnbekant gewesen, Ja für die Columnam Herculis erstrecket vn(d) löblichen gemehret. Ferdinandus aber der Allerdurch. Römisch, Hungerisch und Behemisch Khünig, Ertzher: zu Österreich, vnser allergnedigister Herr hat die reiche, mechtige Khünigreich, Hungern, Dalmatia vn(d) Croatia auch die Cron Behaimb, sambt den Fürsstenthumen Mehrern, Schlesy vn(d) Laußnitz erblich (1526) durch ehrliche heurat, Zu dem das Fürstenthumb Wirtemberg vn(d) Tegk [1]), auch die Graffschafft Pregentz (1451 u. 1523), kauffsweiß, vnd die Stadt Costantz, welche sein Mtt rc. von Kayserlicher acht vn(d) entlichistem verterben auser bereit, an dz Haus Österreich löblichen gebracht [2]). Vnd sich dem Gebrauch der alten Hungerischen Khünigen, als Ludovico vnd Sigismundo, welche die wappen vnd titulen der Khünigreich Bulgarie, Lodomire, Rame, Wossen, Seruie vnd Sclauonie, als der Cron Hungern zugehörig mit jren Haupt innsigln vn(d) Tituln gefürt, bißher gantz stattlich gehalten Vnd dz ichs in allem sage, Welcher aller herrliche Lehen vn(d) herrschafftenn dem Ertzhertzogthumb Österreich vnderworffen, aber in jrer beeder Mtt rc. Titulen nicht begriffen, mit wappen vnd sonst auch die ritterliche sieg vnd thaten alher verzaichnen wollte, der musste mehr zeit vnd ain ander größer werckh für die hannd nemen.

Der allmechtig ewige Gott, der recht ware Khünig der Ehren, wolle das Österreichisch Gebluet vnd wz denselben zu regieren von Gott vnderworffen, genedigklich bewaren vermehren vnd erhalten. Amen.

Authores, deren gezeugnuß hierinnen gebraucht worde(n).

Otto, ain Geborner Marggraff zu Österreich vn(d) Bischoff zu Freysing Anno 1145 († 1158 zu Morimund, wo er ruhet).
Sigißmundus Meisterlin Conuentual zu S. Vlrich in Augspurg, Anno 1457.
Anthonius Bonnfinius. Anno 1496.
D. Joannes Nauclerus, Thumprobst zu Thübingen. Anno 1498.
D. Joannes Cuspinianus, Kayser Maximilians Orator. Anno 1523.

---

1) Der schwäbische Bund vertrieb (1519) den unruhigen Herzog Ulrich, weil er die eroberte Reichsstadt Reutlingen, welche die Mörder eines Bedienten Ulrichs in Schutz genommen, seinem Herzogthume einverleibt hatte, aus seinem Lande, und verkaufte dasselbe an Oesterreich. In dem Vergleiche von Cadan 1534 erhielt das Herzogthum, das indeß einen Theil der österreichischen Vorlande unter König Ferdinand bildete, wieder seinen vorigen Herrn, jedoch als ein Afterlehen von Oesterreich. Dieses ward 1599 gegen vorbehaltene Anwartschaft des Hauses Oesterreich aufgehoben.

2) Die Reichsstadt Constanz widersetzte sich der Annahme des Interims; der Kaiser schritt zur Gewalt. Unversehens kamen die Spanier vor die Stadt, sie zu nehmen. Umsonst — sie wurde nun in die Acht erklärt, worauf sie sich 1548 freywillig dem römischen Könige Ferdinand ergab, und dadurch mit dem Kaiser Carl V. aussöhnte. Sie huldigte als österreichische Stadt 1549.

D. Wolffgangus Lacius, der Röm. Hungarischen vn behemischen Khün. Mt. Rath, gar ein fleissiger herfürbringer v. Osterreichischen allten Geschichtenn. Anno 1546.
M. Joannes Stumpff, Anno 1548. vnd andere mehr rc.
Röm. Kay. Mtt rc. Ernholdt (Herold) Joann Tyrell, in wappen.

Der Römischen Kayserlichen vnd Khüniglichen Mtt rc. vnnd dem hochlöblichen Ertzhertzogthum Osterreich zu lob, ehren vnd gefallen allervnderthenigist durch Clementen Jäger*) zu Augspurg in diesen form zusamenn geordnet.
Anno 1550 den 16. Decembris.

Oben zur Rechten:
(Privilegium Neronis).

Vnter andern, ein vrallte herrliche freyheit, dem hochlöblichen Hauß Osterreich von Kayser Nerone Tyberio vor 1500. Jaren gnedig gegeben, welche auf heutigen tag in den gehaimisten behalltnussen verschlossen, vnd haben dieselben siben Römische Kayser nach einander confirmirt vnd bekrefftiget.

Claudius Tyberius Nero Kayser, Mehrer deß Reichs, Obrister Feldherr des XII. des Tribunischen Gewalts, des VIII mal Obrister Priester. Als ein Rath in grosser anzal versammlet, vnd yeder seiner mainung angefragt, ist einhellig beschlossen vnd erkenet. Nachdem das Land gegen Auffgang, so sonnst Pannonia (in Teutsch aber Osterreich) genennt wierdt, dem Römischen Volck durch sonderbare treu vnd bestendige gehorsamb, bekannt worden, das sich dasselbe für andere der Freyheit solle gebrauchen. Deßhalben zuelassen vnd vergön(n)en wir obgemelltem Land frey zu sein von allen Zöllen, Rennten vnd Zinsen, vnd nit allain denen, die von vnns selbst vnd dem Römischen Volckh aufferlegt, Sonder auch ob von vnsern nachkomen Jhnen Tribut zu geben geschafft wurde, wollen wir sie dennoch in ewige erlassung derselben gezogen haben. Vnd demnach ordnen Wir aus Römischer Kayserlicher macht vnd hochheit (die vnns dann verlihen ist) das die jnnwohner vnd vnderthanen dieß Lands mit keinerley beschwerdt in kunfftig zeit nim(m)er ersuecht noch angefochten werden sollen. So aber yemand wider dieß

---

*) Wer dieser Clemens Jäger war, erhellet aus Stetten's Geschichte von Augsburg, 1743. B. I. S. 389, wo er sagt: »Anno 1546 dedicirte ein hiesiger Rathsdiener, Namens Clemens Jäger, seine mit nicht geringem Fleiß meistens aus alten Urkunden zusammengetragene Augspurgische Consulat= und Land=Vogtey Bücher, in deren ersterm die Namen der jedweiligen Bürgermeister, in dem andern aber die Namen und Wappen der Augspurgischen Land= und Stadtvögte bis auf seine Zeiten, nebst unterschiedlichen merkwürdigen historischen Nachrichten anzutreffen.« — Dieses so mühsam gearbeitete und bis ins Kleinste ausgeführte Gemälde wurde vielleicht auf Veranlassung oder gar Bestellung des Erzherzoges Ferdinand, des kunstliebenden Stifters der Ambraser=Sammlung, der in dieser Zeit die schöne und edle Philippine kennen lernte, verfertigt oder ihm zum Geschenke gemacht; denn im Jahre 1550 wurde in dieser Reichsstadt vom Kaiser Karl V. ein Reichstag gehalten. Am 16. October hielt noch daselbst der kaiserliche Kronprinz Philipp (II.) ein glänzendes Turnier.

vnser Gebot anders fürzunemen vnderstehen wurde, soll demselben hiemit feur u. wasser zu ewigen zeiten verbotten sein.

(Darunter ein Engelskopf mit zwey Flügelchen.)

Gegenüber zur Linken:

(Privilegium Henricianum I. *).

Diese schrifftliche Priuilegia hat Ernestus, derzeit Marggraue zu Osterreich, Kayser Hainrichen dem vierdten, vnd den fürnemisten Fürsten des Reichs, Anno 1052 fürgetragen, Vnd darauff ain stattliche Confirmation sampt ainer neuen herrlichen Freyheit, als nemlichen: Das alle Fürsten des Lands Osterreich, das Schwerdt jhres Gerichtes, vnd Panier des Fürstenthumbs vor dem Reich vnd aller Wellt, frey, offentlich, ohn verhinderung mennigklichs füren mögen vnd solten, von hochbemeltem Römischen Kayser Hainrichen, ehrlichen erlangt. Vnd wierdt bemelter Ernestus, vmb das (weil) Er die Vnglaubigen zu drey malen aus dem Landt geschlagen als ain fürnemister Fürst vnd getrewister Gehülff des heiligen Römischen Reichs gegrüsset vnd benen(n)t, auch das Land Osterreich als ain Schild vnd hertz wider die vnglaubigen leblichen gerüemet.

Es ist aber der Erst Verbrecher dieser new gegebenen Freyheit, Nemlich: Richardus König zue Engelland dermassen gestrafft worden, das jme sein Khünigklicher Schatz vnd einkomen der Cron Engelland die straff zu bezalen viel zu wenig gewesen, Sonder alle Kirchenzierd von Silber vnd Gold, als Kelch, Monstrantzen vnd anders aller Kirchen des Englischen Reichs hat verkauffen, versetzen auch schmeltzen, vnd die Bues damit bezalen müessen. (1192, 20 Dec. bis 1194 Febr.)

(Darunter ein Engelskopf mit zwey Flügelchen)

Oben auf einem fliegenden Bande die Worte:

NON NOBIS DOMINE NON NOBIS, SED NOMINI TVO DA GLORIAM. PSAL. CXIIII.

(Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre. Psalm cxv. V. 1.)

* * *

Um das Ganze, Bild und Text, läuft gleichsam als Rahmen an den vier Seiten eine über anderthalb Zoll breite, auf schwarzem Grund

---

*) Schon 1043 auf dem kaiserlichen Hoflager zu Ingelheim erhob Kaiser Heinrich III. die österreichische Markgrafschaft zu einem Reichslehen vom ersten Range. Er verband damit die Schirmvogtey über Salzburg und Passau, gab dem Markgrafen den Titel »des biedersten und getreuesten Fürsten des deutschen Reichs, mit dem Vorrechte, bey Feyerlichkeiten sich das Gerichtsschwert und Landespanier vortragen zu lassen,« ein Sinnbild der Unabhängigkeit, mit Vorbehalt des Kaiserrechtes. Er verspricht Oesterreichs Fürsten des Reiches und der Christenheit Hülfe gegen jeden Feind, weil das Land an einem Ende der Christenheit gelegen sey. Dieser Gnadenbrief — das erste jener Privilegien, die so sehr in frühern Zeiten den Ruhm Oesterreichs erhoben — wurde von dessen Sohne und Nachfolger Heinrich IV. bey dessen Anwesenheit in Oesterreich dem Markgrafen Ernst I., dem Tapfern, urkundlich 1058 4. Oct. bestätiget.

gemalte, Einfassung von achtzehn gekrönten spanischen Wappenschildchen, jedes anderthalb Zoll hoch und einen Zoll breit.

Von der Mitte des untern Randes zieht sich auf der rechten Seite (vom Bilde aus betrachtet) bis zur obern linken Ecke in eilf Wappenschildchen empor die Stammtafel des durchlauchtigsten Hauses Habsburg von K. Rudolph I. bis zur Vermählung Maximilians II., vom J. 1240—1548, und gegenüber links in sieben die des Regentenhauses von Castilien bis zu dessen Vereinigung mit Aragonien unter Ferdinand dem Katholischen, vom J. 1295 — 1474.

Jedes dieser Wappenschildchen ist vertical halbirt, und hat zur Rechten (auf der Seite A des folgenden Holzschnittes) das Wappen des Fürsten, zur Linken B der Fürstin, mit zu beyden Seiten stehenden abgekürzten Namen und dem Jahre der Vermählung; oben ruht nach der politischen Würde des Ahnherrn bald die herzogliche, bald die königliche oder kaiserliche Krone *).

I. RV. a b m c d A B IOH.
12 40.

RV.DOLPHUS Graf von Habsburg, geb. 1218, 1. May, vermählte sich laut dieser Angabe im J. 1240, ward röm. König 1273, 29. September (gekrönt 24. October zu Aachen), gest. 1291, 15. July zu Germersheim, 73 Jahre alt; sein Leichnam ruhet in Speyer.

Hier wird IOH.ANNA als K. Rudolphs Gemahlin angegeben. Nach allgemein übereinstimmender Annahme ist Anna (von einigen auch Gertrud genannt), Gräfin von Hohenberg, dessen erste Gemahlin, Mutter von vier Söhnen und sechs Töchtern. Sie starb 1281, 14. März zu Wien, und ruhet jetzt zu St Paul im Lavantthale Kärnthens unter den übrigen von St. Blasien dahingebrachten Leichnamen der Habsburger.

Wappen. A. In goldenem Felde prangt der schwarze Doppeladler des Reichs mit dem goldenen Schein um die Köpfe und dem vierfeldigen Wappenschilde auf der Brust, auf welchem das österreichische, habsburgische, elsassische und ein verwischtes Wappen sind. B. Ein rother, rechter Schrägbalken in goldenem Felde, welches das Wappen des Hauses Baden (nicht Hohenberg) ist.

II. AL. | ELI.
12 | 80.

AL.BERTUS der Siegreiche, seit 1282, 27. Dec. Herzog von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Herr auf der windischen Mark und Portenau, zum Kaiser 1298, 24. Aug. zu Aachen gekrönt, starb

*) Kürze halber wird in den folgenden heraldischen Erklärungen — um den wiederholten Abdruck des Holzschnittes zu vermeiden — jedesmal nur ein Verticalstrich gesetzt. A bezeichne, wie gesagt, das Wappen des Ahnherrn, und B das der Ahnfrau, die abermalige Spaltung in vier Felder die Buchstaben a, b, c, d und m das Herz= oder Mittelschildchen.

eines gewaltsamen Todes durch seinen Neffen Johann von Schwaben 1308, 1. May, ruhet in Speyer.

ELI sabeth, Tochter Herzogs Mainhard von Tyrol und Kärnthen, geboren um 1263, nach dieser Angabe vermählt 1280 (nach Andern 1276), Mutter von 21 Kindern, von denen neun in zartem Alter starben; starb 1313, 28 Oct. in dem von ihr und ihrer Tochter Agnes gestifteten Kloster Königsfelden, ruht jetzt zu St. Paul in Kärnthen.

Wappen. A. Des Reichs Doppeladler trägt auf der Brust ein vierfeldiges Wappenschildchen, als: a. den österreichischen Bindenschild; b. den silbernen Panther mit feuersprühendem Rachen und Ohren im grünen Felde wegen Steyermark; c. drey über einander schreitende schwarze Löwen im goldenen Felde wegen Kärnthen; d. den blauen Adler im silbernen Felde wegen Krain; das Herzschildchen m. hat einen rothen Löwen mit blauer Krone und Zunge im goldenen Felde wegen der Stammgrafschaft Habsburg. B. Das tyrolisch=kärnthnerische Wappen. Ueber dem ganzen Schilde die Kaiserkrone.

III. AL. | IOH.
13 | 24.

AL.bertus der Weise, auch der Lahme, geb. um 1298, folgte seinem unglücklichen Bruder Friedrich dem Schönen in der Regierung der österreichischen Länder 1330; unter ihm kam im J. 1335 Kärnthen nach dem Tode Heinrichs, des letzten seines Stammes, für immer an Oesterreich; er starb 1358, 20. July, 60 J. alt, und ruhet in der von ihm (1330) gestifteten Karthause Gamming neben seiner Gemahlin.

IOH.anna, ältere Tochter Ulrichs II., des letzten Grafen († 1324, 24. Febr.) von Pfirt im Sundgau; geb. 1300 zu Basel, vermählte sich daselbst im May 1324, gest. 1351, 15. November; sie brachte Pfirt an Oesterreich.

Wappen. A. a. Oesterreich; b. Steyermark; c. Kärnthen; d. Krain. B. Die zwey goldenen Fische im rothen Felde wegen Pfirt.

IV. LE. | VIR.
13 | 65.

LE.opoldus, die Zier der Ritterschaft, Alberts II. jüngster Sohn, geb. 1351, Besitzer aller österreichischen Länder, außer Oesterreich selbst, erwarb die Grafschaft Feldkirch 1376, die Trevisaner Mark und Triest 1382, fiel in offener Mannsschlacht gegen die Eidgenossen bey Sempach 1386, 9 July; ruhet jetzt zu St. Paul.

VIR idis, Herzogs Bernabo von Mailand, vermählt 1365, nach andern 1366, 22. Februar zu Mailand; sie verhüllte nach Leopolds Tode ihr Haupt mit dem Nonnenschleyer im Cisterzienserkloster Sittich in Krain, wo sie im J. 1414, 11. März starb, und beygesetzt wurde. Sie hinterließ vier Söhne und eine Tochter.

Wappen. A. a. Der steyerische Panther; b. Schwaben; c. Kärnthen; d. Krain. B. das mailändische Wappen, nämlich: die blaue, sich emporrichtende und dreymal gekrümmte Schlange, aus deren Rachen ein nacktes, rothes (sonst blaues) Kind mit ausgestreckten Armen hervorkömmt, im silbernen Felde. In der Mitte der österreichische Bindenschild. Oben die Herzogskrone.

V. ER. | CIM.
14 | 12.

ER.NESTUS, des vorigen dritter Sohn, der Eiserne genannt, der Beherrscher der Steyermark, Kärnthens und Krains, geb. 1377, gestorben 1424, 10 Juny zu Bruck an der Mur, ruht im Stifte Rain; seine zweyte Gemahlin war

CIM.BURGIS, Tochter Simovits, Herzogs von Ploczk und Masovien, um derentwillen er den ritterlichen Zug unternahm; vermählt 1412, gest. 28. Dez. 1429 zu Türnitz, und ruhet zu Lilienfeld. Sie war eine gesegnete Mutter von neun Kindern, und die Stamm=Mutter des bis Karl VI. im Mannsstamme regierenden Hauses Habsburg.

Wappen. A. a. Oesterreich; b. Steyermark; c. Kärnthen; d. Krain; m. der habsburgische rothe Löwe mit blauer Krone. B. Der weiße einköpfige polnische (masovische) Adler mit goldener Krone im rothen Felde. — Oben die Herzogskrone.

VI. FR. | LE.
14 | 52.

FR.IDERICUS, als Herzog V., als Kaiser III. (IV.), der Friedfertige, geb. 1415, 21. Sept. zu Innsbruck, im zwanzigsten Jahre Regent der väterlichen Lande, Steyermark, Kärnthen und Krain, erwarb die Grafschaft Cilli 1457, und nach seines unruhigen Bruders Albert Tode (1464, 2. Dec.) Oesterreich ob und unter der Enns; zum römischen Kaiser 1440, 2. Februar zu Frankfurt gewählt, zu Rom vom Papste Nikolaus V. 1452, 19. März gekrönt, reg. 53 Jahre, starb am 19. Aug. 1493 zu Linz an der Ruhr, ruht zu St. Stephan in Wien in seinem prächtigen Mausoleum.

Gemahlin. LE.ONORA, Königs Eduard von Portugal Tochter, geb. 8. Sept. 1437, getraut am 15. März 1452 zu Rom vom Papste Nikolaus V., gest. am 3. Sept. 1467 im dreyßigsten Jahre zu Wienerisch Neustadt, ruht daselbst neben ihrem Sohne Maximilian. — Sie gebar fünf Kinder, wovon sie Maximilian und Kunigund überlebten.

Wappen. A. Der gekrönte kaiserliche Doppeladler auf goldenem Grunde trägt auf der Brust den vierfeldigen Wappenschild von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain. B. Das portugiesische Wappen: fünf kreuzweise gesetzte blaue Schildchen, deren jedes fünf, in Gestalt eines Andreaskreuzes gelegte silberne Pfennige hat; um den Schild läuft ein rother Rand, auf dem acht (statt sieben) goldene Castelle mit blauen Thüren stehen. Oben die Kaiserkrone.

VII. MAX. | MA.
14 | 77.

MAX.IMILIANUS, der letzte Ritter, geb. 1459, 23. März zu Neustadt, römischer König 1486, 16 Februar gekrönt zu Aachen am 4. April; folgte seinem Vater 1493, starb 1519, 12. Jänner nach sechs und zwanzigjähriger kaiserlicher Regierung zu Wels, ruhet unter dem Hochaltare der St Georgen=Schloßkirche zu Neustadt.

Gemahlin. MA.RIA von Burgund, Karls des Kühnen Erbtochter, geb. 1457, 12. Februar, vermählt 1477, 19 Aug. zu Gent, starb im 26 Jahre 1482 am 27. März an den Folgen eines auf der Raigerbeize erlittenen Sturzes vom Pferde zu Brügge in Flandern, wo sie in der St. Marienkirche ruhet.

Wappen. A Der Doppeladler wie vorher, auf dem vierfeldigen Brustschilde die Wappen von: a. Oesterreich, b. Burgund, c. der brabantische goldene Löwe im schwarzen Felde, d. der tyrolische rothe

Adler im silbernen Felde. B. In zwey quer getheilten Feldern oben: die mit Gold und Blau wechselnden, von der Rechten zur Linken niederlaufenden sechs Streife in rother Einfassung wegen **Burgund**; unten: der goldene Löwe **Brabants**. Auf dem Wappenschilde die Kaiserkrone.

VIII.	PH.	IOH.
	14	99.

PH.ILIPPUS, der **Schöne**, geb. 1478, 22. Juny zu Brügge, seit 1494 Beherrscher der Niederlande, König von Castilien 1504; starb 1506, 25. Sept. zu Burgos in Spanien an einem hitzigen Fieber, alt 28 Jahre; sein Leichnam ruhet zu Granada.

IOH.ANNA, Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Isabellas von Castilien, Erbin der ganzen spanischen Monarchie, geboren 1479, vermählt den 21. August 1496 (nach **dieser** irrigen Angabe 1499) zu Lier, gest. 1556, 13. April im 76. Jahre zu Turdesilla, und ruhet in Granada. Sie war Mutter von zwey Söhnen und vier Töchtern.

Wappen. A. In der obern Hälfte des quer geschnittenen Schildes neben einander die Wappen von Oesterreich, Burgund, Brabant und Steyermark; in der untern von Tyrol (das zweyte Feld ist verwischt), Krain und Kärnthen, und auf dem kleinen Mittelschildchen der habsburgische rothe Löwe mit der blauen Krone. B. In der obern Hälfte: vier rothe Pfähle im goldenen Felde wegen Aragonien; in der untern: die aragonischen Pfähle im Andreaskreuze durchschnitten, an jeder Seite ein schwarzer Adler mit rothem Schnabel und rothen Füßen im silbernen Felde wegen beyder Sicilien. Oben die castilianische Königskrone.

IX.	CAR.	ISA.
	15	25.

CAR.OLUS V., geboren zu Gent am 24. Febr. 1500, ward nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre Regent der Niederlande, König der gesammten spanischen Reiche, dieses Namens der Erste, im Jahre 1516; zum deutschen Kaiser 1519, 28 Juny gewählt, und zu Aachen 1520, 20. October gekrönt; trat auf dem ersten Reichstage zu Worms kraft eines am 28. April 1521 geschlossenen Vertrages seinem Bruder **Ferdinand** die österreichischen Erblande ab, und stiftete die **spanisch-habsburgische Linie**, die mit Carl II. 1600, 1. Nov. erlosch; wurde 1530, 22. Februar zu Bologna der letzte unter den Kaisern vom Papste Clemens VII. mit der eisernen Krone zum **longobardischen** Könige und am 24sten mit der goldenen zum römischen Kaiser gekrönt; trat 1556 die Regierung der spanischen Reiche und der Niederlande seinem Sohne Philipp ab; zog sich ins Kloster St. Giusto in Estramadura zurück, und starb 1558, 21. September. Er wurde zu Granada im alten königlichen Begräbnisse, später in dem von seinem Sohne erbauten herrlichen Escurial beygesetzt.

ISA.BELLA, Königs Emanuel von Portugal Tochter, geboren 1503, vermählte sich 1526, 11. März zu Sevilla (**hier** irrig 1525), gest. 1539, 1. May, ruhet im Escurial. Sie gebar vier Söhne und zwey Töchter.

Wappen. A. Der kaiserliche Doppeladler mit dem Wappenschildchen auf der Brust; a. das goldene Castell mit blauer Thüre in rothem Felde wegen **Castilien**; b. die rothen Pfähle **Aragoniens**;

c. beyde Sicilien; d. der rothe Löwe im silbernen Felde wegen Leon; m. mit dem österreichischen und burgundischen Wappen. B. Das portugiesische Wappen, wie oben VI. Oben die Kaiserkrone.

X. FER. | AN.
15 | 21.

FER.dinandus I., geboren zu Complut oder Alcala de Henares 1503, 10. März, trat die Regierung in den ihm von seinem kaiserlichen Bruder überlassenen österreichischen Erblanden im Jahre 1521 an, ward der Stifter der deutsch=habsburgischen Linie, und nach dem Tode seines Schwagers, Ludwigs II., der bey Mohacz 29. Aug. 1526 im Kampfe gegen die Türken blieb, König von Böhmen, gekrönt 27. Februar 1527, von Ungern nach manchem harten Streite den 28. Oct. desselben Jahres; römischer König 1531, 5. Jänner, gekrönt den 11ten zu Aachen, Kaiser 1556 nach Abdankung seines Bruders, starb 1564, 25. July zu Wien, und ruhet im königlichen Begräbniß zu St. Veit in Prag.

AN.na, Tochter des ungrischen und böhmischen Königs Wladislaus, geboren 1503, 23. July; vermählt zu Linz 26. May 1521, gest. 1547, 27. Jänner im königlichen Schlosse zu Prag, und ruhet gleichfalls bey St. Veit. Sie wurde Mutter von vier Söhnen und eilf Tochtern.

Wappen. A. Auf der Brust des Doppeladlers a und d das ungrische, b und c das böhmische Wappen, m der österreichische Bindenschild und der habsburgische Löwe. B. Wie vorher, nur ohne das Mittelschildchen. Oben die Kaiserkrone.

XI. MAX. | MA.
15 | 48.

MAX.imilianus II., geboren 1527, 1. Aug. zu Wien, wurde in Spanien mit Philipp II. erzogen, König von Bohmen 1548, erhielt die böhmische Krone noch bey Lebzeiten seines Vaters 1562, 20. Sept., ward den 24. Nov. römischer König, König von Ungern 1563, 8 September, folgte seinem Vater 1564 in der Kaiserwürde und in den Erbstaaten, starb 1576, 12. October auf dem Reichstage zu Regensburg, und ruhet in der Domkirche zu Prag.

MA.ria, Tochter Carls V., geboren 1528, 21. Juny zu Madrid, vermählte sich zu Valladolid 1548, 13. September, reisete nach dem Tode ihres Gemahls nach Spanien zurück, begab sich in das St. Claraklofter zu Madrid, starb am 26 Februar 1603, ruhet daselbst im Chor. Sie ward Mutter von zehn Söhnen und sechs Töchtern.

Wappen. A. a u. d das böhmische, b u. c das ungrische Wappen mit dem österreichisch=burgundischen Herzschilde. B. a u. d das Wappen Castiliens; b u. c ein goldener Löwe im schwarzen Felde, was Brabant ist, statt des rothen Löwen im silbernen Felde von Leon. Oben die Königskrone.

Von unten links hinauf ziehen sich sieben Wappenschilde des castilianischen Königshauses bis zu dessen Vereinigung mit dem aragonischen, vom Jahre 1295 bis 1474.

I. FER. | CO.
12 | 95.

FER dinandus IV., Sancho's IV. Sohn, geboren 1205, 6. Dez., König von Castilien und Leon 1295, gest. 1312, 7. Sept., alt 27 Jahre.

CO.nstantia, Königs Dionysius von Portugal Tochter, gest. im November 1313.

Wappen. A. In zwey Feldern: oben ein goldenes Castell mit drey Zinnen und blauer Thüre im rothen Felde wegen Castilien; darunter ein rother goldgekrönter Löwe im silbernen Felde wegen Leon. B. Das Wappen von Portugal wie oben Nr. VI. Oben die Königskrone.

II. AL. | LE. 13 | 40.

AL.phonsus XI., geboren 1311, 11. Aug., König von Castilien und Leon 1312, gest. 1350, 26. März, 39 Jahre alt. Seine Gemahlin Maria, Alphons IV. von Portugal Tochter, starb durch ihren Bruder an Gift im J. 1356.

LE.onora von Guzmann ist die Stamm-Mutter der folgenden Könige Castiliens.

Wappen. A. Wie vorher. B. Das Wappen der Guzmann. Oben die Königskrone.

III. HEN. | IOH. 13 | 69.

HEN.ricus I. (nothus), geboren 1332, anfangs Graf von Trastamare, König nach dem Tode seines ohne Nachkommen von ihm ermordeten Bruders, Peters des Grausamen, im J. 1369, 23. März, gest. 1379, 30. May, 46 J. alt.

IOH.anna, Manuel de la Cerda, dessen erste Gemahlin, nach einigen vermählt 1350, gest. 1381, 27. May.

Wappen. A. Wie vorher. B. a. Castell mit rother Thüre; b. ein rother Löwe in weißem Felde; b. drey goldene Lilien im grünen Felde. Oben die Königskrone.

IV. IOH. | LE. 13 | 79.

IOH.annes I., geboren 1358, 20. Aug., König 1379, gest. 1390, 9. Oct., alt 32 Jahre.

LE.onora, Peters IV., Königs von Aragonien, Tochter, vermählt 1379, nach andern 1375, 8. Juny, gest. 1382, 18. August.

Wappen. A. Wie vorher. B. Das aragonische und sicilianische Wappen wie oben Nr. VIII.

V. FER. | LE. 13 | 90.

FER.dinandus I., der Gerechte, geboren 1380, 27. Nov., König von Aragonien und beyder Sicilien im J. 1412, 30. Juny, gekrönt 1414, 11 Februar, gest. 1416, 2. April, alt 36 Jahre.

LE.onora de Castella, Tochter des Grafen Sanzio von Albuquerque, vermählt 1390, nach andern 1393, gest. 1435, im December,

Wappen. A. Das aragonische und sicilianische Wappen. B. Auf blauem Felde mit goldenen Buchstaben: LEONOR | CO(N)DESSA | DE | ALBVR | QVERQ.ue. Oben die Königskrone.

VI. IOH. | IOH.
14 | 60.

IOH.ANNES II., des vorigen zweyter Sohn, geboren 1397, 29. Juny, König in Navarra 1425, in Aragonien und Sicilien 1458, † 1479, 19 Jänner, alt 84 J.

IOH.ANNA, seine zweyte Gemahlin, Tochter Friedrichs Henriquez, Herrn von Medina del Rioseco, Admirals von Castilien, vermählt nach dieser Angabe 1460 (nach Hübner I. Tab. 40 im J. 1444), gest. 1468, 13. Februar.

Wappen. A. a. Aragonien und b. Sicilien. B. a. Zwey goldene Thürme, jeder mit blauer Thüre im rothen Felde; b. ein goldener rechts schreitender Löwe in silbernem Felde auf oben in der Mitte zugespitztem Schilde. Oben die Königskrone.

VII. FER. | EL.
14 | 74.

FER.DINANDUS II., der Katholische, des vorigen Sohn, geboren 1453, 10. März, König von Aragonien 1479, in Castilien 1474, gest. 1516, 23. Jänner, alt 63 Jahre.

EL.ISABETHA oder gewöhnlicher Isabella, Schwester und Erbin Heinrichs IV., des letzten im J. 1474 verstorbenen Königs von Castilien und Leon, geboren 1451, 23. April, vermählt 1474 (nach Hübner I. Tab. 41, im J. 1469, 18. Oct.), gest. 1504, 26. Nov.

Wappen. A. a. Das Wappen Aragoniens und b. Siciliens. B. a. Das von Castilien und b. von Leon, und in dem nach oben zugespitzten Mittelschildchen der aufgesprungene goldene Granatapfel mit rothem Kern auf silbernem Felde.

* * *

Das k. k. Münz= und Antikencabinet zu Wien besitzt eine bey Gelegenheit der Krönung Maximilians II. (des ältern Bruders Ferdinands) zum ungrischen König im J. 1563 verfertigte, höchst seltene Medaille in Gold und Silber, deren umschriftleere Kehrseite eine dem vorbeschriebenen Pfaue ganz ähnliche Vorstellung darbietet, so daß sie nur eine Copie im verjüngten Maßstabe zu seyn scheint. Der Revers führt einen aufrecht stehenden Pfau, der auf der Brust ein vertical halbirtes Schildchen mit dem österreichisch=burgundischen Wappen trägt. Auf dem aufgeschlagenen Schweife sind statt der Augen im Halbkreise zwey Reihen Wappenschildchen der Reiche und Provinzen des Erzhauses. Die innere Reihe enthält von der Rechten zur Linken auf eilf Schildchen die klar geprägten Wappen von: 1) Habsburg, 2) Elsaß, 3) Kärnthen, 4) Steyermark, 5) Burgund, 6) (bedeckt der Kopf des Pfaues), 7) Krain, 8) Flandern, 9) Portenau, 10) der windischen Mark, 11) Burgau; die äußere Reihe auf zwölf Schildchen von: 1) der Lausitz, 2) Schlesien oder Mähren (Adler?), 3) Croatien, 4) Slavonien, 5) Dalmatien, 6) Castilien, 7) Leon, 8) Aragonien, 9) beyder Sicilien, 10) Granada, 11) Tyrol, 12) Würtemberg. Zwischen den Schildchen der äußern Reihe wechselt das burgundische (St. Andreas) Kreuz mit dem Feuerstahl und den sprühenden Flammen des goldenen Vließes. Die Füße des Pfaues deckt ein mit der deutschen Königskrone geschmückter, ausgeschweifter und mit der Toisonkette umgebener Wappenschild mit dem einfachen Reichs=

adler, dem Insigne eines römischen Königs; links das gekrönte böhmische und rechts das gleichfalls gekrönte ungrische Wappen auf spanischen Schildchen. Darunter liegen rechts Zepter und Reichsapfel, links das lorberumwundene Schwert.)-(Auf dem Revers (für uns hier die Nebenvorstellung) sitzt Maximilian II., im vollen Krönungsornate mit dem Toison, unbedeckten Hauptes, in der Rechten das Zepter erhoben, in der Linken den Reichsapfel haltend — auf einem von zwey Adlern gestützten Throne unter einem Baldachine, den drey Kronen schmücken. Zwey weibliche Figuren stehen zu beyden Seiten des Thrones, rechts die Gerechtigkeit, welche in der emporgehobenen Rechten eine der drey Kronen über dem Könige, in der zurückgebeugten Linken das Schwert hält; rückwärts am Rande hin laufen in zwey Zeilen die Worte: IVSTICIAM VINDICA; links gegenüber der Friede, in der Rechten gleichfalls eine Krone, in der auswärts gesenkten Linken den Palmzweig haltend, mit der zweyzeiligen Schrift am Rande: DA PACEM PATRIAE. Unten im fünfzeiligen Abschnitte: VNO ANNO REGEM BOIEMIAE | MAXIMILIANVM | VNCTVM ROMANVM VIDIT | ET VNGARICVM | M.D.LXIII. Innerhalb einer Jahresfrist bekam Erzherzog Maximilian drey Königskronen: die böhmische im J. 1562, 20. Sept.; die eines römischen Königs am 30. Nov., und die ungrische 1563, 8. September. Diese prächtige Medaille wiegt in Geld 10 Ducaten, in Silber 1 1/16 Loth. Vgl. Herrgotts und Heers Numotheca Principum Austriae, Tom. II. Tab. VII, 15, pag. 53 et 54.

Anhang zu der Anzeige von dem Werke: Annali dell' instituto di corrispondenza Archeologia ecc.

Einige Zeit nachdem die Anzeige des genannten Werks vollendet war, langte Fascicolo II et III zum Jahrgang 1830 der Annalen, und vom Bulletino Nro. XII oder der December=Bogen des Jahres 1830 an. Diese letztern geben kurzen Bericht von Nachgrabungen und neu entdeckten Denkmalen auf den griechischen Inseln, von den Resten eines vierten Tempels zu Pästum, von angestelltem Graben in Sicilien in den Ruinen der alten Stadt Soluntum, zwischen Palermo und Messina; vom Ergebniß an Monumenten aus den Grüften bey Corneto, und andern neu eröffneten in jener Gegend (bey Romurzo), über einiges bey Volterra gefundene, anderes bey Arezzo; endlich folgen noch mehrere, das Institut selbst betreffende Nachrichten.

Die erwähnten zwey Hefte der Annalen sind gleich den frühern reich ausgestattet mit Aufsätzen über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiet der Archäologie; vornehmlich beschäftigen sie sich mit gelehrter Erklärung von Kunstdenkmalen, und oft muß man das Scharfsinnige dieser Auslegungen anerkennen, öfter noch die Aufwand=umfassende Belesenheit der Verfasser loben und ehren. Aber wenn wir uns im Allgemeinen zufrieden, in vielen Fällen belehrt zu seyn offen bekennen, so fordert hingegen das Gesammt=Interesse der Monumentenkunde, daß wir auch unsere Ansicht theils von diesen Auslegungen, theils von der Art und Weise, wie auszulegen sey, mittheilen; vielleicht daß dieselbe näherer Erwägung werth gehalten werden dürfte.

Die Alterthumsforscher kennen und üben zwey verschiedene Arten, Monumente der bildenden Kunst anzuschauen, zu würdigen und Wißbe=

gierigen auszulegen. Die erste Anschauungs- und Auslegungsweise beachtet vornehmlich das Dargestellte, als Statuen, Basreliefs, Münzen, geschnittene Steine und Malereyen, der Bedeutung nach ohne viel Rücksicht auf Kunstbeschaffenheit zu nehmen, mehr hingegen auf Sitten, Gebräuche, Kleidung, Religionsmeinungen u. s. w., man sucht die alten Schriftsteller durch das Kunstwerk, und umgekehrt das Kunstwerk durch die Schriftsteller zu erklären; mit einem Wort, die Wissenschaft zieht den besten Gewinn von dergleichen Bemühungen, der Kunst aber sind solche nur allenfalls durch die Wissenschaft förderlich, und Alterthumsforscher dieser bedungenen Art würden nicht inconsequent handeln, wenn sie die Tabula Iliaca, oder die Apotheose des Homer, selbst dem Laokoon und dem Apollo vorzögen.

Die andere, von jener ersten wesentlich verschiedene Betrachtungsweise alter Denkmale fällt dem Kunstrichter anheim; ihm dienen hauptsächlich die Vorzüge der Erfindung, der Anordnung und Ausführung zum Maßstab — nach welchem er jedes schätzt und seinen Werth bestimmt, wozu indessen, damit den Darstellungen ihr volles Recht widerfahre, nothwendig auch wissenschaftliche Kenntnisse gehören; da, ihrer Beyhülfe ermangelnd, der bloß Kunstverständige zu irren, und manche geistreiche Beziehung zu übersehen Gefahr läuft; eben deßwegen ist Winkelmann so vortrefflich! ja wohl mag man behaupten, bis jetzt noch unerreicht in der eigentlichen Monumentenkunde, weil er als Gelehrter ausgezeichnete Verdienste besaß, mit denselben gediegene Kenntniß der Kunst verband, besonders aber mehr als kein Anderer den wahren Geist der Antiken erfaßt hatte. In diesem Stück halten wir ihn ohne Bedenken auch seinem berühmten Nachfolger, den in andern Beziehungen hochverdienten E. Q. Visconti, weit überlegen.

Groß war die Kunst der alten Bildner und Maler, nicht minder bewundernswürdig von Seite edler dichterischer Gedanken, als wegen der äußern Anmuth ihrer Darstellungen in zierlichen Formen und wissenschaftlicher Vollendung; daher sind die antiken Kunstmonumente so ächt bewährte Bildungsmittel für Geist und Geschmack; dem, der sie beschreiben, auslegen oder beurtheilen will, liegt folglich zunächst ob, auf ihr dahin einschlagendes Verdienst zu merken, und dieses gehörig klar aus einander zu setzen. Hier aber müssen wir den Wunsch laut werden lassen, daß die Mitarbeiter an den Annalen künftighin die Kunstbeschaffenheit der Denkmale, von denen sie reden, mehr berücksichtigen, und der Leser erfahren möge, welchen Werth der Gedanke sowohl als die Ausführung haben; auch worin das zu beachtende Gute und Treffliche eigentlich besteht; bis jetzt geschah von dieser Seite zu wenig. Ferner dürfte wohl Mancher, der an Monumenten nicht bloß das Alterthum, sondern vornehmlich die Kunst liebt und ehrt, vielleicht meinen: Vasengemälde seyen gar zu oft zum Gegenstande der mitgetheilten Abhandlungen gewählt worden, und zwar sey die Wahl nicht immer auf Stücke gefallen, welche durch wahrhaftige Vorzüge sich auszeichnen; in der That ist der Markt in solchen Artikeln etwas übertragen. Die gemalten Darstellungen auf Vasen sind allerdings schätzbar, wenn sie den Forderungen, welche man an Kunstwerke zu machen berechtigt ist, Genüge leisten; vorzüglichster Aufmerksamkeit halten wir besonders jene würdig, welche durch gehaltreiche Erfindung, wohlgeordnete Gruppen und schönen Faltenschlag anziehen, mithin vermuthen lassen, sie seyen geachteten Werken berühmter Meister, wenn auch nur flüchtig, nachgebildet. Von ausgezeichneten Künstlern eigenhändig verfertigte Zeichnun-

gen auf Vasen können zwar möglicher Weise vorhanden seyn, doch sind uns keine bekannt, welche mit entschiedener Wahrscheinlichkeit dafür anzusehen wären, und in der Regel haben auch nur Künstler, deren Geschicklichkeit im Alterthum als gering gelten mußte, sich mit solchen Arbeiten befaßt; man begegnet sonach nur sehr wenigen Gemälden auf Vasen, deren Ausführung wirklich bedeutendes Kunstverdienst hat; vielen, die andern antiken Denkmalen gegenüber mittelmäßig dürfen genannt werden, und manchen, welche, aus dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, ganz ohne Werth sind, und wie der Kunstfreund leer ausgeht, so dürfen auch gelehrte Forscher nur auf kargen Gewinn hoffen, wenn sie, in schlechten Vasengemälden tiefen Sinn vermuthend, solchen mit vieler Mühe und überschwenglicher Belesenheit zu vermitteln streben. Von gemeinen handwerksmäßigen Kleckern lassen sich durchaus nicht weit hergeleitete Beziehungen und schwer auszumittelnde, halbverborgene Absichten erwarten.

Weimar. H. Meyer.

Register

des

drey und funfzigsten bis sechs und funfzigsten Bandes.

A.

B.

C.

D.

J.

K.

Q.

R.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.



